Frank Deppe
Georg Fülberth
Jürgen Harrer
(Hrsg.)

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTS-BEWEGUNG

4., aktualisierte und wesentlich erweiterte Auflage

PAHL-RUGENSTEIN

Kleine Bibliothek 90

Geschichte

Frank Deppe, Georg Fülberth,
Jürgen Harrer (Hrsg.)

Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung

Pahl-Rugenstein

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Geschichte der deutschen Gwerkschaftsbewegung / Frank Deppe ... (Hrsg.). – Köln: Pahl Rugenstein, 1989
(Kleine Bibliothek ; 90 : Geschichte)
ISBN 3–7609–0988–4
NE: Deppe, Frank [Hrsg.]; GT

Vierte, aktualisierte und neu bearbeitete Auflage 1989
Dritte Auflage 1983
Zweite, erweiterte Auflage 1978
© 1977, 1978, 1983 by Pahl-Rugenstein Verlag, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagentwurf: Reihenkonzept PRV, Hanne Seinsoth
Satz: Fotosatz Klaußner GmbH, Köln
Druck: Druckerei Locher GmbH, Köln
ISBN 3–7609–0988–4

Inhalt

Vorwort zur 4. Auflage 12
Vorwort zur 1. Auflage 15
Nachwort zur 3. Auflage 19

Georg Fülberth
Die Entwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung von den Anfängen bis 1873 22

Georg Fülberth
Exkurs: Probleme der Gewerkschaften in der Theorie von Karl Marx und Friedrich Engels .. 42

Hans-Dieter Gimbel
Sozialistengesetz und »große Depression«: Die deutsche Gewerkschaftsbewegung von der Wirtschaftskrise 1873 bis zum Kölner Parteitag der deutschen Sozialdemokratie 1893 56

Jutta Schmidt / Wolfgang Seichter
Die deutsche Gewerkschaftsbewegung von der Mitte der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg

1. *Die ökonomische und politische Entwicklung von 1896 bis 1914* 77
2. *Sozialstruktur des Wilhelminischen Reiches und Lage der Arbeiterklasse* 85
3. *Streikbewegungen* 91

4. *Entwicklung der Gewerkschaften* 98
Verhältnis Gewerkschaften – Sozialdemokratie (S. 101) – Das Problem des Massenstreiks (S.108)

Kurt Pohl / Frauke Werther

Die freien Gewerkschaften im Ersten Weltkrieg

1. *Allgemeine gesellschaftliche Bedingungen* 115
2. Die Freien Gewerkschaften von der »Julikrise« bis Ende 1914 119
Die Beschlüsse der Konferenz der Vertreter der Verbandsvorstände vom 2. August 1914 (S. 120) – Die Rolle der Generalkommission bei der Umstellung der Volkswirtschaft auf die kriegswirtschaftlichen Erfordernisse (S. 122) – Die Unterstützungsarbeit der freien Gewerkschaften (S. 124) – Die Burgfriedensgegner (S. 126)
3. *Die freien Gewerkschaften in der Kriegsphase von Ende 1914/Anfang 1915 bis Mitte 1916* 127
Die Kooperation von Staat und Gewerkschaften bei der Behebung des Facharbeitermangels und der Organisation des Heeresersatzes (S. 128) – Der Kriegsausschuß für die Metallbetriebe Groß-Berlins (S. 131) – Die Ernährungspolitik der Generalkommission und die Entwicklung der materiellen Lage der Arbeiterklasse (S. 133) – Die Beteiligung der Generalkommission an der Durchhaltepropaganda (S. 138) – Die Formierung der gewerkschaftlichen Oppositionsbewegung (S. 140) – Zwischenbilanz nach zwei Kriegsjahren (S. 142)
4. *Die freien Gewerkschaften in der dritten Kriegsphase von Mitte 1916 bis zum Vorabend der Novemberrevolution 1918* 146
Die Vorbereitung eines Arbeitszwangs für das gesamte Reichtsgebiet (S. 149) – Die Politik der Generalkommission bei der Entstehung des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst (S. 151) – Ursachen und Charakter der Zugeständnisse im Hilfsdienstgesetz (S. 155) – Die Politik der Generalkommission bei der

Durchführung des Hilfsdienstgesetzes (S. 160) – Die Aprilstreiks von 1917 (S. 163) – Innerverbandliche Opposition und die Ursachen des Mitgliederwachstums (S. 168) – Die Zusammenarbeit von Generalkommission und OHL (S. 171) – Die Januarstreiks von 1918 (S. 173) – Am Vorabend der Novemberrevolution (S. 175)

Jürgen Harrer / Witich Roßmann

Gewerkschaften in der Weimarer Republik

1. *Die Novemberrevolution* 178
2. *Nachkriegskrise, Inflation und Stabilisierung 1919–1923* 187
   Betriebsverfassung und Gewerkschaften 1919/20 (S. 187) – Von der Generalkommission zum ADGB: Zur organisatorischen und politischen Entwicklung der freien Gewerkschaften nach der Revolution (S. 190) – Kapp-Putsch (S. 195) – Inflation (S. 205) – Das Jahr 1923 (S. 220)
3. *Die Stabilisierungsperiode 1924–1929* 231
   Ökonomiosche und soziale Entwicklung 1924–1928/29 (S. 234) – Rationalisierung und Massenarbeitslosigkeit (S. 240) – Entwicklung der Gewerkschaften (Organisationsentwicklung: Kommunistische Opposition im ADGB) (S. 245) – Programmatik und Politik des ADGB in der Stabilitätsperiode (Programm und Politik der Wirtschaftsdemokratie, Gewerkschaftliche Rationslisierungspolitik) (S. 252) – Die Lohn- und Arbeitszeitpolitik des ADGB (S. 265) – Arbeitskämpfe um den Achtstundentag 1924 (S. 266)
4. *Die Weltwirtschaftskrise 1929–1932/33* 283
   Ökonomische Krise und Massenarbeitslosigkeit (S. 283) – Kapitalstrategie und Brüningsche Notverordnungspolitik (S. 287) – Die Tolerierungspolitik des ADGB (S. 297) – Die RGO-Politik der KPD in der Weltwirtschaftskrise (S. 307) – Vom »Krisenkongreß« zum »Papen-Putsch« (S. 310) – Gewerkschaftliche Erwerbslosenarbeit in der Krise (S. 316) – Herbststreikwelle:

Widerstand gegen Lohnabbau (S. 320) – Anpassung, Unterwerfung und Zerschlagung der Gewerkschaftsbewegung (S. 326)

Jürgen Harrer

Gewerkschaftlicher Widerstand gegen das »Dritte Reich«

1. *Das Zurückweichen der ADGB-Führung vor dem Faschismus* 343
2. *Zur Entwicklung der Lage der Lohnabhängigen von 1933 bis 1939* 349
   Die »Deutsche Arbeitsfront« (DAF) (S. 349) – Die Beseitigung der politischen, sozialen und beruflichen Rechte der Lohnabhängigen (S. 355) – Faschistische Wirtschaftspolitik und Lage der Arbeiterklasse (S. 359) – Betriebliche Gegenwehr (S. 368)
3. *Gewerkschaftlicher Widerstand bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs* 371
   Freigewerkschaftlicher Widerstand bis 1935 (S. 373) – Revolutionäre Gewerkschaftsopposition und kommunistische Gewerkschaftspolitik bis 1934/35 (S. 375) – Die Neuorientierung der kommunistischen Gewerkschaftspolitik ab 1934/35 (S. 378) – Einheitliche freie Gewerkschaftsgruppen und betrieblicher Widerstand ab 1934/35 (S. 381) – Wilhelm Leuschner (S. 386) – Die Auslandsvertretung Deutscher Gewerkschaften und der sozialdemokratische Emigrationsvorstand (SoPaDe) (S. 388) – Die von der Internationalen Transportarbeiter-Föderation unterstützten Widerstandsgruppen nach 1935 (S. 392) – Einheitsgewerkschaftliche Industriegruppenleitungen und der Koordinationsausschuß deutscher Gewerkschafter in Paris (S. 395)
4. *Zur Entwicklung während des Zweiten Weltkrieges* . 399
   Die Situation nach Kriegsbeginn (S. 399) – Kommunistischer Widerstand (S. 399) – Der Kreis um Wilhelm Leuschner und der 20. Juli (S. 404) – Zur Entwicklung im Exil: Fritz Tarnow und die Landesgruppen deut-

scher Gewerkschafter in Großbritannien und Schweden (S. 407)

Anne Weiß-Hartmann / Wolfgang Hecker

Neuordnung oder Restauration – die Gewerkschaftsbewegung in der Nachkriegszeit (1945–1949)

1. *Der Wiederaufbau der Gewerkschaften und die Auseinandersetzungen um den Neuaufbau eines demokratischen Deutschlands (1945–1948)* 414
Die politische und wirtschaftliche Lage (S. 414) – Die wirtschaftliche Entwicklung und die Lage der Arbeiterklasse in den Westzonen bis Mitte des Jahres 1948 (S. 418) – Der Wiederaufbau der Gewerkschaften in den Westzonen (S. 425) – Die Forderungen der Gewerkschaften zur Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft (S. 435) – Die Demonstrationen und Streiks zur Sicherung der Existenzbedingungen der Arbeiterschaft (S. 440)
2. *Exkurs: Zur Entwicklung des FDGB nach 1945* 440
3. *Gewerkschaftliche Organisation und Kämpfe von der Währungsreform bis zur Gründung des DGB* 454
Die politische Entwicklung in den Westzonen von 1945 bis zur Gründung dfer BRD (S. 454) – Der wirtschaftliche Aufschwung nach der Währungsreform (S. 457) – Die Niederlage der Gewerkschaften in den Auseinandersetzungen um die Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft (S. 461) – Der Generalstreik vom November 1948 und die Kämpfe um Lohnerhöhungen und Preissenkungen (S. 465) – Die Gründung des DGB. Grundlagen und Perspektiven der Gewerkschaftspolitik 1949 (S. 467)

Frank Deppe
Der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB) (1945–1965)

1. *Der Sieg der Restauration (1945–1965)* 471
Die Gründung des DGB: die Einheitsgewerkschaft und ihr Programm (S. 471) – Der äußere und innere »Kalte Krieg« (S. 479) – Der Kampf um Neuordnung und Mitbestimmung (S. 487) – Wirtschafts- und Lohnpolitik (S. 501) – Gewerkschaftliche Standortbestimmung (S. 513)
2. *Der Prozeß der Integration und das Ende der Nachkriegszeit (1956–1965/66)* 527
Höhe- und Wendepunkte des kalten Krieges (S. 527) – Die sozialökonomische Entwicklung und die Aufgaben der Gewerkschaften (S. 534) – Organisationsprobleme (S. 546) – Gewerkschaftliche Kämpfe (S. 552) – Das DGB-Grundsatzprogramm von 1963 (S. 562) – Das Ende der Nachkriegszeit (S. 574)

Frank Deppe
Zwischen Integration und autonomer Klassenpolitik – die DGB-Gewerkschaften in der Ära des Sozialliberalismus (1966/67–1982)
1. *Einleitung* 576
2. *Vorgeschichte: Die ökonomische und politische Krise des »CDU-Staates« und die Bildung der »Großen Koalition« (1966/67–1969)* 582
3. *»Mehr Demokratie wagen!« Die sozialliberale Reformära (1969–1974)* 595
Reformpolitik und Gewerkschaften (S. 597) – Lohnpolitik und Streikbewegung (S. 615) – Strategiediskussionen (S. 625)
4. *Exkurs: Internationale Gewerkschaftspolitik* 634

5. *Gewerkschaftspolitik unter Krisenbedingungen (1974–1982/83)* 640
Der »siebte Zyklus« (S. 643) – Gewerkschaften in der Krise: »Auf die eigene Kraft verlassen!« (S. 651) – Innergewerkschaftliche Konflikte und neue Widersprüche (S. 669) – Das DGB-Grundsatzprogramm von 1981 (S. 685) – Epilog (691)
6. *Exkurs: Organisationsprobleme der DGB-Gewerkschaften (1967–1987)* 692

Frank Deppe
Auf dem Weg zum Jahr 2000

1. *Das konservative Projekt* 709
Die Ideologie der Wende (S. 709) – Der schwächste Aufschwung seit 1949 – sozialökonomische Entwicklung und Politik der »Wende«-Regierung (S. 716)
2. *Die DGB-Gewerkschaften im Umbruch* 727
Der Neue-Heimat-Skandal (S. 729) – Wege gewerkschaftlicher Gegenwehr: Der Kampf um die 35-Stunden-Woche (S. 735)
3. *Ein neuer Kampfzyklus?* 753
4. *Prognosen und Szenarien* 762

Joachim Oltmann
Neuere Literatur zur Gewerkschaftsgeschichte
Ein Bericht 772

Ausgewählte Literatur 788

Vorwort zur vierten Auflage

In den gut zehn Jahren, die seit der ersten Auflage vergangen sind, gab es – u. a. angestoßen durch dieses Buch – eine lebhafte Debatte über die Geschichte der deutschen Gewerkschaften. Diese hat ihrerseits vielfältige Forschungsaktivitäten angeregt. Die Forschungs- und Literaturlage ist deshalb heute von der des Jahres 1977 grundlegend verschieden. Insofern kann wohl kaum noch der Verdacht aufkommen, unsere Darstellung nutze lediglich eine »Marktlücke«, um eine Art »Monopolanspruch« zu erheben. Dem interessierten Leser stehen neben einer Fülle neuerer Forschungsliteratur einige knappe Gesamtdarstellungen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaften[1] sowie die von Erich Matthias begründete, von Hermann Weber und Klaus Schönhoven fortgeführte Mannheimer Quellen-Edition zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung (1914–1949) zur Verfügung.

Schließlich ist im Jahre 1987 die lange angekündigte, von Ulrich Borsdorf herausgegebene »Geschichte der deutschen Gewerkschaften. Von den Anfängen bis 1945« im Bund-Verlag des DGB erschienen.[2] Zwar kann dieses Werk nicht als die »offizielle« Geschichtsdarstellung von Seiten des DGB, wohl aber als die dem historischen Bewußtsein und Selbstverständnis der DGB-Führung am nächsten stehende Darstellung angesehen werden, da es mit einem Vorwort von Ernst Breit und Ilse Brusis, der Vorsitzenden der Hans-Böckler-Stiftung, versehen ist. Daß diese Darstellung nicht über das Jahr 1945 hinausgekommen, also eine »Zweidrittelgeschichte« und damit Torso geblieben ist, erscheint freilich nur schwer begreiflich. Angesichts des 40jährigen Jubiläums der Bundesrepublik Deutschland, aber auch angesichts der Tatsache, daß sich in der Erfah-

1 Vgl. A. Klönne/H. Reese, Die deutsche Gewerkschaftsbewegung. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Hamburg 1984; K. Schönhoven, Die deutschen Gewerkschaften, Frankfurt/M. 1987.

2 U. Borsdorf (Hrsg.), Geschichte der deutschen Gewerkschaften. Von den Anfängen bis 1945, mit Beiträgen von K. Tenfelde, K. Schönhoven, M. Schneider u. D. J. K. Peukert, Köln 1987.

rung der jüngeren Generationen notwendigerweise die Relationen zwischen Geschichte und Zeitgeschichte verschieben und damit das Interesse für die Zeit nach dem 2. Weltkrieg immer wichtiger wird, kann die Geschichte der deutschen Gewerkschaften nicht die Entwicklung nach 1945 und mit ihr die 40jährige Geschichte des DGB ausblenden.[3]

Die vierte Auflage hat gegenüber den ersten drei Auflagen umfangreiche Veränderungen erfahren. Diese können gleichwohl – das sei selbstkritisch angemerkt – nur einen Kompromiß zwischen dem Ursprungstext und notwendigen Umarbeitungen bzw. Ergänzungen bilden. Der Teil über die Gewerkschaften in der Weimarer Republik (1918/19 bis 1933) wurde von Jürgen Harrer und Witich Roßmann vollständig neu bearbeitet. Wir halten dies vor allem aufgrund der veränderten Forschungs- und Quellenlage für angemessen. Ebenso wurde das letzte Kapitel des alten Textes (Aktuelle Probleme der Gewerkschaftspolitik 1966–1976) durch zwei neue Kapitel ersetzt, in denen Frank Deppe die Entwicklung der Gewerkschaften bis in unsere Tage verfolgt. Daraus erklärt sich zugleich der noch einmal gewachsene Umfang dieses Buches. Bei den anderen Kapiteln wurden nur geringfügige Korrekturen und Ergänzungen vorgenommen. Um aber für das weitere Studium der Gewerkschaftsgeschichte auf den neueren Forschungsstand aufmerksam zu machen, haben wir einen knapp kommentierenden Literaturbericht hinzugefügt, der von Joachim Oltmann verfaßt wurde.

3 U. Borsdorf bemerkt, die Aufarbeitung der Gewerkschaftsgeschichte habe in der Bundesrepublik während der 70er Jahre – »an der Deppe-Gruppe vorbei« – »einen großen Schritt nach vorn getan« (S. 525). Wir wollen gewiß nicht die Fortschritte der Forschung in Frage stellen. Wir selbst haben uns – aufgrund der Beschränkung von Kräften und Mitteln – vor allem auf Forschungen zur Geschichte der westdeutschen Gewerkschaften nach 1945 konzentriert. Außerdem haben wir es als wichtige Aufgabe angesehen, uns in den 80er Jahren auch mit den veränderten gesellschaftlichen und politischen Handlungsbedingungen der Gewerkschaften wissenschaftlich auseinanderzusetzen und dabei – auch als Historiker der Arbeiterbewegung – in die gewerkschaftliche Zukunftsdebatte der vergangenen Jahre einzugreifen. Vgl. u. a. F. Deppe, Ende oder Zukunft der Arbeiterbewegung? Gewerkschaftspolitik nach der Wende, Köln 1985 (2. Aufl.); W. Roßmann, Vergesellschaftung, Krise und gewerkschaftliche Gegenmacht. Studien zu Strukturveränderungen der »industriellen Beziehungen« in der Bundesrepublik (1969–1984), Marburg 1986. Noch in diesem Jahr wird im Pahl-Rugenstein Verlag ein von F. Deppe, K. Dörre und W. Roßmann herausgegebenes Buch mit dem Titel »Gewerkschaften im Umbruch. Perspektiven für die 90er Jahre« erscheinen.

Die vierte Auflage erscheint in einem Jahr, in dem die Historiker nicht über mangelnde Arbeit und Aufmerksamkeit klagen werden. Vor 200 Jahren verkündete die Französische Revolution die Losung »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«. Vor 100 Jahren wurden die II. Internationale in Paris gegründet und der 1. Mai als Kampf- und Feiertag der internationalen Arbeiterbewegung proklamiert. Vor 50 Jahren entfesselten die deutschen Faschisten den 2. Weltkrieg; vor 40 Jahren wurden die BRD und der DGB gegründet.

Unter den Bedingungen neokonservativer Vorherrschaft in Wirtschaft, Politik und Ideologie ist namentlich die Interpretation der deutschen Geschichte zu einem zentralen Feld der geistigen und moralischen Auseinandersetzung geworden. Der Neokonservatismus, dessen Politik klassenautonome Gewerkschaften im Betrieb wie in der Gesellschaft empfindlich schwächen will, betrachtet einerseits die traditionellen Wertesysteme (zu denen neben der Religion, der Familie und der Armee insbesondere ein nationalistisches Geschichtsbewußtsein gehört) als unverzichtbaren Stabilisator, der die Anpassung des Massenbewußtseins an die kapitalistischen Modernisierungsprozesse und deren unvermeidliche Widersprüche gewährleisten soll. Auf der anderen Seite gerät der Neokonservatismus gerade auf diesem Felde immer wieder in die Defensive, wenn die verschiedenen Ansätze zu einer »Entsorgung« deutscher Vergangenheit (J. Habermas) notwendig den Zusammenhang zwischen den dominanten Kapitalinteressen, den politischen Strömungen des Konservatismus und den aggressivsten und reaktionärsten Herrschaftsvarianten deutscher Politik in diesem Jahrhundert offenlegen.

Wir hoffen, daß das Buch bei diesen Auseinandersetzungen eine Rolle spielen kann – indem es deutlich macht, daß die Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung nicht nur Objekt konservativer Politik, sondern immer auch (oftmals in langwierigen und widersprüchlichen geschichtlichen Prozessen) Subjekt gewesen ist, das zur Überwindung solcher Herrschaftsvarianten beigetragen hat.

Köln/Marburg, Februar 1989

Die Herausgeber

Vorwort zur 1. Auflage

In der Bundesrepublik wird heute allenthalben über den Mangel an Geschichtsbewußtsein geklagt. Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Krise, in die unser Land – ebenso wie die anderen hochentwickelten kapitalistischen Länder – seit dem Beginn der siebziger Jahre eingetreten ist, kommt auch in der Verunsicherung jener ideologischen Leitbilder und Verhaltensmuster zum Ausdruck, die sich in der langen Zeit des sogenannten «Wirtschaftswunder» und der politisch-ideologischen Stabilität gefestigt hatten. Damit sind aber jene Verdrängungsmechanismen angeschlagen worden, die für das gleichsam geschichtslose Selbstverständnis der BRD bestimmend waren. Die Rede von der »Stunde Null« im Jahre 1945 war darauf angelegt, die Kontinuitätslinien der neueren deutschen Geschichte – namentlich den unabdingbaren Zusammenhang von Kapitalismus und Faschismus – zu verschleiern.

Die gegenwärtige Krise fordert die Erinnerung an die schwere Weltwirtschaftskrise 1929/32 heraus, in deren Gefolge die Machtübertragung an Hitler und die faschistische NSDAP als eine politische Lösungsform der Krise heranreifte. Durch die Liquidierung der Demokratie – das heißt vor allem durch die Zerschlagung der gesamten Arbeiterbewegung – sollte der Bestand der wirtschaftlichen und sozialen Herrschaftsverhältnisse gegen die Alternative einer politischen und wirtschaftlichen Demokratie gerettet werden. So liegt es nahe, daß heute konservative Historiker unter dem Vorwand der »Objektivität« die Rehabilitation gerade jener Seiten des Faschismus betreiben, die seine Anziehungskraft auf die enttäuschten und desorientierten Massen der Bürger und Kleinbürger und auf – wenn auch geringe Teile – der Arbeiterklasse ausmachten, und zugleich den angeblichen Beitrag des Faschismus zur Überwindung der Wirtschaftskrise sowie zur gewaltsamen Herstellung der »Einheit des Volkes« hervorheben. Der gesellschaftliche Charakter des Faschismus wird dabei systematisch ausgeblendet: der wesentliche Beitrag des Großkapitals zur »Machtüber-

tragung«, aber auch der notwendige Zusammenhang von Faschismus, Rüstung und Krieg sowie der antifaschistische Kampf der Arbeiterbewegung. Auf diese Weise verbindet sich die Wiederbelebung eines falschen Geschichtsbewußtseins mit der Unterstützung konservativer Ideologien und Krisenüberwindungsstrategien in der Gegenwart. Lohnverzicht, Abbau des sozialen Besitzstandes, Verzicht auf die Politik, gesellschaftlicher Reformen, Einschränkung demokratischer Rechte, Beschwörung des »Gewerkschaftsstaates«, Bedrohung der »Marktwirtschaft« durch »Systemveränderer« aller Schattierungen – das sind heute die politischen Formeln, die sich schließlich im Ruf nach dem »starken Mann« und dem »starken Staat« zusammenfassen.

Die wachsende Bedeutung der Wiederentdeckung und Aneignung der Geschichte der Arbeiterbewegung ist daher auch durch die höchst aktuelle Notwendigkeit begründet, die Krise als Moment des geschichtlichen Prozesses der kapitalistischen Produktionsweise bewußt zu machen, dem Mißbrauch der Geschichte zur Beschönigung der Gegenwart entgegenzutreten, die Verwirrung politischer Zielvorstellungen und das Anwachsen des Nationalismus und des Antikommunismus abzuwehren. In diesem Sinne verliert die »Geschichte der Arbeiterbewegung« ihren Charakter als bloß akademische Disziplin – sie wird Geschichte *für* die Arbeiterbewegung in der BRD.[1]

Die Verfasser dieses Buches hatten nicht die Absicht, eine »Jubelgeschichte« zu veröffentlichen. Gewiß haben die Erfolge des mehr als 100jährigen gewerkschaftlichen Kampfes einen entscheidenden Beitrag zur Verbesserung, Humanisierung und Demokratisierung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnabhängigen geleistet. Nach wie vor sind aber jene kapitalistischen Eigentums- und Produktionsverhältnisse im Kern unverändert, die die gesellschaftliche Abhängigkeit und Unterprivilegierung der Lohnabhängigen, damit zugleich die Abhän-

1 P. Scherer, Geschichte in der Arbeiterbildung, in: Demokratische Erziehung, 4/1976, S. 420 ff.

gigkeit des sozialen Schicksals der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung von den Gesetzen der Kapitalverwertung, die keiner gesellschaftlichen Kontrolle unterworfen sind, bestimmen.

Die Geschichte der Gewerkschaftsbewegung weist daher auch schwere Niederlagen – oft Ergebnis von Versäumnissen und Fehlentwicklungen in Theorie und Praxis – auf, die leider nur allzu oft übergangen werden. In diesem Buch werden daher solche Zeitabschnitte – zum Beispiel die Zeit des Ersten Weltkrieges, der Weltwirtschaftskrise, des Widerstandes gegen den Faschismus sowie des kalten Krieges – ausführlich behandelt; denn sie stellen mannigfaltiges Material zum Studium der Ursachen von Niederlagen und Lernprozessen – auch vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Krisenerfahrung – zur Verfügung.

Zugleich haben sich die Verfasser darum bemüht, keine isolierte Organisationsgeschichte zu schreiben. Die Politik der Gewerkschaften ist immer eingebettet in komplexe gesamtgesellschaftlich und politisch-ideologische Zusammenhänge. Die gewerkschaftlichen Handlungsbedingungen müßten völlig unverständlich bleiben, wenn sie jeweils nur aus der Entwicklung der Organisation selbst, ihrer Binnenstrukturen und Strategien, erklärt würden. Zumal die Gewerkschaften, deren Hauptaufgabe bis heute die soziale und wirtschaftliche Interessenvertretung der Lohnabhängigen im Gesamtzusammenhang der Emanzipationsbestrebungen der Arbeiterbewegung bleibt, sind in ihrer Entwicklung stets den Entwicklungsgesetzen der kapitalistischen Produktionsweise unterworfen. Als solidarischer Zusammenschluß derer, die außer ihrer Arbeitskraft kein produktives Eigentum besitzen, werden ihre Handlungsbedingungen durch die Bewegung der kapitalistischen Warenproduktion bestimmt – insbesondere durch den Kreislauf von Konjunktur und Krise. Die Autonomie der gewerkschaftlichen Interessenvertretung kann daher immer nur daran gemessen werden, ob und in welcher Weise der gewerkschaftliche Kampf um die unmittelbaren Interessen die Autonomie der Klasseninteressen entwickelt und so diese Bewegung zum tragenden

Element des gesamten Kampfes der Arbeiterbewegung für grundlegende gesellschaftliche Reformen mit dem Ziel der Einschränkung und Überwindung der wirtschaftlichen und politischen Macht des Kapitals werden läßt.

Diese erweiterte Fragestellung erklärt auch zum Teil den Umfang dieses Buches, den manche Leser als eine Zumutung empfinden mögen. Die Verfasser sind sich bewußt, daß dem Wissenschaftler nur zu oft der Blick für wesentliche praktische Probleme der Geschichtsdarstellung wie der gegenwärtigen Aufgaben der Arbeiterbewegung versperrt ist. Da sie selbst Gewerkschaftsmitglieder sind und die Notwendigkeit des gewerkschaftlichen Engagements von Wissenschaftlern nicht nur theoretisch anerkennen, hoffen sie jedoch, daß dieses Buch auch über einen kleinen Kreis intellektueller Experten hinaus verständlich ist.

Die Verfasser danken Gerhard Heß für die Mitarbeit bei der redaktionellen Betreuung des Projekts.

Marburg, September 1977

Frank Deppe, Georg Fülberth, Jürgen Harrer

Nachwort zur dritten Auflage

Die zweite Auflage der »Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung« war schneller vergriffen, als wir zunächst erwarten konnten. Einen Grund dafür sehen wir in dem erfreulich gewachsenen Interesse an der eigenen Geschichte, das in den vergangenen Jahren in den Gewerkschaften selbst zutage trat. Schon die zahlreichen gewerkschaftlichen Veranstaltungen und Veröffentlichungen anläßlich des 100. Jahrestages der Verabschiedung des Sozialistengesetzes (1978) waren ein deutliches Zeichen dieses Wandels.

Seit Ende 1978 entbrannte um dieses Buch eine heftige Debatte, die nicht nur in der Gewerkschaftspresse, sondern auch in der bürgerlichen Presse (wenn auch mit eindeutiger Parteinahme zugunsten unserer Kritiker) ausgetragen wurde.[1] Wissenschaftliche und außerwissenschaftliche politische Interessen vermengten sich dabei in der Polemik der Auseinandersetzung, in nachgerade kriminalistisch recherchierenden »Inhaltsanalysen« sowie in einigen aggressiven Denunziationsversuchen. Damit wurde nicht nur das Ziel verfolgt, dieses Buch und seine Verfasser zu diskreditieren. Vielmehr wurde bald die Absicht deutlich, die »Verurteilung« des Buches zum Zwecke einer »Entlarvung« und Ausgrenzung marxistischer, klassengewerkschaftlicher Traditionen und Positionen aus dem politischen Zusammenhang der Einheitsgewerkschaft zu instrumen-

1 Es ist hier unmöglich, ein auch nur annähernd vollständiges Verzeichnis der Beiträge zu dieser Debatte aufzustellen. Daher nennen wir nur einige unserer Interventionen. Über sie findet der Leser leicht Zugang zu den wichtigen anderen Beiträgen: F. Deppe, G. Fülberth, J. Harrer, Aktuelle Probleme der Geschichtsschreibung der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung, I/II, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 4/1979, S. 488 ff., 5/1979, S. 596 ff.; Im Kern: »Angriff auf die Einheitsgewerkschaft«, Interview mit F. Deppe und G. Fülberth, in: Nachrichten, 4/1979, S. 16 ff.; »Man schlägt den Esel und meint den Sack«, Interview mit G. Fülberth, in: frontal, 3/1979, S. 21 ff.; F. Deppe, G. Fülberth, J. Harrer, W. Roßmann, Vorurteile führten die Feder, in: Erziehung und Wissenschaft, 8/1979, S. 28/29; F. Deppe, Zur Diskussion um die Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung, in: Gewerkschaftliche Monatshefte, 8/1979, S. 496 ff.; F. Deppe, G. Fülberth, J. Harrer, Kritik und Antikritik. Zur aktuellen Diskussion über die Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 1/1980, S. 83 ff.

talisieren. Insofern ist die Debatte um dieses Buch selbst zu einem Baustein der neueren Gewerkschaftsgeschichte geworden, die wir in einer späteren Auflage (unter Einschluß des gesamten letzten Kapitels) neu bearbeiten werden. Allerdings hat die vom DGB durchgeführte wissenschaftliche Konferenz »Aus der Geschichte lernen – die Zukunft gestalten« (München, Oktober 1979) einer Vielfalt an Argumenten Raum gegeben, in die auch unsere eigene Position eingebracht werden konnte.

Diese dritte Auflage erscheint wesentlich unverändert; lediglich technische Mängel sowie einige Ungenauigkeiten wurden korrigiert. Gesamtdarstellungen sind stets mit dem Problem konfrontiert, komplexe geschichtliche Wirkungszusammenhänge zu verallgemeinern, hauptsächliche Tendenzen zu bestimmen und dabei zugleich eine Fülle ungelöster Probleme zu hinterlassen, die sich der Leser nur durch das Studium weiterer Literatur erschließen kann. Dazu anzuregen, kann zugleich eine bedeutende Wirkung dieses Buches sein, das keineswegs einen (uns oft unterschobenen) »Monopolanspruch« für Darstellung und Interpretation der Gewerkschaftsgeschichte beansprucht. Vorerst will es an den bereits vorliegenden Darstellungen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaften gemessen werden.

Zweifellos sollte bei weiteren Versuchen, Gewerkschaftsgeschichte zu schreiben, dem bis 1933 bestehenden Neben- bzw. Gegeneinander von mehreren Richtungsgewerkschaften (d. h., neben den sozialistischen »freien« Gewerkschaften den christlichen und den sogenannten »Hirsch-Dunckerschen« Gewerkschaften) stärker Rechnung getragen werden. Außerdem wäre es nützlich, die besondere Entwicklung der einzelnen Berufs- und Industrieverbände deutlicher herauszuarbeiten. Schließlich bleibt zu hoffen, daß künftige Darstellungen zu weiteren Erkenntnissen über den Zusammenhang zwischen den Alltagserfahrungen und den konkreten Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnabhängigen auf der einen und der »großen Politik« der Arbeiterbewegung auf der anderen Seite führen.

Die Grundkonzeption der »Geschichte der deutschen

Gewerkschaftsbewegung« halten wir jedoch nach wie vor für zutreffend. Sie wird durch die aktuellen Probleme der Gewerkschaftspolitik immer wieder von neuem bestätigt. Die Entgegensetzung von Sozialpartnerschaft und einer autonomen gewerkschaftlichen Interessenvertretung gilt uns als »Leitfaden« der historischen Analyse.[2] Zugleich halten wir daran fest, daß die Eigenständigkeit der Gewerkschaftsbewegung sich nur durch die Einbettung der Geschichte der Arbeiterbewegung in die allgemeine Gesellschaftsgeschichte zu erschließen vermag.

Falls wir mit unserem Versuch dazu beitragen sollten, daß unsere Kritiker eine bessere Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung schreiben, so würden wir auch das als einen (wenn auch indirekten) Erfolg unserer Bemühungen betrachten.

Frank Deppe, Georg Fülberth, Jürgen Harrer

2 *Zur ausführlichen theoretischen Begründung dieser Konzeption vgl. neuerdings F. Deppe, Autonomie und Integration – Materialien zur Gewerkschaftsanalyse, Marburg 1979.*

Georg Fülberth

Die Entwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung von den Anfängen bis 1873

Die Voraussetzungen einer Gewerkschaftsbewegung wurden in Deutschland durch die Industrielle Revolution, welche in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts einsetzte, geschaffen. Ihr Hauptmerkmal war das Einfließen von Kapital, das in Handelsunternehmungen angehäuft worden war, in industrielle Neugründungen.[1] Hauptanlagegebiete waren die Montan-, die Maschinenbau- und Textilindustrie. Eine zentrale Rolle spielte vom Ende der dreißiger Jahre bis ca. 1873 der Eisenbahnbau, von dem mehrere Industriezweige gleichzeitig abhängig waren.

Politisch wurde die industrielle Entwicklung durch die Gründung des Deutschen Zollvereins (1834) gefördert: er bereitete die Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsgebietes vor, dessen neue Industrien nach außen durch Zollmauern geschützt werden sollten.

Mit der Entstehung eines modernen Industriekapitalismus lernte Deutschland auch dessen krisenhafte Entwicklung kennen. Bereits 1836/37 kam es zu einer Wirtschaftskrise, die ihre Ursache jedoch noch nicht in der industriellen Entwicklung Deutschlands selbst hatte, sondern in der Tatsache, daß England in den Jahren 1834–1836 von einer Überproduktionskrise geschüttelt wurde und seine nicht absetzbaren Waren auf den

1 Vgl. Hans Mottek, Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. Ein Grundriß, Band II: Von der Zeit der Französischen Revolution bis zur Zeit der Bismarckschen Reichsgründung, Berlin 1964, S. 119 ff.

deutschen Markt warf, wodurch der deutschen Industrie eine akute schwere Konkurrenz entstand. Im Jahre 1847 erlebte Deutschland seine erste »eigene« Wirtschaftskrise, die zugleich Teil einer internationalen Krise war und durch eine vorangegangene Mißernte in der Landwirtschaft (1846) noch eine zusätzliche Zuspitzung erfuhr.[2]

Die Industrielle Revolution in Deutschland war mit der Entstehung eines städtischen Proletariats verbunden. Dieses rekrutierte sich aus vier Quellen: Viele der Bauern, die in Preußen 1807 durch die Reformen von Stein und Hardenberg[3] aus der Leibeigenschaft befreit worden waren, konnten sich auf ihren Zwergbesitzungen nicht gegen die Großgrundbesitzer halten, wurden von diesen verdrängt und zogen in die Städte. Zweitens waren weithin die Lehrlinge und Gesellen vom Zunftzwang gelöst worden und standen nun der industriellen Produktion zur Verfügung. Drittens gingen viele handwerkliche Betriebe durch die Fabrikkonkurrenz zugrunde und gaben Arbeitskräfte an die Industrie ab. Schließlich diente die natürliche Bevölkerungsvermehrung als Rekrutierungsquelle.[4] Der Zustrom an Arbeitskräften überstieg zunächst die Zahl der neuen Arbeitsplätze erheblich. Es kam deshalb bald zu einer Massenarbeitslosigkeit, die sich in einem Auswandererstrom nach Nordamerika entlud, der erst in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts endete.[5] Die Konkurrenz der Arbeiter untereinander führte in einigen Branchen zu rapider Verelendung. Dies galt in den vierziger Jahren besonders ausgeprägt für die Leinweberei: nachdem in der Spinnerei schon in hohem Maße Dampfkraft eingeführt worden war, wandten sich die so arbeitslos gewordenen Arbeiter dieses Zweiges der Handweberei, die noch weitge-

2 Vgl. ebd., S. 199 ff.

3 Vgl. Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte. 9., neu bearb. Aufl., hrsg. Herbert Grundmann, Band 3: Von der Französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg. Bearb. v. Karl Erich Born, Max Braubach, Theodor Schieder und Wilhelm Treue, Stuttgart 1970, S. 65 ff.

4 Vgl. Jürgen Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus (im folgenden zitiert als: Kuczynski), Teil I: Die Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1789 bis zur Gegenwart, Band 1: Darstellung und Lage der Arbeiter in Deutschland von 1789 bis 1849, Berlin 1961, S. 227 ff; Mottek, Bd. I, S. 221 ff.

5 Vgl. Mottek, Bd. II, S. 227 f.

hend in Heimarbeit betrieben wurde, zu. Das so entstehende große Arbeitskräfteangebot veranlaßte die Abnehmer ihrer Ware zu starken Senkungen der Stückpreise.[6] Hier liegt die Ursache für den Aufstand der schlesischen Weber im Jahre 1844. Zwischen 1832 und 1848 stieg die Zahl der freien nichtlandwirtschaftlichen Arbeiter in Deutschland von 450 000 auf 1 000 000.[7] Zu ihnen gehörten zahlreiche Kinder unter 14 Jahren.[8]

Das Reallohnniveau sank in den zwanziger. dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts – trotz steigender Geldlöhne – ständig.[9] Hinzu kam, daß viele Arbeiter durch das Trucksystem außerordentlich benachteiligt wurden: sie erhielten ihren Lohn (oder einen Teil desselben) nicht in Geld, sondern in Waren, welche der Unternehmen selbst anbot.[10] Die Arbeitszeit wurde im gleichen Zeitraum kontinuierlich verlängert. Hatte der Arbeitstag zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch nicht mehr als zwölf Stunden[11], so wurden es nach dem Einsetzen der industriellen Revolution zunächst 13, dann 15 bis 17 Stunden, ohne daß eine reguläre Begrenzung des Arbeitstages überhaupt bestanden hätte.[12] Eine Arbeitsschutz- und Sozialgesetzgebung gab es in dieser Zeit nicht. Lediglich die Arbeitsverhältnisse der Kinder wurden 1839 in Preußen gesetzlich reguliert: »Kinder sollen künftig in Fabriken und Bergwerken nur dann regelmäßig beschäftigt werden, wenn sie das reife Alter von neun Jahren erreicht haben; Nachtarbeit, Sonntags- und Feiertagsarbeit sind verboten. Bis zum Alter von 16 Jahren ist der Arbeitstag auf zehn Stunden begrenzt; jedoch liegt es in

6 Vgl. ebd., S. 222.

7 Vgl. Kuczynski, Bd. 1. S. 222. Die Zahl der Landarbeiter steht für diese Zeit nicht genau fest. Kuczynski nimmt für das Jahr 1864 einen Anteil der »vorwiegend ländliche(n) Unterschicht in Landwirtschaft und ungelernter Tagelohnarbeit« an den »männlichen Personen der ›handarbeitenden Klasse‹« über 14 Jahre von 28,6 Prozent an. Edb.

8 Vgl. ebd., S. 230 ff.

9 Vgl. ebd., S. 253, Mottek, Bd. II, S. 232 f.

10 Vgl. Kuczynski, Bd. 1, S. 269 ff.

11 Vgl. Kuczynski, Bd. 1, S. 265. Im Jahre 1800 betrug die Zahl der nichtlandwirtschaftlichen freien Arbeiter in Deutschland 85 000. Ebd., S. 222.

12 Vgl. Kuczynski, Bd. 1, S. 266. Nach Mottek betrug die effektive Arbeitszeit in den vierziger Jahren 12–14 Stunden, teilweise mehr: Mottek, Bd. II, s. 236.

der Hand der Ortspolizei, für jeweils vier Wochen eine Verlängerung des Arbeitstages um eine Stunde zu gestatten; Nacht- und Sonntagsarbeit sollen auch für sie verboten sein.«[13]

Diese Bestimmungen wurden in der Regel von den Unternehmern umgangen.[14]

Unter dem Druck solcher Verhältnisse wandelt sich die Tätigkeit der traditionellen Gesellenvereinigungen, wie sie in Deutschland teilweise bereits seit Jahrhunderten bestanden hatten.[15] Sie waren von jeher von den staatlichen Instanzen scharf beobachtet und behindert worden. Das Koalitionsverbot – also das Verbot für die Gesellen und anderen Lohnabhängigen, sich zum Zwecke kämpferischer Interessenvertretung, etwa auch durch Arbeitsniederlegung, zusammenzuschließen – war eine Selbstverständlichkeit, wurde aber immer wieder neu formuliert und bekräftigt.[16] Dennoch wurden die Gesellenbünde jetzt bereits teilweise zu Kampforganisationen, die in den vierziger Jahren auch das Mittel des Streiks anwandten.[17] Kristallisationskerne erster gewerkschaftsähnlicher Tätigkeit waren die Unterstützungskassen der Gesellen, die von Unternehmern und Staat geduldet wurden, weil sie ihnen Aufwendungen für unabdingbare soziale Hilfsmaßnahmen ersparten.[18]

Etwa gleichzeitig entstanden im Ausland die ersten demokratischen und sozialistischen Zusammenschlüsse von wandernden deutschen Handwerksgesellen. So wurde 1834 in Paris der radikaldemokratisch orientierte »Bund der Geächteten« gegründet. 1836 entstand als eine sozialistische Abspaltung der »Bund der Gerechten«, welcher seit 1840 auch Gemeinden in der Schweiz und in England hatte. Der »Bund der Gerechten« hielt engen

13 Kuczynski, Bd. 1, S. 314.

14 Vgl. ebd.

15 Vgl. Siegfried Nestriepke, Die Gewerkschaftsbewegung. Erster Band, Berlin 1919, S. 115 ff.

16 Vgl. Mottek, Bd. II, S. 246; Elisabeth Todt, Die gewerkschaftliche Entwicklung in Deutschland vor 1848, in: Elisabeth Todt, Hans Radandt, Zur Frühgeschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung 1800–1849. Mit e. Einleitung v. Jürgen Kuczynski, Berlin 1950, S. 46.

17 Vgl. Todt, S. 76 ff.

18 Vgl. Mottek, Bd. II, S. 246. »Die Kassen sind wohl als die ersten Formen gewerkschaftlicher Tätigkeit zu begreifen«. Todt, ebd., S. 60.

Kontakt mit den Arbeiterbewegungen seiner Gastländer. So gingen insbesondere die Erfahrungen der englischen Chartisten und der französischen Sozialisten in die Lernprozesse seiner Mitglieder ein. 1847 traten Karl Marx und Friedrich Engels dem »Bund der Gerechten« bei, der sich jetzt in den »Bund der Kommunisten« umwandelte und die ebenfalls in hohem Maße durch die Erfahrungen der englischen und französischen Arbeiterbewegung bestimmte frühe Form ihrer Gewerkschaftstheorie übernahm.

Die enge Verbindung allgemeinpolitischerund gewerkschaftspolitischer Fragestellungen, welche sich am Ende der vierziger Jahre in der deutschen demokratischen und sozialistischen Auslandsbewegung herausbildeten, war durchaus typisch für die weitere deutsche Gewerkschaftsgeschichte im 19. Jahrhundert. Dies hatte seine Ursache in den besonderen politischen Zuständen Deutschlands. Hier vollzog sich – anders als etwa in England und Frankreich – die industrielle Revolution unter den Bedingungen eines politischen Systems, welches durch Absolutismus beziehungsweise Halbabsolutismus und die starken politischen Machtpositionen des Adels gekennzeichnet war. Vereinigungs- und Versammlungsfreiheit, das Recht auf freie Meinungsäußerung, Pressefreiheit – vom Koalitionsrecht und vom allgemeinen Wahlrecht ganz zu schweigen –, die zu den wichtigen Bedingungen unbehinderter gewerkschaftlicher Aktivität gehörten, mußten erst erobert werden.

In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts konzipierten Karl Marx und Friedrich Engels ihre Theorie des Historischen Materialismus. Insbesondere auf die Arbeiten des jungen Engels hatte die englische Gewerkschaftsbewegung großen Einfluß. Als Programm des »Bundes der Kommunisten« verfaßten Marx und Engels 1847 das »Manifest der Kommunistischen Partei«, das 1848 veröffentlicht wurde. Hier wurde die gewerkschaftliche Organisierung der Arbeiter, zugleich aber die Verbindung des gewerkschaftlichen Kampfes mit dem Ringen um die Eroberung der politischen Macht als eine zentrale Voraussetzung revolutionärer Umwälzung zum Zweck der Aufhebung von Ausbeutung und der Herrschaft von Menschen über Menschen bezeichnet.

Als am 18. März 1848 in Preußen die Revolution ausbrach, wurde sie auf den Barrikaden vor allem von Arbeitern durchgesetzt. Die proletarische Massenbasis der Revolution resultierte nicht nur daraus, daß die Lohnabhängigen durch die Ernährungskrise von 1846 und die Überproduktionskrise von 1847 mit Arbeitslosigkeit und Teuerung am stärksten betroffen waren. Zugleich auch waren die Beschränkungen ihrer Organisationsmöglichkeiten durch das Koalitionsverbot zur Fessel ihrer für die Verbesserung ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen notwendigen Aktivitäten geworden. So erkämpften sie sich in der Revolution sofort das Koalitionsrecht und Arbeitszeitverkürzungen[19], schufen ihre legalen eigenen Organisationen und nutzten das neugewonnene – wenngleich nirgends kodifizierte – Streikrecht. Im August 1848 wurde in Berlin unter wesentlicher Mitwirkung des Buchdruckers Stephan Born die »Arbeiterverbrüderung«[20] gegründet: eine Organisation, welche die Forderung nach Lohnerhöhungen und Regelung der Arbeitszeit mit genossenschaftlichen Plänen verband.[21] Im selben Jahr noch kam es zur Gründung der ersten Berufsverbände: Im Juli 1848 wurde in Mainz der »Nationale Buchdruckerverein« gegründet, der aus älteren Buchdruckervereinen hervorging, formell auch Prinzipale organisierte, in dessen Programm im wesentlichen aber die Interessen der Druckergehilfen sichtbar wurden. Nach Konflikten zwischen Druckereibesitzern und Gesellen, die beide im »Buchdruckerverein« organisiert waren, wurde am 30. September 1848 der »Gutenbergbund« gegründet, in dem zwar ebenfalls noch Kleinunternehmer vertreten waren, der aber stärker noch als der »Nationale Buchdruckerverein« in seiner Programmatik sich als Organisation von Lohnabhängigen verstand.[22]

19 Vgl. Mottek, Bd. II, S. 243.

20 Vgl. hierzu Frolinde Balser, Sozial-Demokratie 1848/49–1863. Die erste deutsche Arbeiterorganisation »Allgemeine Arbeiterverbrüderung« nach der Revolution, 2 Bde., Stuttgart 1962.

21 Vgl. Nestriepke, S. 136 ff.

22 Vgl. ebd., S. 138 f.; Richard Seidel, Die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland. Mit e. Abschnitt über die Gewerkschaftsbewegung der Angestellten von Bernhard Göring, Amsterdam 1927, S. 8 f.

Im August 1848 gründeten die Tabakarbeiter in Berlin einen »Nationalen Unterstützungsverband«. Auf einem Kongreß in Leipzig wurde eine Kranken- und Wanderunterstützung festgesetzt und wurden Kampfmaßnahmen für Lohnerhöhung und Arbeitsplatzsicherung beschlossen.[23]

Die Niederschlagung der Revolution und die damit beginnende Periode der Reaktion zerstörten auch diese ersten Arbeiterorganisationen. Die beiden Gewerkschaften wurden von ihr zuerst betroffen, das Koalitionsrecht wurde aufgehoben, die Arbeiterverbrüderung unterlag schweren Beeinträchtigungen durch einen Beschluß des Deutschen Bundes von 1854, wonach politische Organisationen keine überörtlichen Verbindungen eingehen durften (Verbindungsverbot). Hinzu kamen Bestimmungen über Polizeiaufsicht von Versammlungen und einschränkende Maßnahmen gegenüber auch nur örtlichen politischen Vereinen zum Beispiel in der Preußischen Verfassung und auf dem Verordnungsweg.[24] Da gerade in der »Arbeiterverbrüderung« politische und gewerkschaftliche Zielsetzungen nicht zu trennen waren, konnte sie leicht der Kriminalisierung anheimfallen.

Nach der Überproduktionskrise von 1847, welche eine Voraussetzung der Revolution von 1848 in Deutschland gewesen war, folgten Jahre der Depression bis 1851/52, die dann durch den stärksten Aufschwung in der bisherigen Geschichte des deutschen Kapitalismus abgelöst wurde. Er endete 1857 in einer neuerlichen Krise, die noch weit schwerer war als im Jahre 1847.[25]

Der zu Beginn der sechziger Jahre einsetzende neue Aufschwung war flacher als derjenige am Anfang der fünfziger Jahre. Er wurde 1866 durch eine neue Krise abgelöst.[26]

Über die Entwicklung des zahlenmäßigen Umfangs der Arbeiterklasse in dieser Zeit lassen sich nur für Preußen Angaben machen: Im Jahre 1849 waren danach 48,2% aller männli-

23 Vgl. Nestriepke, S. 139 f.; Seidel, S. 9.
24 Vgl. Mottek, Bd. II, S. 248.
25 Vgl. ebd., S. 201 ff.
26 Vgl. ebd., S. 204 f.

chen und 27,9% aller weiblichen Personen über 14 Jahren in Industrie und Landwirtschaft lohnabhängig beschäftigt. 1861 galt dies für 54,5% der Männer und 31,5% der Frauen im entsprechenden Alter. Ihre Mehrzahl war in der Landwirtschaft tätig.[27] Im Jahr 1867 gab es in Preußen 4 255 925 Arbeiter, kleine und mittlere Angestellte.[28] Die 1848 erkämpften Arbeitszeitverkürzungen wurden in den fünfziger Jahren zunächst teilweise wieder rückgängig gemacht, insgesamt aber setzte sich die mit diesem Jahr beginnende Tendenz zur Einschränkung des Arbeitstages in der Folgezeit – beschleunigt in den sechziger Jahren – fort.[29]

Die Senkung der Reallöhne ging in den fünfziger Jahren zunächst weiter; in den sechziger Jahren begann eine Gegentendenz allmählicher Reallohnsteigerung.[30] Aufgrund des ständigen Zustroms neuer Arbeitermassen in die Städte und des dahinter zurückbleibenden Angebots an Wohnraum verschlechterten sich die Wohnbedingungen der Lohnabhängigen ständig.[31] Wahrscheinlich noch als Nachwirkung der Revolution wurden 1849 in Preußen und Sachsen Anti-Truck-Gesetze erlassen; das sächsische Gesetz wurde 1855 verschärft.[32] In Preußen wurde 1853 die Kinderschutzgesetzgebung reformiert: »Kinder unter zwölf Jahren sollten nicht mehr regelmäßig in Fabriken arbeiten und die zwischen zwölf und 14 Jahren nur noch bis zu sechs Stunden pro Tag.«[33] Zugleich wurde die Kontrolle über die Einhaltung der Kinderschutzbestimmungen verbessert. Auch die bayerische Kinderschutzgesetzgebung wurde weiterentwickelt. Sachsen erließ erstmals 1861 ein Kinder-

27 Kuczynski, Bd. 2, Berlin 1962, S. 129 ff.

28 Addiert nach: ebd., S. 131.

29 Vgl. Mottek, Bd. II, S. 243,; Kuczynski, Bd. 3, Berlin 1962, S. 345. Für die sechziger Jahre wurde in Niederschlesien ein 13- bis 14-Stundentag festgestellt, die Verallgemeinbarkeit dieser Zahlen ist aufgrund des spärlichen Materials kaum überprüfbar; Kuczynski, Bd. 2, S. 278. Kuczynski schätzt, daß in Bergbau und Industrie zwischen 1850 und 1859 täglich durchschnittlich 14 Stunden gearbeitet wurde, zwischen 1860 und 1866 dagegen 13 Stunden. Kuczynski, Bd. 3, S. 361.

30 Vgl. Mottek, Bd. II, S. 233 F.; Kuczynski, Bd. 2, S. 154.

31 Vgl. Kuczynski, Bd. 2, S. 169.

32 Vgl. Kuczynski, Bd. 1, S. 276; Bd. 2, S. 190.

33 Ebd., S. 190.

schutzgesetz.[34] Hierin spiegelte sich nicht zuletzt auch ein wieder wachsender Druck der Arbeiterbewegung, die trotz aller Verfolgungen keineswegs zerschlagen war.

Trotz des Verbindungsverbots und der scharfen Beaufsichtigung von politischen Vereinen und Versammlungen wurde die Arbeiterbewegung selbst in der Reaktionsperiode der fünfziger Jahre keineswegs auf den Stand der Zeit vor 1848 zurückgeworfen. Gewerkschaften waren zwar verboten, doch war keine polizeiliche Genehmigung für die Gründung von örtlichen gewerkschaftsähnlichen Zusammenschlüssen mehr nötig. Die Zahl gewerkschaftsförmiger Fachgruppen war in den fünfziger Jahren weit größer als vor der Revolution, die Hilfskassen erfüllten in noch stärkerem Maße ihre Funktion als gewerkschaftliche Ersatzorganisationen, sogar Versuche, überregionale Kontakte herzustellen, wurden unternommen.[35] Zwischen 1852 und 1859 kam es zu über hundert Streiks, besonders rege war die Kampftätigkeit unmittelbar vor der Wirtschaftskrise von 1857.[36]

Ende der fünfziger Jahre aktivierte sich auch wieder die bürgerliche Opposition gegen den restaurierten Halbabsolutismus: Die Errungenschaften der Revolution von 1848/49 – insbesondere die preußische Verfassung von 1848, welche den Vertretern des Bürgertums im Abgeordnetenhaus über das Budgetrecht einen gewissen Einfluß auf die Staatstätigkeit verschaffte – mußten für die Bourgeoisie teils verteidigt, teils ausgeweitet werden.

Außerdem war die nationale Frage noch nicht im Sinne der Bourgeoisie gelöst: Die nach wie vor bestehende Zersplitterung in zahlreiche Einzelstaaten stand im Widerspruch zu den kapitalistischen Entwicklungsbedingungen. Um seine Ziele zu erreichen, versuchte das Bürgertum sich die Unterstützung durch

34 Vgl. ebd.

35 Vgl. Mottek, Bd. II, S. 248 f.

36 Vgl. Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED (Hrsg.), Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. In acht Bänden (hinfort zitiert als: GdA), Berlin 1966, Band 1: Von den Anfängen der deutschen Arbeiterbewegung bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts, S. 190 f.

die inzwischen angewachsene Klasse der Lohnabhängigen zu sichern.In diesem Zusammenhang wurden zahlreiche »Arbeiterbildungsvereine« gegründet. Mit diesen verband die Bourgeoisie einen dreifachen Zweck: Einmal sollten die Arbeiterbildungsvereine berufliche Qualifikationen vermitteln, die in der Produktion gebraucht, in den öffentlichen Schulen aber nicht gelehrt wurden; zweitens sollten die Arbeiter für die bürgerliche politische und ökonomische Ideologie gewonnen werden und so – drittens – eine proletarische Massenbasis für die Auseinandersetzung des Liberalismus mit dem Halbabsolutismus bilden. Die ökonomische Theorie der Bourgeoisie für die Arbeiterbildungsvereine wurde von Franz-Hermann Schulze-Delitzsch formuliert: Er schlug vor, die Arbeiter sollten durch gemeinsames Sparen Vermögen bilden, das sie dann in Produktionsgenossenschaften anlegen könnten (»Selbsthilfe«). Für die Arbeiter, welche Mitglieder in Arbeiterbildungsvereinen wurden, hatten diese eine doppelte Funktion: Sie sollten der individuellen Fortbildung dienen und schufen zugleich Möglichkeiten der – auch politischen – Kommunikation, welche außerhalb dieser Vereine durch die vereinsrechtlichen Bestimmungen von 1854 erschwert waren.

Das Bündnis zwischen liberalem Bürgertum und Proletariat, das so zustandekam, war allerdings von Anfang an sehr widersprüchlich. Die Arbeiter brauchten die Koalitionsfreiheit, während zumindest die liberalen Fabrikanten diese überhaupt nicht wünschen konnten. Lediglich in Sachsen wurde 1861 das Koalitionsrecht gewährt, 1863 auch in Weimar.[37] In der Frage des Allgemeinen Wahlrechts, welches von den Mitgliedern der Arbeiterbildungsvereine zunehmend gefordert wurde, verhielt sich die Bourgeoisie sehr zweideutig. So kam es 1863 zu einem ersten organisatorischen Bruch: In Leipzig wurde unter Führung von Ferdinand Lassalle der »Allgemeine Deutsche Arbeiterverein« (ADAV) gegründet. Die liberale Bourgeoisie faßte daraufhin die Mehrheit der Arbeiterbildungsvereine, die sich

37 Vgl. Nestriepke, S. 141 f.

dem ADAV nicht anschlossen, im »Verband deutscher Arbeitervereine« zusammen.
Der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein forderte die Einführung des Allgemeinen Wahlrechts und die Gründung von Produktionsgenossenschaften mit Hilfe von staatlichen Krediten. Die Theorie Lassalles stand gewerkschaftlicher Politik noch völlig fremd gegenüber. Das von ihm formulierte »Eherne Lohngesetz« erklärte den Kampf um Lohnerhöhungen für letztlich sinnlos: Höhere Löhne zögen eine Vermehrung der Arbeiterschaft, damit größere Konkurrenz zwischen den Arbeitern nach sich und führten so schließlich wieder zu Lohnsenkungen.[38]

Die enge Aufgabenstellung des ADAV mußte ihn in die Gefahr einer gewissen Isolierung gegenüber der seit 1864 einsetzenden Bewegung unter den Arbeitern – zunächst den Buchdruckern in Berlin – für das Koalitionsrecht versetzen. Lassalles mittelbarer Nachfolger, Johann Baptist von Schweitzer, sah sich als Redakteur des Verbandsorgans »Social-Demokrat« deshalb bald veranlaßt, die Teilnahme von ADAV-Mitgliedern an den Kämpfen um das Koalitionsrecht als eine Konzession gegenüber ihren nicht-lassalleanischen Kollegen zu akzeptieren.[39]

1865 kam es in Sachsen zu Streiks der Buchdrucker und der Strumpfwirker. Teils unmittelbar aus ihnen hervorgegangen, teils immerhin unter ihrer Wirkung entstanden in diesem und dem folgenden Jahr gewerkschaftliche Zentralverbände: Berufsgenossenschaften der Tabakarbeiter (1865) und der Buchdrukker (1866). Im Oktober 1867 folgten die Schneider, 1868 die Bäcker und die Holzarbeiter.[40]

Starken Einfluß auf die deutsche Entwicklung übte auch die 1864 erfolgte Gründung der »Internationalen Arbeiterassoziation« (I. Internationale, I.A.A.) aus. Die I.A.A, war Ausdruck

38 Vgl. Ferdinand Lassalle, Offenes Antwortschreiben an das Zentralkomitee zur Berufung eines allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses zu Leipzig. Mit Anhang: Die französische Nationalwerkstätten von 1848, in: Ferdinand Lassalle, Gesammelte Reden und Schriften, hrsg. u. eingel. v. Eduard Bernstein, 12 Bde., Berlin 1919, 3. Bd., S. 58 f.

39 Vgl. Wolfgang Schröder, Partei und Gewerkschaften. Die Gewerkschaftsbewegung in der Konzeption der revolutionären Sozialdemokratie 1868/69 bis 1893, Berlin 1975, S. 41 f.

40 Vgl. Nestriepke, S. 144 ff.; Seidel, S. 13 f.

der Notwendigkeit, daß die Arbeiter sich ihrerseits gegen das international kooperierende Kapital über die Staatsgrenzen hinweg verbanden. So hatten es die Unternehmer in der Vergangenheit immer öfter verstanden, Streiks durch die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte zu bekämpfen. Die I. Internationale stützte sich unter anderem sehr stark auf die englische Trade Unions. Bereits ihr von Marx verfaßtes Gründungsdokument hob die Notwendigkeit gewerkschaftlichen Kampfes und seiner Verbindung mit dem Ringen um die politische Macht der Arbeiterklasse hervor.[41] Zu ihren praktischen Aufgaben gehörte die Organisierung von Streikunterstützung und die Verhinderung der Zufuhr von Streikbrechern. In diesem Zusammenhang wurde die Resolution des Kongresses von Genf (1866), die auf eine Instruktion von Marx zurückging, sehr wichtig.[42] Vor dem Generalrat der I. Internationale hielt Karl Marx 1865 seinen Vortrag »Lohn, Preis und Profit«, der die Aufgaben der Gewerkschaften im ökonomischen und politischen Kampf analysierte.[43] Wo die I.A.A. in Deutschland durch aktive Einzelmitglieder oder Sektionen vertreten war, wurden gewerkschaftliche Bestrebungen besonders gefördert.[44] Die führenden Mitglieder des ADAV und des Verbandes deutscher Arbeitervereine gehörten als Personen (aus vereinsrechtlichen Gründen nicht für ihre Organisationen) der I.A.A. an und standen so auch in Verbindung mit deren Gewerkschaftsdiskussionen.

Angesichts dieser Entwicklungen mußte sich Schweitzer ein weiteres Mal mit der Gewerkschaftsfrage befassen: in einer Artikelserie im »Social-Democrat« räumte er ein, daß Streiks eine bewußtseinsbildende Funktion haben könnten, allerdings war er der Ansicht, daß die bereits erfolgte Gründung von

41 Vgl. Karl Marx, Inauguraladresse der Internationalen Arbeiterassoziation, gegründet am 28. September 1864 in öffentlicher Versammlung in St. Martin's Hall, Long Acre, in London, in: Karl Marx und Friedrich Engels, Werke (hinfort zitiert als: MEW), Bd. 16, Berlin 1962. S. 5 ff.

42 Vgl. Karl Marx, Gewerkschaftsgenossenschaften. Ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in: Instruktionen für die Delegierten des Provisorischen Zentralrats zu den einzelnen Fragen, MEW 16, S. 196 ff.; I. M. Kriwogus und S. M. Stezkewitsch, Abriß der Geschichte der I. und II. Internationale, Berlin 1960, S. 63 f.

43 Vgl. Karl Marx, Lohn, Preis und Profit, MEW 16, S. 101 ff.

44 Vgl. Schröder, S. 21 f.

Gewerkschaften nur ein politischer Umweg sei, der besser unterblieben wäre.[45] Der »Verband deutscher Arbeitervereine« hatte zwar keine theoretischen Vorbehalte gegenüber den Gewerkschaften, doch mußte er sich mit der Tatsache auseinandersetzen, daß er nach wie vor in einem Klassenbündnis mit der Bourgeoisie stand. 1866 war die radikaldemokratische »Sächsische Volkspartei« gegründet worden, die im wesentlichen von den sächsischen Arbeitervereinen getragen wurde. In ihrem von Wilhelm Liebknecht redigierten Organ, dem »Demokratischen Wochenblatt«, erschienen Anfang 1868 Ausführungen über die englische Trade Union sowie weitere Beiträge, die Interesse für das Gewerkschaftswesen wecken sollten. [46] Im ADAV ergriff Schweitzer auf dessen Generalversammlung in Hamburg (22.–26. August 1868) eine Initiative, indem er die Einberufung eines Kongresses zur Gründung eines gewerkschaftlichen Dachverbandes beantragte. Die Mehrzahl der Delegierten lehnte ab, doch wurde es Schweitzer und dem Präsidenten des Deutschen Zigarrenarbeiterverbandes, Friedrich Wilhelm Fritzsche, erlaubt, in ihrer Eigenschaft als Reichstagsabgeordnete zu einem solchen Kongreß nach Berlin einzuladen.[47] Bevor dieser Kongreß zusammentat, vollzog der 5. Vereinstag des Verbandes deutscher Arbeitervereine in Nürnberg (5.–7. September 1868) eine entscheidende Wende: er erklärte seine Übereinstimmung mit den Bestrebungen der Internationale und stellte dem Vorstand sowie den Mitgliedern die Aufgabe, die Gründung von Gewerkschaften (»Gewerkschaftsgenossenschaften«) voranzutreiben.[48]

Drei Wochen später, am 26. September 1868, wurde unter Führung Schweitzers in Berlin der »Allgemeine Deutsche Arbeiterschaftsverband« gegründet.[49] Anschließend gliederte sich diese Organisation in Einzelgewerkschaften (»Arbeiter-

45 Vgl. Nestriepke, S. 149 f.; Schröder, S. 45 ff.

46 Vgl. Nestriepke, S. 153.

47 Vgl. Franz Mehring, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Zweiter Teil: Von Lassalles »Offenem Antwortschreiben« bis zum Erfurter Programm 1863 bis 1891, in: Franz Mehring, Gesammelte Schriften, 2. Bd., Berlin 1960, S. 305 ff.

48 Vgl. Gda, Bd. 1, S. 264 f.

49 Vgl. Nestriepke, S. 159 f.

schaften«) für: »Berg- und Hüttenarbeiter, Metallarbeiter, Färber, Weber und Manufakturarbeiter, Schuhmacher, Bäcker, Buchbinder, Lederarbeiter usw., Holzarbeiter und Maurer« auf.[50] Schweitzer wurde Präsident des Arbeiterschaftsverbandes. der insofern streng zentralistisch organisiert war, als die lokalen Leiter lediglich Bevollmächtigte des Präsidenten waren und seiner Anleitung unterstanden. Die »örtlichen Mitgliedschaften behielten nur eine ganz beschränkte Selbstverwaltung«.[51]

Am 28. November 1868 veröffentlichte August Bebel, der Präsident des »Verbandes deutscher Arbeitervereine«, von ihm entworfene »Musterstatuten für Deutsche Gewerkschaftsgenossenschaften«.[52] Im Unterschied zur Satzung des »Allgemeinen Deutschen Arbeiterschaftsverbandes« sahen sie auch die gewerkschaftliche Organisierung von Frauen vor und wiesen den örtlichen Organisationseinheiten, den »Lokalgenossenschaften«, weitgehende Eigenverantwortung und selbständige Rechte zu. Das Hauptgewicht sollte bei den Zentralverbänden der Einzelgewerbe, nicht einem Dachverband liegen, wenngleich eine gewisse Zusammenfassung perspektivisch angestrebt wurde.[53] Anfang 1869 bildeten sich auf lokaler Ebene Gewerkschaften, die sich nach den Bebelschen »Musterstatuten« organisierten. Als Zentralverbände nach den Regeln dieser Statuten entstanden gleichzeitig der »Internationale Buchbinderverein«, die »Gewerksgenossenschaft der Berg- und Hüttenarbeiter« sowie die »Internationale Manufaktur-, Fabrik- und Handarbeitergenossenschaft«, welche unter der Führung von Julius Motteler sich sehr aktiv um die Organisierung der Arbeiterinnen bemühte.[54] Die Gewerkschaften nach den Bebelschen Musterstatuten waren aus dem bisherigen Einzugsbereich der

50 Schröder, S. 63.

51 Nestriepke, S. 188.

52 August Bebel, Musterstatuten für deutsche Gewerkschaftsgenossenschaften, in: August Bebel, Ausgewählte Reden und Schriften, Band 1: 1863 bis 1878, bearbeitet von Rolf Dlubek und Ursula Herrmann unter Mitarbeit von Dieter Malik, Berlin 1970, S. 603 ff.

53 Vgl. Schröder, S. 58 ff.

54 Vgl. Nestriepke, S. 174; Schröder, S. 65 f.

Arbeiterbildungsvereine entstanden.[55] Für die Bourgeoisie war dies nach dem Nürnberger Vereinstag ein weiteres Alarmsignal, daß sie auch dort ihren Anhang verliere. Der liberale Gewerkschaftstheoretiker Dr. Max Hirsch hatte vergeblich versucht, durch persönliche Einwirkung auf dem Berliner Kongreß die Gründung des »Allgemeinen Deutschen Arbeiterschaftsverbandes« zu verhindern. Am 28. September 1868 gründete er zusammen mit dem Fabrikanten Duncker wirtschaftsfriedliche »Gewerkvereine«. Durch sie sollten Unternehmer und Arbeiter ihre Interessen ohne Kampfmaßnahmen ausgleichen.[56] Im Laufe des Jahres 1869 nahm die deutsche Gewerkschaftsbewegung einen starken Aufschwung, der noch von der im gleichen Jahr auf Beschluß des Norddeutschen Reichstages erfolgenden Durchsetzung des Koalitionsrechtes gefördert wurde.[57] Auf der Generalversammlung des »Allgemeinen Deutschen Arbeiterschaftsverbandes« 1869 in Kassel waren 35 252 Mitglieder vertreten, die Internationalen Gewerkschaftsgenossenschaften hatten ca. 10 000, die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine etwa 30 000 Mitglieder.[58] Die Hirsch-Dunckerschen Organisationen mußten aber bereits 1869 eine starke Einbuße an Mitgliedern und an Einfluß hinnehmen: Als im Waldenburger Land (Schlesien) Bergarbeiter, die den liberalen Gewerkvereinen angehörten, in einen Streik traten, wurden sie von ihrer Führung im Stich gelassen und erlitten eine schwere Niederlage.[59] Bis 1873

55 Vgl. Seidel, S. 16.

56 Vgl. Nestriepke, S. 160 f.; Seidel, S. 17 f.

57 Von der Koalitionsfreiheit, die ab 1871 auch im neuen Deutschen Reich galt, blieben allerdings die Landarbeiter ausgenommen. Für die Industriearbeiter und die Arbeiter in Handwerksbetrieben war sie ebenfalls eingeschränkt insofern, als die Vereinsgesetze, die nach der Niederschlagung der Revolution von 1848 erlassen worden waren und den überregionalen organisatorischen Zusammenhang politischer Organisationen verboten, in Kraft geblieben. Eine Gewerkschaft konnte so leicht illegalisiert werden, indem eine Verfolgungsbehörde sie für »politisch« erklärte. Auch für die deutsche Sozialdemokratie war dieses »Verbindungsverbot« bis zur Jahrhundertwende ein schweres Hindernis. Sie konnte ihren überregionalen Zusammenhang nicht durch eine einheitliche offizielle Organisation, sondern nur durch informelle Strukturen und ein System von Vertrauensleuten herstellen.

58 Vgl. Nestriepke, S. 167; Schröder, S. 63.

59 Vgl. Mehring, S. 359.

war die Mitgliederzahl der Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften auf ca. 20 000 gefallen.[60]

Die Entwicklung des »Allgemeinen Deutschen Arbeiterschaftsverbandes« litt sehr unter den inneren Auseinandersetzungen im ADAV, die ihrerseits auf den Mangel an innerorganisatorischer Demokratie, der überdies nach den Absichten Schweitzers auch auf die Gewerkschaften übertragen werden sollte, zurückzuführen waren. 1869 hatte Schweitzer Statutenänderungen im ADAV zustimmen müssen, welche seine Stellung zugunsten des Vorstandes schwächten. Im gleichen Jahr versuchte er jedoch einen »Staatsstreich«: praktisch über die Köpfe der Mitglieder hinweg setzte er die Vereinigung des »Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins« mit einer früher von diesem abgespaltenen Sekte, dem »Lassalleschen Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein«, der insbesondere an der – aufgrund des »Ehernen Lohngesetzes« – gewerkschaftsfeindlichen Doktrin Lassalles starr festhielt, unter gleichzeitiger Wiedereinführung der alten Statuten durch.[61] Daraufhin veröffentlichten August Bebel, Wilhelm Liebknecht und einige oppositionelle Funktionäre des ADAV, ja sogar drei Funktionäre des »Lassalleschen Deutschen Arbeitervereins« einen gemeinsamen Aufruf zu einem »Allgemeinen deutschen sozialdemokratischen Arbeiterkongreß«, auf dem am 7., 8. und 9. August 1869 in Eisenach die »Sozialdemokratische Arbeiterpartei« gegründet wurde.[62] Zu den Opponenten gehörten auch führende Funktionäre des Arbeiterschaftsverbandes, so dessen Vizepräsident Fritzsche, Schob (Gründer und Vorsitzender der Schneidergewerkschaft), Schumann (Präsident der Schuhmachergewerkschaft) und Theodor York, ein bedeutender Organisator der Tischlerbewegung.[63] Schweitzer verschärfte die Situation noch dadurch, daß er einen Beschluß des Arbeiterschaftsverbandes herbeiführte, wonach diejenigen, welche sich vom ADAV getrennt hatten, nunmehr nicht mehr Mitglieder des Allgemeinen Deutschen

60 Vgl. Schröder, S. 132.
61 Vgl. Mehring, S. 334 ff.
62 Vgl. August Bebel, Aus meinem Leben, Berlin 1964, S. 298 ff.
63 Vgl. Nestriepke, S. 168.

Arbeiterschaftsverbandes sein konnten.[64] Dieser Versuch, die dem ADAV nahestehende Gewerkschaftsbewegung zu einer ausschließlich Lassalleanischen Richtungsgewerkschaft zu verengen, schwächte den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein auch parteipolitisch und verstärkte die gewerkschaftliche Basis der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei.

1870 versuchte Schweitzer, die Organisationsprinzipien des ADAV vollends auf den Arbeiterschaftsverband zu übertragen: Er setzte einen Beschluß durch, wonach die einzelnen Arbeiterschaften aufzulösen seien, so daß nunmehr der Allgemeine Deutsche Arbeitergewerkschaftsverband als nicht weiter gegliederte zentrale Einheitsorganisation weiterbestand. Die Entscheidung zeigt, wie sehr noch im ADAV die Lassallesche Verabsolutierung der politischen Organisation verankert war. Schweitzer selbst war ja mit der Gewerkschaftsgründung, die dem Ehernen Lohngesetz zu widersprechen schien, in den eigenen Reihen auf harten Widerstand gestoßen. Der Lassalleanismus vermochte deshalb niemals den besonderen Organisationserfordernissen – so der Notwendigkeit lokaler Kämpfe – gerecht zu werden. Die neue Organisation hieß »Allgemeiner Deutscher Arbeiter-Unterstützungsverband«.[65] Zahlreiche Einzelgewerkschaften lehnten jedoch den Beitritt zu diesem Verband ab, so daß bereits 1871 der Beschluß vom Vorjahr gelokkert werden mußte: Nunmehr konnten Berufsgewerkschaften wenigstens auf lokaler Ebene weiterbestehen. 1874 endlich wurde festgelegt, daß Einzelgewerkschaften, die dem Arbeiter-Unterstützungsverband beitreten wollten, innerhalb desselben ihre organisatorische Eigenständigkeit behalten konnten.[66] Dieses Zugeständnis konnte nicht verhindern, daß sich 1872 und 1873 mehrere Arbeiterschaften – darunter die der Tischler und der Zimmerer – vom Unterstützungsverband lösten.[67] Die Maurer hatten bereits 1870 ihre Zugehörigkeit zum Allgemeinen

64 Vgl. ebd., S. 169.
65 Vgl. Mehring, S. 365; Dieter Fricke, Die deutsche Arbeiterbewegung 1869–1914. Ein Handbuch über ihre Organisation und Tätigkeit im Klassenkampf, Berlin 1976, S. 639.
66 Vgl. Nestriepke, S. 171.
67 Vgl. ebd., S. 173.

Arbeiterschaftsverband lediglich in ein lockeres Vertragsverhältnis zum Unterstützungsverband übergeführt.[68] So entstand für einige Jahre neben dem Unterstützungsverband, den »Internationalen Gewerkschaftsgenossenschaften« und den Hirsch-Dunckerschen »Gewerkvereinen« eine vierte Gewerkschaftsrichtung: Zu ihr gehörten diejenigen Verbände, die sich keiner dieser drei Strömungen angeschlossen hatten[69] – sei es, daß sie aus dem Unterstützungsverband ausschieden, sei es, daß sie als Neugründungen von vornherein selbständig blieben. 1874 zählte der Arbeiterunterstützungsverband nur noch 5300 Mitglieder.[70] Er löste sich im selben Jahre auf, um einer Illegalisierung durch die Berliner Staatsanwaltschaft zu entgehen.[71] Auch in den »Internationalen Gewerkschaftsgenossenschaften« wurden Probleme einer stärkeren Zusammenarbeit zwischen den Berufsverbänden diskutiert. Ein Kongreß in Erfurt 1872 empfahl die Gründung einheitlicher Lokalorganisationen dort, wo Einzelgewerkschaften aufgrund zu geringen Mitgliederzustromes nicht gegründet werden konnten, sowie die Bildung einer »Union« durch Kartellverträge der Zentralverbände.Dieser Beschluß hatte zunächst keine praktische Bedeutung. Auf einem weiteren Kongreß im Mai 1875 wurde die »Union« auch formell gegründet. Ihr gehörten die Holzarbeitergewerkschaft, die »Internationale Metallarbeiterschaft«, die »Maurer- und Zimmergenossenschaft«, der »Allgemeine Deutsche Schneiderverein«, die »Internationale Gewerkschaftsgenossenschaft der Schuhmacher« und der »Allgemeine Deutsche Sattlerverein« an. York wurde Leiter der Union, starb aber bereits 1875.[72] Neben den in der »Union« locker verbundenen Gewerksgenossenschaften bestanden noch einzelne Arbeiterschaften aus dem aufgelösten »Unterstützungsverband« weiter.[73]

68 Vgl. ebd., S. 171.
69 Vgl. ebd., S. 179 f.
70 Vgl. Fricke, S. 641.
71 Vgl. Nestriepke, S. 173.
72 Vgl. ebd., S. 177.
73 Vgl. ebd., S. 173.

In den siebziger Jahren war die deutsche Gewerkschaftsbewegung schweren Beeinträchtigungen ausgesetzt, welche zugleich die Notwendigkeit immer unabweisbarer machten, die Zersplitterung zu überwinden. Die Gegensätze zwischen Bourgeoisie und preußischem Junkertum waren schrittweise beseitigt worden, seit unter Führung Preußens nach dem österreich-preußischen Krieg von 1866 und dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 die Reichseinheit hergestellt worden war. Jetzt wandten sich Großbürgertum und Agrarier gemeinsam gegen die Arbeiterklasse, deren einheitliche Interessenvertretung unabdingbar wurde. Der deutsch-französische Krieg führte zu einem starken Mitgliederschwund, da viele Gewerkschafter zum Militär eingezogen wurden. Außerdem herrschte kriegsbedingtes Ausnahmerecht. Der gesteigerte Chauvinismus drängte die gesamte Arbeiterbewegung zeitweilig in die Defensive. Die Leitung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei wurde verhaftet. In der Hochkonjunktur bis 1873 kam es zwar zu starken Streikbewegungen, zugleich aber blieb zumindest ein Teil der Gewerkschaftsbewegung durch die Agonie des Verbandes der Lassalleschen Richtung gehemmt. Die gemeinsame Streikaktivität machte allerdings auch die Absurdität der bisherigen Zersplitterung sichtbar, zumal bei mehreren Arbeitskämpfen das Nebeneinander verschiedener Gewerkschaften die Schlagkraft der Arbeiter gelähmt hatte. Als Konsequenz dieser Erfahrungen wurde 1874 der »Allgemeine Deutsche Metallarbeiterverband« gegründet, in dem sich »Eisenacher« (dies war die Kurzbezeichnung für die Mitglieder der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei) und »Lassaleaner« zusammenfanden.[74] Die beginnende Vereinheitlichung der Gewerkschaftsbewegung förderte auch die politische Einheit der Sozialisten und sollte umgekehrt in Zukunft durch diese ebenfalls weiter vorangetrieben werden. 1875 wurde durch Zusammenschluß von ADAV und Sozialdemokratischer Arbeiterpartei die »Sozialistische Arbeiterpartei« gegründet.

74 Vgl. ebd., S. 180.

So konnte die Schwächung der Gewerkschaften durch den deutsch-französischen Krieg relativ schnell wieder aufgeholt werden. Hinzu kam, daß die Kampfbedingungen in den beiden ersten Nachkriegsjahren relativ günstig waren: Die französische Reparationszahlungen stimulierten die Konjunktur, und die Arbeiterbewegung nutzte dies zu energischen Lohnkämpfen. So konnten die Nominal- und Reallöhne gesteigert werden[75], im Baugewerbe um ein Drittel.[76] Auch die Arbeitszeit wurde verkürzt, sie betrug zwischen 1867 und 1875 durchschnittlich zwölf Stunden am Tag.[77] Die 1873 einsetzende Rezession jedoch setzte dann völlig neue, vor allem auch durch ein erhöhtes Maß politischer Repression gekennzeichnete Bedingungen.

75 Vgl. Kuczynski, Bd. 3, S. 298; 302.
76 Vgl. ebd., S. 304.
77 Vgl. ebd., S. 349; 361.

Georg Fülberth

EXKURS: Probleme der Gewerkschaften in der Theorie von Karl Marx und Friedrich Engels

Die Bedeutung von Karl Marx und Friedrich Engels für die deutschen Gewerkschaften beschränkt sich nicht auf ihre eher lockeren Beziehungen zu den in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Deutschland neu entstehenden Organisationen. Die unmittelbaren Berührungspunkte sind schnell aufgezählt: Seit 1862 hatte Wilhelm Liebknecht im Berliner Buchdrucker-Gehilfen-Verein Vorträge gehalten, in denen er offensichtlich auch Momente der Marxschen Theorie vermittelte. Von 1865 an wirkte er in den Arbeiterbildungsvereinen Sachsens; dort bestand seit 1861 Koalitionsfreiheit, und dort war die Gewerkschaftsbewegung am stärksten entwickelt. 1868 hat Marx den Präsidenten des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, v. Schweitzer, auf die Notwendigkeit eines demokratischen Organisationsaufbaus von Gewerkschaften hingewiesen; 1875 kritisierte Friedrich Engels, daß im Gothaer Programm der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands die Gewerkschaften nicht erwähnt wurden.

Wichtiger als diese aktuellen Anstöße ist die Tatsache, daß Marx und Engels in ihrer Kritik der politischen Ökonomie und in ihrer Revolutionstheorie die gesellschaftlichen Gesetze, die gewerkschaftliches Handeln bedingen, herauszuarbeiten versuchten. In diese theoretische Arbeit geht ein: Marx' und Engels' Analyse des Kapitalverhältnisses, ihre Auseinandersetzung mit Geschichte und aktueller Politik der Arbeiterbewe-

gung und schließlich ihre ständige Anstrengung, durch einen Nachvollzug der Weiterentwicklung des Kapitalismus und damit auch der Kampfvoraussetzungen der Arbeiterklasse sowie der Bedingungen, welche die Arbeiterbewegung ihrerseits dem Kapitalismus aufzwingt, ihre allgemeinen theoretischen Ergebnisse zu konkretisieren.

Zentrale Bedeutung hat dabei die Lohntheorie. Nach Marx bemißt sich der Wert der Ware Arbeitskraft nach deren Reproduktionskosten, das heißt nach dem Wert aller Güter und Dienstleistungen, die notwendig sind, um die Arbeitskraft der Proletarier wiederherzustellen und die Aufzucht neuer Arbeitergenerationen zu gewährleisten. Dieser Wert der Ware Arbeitskraft ist nicht mit irgendeinem physischen Existenzminimum identisch. Bei ansteigenden Anforderungen, die an die Arbeitskraft gestellt werden, wächst Quantität und Qualität der zu ihrem Ersatz notwendigen Güter. Andererseits nimmt in der Entwicklung des Kapitalismus die Arbeitsproduktivität auch in denjenigen Industriezweigen zu, welche die zur Reproduktion der Arbeitskraft notwendigen Güter bereitstellen. Die Arbeitszeit, welche nötig ist, um diese Produkte zu schaffen, sinkt also, damit aber auch der Wert der Ware Arbeitskraft.[1] Abnehmender Wert der Ware Arbeitskraft ist somit durchaus vereinbar mit steigender Menge und Qualität der Produkte, durch die sie wiederhergestellt wird.[2] Hinzu kommt, daß die zur Reproduktion der Ware Arbeitskraft notwendigen Güter und Dienstleistungen nicht nur nach ihrer technischen Funktion festgestellt werden können, sondern auch nach dem historisch überkommenen und aktuell gewohnten Lebenshaltungsniveau: Marx nennt dies das »historische und moralische Moment«, welches in den Wert der Arbeitskraft eingehe.[3]

Der Geldausdruck des Werts der Ware Arbeitskraft ist der Arbeitslohn. Sein denkbar äußerstes Minimum ist dort erreicht, wo eine weitere Senkung die Wiederherstellung der Arbeitsfä-

1 Vgl. Karl Marx, Das Kapital, Erster Band, in: Karl Marx und Friedrich Engels, Werke (hinfort zitiert als: MEW), Bd. 23, S. 334.
2 Vgl. ebd., S. 545.
3 Vgl. ebd., S. 185.

higkeit bei den Proletariern und das Heranwachsen neuer Arbeitergenerationen in Frage stellen würde. Sein Maximum liegt erheblich unterhalb der Schwelle, an der eine weitere Senkung die Erzeugung von Mehrwert unmöglich machen müßte.[4] Zwischen beiden Grenzwerten kann eine breite Spanne liegen. Dabei ist es durchaus möglich, daß bei fortlaufender Entwertung der Ware Arbeitskraft die Reallöhne zunehmen, nämlich dann, wenn bei gesteigerter Arbeitsproduktivität die Kosten für die zur Reproduktion der Ware Arbeitskraft notwendigen Güter stärker fallen als die Löhne, wenn die Nominallöhne gleichbleiben oder sogar steigen.[5] Dabei wird man allerdings davon ausgehen müssen, daß in der Regel die Arbeitsproduktivität schneller zunimmt als die Löhne.[6] Das heißt: die Arbeiter verfertigen in einer gegebenen Zeiteinheit mehr Produkte als früher; zugleich sinkt der Zeitaufwand, der zur Wiederherstellung der Arbeitskraft notwendig ist. Selbst bei einer geringfügigen Lohnerhöhung würden sie mehr und bessere Gegenstände und Dienstleistungen für ihr Einkommen erhalten. Zugleich ist die Reallohnzunahme geringfügiger als das gleichzeitig erfolgende Wachstum des Mehrwertes, der Anteil des Lohns am Gesamtprodukt – die Lohnrate – sinkt somit, der Unternehmer hält noch größeren Mehrwert in Händen als zuvor. Es liegt durchaus im Interesse der Kapitalistenklasse, daß die Lohnarbeiter ihre Arbeitskraft reproduzieren können, denn sonst würde die Quelle des Mehrwerts zerstört. Zugleich aber hat das Kapital die Tendenz, den Mehrwert immer stärker zuungunsten des Lohns zu erhöhen, also die Löhne möglichst stark dem Existenzminimum anzunähern, ja sogar unter dieses zu drücken.[7] Ein Lohn, der dem Wert der Arbeitskraft entspricht, kann deshalb nur erreicht werden, wenn sich die Arbeiter gegen diese Bestrebungen des Kapitals wehren. In diesen Lohnkämp-

4 Vgl. ebd., S. 187; 649. Marx und Engels gehen davon aus, daß der *Preis* der Ware Arbeitskraft (also der *Lohn*) von ihrem *Wert* – etwa je nach der Lage auf dem Arbeitsmarkt – differieren kann, daß beide aber *im Durchschnitt* übereinstimmen.

5 Vgl. ebd., S. 545 f.; Karl Marx, Lohnarbeit und Kapital, MEW 6, S. 414.

6 Vgl. Marx, Lohnarbeit und Kapital, S. 414.

7 Vgl. Friedrich Engels, Das Lohnsystem, MEW 19, S. 253.

fen sammeln sie sich in ihren Gewerkschaften. Dabei werden sie um die Erhöhung der Löhne ebenso kämpfen wie um eine Verkürzung der Arbeitszeit und um Arbeitsschutzbestimmungen. Die Festsetzung eines Normalarbeitstages hindert die Kapitalisten daran, die Arbeitszeit, in welcher die Belegeschaften ausschließlich Mehrwert produzieren, nachdem sie den Wert ihrer Arbeitskraft schon erarbeitet haben, nach Belieben auszudehnen. Arbeitsschutzbestimmungen haben den Zweck, einer Intensivierung der Arbeit, in der bei schnellerer Erschöpfung der Arbeitskraft in einer festgesetzten Zeit möglichst viele Produkte erzeugt werden – also dasselbe Ergebnis erzielt wird, als wenn bei geringerer Intensität der Arbeit der Arbeitstag viel länger wäre – entgegenzutreten. In beiden Fällen werden dem Bestreben der Kapitalisten, den Mehrwert auf Kosten des Lohnanteils möglichst stark nach oben zu treiben, Grenzen gezogen. Sie werden in der Regel in Form der staatlichen Gesetzgebung realisiert, auf welche die Arbeiterbewegung also durch ihre Kämpfe einwirken muß. Das Ausmaß, in dem die gewerkschaftlichen Forderungen durchgesetzt werden können, hängt von ihrer Kampfstärke (zu dieser gehört auch der Organisationsgrad der Arbeiter), von der Beschäftigungslage (eine hohe Zahl von Arbeitslosen beeinträchtigt die Streikmöglichkeiten), aber auch von der Akkumulationskraft des Kapitals in der jeweiligen Phase der kapitalistischen Entwicklung ab: in Zeiten stärkerer Akkumulation wird die Nachfrage nach Arbeitskräften so hoch sein, daß für Lohnforderungen relativ gute Ausgangsbedingungen bestehen.

Schon relativ früh – in seiner Debatte mit Proudhon 1846/47[8] – mußte sich Marx mit dem Argument auseinandersetzen, gewerkschaftliche Erfolge, insbesondere Lohnerhöhungen, trieben die Preise hoch und machten sich deshalb schon kurzfristig selbst wieder zunichte. Der Widerlegung dieser These galt Marx' Vortrag »Lohn, Preis und Profit« aus dem Jahr 1865. Marx geht hier davon aus, daß der Wert einer Ware sich aus

8 Vgl. Karl Marx, Das Elend der Philosophie. Antwort auf Proudhons »Philosophie des Elends«, MEW 4, S. 175 ff.

dem konstanten Kapital (Anlagen, Werkstoffe), dem variablen Kapital (Löhne) und dem Mehrwert zusammensetzt, daß aber der Preis dieser Ware selbst um diesen Wert »graviert«, also nicht willkürlich über diesen hinausgetrieben werden kann. Anhebung der Löhne könne deshalb nur auf Kosten des Mehrwerts erfolgen, steigere jedoch nicht den Preis.[9] Die Erfolge der Gewerkschaften heben, selbst im besten Falle – etwa bei stetiger Steigerung der Reallöhne, verkürzter Arbeitszeit und stabilen Arbeitsschutzbestimmungen – das Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital nicht auf. Nach wie vor werden die Arbeiter von den Besitzern der Produktionsmittel abhängig sein und keine Verfügung über den größeren Teil der von ihnen produzierten Werte haben. Mehr noch: da die Mehrwertrate durchschnittlich schneller wächst als die Lohnrate, wird der in den Händen der Kapitalistenklasse angesammelte Reichtum und die damit verbundene gesellschaftliche Macht über die Arbeiterklasse zunehmen. Hinzu kommt, daß die im gewerkschaftlichen Kampf erreichten Verbesserungen in den im Kapitalismus unvermeidlichen Überproduktionskrisen wieder verlorengehen: durch Reallohnsenkungen, Arbeitslosigkeit, den Abbau gesetzlicher Sicherungen und staatlicher Leistungen. Die »Unsicherheit der Existenz«[10] der Arbeiter ist in deren Stellung innerhalb des Lohnsystems begründet und nimmt im Fortgang der kapitalistischen Entwicklung infolge der sich verändernden organischen Zusammensetzung des Kapitals (Wachsen des konstanten Kapitals, zu dessen vermehrter Produktion zwar ebenfalls Arbeitskräfte erforderlich sind, das jedoch in weit höherem Maße lebendige Arbeit »freisetzt«) noch zu.[11] Dieser Zustand der Abhängigkeit und Unsicherheit kann nur überwunden werden durch die Beseitigung des kapitalistischen Systems selbst. Gerade weil die Gewerkschaften sich die Aufgabe gestellt haben, die Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnabhängigen zu stabilisieren und zu verbessern, werden sie die Abschaf-

9 Vgl. Karl Marx, Lohn, Preis und Profit, MEW 16, S. 101 ff.

10 Friedrich Engels, Zur Kritik des sozialdemokratischen Programmentwurfs 1891, MEW 22, S. 231.

11 Vgl. Marx, Lohn, Preis und Profit, S. 151.

fung des Lohnsystems fordern müssen, da nur dann die Angriffe des Kapitals auf die Lohnhöhe, Krisen und Arbeitslosigkeit zusammen mit ihren Ursachen dauerhaft beseitigt werden können. Ohne die Realisierung dieser strategischen Notwendigkeit wird gewerkschaftlicher Kampf insofern Sysiphusarbeit sein, als seine Ergebnisse im Zuge der kapitalistischen Entwicklung wieder der Zerstörung anheimfallen können.

Hier stellt sich allerdings die Frage, ob das ideologische und organisatorische Instrumentarium der Gewerkschaften ausreicht, um den Kampf für die Aufhebung des Lohnsystems erfolgreich führen zu können. Ein schwieriges ideologisches Problem besteht auch insofern, als die Gewerkschaften unter den Bedingungen der kapitalistischen Gesellschaft, in der – wie in jeder Klassengesellschaft – »die Gedanken der herrschenden Klasse (. . .) die herrschenden Gedanken«[12] blieben, ihre Kämpfe nicht um die Höhe des Lohnanteils am Gesamtprodukt, somit also auch um die Höhe des Mehrwerts führen können, sondern die von ihnen geforderten Löhne sich auf die gesamte von einem Arbeiter in einer festen Zeiteinheit (Arbeitsstunde, Arbeitstag) zu liefernde Arbeit oder auch auf das gesamte von ihm hergestellte Produkt (Stücklohn) beziehen. So entsteht die »Mystifikation«, als stelle der Lohn nicht den Preis für die Ware Arbeits*kraft*, sondern für die gesamte Arbeit dar, so daß die Klassenbeziehungen, die bereits in die Lohnfestsetzung eingehen, verdeckt werden.[13] Falsch wäre es, die Kämpfe um Lohn, Arbeitszeit und Arbeitsbedingungen als ausschließlich »ökonomische« Kämpfe zu bezeichnen und das Ringen um die Überwindung des Lohnsystems ausschließlich der »politischen« Auseinandersetzung zuzuweisen. Wir sahen ja schon, daß Arbeitsschutzgesetze und die Begrenzung der Arbeitszeit zwar ökonomische Maßnahmen waren, aber mit politischen Mitteln durchgesetzt werden mußten (so etwa der Zehnstunden-Tag in England). Umgekehrt kann der Kampf um eine so verkürzte Arbeitszeit, daß es den Arbeitern möglich

12 Karl Marx und Friedrich Engels, Die deutsche Ideologie, MEW 3, S. 46.
13 Vgl. Marx, Das Kapital, Erster Band, S. 559.

wird, ihren Kampf gegen das Lohnsystem zu führen, auch Gegenstand des »ökonomischen« Kampfes sein.[14] Der politische Einfluß der Arbeiterklasse, welcher notwendig ist, um gesetzlich garantierte Verbesserungen ihrer Lebenslage herbeizuführen, ist zwar qualitativ unterschieden von der politischen Macht, mit der die Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln durchgesetzt werden kann, dennoch gibt es hier Übergangsmöglichkeiten zwischem dem Kampf um ökonomische Verbesserungen und der Aufhebung des Lohnsystems:

»(. . .) die Bewegung, ein Achtstunden- usw. Gesetz zu erzwingen, ist eine *politische* Bewegung. Und in dieser Weise wächst überall aus den vereinzelten ökonomischen Bewegungen der Arbeiter eine *politische* Bewegung hervor, das heißt eine Bewegung der *Klasse*, um ihre Interessen durchzusetzen in allgemeiner Form, in einer Form, die allgemeine, gesellschaftlich zwingende Kraft besitzt«.[15]

Und: »In der Durchsetzung solcher Gesetze (Arbeiterschutzgesetze, G. F.) stärkt die Arbeiterklasse keineswegs die Macht der Regierung. Im Gegenteil, sie verwandelt jene Macht, die jetzt gegen sie gebraucht wird, in ihre eigenen Diener.«[16]

Bis etwa zum Jahr 1848 war für Marx und Engels der Zusammenhang zwischen dem gewerkschaftlichen Kampf um Löhne, Arbeitszeiten und Arbeitsbedingungen einerseits und dem Kampf um die Aufhebung des Lohnsystems andererseits relativ unproblematisch. Das »Manifest der Kommunistischen Partei« schildert – in enger Anlehnung an den Verlauf der Klassenkämpfe in England – die gewerkschaftlichen und politischen Kämpfe der Arbeiterklasse als einen sich steigernden Prozeß, der von der vereinzelten Notwehr über die Organisierung von Gewerkschaften bis zu dem Stadium führt, in dem die beiden Hauptklassen der kapitalistischen Gesellschaft um die politi-

14 Vgl. Karl Marx, Arbeitslohn in: Karl Marx und Friedrich Engels über die Gewerkschaften, Berlin 1953, S. 74

15 Karl Marx an Friedrich Bolte, MEW 17, S. 332. Hervorhebungen von Marx.

16 Karl Marx, Instruktionen für die Delegierten des Provisorischen Zentralrats zu den einzelnen Fragen, MEW 16, S. 194.

sche Macht kämpfen – in einem Ringen, dessen positiver Ausgang für das Proletariat in der Beseitigung des Lohnsystems bestehen muß. Wenn das Kommunistische Manifest feststellt, im Kampf gegen die Unternehmer konstituiere sich das Proletariat als politische »Partei«[17], dann verwendet es hier noch den liberalen Parteibegriff der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts: Partei als »Parteiung«, gesellschaftlich-politische Strömung, Bewegung. Als die hauptsächliche Organisationsform dieser Parteiung erscheinen die »Arbeiterkoalitionen«, also Gewerkschaften.

Marx und Engels gingen allerdings schon 1848 von der den Gewerkschaften ihrer Zeit eigentümlichen strategischen Instabilität und relativen Spontaneität aus, die sich in der englischen Arbeiterbewegung der Jahre 1825 bis 1848 mit ihrem ständigen Wechsel der Ziele, Arbeitsfelder und Organisationsformen sehr deutlich äußerte. Diese Spontaneität war zwar in ihrer damaligen Ausprägung, nicht aber grundsätzlich nur eine »Zeiterscheinung«: da die Gewerkschaften um die aktuelle Verbesserung der Lage der Lohnabhängigen unter den Bedingungen kämpfen müssen, die die jeweilige Entwicklung des Kapitalismus bereitstellt, sind sie auch in hohem Maße in ihrer Kampfweise den Schwankungen – insbesondere von Konjunktur und Krise – kapitalistischen Wirtschaftens unterworfen. Marx und Engels weisen im Kommunistischen Manifest darauf hin, daß in Krisenzeiten durch die gesteigerte Konkurrenz unter den Arbeitern deren Organisationen gesprengt werden können.[18] In anderer Weise werden in Phasen starker Akkumulation Veränderungen der Kampfkraft und des gesellschaftlichen Bewußtseins der Gewerkschafter stattfinden.

Aus dieser unvermeidlichen Beeinträchtigung einer Strategie der Arbeiterbewegung, die sich *ausschließlich* auf Gewerkschaften stützt, resultiert die besondere Rolle, welche Marx und Engels bereits im Kommunistischen Manifest der »Kommunistischen Partei« zuweisen, wobei sie hier schon dem liberalen

17 Vgl. Karl Marx und Friedrich Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, MEW 4, S. 471.

18 Vgl. ebd.

Parteibegriff einen anderen, engeren an die Seite stellen: die Kommunisten sind Teil der demokratischen Bewegung der einzelnen kapitalistischen Ländern, also auch der Gewerkschaftsbewegungen, deren jeweilige unmittelbare Forderungen sie unterstützen. Zugleich weisen sie in jedem Fall auf die Notwendigkeit der Aufhebung des Lohnsystems hin:

»In allen diesen Bewegungen heben sie die Eigentumsfrage, welche mehr oder minder entwickelte Form sie auch angenommen haben möge, als die Grundfrage der Bewegung hervor.«[19]

Mißt man diese Aussage an der Realität des damaligen »Bundes der Kommunisten«, dessen Programm das »Manifest der Kommunistischen Partei« ja darstellt, dann werden wir feststellen müssen, daß in der Praxis die damalige Kommunistische Partei die Eigentumsfrage in erster Linie als eine Art Propagandagesellschaft stellte, wenngleich der von Marx und Engels hier verwandte Parteibegriff schon jetzt einer weiteren Entwicklung Raum bot.

Das Scheitern der revolutionären Bewegungen 1848/49, insbesondere auch der Zusammenbruch des Chartismus in England, bedeutete einen Einschnitt im politisch-organisatorischen Denken von Marx und Engels. Dabei wurde die Bestimmung des Verhältnisses von gewerkschaftlicher Organisation und politischer Partei präzisiert.

Eine wichtige Erfahrung war für Marx und Engels die politische und organisatorische Spaltung der englischen Arbeiterklasse in die gewerkschaftlich organisierten Gelernten, deren Gewerkschaften sich darauf beschränkten, eine Verbesserung der Situation ihrer Mitglieder innerhalb des Lohnsystems auf möglichst friedliche Weise zu erreichen, und der Masse der schlechter bezahlten Ungelernten, die keinen Zugang zu den Gewerkschaften hatten.[20] Die Gewerkschaften nahmen damit Züge der Zünfte wieder an, doch immerhin vollzog sich dieser Vorgang in einem relativ fortgeschrittenen Stadium der kapitalistischen Entwicklung, zeigte also, daß die Politisierung der

19 Ebd., S. 493.
20 Vgl. Friedrich Engels, England 1845 und 1885, MEW 21, S. 194.

Gewerkschaftsbewegung, wie sie im Chartismus erfolgte, reversibel war. Engels gebrauchte im Zusammenhang mit dieser Umbildung des Gewerkschaftswesens den Begriff »Aristokratie in der Arbeiterklasse«.[21] Zugleich aber kam das relative Industriemonopol Englands in dieser Zeit auch den Löhnen der Ungelernten in einem gewissen Maße zugute.[22] Insgesamt war der Zusammenhang zwischen dem Kampf um Verbesserung von Lohn, Arbeitszeit und -bedingungen, wie er bis 1848 in der englischen Arbeiterbewegung gleichsam naturwüchsig gegeben schien, aufgelöst. Eine Strategiebildung, die bis zur Forderung nach Aufhebung des Lohnsystems führte, konnte noch weniger als zuvor ausschließlich aus der Spontaneität gewerkschaftlicher Politik hergeleitet werden.

Eine zweite wichtige Erfahrung gewannen Marx und Engels aus der Analyse der Staatstätigkeit nach 1848 in Frankreich, seit 1867 auch in Deutschland. Für das Kommunistische Manifest war die »moderne Staatsgewalt (. . .) nur ein Ausschuß, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisie verwaltet«.[23] Im Bonapartismus bildete sich jedoch eine neue Form des bürgerlichen Staates heraus, die sich durch eine relative Verselbständigung des Staatsapparates gegenüber der Klasse, deren Interesse er wahrnahm, und durch eine enorme Verstärkung der Exekutive auszeichnete.[24] Die Möglichkeiten einer Einwirkung der Arbeiterklasse auf die Gesetzgebung, wie sie selbst in einem auf dem Zensuswahlrecht beruhenden Parlamentarismus bestanden, waren damit beseitigt, der »ökonomische« Kampf mußte in neuen, »politischen«, Formen geführt werden. Eine weitere Zuspitzung erfuhr das Staatsproblem für die Organisationsformen der Arbeiterklasse, als in der Kommune 1871 erstmals das Problem einer Ersetzung des bürgerlichen Staates durch den proletarischen herangereift war. Marx und Engels selbst haben 1872 festgestellt, daß die Organisierung der politischen Herrschaft des Proletariats aufgrund der Erfahrungen der Kommune in anderer Weise erfolgen müsse,

21 Vgl. ebd.
22 Vgl. ebd., S. 197.

als sie dies 1848 sahen.[25] Eine solche veränderte Einstellung zum Problem des proletarischen Staates mußte eine schärfere Akzentuierung der spezifisch »politischen« Komponente der Arbeiterbewegung nach sich ziehen, die allerdings in diesem Zusammenhang von Marx und Engels nicht explizit erfüllt worden ist.

Zur gleichen Konsequenz führte die Einsicht in die große Bedeutung der Außenpolitik für die Kampfbedingungen der nationalen demokratischen Bewegungen, die in der dominierenden konterrevolutionären Rolle Rußlands 1848/49 zum Ausdruck kam. Aktive Teilnahme an der internationalen Politik, nicht nur die Organisierung internationaler Solidarität bei Streiks, sondern auch Kampf gegen die Machenschaften reaktionärer Außenpolitik, stellte Marx der 1864 gegründeten »Internationalen Arbeiterassoziation« zur Aufgabe.[26]

Die Notwendigkeit einer mit besonderen Aufgaben betrauten politischen Organisation der Arbeiterbewegung ergab sich für Friedrich Engels schließlich auch aus den Erfordernissen parlamentarischer Politik. In dem Maße, in dem mit dem Aufkommen des »New Unionism«, der Überwindung der zunftförmigen Gewerkschaften in England, die Klassenkämpfe sich wieder belebten, reichte die Vertretung von Arbeiterinteressen durch bürgerliche Parlamentarier nicht mehr aus. Die Organisierung des revolutionären Klassenkampfes auch im Parlament erforderte organisatorische Konsequenz: die Gewerkschaften »werden nicht länger das Vorrecht genießen, die einzigen Organisationen der Arbeiterklasse zu sein. Neben den Verbänden in den einzelnen Industriezweigen oder über ihnen muß ein Gesamtverband, eine politische Organisation der Arbeiterklasse als Ganzes entstehen«.[27] Bereits 1865 hatte Marx im gleichen Sinne

23 Marx/Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, S. 464.

24 Vgl. Karl Marx, Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, MEW 8, S. 196 f.

25 Vgl. Karl Marx, Der Bürgerkrieg in Frankreich, MEW 17, S. 335 f.; Karl Marx und Friedrich Engels, Vorwort zum »Manifest der Kommunistischen Partei« (deutsche Ausgabe 1872), MEW 18, S. 96.

26 Vgl. Karl Marx, Inauguraladresse der Internationalen Arbeiter-Assoziation, MEW 16, S. 13.

27 Friedrich Engels, Trade-Unions II, MEW 19, S. 260.

festgestellt, daß Gewerkschaften »ihren Zweck zum Teil« verfehlen, »sobald sie von ihrer Macht einen unsachgemäßen Gebrauch machen«[28]: vor allem, die Erfahrungen, welche in den dreißiger und vierziger Jahren die Gewerkschafter in England machen mußten, als sie ihre Organisation in außerökonomische Kämpfe führten, welche von Gewerkschaften *allein* nicht durchgestanden werden konnten, deren Zielen aber auch schon die Organisationsformen der Charistenbewegung letztlich nicht mehr voll angemessen waren, veranlaßten Marx hier zu einer frühen Warnung vor syndikalistischer Überforderung. Zugleich allerdings machte er klar, daß gewerkschaftliche Selbstbescheidung auf den Tageskampf sowohl die Tagesinteressen als auch das strategische Ziel verspielt: »Sie (die Gewerkschaften, G. F.) verfehlen ihr Ziel gänzlich, sobald sie sich darauf beschränken, einen Kleinkrieg gegen die Wirkungen des bestehenden Systems zu führen, statt gleichzeitig zu versuchen, es zu ändern, statt ihre organisierten Kräfte zu gebrauchen als einen Hebel zur schließlichen Befreiung der Arbeiterklasse, das heißt zur endgültigen Abschaffung des Lohnsystems.«[29]

Die Notwendigkeit einer engen Verbindung des gewerkschaftlichen Kampfes mit dem politischen ergab sich für Marx und Engels nicht nur aus ihrer Beobachtung der zeitgeschichtlichen Klassenverhältnisse und deren Veränderungen, sondern auch aus der von Marx im dritten Band des »Kapital« vorgenommenen Analyse des Gesamtprozesses der kapitalistischen Produktion. Die von ihm hier behauptete Tendenz zum Ausgleich der Profitraten (also des Verhältnisses des Mehrwertes zur Gesamtheit des von einem Unternehmer aufgewendeten Kapitals) wird zwar das Bestreben der einzelnen Kapitalisten, für sich selbst einen über die durchschnittliche Profitrate hinausgehenden Extragewinn zu erzielen, nicht beseitigen, führt aber zugleich zu einer Solidarisierung der Unternehmer gegen die Arbeiter in dem Bemühen, die durchschnittliche Profitrate

28 Marx, Lohn, Preis und Profit, S. 152.
29 Ebd.

so hoch wie möglich zu halten.[30] Diese Situation wird verschärft angesichts der von Marx konstatierten historischen Tendenz eines Sinkens der Profitrate (durch ständige Erweiterung des konstanten Kapitals zuungunsten des variablen[31]): bei ihren Versuchen, diese Tendenz aufzuhalten[32], werden die Kapitalisten zunehmend auf staatliche Mittel angewiesen sein.[33] Diese These des Kommunistischen Manifests vom Staat als »Ausschuß«, der die Geschäfte der Bourgeoisie besorgt, erhält hier eine vertiefte ökonomische Begründung.

Die Herausdifferenzierung neuer politischer Funktionen der Arbeiterbewegung bedeutet somit keineswegs eine Bedeutungsminderung der Gewerkschaften. Vor allem kann die Partei die Gewerkschaften nicht unter ihre Politik subsumieren oder sich von ihnen isolieren. Als umfassendste Organisation der Arbeiterbewegung sind sie der massenhafte Träger revolutionärer Politik, von dem ständig Impulse auf die Parteipolitik ausgehen, die andererseits den Gewerkschaften die Möglichkeit kontinuierlicher Strategiebildung, welche dann wieder an diese vermittelt werden muß, gerade deshalb voraus hat, weil das Moment der Spontaneität, das Marx und Engels schon sehr früh in England beobachteten, für die Gewerkschaften unverzichtbar ist. Deshalb warnte Marx Schweitzer davor, den von diesem gegründeten gewerkschaftlichen Dachverband in ein organisatorisches Gerüst zu zwängen, das dessen eigene – wenngleich trade-unionistische – Theorie- und Aktionsentfaltung verhindern müßte.[34] Die zentrale Bedeutung der Gewerkschaften für

30 Vgl. Karl Marx, Das Kapital, Dritter Band, MEW 25, S. 208. Die politische Dimension dieser Tatsache benennen: N. Auerbach, Marx und die Gewerkschaften. Die Gewerkschaften im theoretischen System von Marx. Vorwort Karl Korsch, Nachdruck, Berlin 1972, S. 41 f.; Werner Hofmann, Wert- und Preislehre, Bd. 1, Berlin 1964, S. 97 f.

31 Vgl. Marx, Das Kapital, Dritter Band, S. 221 ff.

32 Vgl. ebd., S. 242 ff.

33 Der Einsatz des Staates, um das Sinken der Profitrate zu verzögern oder zu verhindern, wird zwar in der Phase des monopolistischen Kapitalismus voll sichtbar, doch nennt Marx unter den Mitteln, die zu diesem Zweck benutzt werden, bereits im »Kapital« den »auswärtigen Handel«, der ohne die Anwendung staatlicher Mittel selbst in der Periode des Freihandels niemals denkbar war. Vgl. ebd., S. 247 ff.

34 Vgl. Karl Marx an Johann Baptist von Schweitzer, 13. Oktober 1868, MEW 32, S. 568 ff. Die gleiche Tendenz hat das – in seiner Echtheit lange Zeit angezweifelte, neuerdings allgemein als authentisch anerkannte – Interview, das Marx 1869 dem Lassalleanischen

jede revolutionäre Politik, zugleich aber auch die Tatsache, daß aus ihnen heraus weitere Organisationsformen entwickelt werden müssen, drückt sich in Engels' These aus: »Also mit Trade-Union usw. muß es anfangen, wenn's Massenbewegung sein soll.«[35]

Gewerkschafter Hamann gab. Seine Aussage bezieht sich Lediglich auf den Anspruch Schweitzers, die Gewerkschaften müßten ihre Politik ausschließlich durch die Partei bestimmen lassen, es läßt sich daraus jedoch nicht die These einer völligen Verselbständigung, ja Verabsolutierung der Gewerkschaften gegenüber der Partei (bzw. den proletarischen Parteien) ableiten. Anders: Rainer Zoll, Der Doppelcharakter der Gewerkschaften. Zur Aktualität der Marxschen Gewerkschaftstheorie, Frankfurt/Main 1976, S. 121 ff.

35 Friedrich Engels an Friedrich Adolph Sorge, 8. Februar 1890, MEW 37, S. 353.

Hans Dieter Gimbel

Sozialistengesetz und »Große Depression«: Die deutsche Gewerkschaftsbewegung von der Wirtschaftskrise 1873 bis zum Kölner Parteitag der deutschen Sozialdemokratie 1893

Mit dem »Gründerkrach« von 1873 begann in Deutschland eine Serie schwerer Überproduktionskrisen (1873–1878, 1882–1886, 1890–1894), die durch nur schwache Aufschwungperioden (1879–1882, 1886–1890) unterbrochen wurde.[1] Dabei bedeutete die Krise von 1873 den tiefsten Einschnitt.[2]

Diese Periode verlangsamten Wachstums wird häufig als die Phase der »Großen Depression«[3] bezeichnet. Sie hat einen wesentlichen Grund darin, daß der Eisenbahnbau seine Stellung als »strategischer Leitsektor«, die er seit den dreißiger Jahren wahrnahm, verlor. Dies führte zu Überkapazitäten in den von ihm abhängigen Industrien.[4] Außerdem hatte inzwischen die Verflechtung der deutschen Volkswirtschaft in die Weltwirtschaft einen Grad erreicht, der zu Umstellungsschwierigkeiten führte.[5] Neue Produktionstechniken brachten ein ständiges massenhaftes Warenangebot, das durch einzelne Krisen nicht mehr »bereinigt« werden konnte, für das vielmehr neue Techniken der Marktregulierung sowie stabilere Absatzchancen

1 Vgl. Hans-Ulrich Wehler, Bismarck und der Imperialismus, Köln/Berlin 1969, S. 62.
2 Vgl. ebd.
3 Vgl. Hans Rosenberg, Große Depression und Bismarckzeit. Wirtschaftsablauf, Gesellschaft und Politik in Mitteleuropa, Berlin 1967.
4 Vgl. Wehler, S. 65 f.; Georg Fülberth/Jürgen Harrer, Die deutsche Sozialdemokratie 1890–1933, Darmstadt/Neuwied 1974, S. 36.
5 Wehler, S. 53; Fülberth/Harrer, S. 36.

geschaffen werden mußten. Die gelang nur in einer längeren Periode der Umorientierung, die in der Mitte der siebziger Jahre zwar bereits einsetzte, aber erst gegen Ende des Jahrhunderts (mit gesteigerter Rüstungswirtschaft) abgeschlossen war.

Seit 1876 fiel die »Große Depression« mit einer durch überseeische und osteuropäische Konkurrenz auf dem Getreidesektor hervorgerufene Agrarkrise zusammen.[6]

Die Überproduktionskrise in Industrie und Landwirtschaft äußerte sich in einem rapiden Preisverfall. Von 1873 bis 1879 sanken die Großhandelspreise um fast ein Drittel.[7] Angesichts der unabsetzbaren Waren stockten die Investitionen, dies führte zur weiteren Verschärfung der krisenhaften Entwicklung. Die großen Unternehmen allerdings konnten die Depression zu Rationalisierungsmaßnahmen nutzen: neue Verfahren in der Eisen- und Stahlerzeugung wurden eingeführt, der Elektromotor effektivierte die Antriebssysteme in den Produktionsstätten.[8] Da die für solche Neu- und Weiterentwicklungen notwendigen Finanzmittel nur den größeren Kapitaleigentümern zur Verfügung standen, wurde – zusätzlich zu dem depressionsbedingten Ausscheiden der schwächeren Konkurrenz – die Tendenz zum Großbetrieb verstärkt.[9]

Die Schwerpunkte dieser Konzentrationsvorgänge lagen im Bereich des Bergbaus, des Hüttenwesens und des Schiffbaus; Großbetriebe gab es außerdem schon im Maschinenbau, in der Chemie und der Elektroindustrie.[10] In der Depression wurden auch Maßnahmen der Marktregulierung durch Kartelle und Syndikate gefördert, allerdings waren diese in den siebziger und achtziger Jahren noch wenig dauerhaft.[11]

6 Karl Erich Born, Der soziale und wirtschaftliche Strukturwandel Deutschlands am Ende des 19. Jahrhunderts, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 50, Wiesbaden 1963, S. 362.

7 Vgl. Wehler, S. 76.

8 Vgl. Fülberth/Harrer, S. 37.

9 Vgl. ebd.; dort auch weitere Belege.

10 Vgl. Werner Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert, 3. Aufl., Berlin 1913, S. 506 f.

11 Vgl. Fülberth/Harrer, S. 37.

Trotz der Krisenhaftigkeit der Entwicklung wurde die Produktionskapazität stark ausgeweitet; »aus dieser Zeit ging (. . .) ein hochindustrialisiertes Deutschland hervor«[12], in dem die wirtschaftliche Bedeutung von Industrie und Handel endgültig den Agrarsektor überflügelte.[13] Entsprechend verschob sich die Struktur der Gesamtbeschäftigung nach Wirtschaftsbereichen. Der Anteil der Beschäftigten in der Land- und Forstwirtschaft und Fischerei sank von 50,9 Prozent (1861/71) auf 42,6 Prozent (1890/94). Im gleichen Zeitraum stieg der Anteil von Industrie und Handwerk an der Gesamtbeschäftigung von 26,3 Prozent auf 32,4 Prozent.[14] In der Zeit von 1875 bis 1894 erhöhte sich die Gesamtzahl der Beschäftigten von 18,6 Millionen auf 23,1 Millionen, in Industrie und Handwerk im selben Zeitraum von 5,2 Millionen auf 7,4 Millionen.[15] Die Bedeutung der Frauenarbeit nahm ständig zu: Die Zahl der weiblichen Beschäftigten in Industrie und Handwerk stieg von 0,96 Millionen (1875) auf 1,54 Millionen (1895).[16] Die Zahl der Lohnempfänger erhöhte sich von 8,4 Millionen (1882) auf 9,9 Millionen (1895), im gleichen Zeitraum wuchs die Zahl der Industriearbeiter von 4,1 auf 5,6 Millionen.[17]

Die Krisen der Jahre 1873 ff. veranlaßten die herrschenden Klassen des Deutschen Reiches zu einer Änderung ihrer Wirtschaftspolitik. Auf Betreiben der Großgrundbesitzer und der Industriellen der Schwerindustrie wurden 1879 vom Reichstag Schutzzölle für Eisen und Getreide beschlossen. Das Kartell von Agrariern und den damals wichtigsten Teilen der Großindustriellen beeinflußte die Reichspolitik so nachhaltig, daß Bismarck mit den freihändlerisch orientierten Liberalen brach und

12 Wehler, S. 70.

13 Vgl. Walther G. Hoffmann, Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Unter Mitarb. v. Franz Grumbach u. Helmut Hesse, Berlin, Heidelberg und New York 1965, S. 33.

14 Vgl. ebd., S. 35.

15 Vgl. ebd., S. 205

16 Vgl. ebd., S. 210.

17 Vgl. Fülberth/Harrer, S. 40.

die Spitzenpositionen der Bürokratie nun ausschließlich mit Konservativen besetzte.[18]

Die neue wirtschaftliche Situation führte auch zu einer veränderten Politik gegenüber der Arbeiterbewegung. Sofort mit Ausbruch der Krise 1873 verschärften sich die Repressionsmaßnahmen durch exzessive Anwendung der bestehenden Gesetze. Diese Kampagne wurde von dem preußischen Staatsanwalt Tessendorf vorangetrieben. Eine qualitative Verstärkung des Drucks auf die Arbeiterorganisationen erfolgte mit der Vorbereitung der Schutzzollgesetze: die Getreidezölle bargen die Gefahr einer Verteuerung der Lebensmittel in sich, die verschärfte Lohnkämpfe auslösen konnte. Diese hätten die durch den Preisverfall ohnehin geschmälerten Gewinne unter Druck setzen können. Um einer solchen Gefahr zuvorzukommen, wurde am 19. Oktober 1878, also noch vor der Verabschiedung der Schutzzollgesetze, vom Reichstag das »Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie« verabschiedet, das am 21. Oktober 1878 in Kraft trat.[19] Es verbot Organisation, Presse und Versammlungen der Sozialistischen Arbeiterpartei und erlaubte dieser letztlich nur noch die Teilnahme an den Reichstagswahlen. Bismarck hatte bei der Verabschiedung des Gesetzes zwar zugesichert, die Gewerkschaften würden davon verschont bleiben, doch hätte eine solche Beschränkung der politischen Stoßrichtung des Ausnahmegesetzes völlig widersprochen. Außerdem war abzusehen, daß die Mitglieder und Funktionäre der verbotenen Partei vor allem in den Gewerkschaften ihre Tätigkeit fortsetzen würden. So wurden tatsächlich die Gewerkschaften von Anfang an durch die volle Wucht der Verfolgungsmaßnahmen in gleicher Weise getroffen wie die Sozialdemokratie.

In den achtziger Jahren wurde das Ausnahmegesetz durch die Bismarcksche Sozialgesetzgebung ergänzt. Die Gesetze

18 Vgl. ebd., S. 38; Wehler, S. 102 f.

19 Vgl. Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED (Hrsg.), Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. In acht Bänden (hinfort zitiert als: GdA), Band 1: Von den Anfängen der deutschen Arbeiterbewegung bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Berlin 1966, S. 355.

über die Krankenversicherung (1883), die Unfallversicherung (1884) und die Invaliden- und Altersversicherung (1889) sollten den Einfluß der Sozialdemokratie unter den Arbeitern, der sich bei den Reichstagswahlen 1881 als ungebrochen gezeigt hatte, zurückdrängen.

Zugleich hatten die Unternehmer – mochten sie sich im einzelnen auch gegen die Gesetze wehren – objektiv ein Interesse an einer längeren Verwertbarkeit der Arbeitskraft ihrer Belegschaft durch bessere Gesundheitsversorgung sowie daran, daß die Arbeitszufriedenheit durch die Aussicht auf eine wenigstens relative Absicherung bei Invalidität und im Alter gefördert wurde.[20]

Die Reallöhne konnten noch über die Nachkriegskonjunktur der Jahre 1871–1873 und den Beginn der Krise hinaus – bis 1875 – gesteigert werden. Dann sanken sie bis 1881/82 unter dem Druck der Rezession und aufgrund der Verteuerung der Lebensmittel infolge der Getreidezölle und der hohen inländischen Erzeugerpreise. Anschließend setzte sich die Tendenz zum Preisverfall jedoch auch für die Güter des täglichen Bedarfs durch. Unter seinem Einfluß und aufgrund der in den achtziger Jahren verstärkten Streiktätigkeit kam es bis 1890 wieder zu einem Anstieg der Reallöhne.[21] Dabei gab es allerdings große Unterschiede: Zum einen muß bei der Betrachtung der Löhne zwischen Gelernten, Ungelernten und Frauen differenziert werden: die Gelernten verdienen zwischen 30 Prozent und 50 Prozent mehr als die Ungelernten und zwei- bis dreimal so viel wie die Frauen.[22] Außerdem gab es große Lohnunterschiede zwischen den Industriezweigen. Neben ausgesprochenen Elendsindustrien, wie z. B. der Textilindustrie, bestanden Branchen mit hohen Löhnen, etwa die Druckindustrie.[23] Hinzu

20 Vgl. Fülberth/Harrer, S. 39; 44 f.; dort weitere Belege.

21 Vgl. Jürgen Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus (hinfort zitiert als: Kuczynski), Teil I: Die Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1789 bis zur Gegenwart; Band 3: Darstellung der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1871 bis 1900, Berlin 1962, S. 302.

22 Vgl. ebd., S. 338.

23 Vgl. Franz Grumbach/Heinz König, Beschäftigung und Löhne der deutschen Industriewirtschaft 1888–1954, in: Weltwirtschaftliches Archiv 79/1 (1957), S. 141.

kamen regionale Unterschiede: die höchsten Löhne wurden im Rheinland und in Westfalen, in Nord- und Nordostdeutschland gezahlt, dagegen bildete der Osten des Deutschen Reiches das Ende der Lohnskala. Zusammen mit der Agrarkrise war dies ein ständiger Anlaß für die Ost-West-Wanderung, die neue Arbeitskräfte in die Industriezentren strömen ließ.[24] Die Arbeitszeit sank, allerdings ebenfalls unterschiedlich in den einzelnen Branchen. In diesen Zeitabschnitt fällt die Entwicklung zum Zehn- bis Elfstundentag; in einzelnen Bereichen lag die Arbeitszeit auch schon unter zehn Stunden (z. B. im Druckereigewerbe und in der Holzverarbeitung).[25]

Die Wohnverhältnisse der Arbeiter verschlechterten sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts außerordentlich.[26] Der Zustrom von Arbeitssuchenden in die Städte und Industriezentren ermöglichte die ständige Steigerung der Mieten, denn der Wohnraum blieb knapp.[27]

Die Entwicklung der Gewerkschaften in den Jahren 1873 bis 1893 ist durch eine anfängliche Defensive gegen die Repressionen von Unternehmern und Staat, aber auch durch den Prozeß einer allmählichen organisatorischen Vereinheitlichung gekennzeichnet. Die Aufhebung der Spaltung in lassalleanische und »Eisenacher« Gewerkschaften wurde teilweise sogar durch die Unterdrückungsmaßnahmen vorangetrieben. Die gemeinsame Gegenwehr gegen den einheitlich vorgehenden Feind ließ – ebenso wie die Streikaktionen – parteipolitische Differenzen zweitrangig erscheinen. Hinzu kam noch, daß die Verfolgungsbehörden ein großes Interesse daran hatten, die Gewerkschaften für »politisch« zu erklären, d. h. das Verbindungsverbot für politische Vereine über sie zu verhängen. Dies mußte ein Anlaß für die Verbände sein, auf parteipolitische Identifizierbarkeit möglichst zu verzichten. Hier konnte zwar die Gefahr entstehen, daß die Gewerkschaften sich entpolitisierten. Doch der enge Zusammenhang von politischer und ökonomischer

24 Vgl. Born, S. 362.
25 Vgl. Kuczynski, S. 349 f.
26 Vgl. ebd., S. 388.
27 Vgl. Ernst Engelberg, Deutschland von 1871 bis 1897, Berlin 1967, S. 108.

Repression, ab 1878 besonders deutlich unter dem Sozialistengesetz, ließ sie noch kaum zum Tragen kommen. Wichtiger war die vereinheitlichende Wirkung, die durch den Verzicht auf ausschließliche Bindung an eine der beiden Arbeiterparteien erzielt wurde. Als 1875 sich der »Allgemeine Deutsche Arbeiterverein« und die »Sozialdemokratische Arbeiterpartei« zur »Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands« zusammenschlossen, wurde auch formell die Spaltung der Gewerkschaftsbewegung beendet. Bereit 1874 war – ohne Bindung an eine der beiden Arbeiterparteien – der »Allgemeine Deutsche Metallarbeiterverband« als Zentralgewerkschaft der Metallarbeiter gegründet worden.[28] Schwieriger gestalteten sich die Versuche zur Gründung einer Einheitsgewerkschaft. Hier unternahm besonders der Holzarbeiterführer Yorck Anstrengungen, doch er starb 1875. Für den Sommer 1878 wurde ein allgemeiner Gewerkschaftskongreß, auf dem diese Frage positiv geklärt werden sollte, einberufen. Er kam in der hysterischen antisozialistischen Atmosphäre, welche die PMonate vor der Verabschiedung des Ausnahmegesetzes kennzeichneten, nicht mehr zustande.

1877 gab es – einer zeitgenössischen Quelle zufolge – 49 055 Gewerkschafter in dreißig, teilweise auf wenige Orte beschränkten Verbänden.[29] Die größten Organisationen waren die der Tabakarbeiter, Buchdrucker und Tischler, also von vorwiegend im Handwerk ›Beschäftigten‹.

Durch das Sozialistengesetz wurden fast alle diese Verbände zerschlagen; ihre Auflösung war bis Ende 1878 abgeschlossen. Mit den Gewerkschaften wurden vielfach auch deren Publikationen und Hilfskassen verboten bzw. aufgelöst. Als bedeutender Verband entging lediglich der »Verband deutscher Buchdrucker« der Auflösung, indem er sich in einen Unterstützungs-

28 Vgl. Fünfundsiebzig Jahre Industriegewerkschaft Metall 1891–1966. Vom Deutschen Metallarbeiter-Verband zur Industriegewerkschaft Metall, hrsg. von der Industriegewerkschaft Metall für die Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt/Main 1966, S. 76.

29 Vgl. bei Dieter Fricke, Die deutsche Arbeiterbewegung 1869–1914. Ein Handbuch über ihre Organisation und Tätigkeit im Klassenkampf, Berlin 1976 (hinfort zitiert als: Fricke, Handbuch), S. 650 ff.

verein umwandelte und sich weitgehend auf das Kassenwesen beschränkte. Verschont blieben auch die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine.

Allerdings konnte insgesamt die gewerkschaftliche Tätigkeit nicht mehr in gleichem Maße zurückgeworfen werden wie in der Reaktionsperiode von 1848. Die aktivsten Mitglieder der Gewerkschaftsverbände suchten nach den verschiedensten Möglichkeiten zum Wiederaufbau ihrer Organisationen. Nicht zufällig begann die Reorganisation im Jahre 1880, dem Jahr des ersten Parteikongresses der Sozialdemokratie unter dem Sozialistengesetz. Zwar fiel dort kein Wort über die Gewerkschaften – eine Notwendigkeit angesichts der politischen Verhältnisse – aber der im Anschluß an diesen Kongreß verfaßte Aufruf der Sozialdemokratischen Partei enthielt die Aufforderung: »Also Organisation überall bis in den entlegensten Ort, wo wir Anhänger haben, und unter jeder denkbaren Form; das ist das erste Gebot.«[30] Stationen im Wiederaufbau zentraler Verbände waren zum einen sogenannte »Fachblätter«, die sich anfangs vor allem mit beruflichen Fragen befaßten. Sie bildeten eine lose Klammer, welche ein gewisses Maß an Kommunikation und Zusammenhalt unter den ehemaligen Mitgliedern gewährleistete. Auch die freien Hilfskassen, die die Arbeiter unabhängig von Unternehmern und Bürokratie verwalten konnten, erleichterten und förderten die gewerkschaftliche Organisation. Vom Sozialistengesetz waren nur diejenigen unter ihnen betroffen, die parteipolitisch oder gewerkschaftlich identifiziert werden konnten. Lokale Gewerkschaftsorganisationen auf beruflicher Grundlage, sogenannte Fachvereine, bildeten einen weiteren Schritt auf dem Weg zu neuen zentralen Verbänden. Dabei war jede Stufe der gewerkschaftlichen Organisiertheit immer wieder Ergebnis von gewerkschaftlichen Kämpfen, in denen die Unzulänglichkeit bisheriger und die Notwendigkeit weiterer Organisation den beteiligten Arbeitern ins Bewußtsein

30 Der Aufruf ist abgedruckt bei: Dieter Fricke, Die deutsche Arbeiterbewegung 1869–1890. Ihre Organisation und Tätigkeit, Leipzig 1964, S. 150 ff.

drang. Beispielhaft für den gewerkschaftlichen Reorganisationsprozeß war die Entwicklung des Tischlerverbandes.
Der »Bund der Tischler und verwandten Berufsgenossenschaften« wurde 1878 mit Hilfe des Sozialistengesetzes verboten.[31] Die »Zentrale Kranken- und Sterbekasse« der Tischler blieb verschont. Ihr Leiter gründete bald nach dem Verbot des Verbandes die »Neue Tischlerzeitung«, die den Kontakt zwischen den Mitgliedern aufrecht erhielt. 1880 begann eine Welle von Tischlerstreiks, in denen zahlreiche lokale »Fachvereine« entstanden. 1883 konnte auf einem Tischlerkongreß in Mainz unter Führung sozialdemokratischer Funktionäre der »Zentralverband von Vereinen der Tischler (Schreiner) und artverwandter Berufsgenossenschaften Deutschlands« gegründet werden.[32] In dieser Organisation behielten die einzelnen Fachvereine ihre organisatorische Selbständigkeit bei, damit die neue Gewerkschaft nicht durch eine einzige Verbotsmaßnahme wieder zerstört werden konnte.

In ähnlicher Weise verliefen die Zentralisierungsbestrebungen in anderen Berufen, so daß ein Memorandum des Berliner Polizeipräsidenten von Madai 1884 bereits wieder 13 Zentralverbände aufführte. Hinzu trat als vierzehnter Verband die »Vereinigung der Metallarbeiter Deutschlands«, die im Dezember 1884 gegründet wurde.

1886 übertraf die Gewerkschaftsbewegung mit 81 000 Mitgliedern schon bei weitem den Stand unmittelbar vor dem Sozialistengesetz.[33] Von den neu entstandenen Fachvereinen ging eine rege Streiktätigkeit aus.

1886 versuchte die preußische Regierung durch einen Erlaß des Innenministers von Puttkamer das Vorgehen der Behörden gegen Streiks zu forcieren.[34] Von 1886 bis 1888 wurden insgesamt 15 gewerkschaftliche Organisationen sowie sechs Unter-

31 Vgl. Engelberg, S. 200.

32 Vgl. Alfred Förster, Die Gewerkschaftspolitik der deutschen Sozialdemokratie während des Sozialistengesetzes. Vom Wydener Parteikongreß 1880 bis zum Parteitag von St. Gallen 1887, Berlin 1971, S. 218.

33 Vgl. Förster, S. 324.

34 Auszüge des Erlasses sind abgedruckt, in: GdA 1, S. 623 f.

stützungskassen aufgelöst.[35] Dennoch nahmen die Streiks in den verschiedenen Berufszweigen während der zweiten Hälfte der achtziger Jahre mit einer nur leichten Abflachung im Jahre 1887 ständig zu. Der Höhepunkt wurde 1889 erreicht. Vom 1. Januar 1889 bis zum 1. April 1890 fanden 1131 Arbeitsniederlegungen mit 394 440 Beteiligten statt.[36] Herausragende Bedeutung kam dabei dem Streik der Bergleute 1889 zu. Im Mai 1889 streikten an der Ruhr 90 000, in Oberschlesien 7000, in Niederschlesien 13 000, in Sachsen 10 000 und im Saar-Wurm-Gebiet 20 000 Bergarbeiter.[37] Der Einsatz von Militär trug letztlich nur zur Ausbreitung des Ausstandes bei. Diese größte Streikaktion des 19. Jahrhunderts endete zwar ohne nennenswertes materielles Ergebnis, war aber von großer Wichtigkeit für den Organisations- und Erkenntnisprozeß der Bergarbeiter. Bis dahin standen sie noch stark unter dem Einfluß der katholischen Kirche und der Zentrumspartei. Ihren Streik hatten sie ohne jede erkennbare gewerkschaftliche oder sozialdemokratische Einwirkung begonnen. Bei den Reichstagswahlen 1890 konnte die Sozialistische Arbeiterpartei dagegen ihre Stimmenzahl im Ruhrgebiet stellenweise um nahezu das Fünf- bis Achtfache steigern.[38] Die Erfahrungen des Streiks führten zur Gründung eines Bergarbeiterverbandes, der 1890 bereits 50 000 Mitglieder zählte.

Am 25. Januar 1890 fiel die Vorlage zur Verlängerung des Sozialistengesetzes im Reichstag durch; es lief am 30. September des selben Jahres aus. Bei den Reichstagswahlen am 20. Februar 1890 erzielte die Sozialistische Arbeiterpartei 1 427 298 Stimmen.[39] Bismarck mußte im März 1890 seinen Abschied nehmen.

Sein Nachfolger, von Caprivi, leitete eine Politik des »Neuen Kurses« gegenüber der Arbeiterbewegung ein. Während Bis-

35 Vgl. Ignaz Auer, Nach zehn Jahren. Material und Glossen zur Geschichte des Sozialistengesetzes, Nürnberg 1929, Bd. II, Die Opfer des Sozialistengesetzes, S. 129.
36 Vgl. Fricke, Handbuch, S. 663.
37 Vgl. Wilhelm Kulemann, Die Berufsvereine, Bd. 2, Jena 1908, S. 326.
38 Vgl. Fricke, Handbuch, S. 532.
39 Vgl. GdA 1, S. 415.

marck und Teile der Generalität zum Schluß mit dem Gedanken des Staatsstreichs – Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts, Provokation und blutige Niederwerfung der Arbeiterbewegung – spielten[40], setzte die Regierung jetzt auf weitere sozialpolitische Zugeständnisse, verbunden mit extensiver Anwendung der Bekämpfungsmöglichkeiten. welche das allgemeine Recht – also unter Verzicht auf Ausnahmegesetze – bot. Allerdings blieb die Drohung mit erneuter Illegalisierung von Sozialdemokratie und Gewerkschaften nach wie vor ein Herrschaftsinstrument des wilhelminischen Reiches.

Die Gewerbeordnungsnovelle vom 1. Juni 1891 führte die Sonntags- und Feiertagsruhe ein, beschränkte die Kinderarbeit weiter und enthielt verbesserte Bestimmungen zum Schutz der arbeitenden Frauen.[41] Ihr Paragraph 153 sollte hingegen die Streikbrecher besser als bisher begünstigen. In der täglichen Auseinandersetzung mit der Arbeiterbewegung griff man übrigens wieder stärker auf die noch bestehenden Vereinsgesetze aus der Reaktionszeit zurück, insbesondere das Verbindungsverbot.

Neue Bedingungen waren der Arbeiterbewegung auch durch die Schaffung von Arbeitgeberverbänden, die sich die Bekämpfung der Gewerkschaften zur Aufgabe machten, gesetzt. Die Zahl ihrer Gründungen stieg von vier im Jahr 1888 auf 29 im Jahr 1890. Zu den Mitteln dieser Verbände gehörten: Streikversicherungen, Schwarze Listen, Aussperrungen und Erpressung des Gewerkschaftsaustritts, Anwerbung von Streikbrechern in großem Stil.[42] Sie arbeiteten mit den Behörden eng zusammen.[43] Besondere Aufmerksamkeit verwandten sie darauf, die Gewerkschaften aus den Großbetrieben fernzuhalten.

Eine gewerkschaftliche Datenzusammenstellung, die den Stand von Anfang 1891 wiedergibt, weist eine Mitgliederzahl

40 Vgl. Engelberg, S. 303; Gerhard A. Ritter, Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich. Die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften 1890–1900, Berlin-Dahlem 1959, S. 17.

41 Vgl. Engelberg, S. 303 f.

42 Vgl. Roswitha Leckebusch, Entstehung und Wandlungen der Zielsetzungen, der Struktur und der Wirkungen von Arbeitgeberverbänden, Berlin 1966, S. 128 ff.

43 Vgl. Kuczynski, S. 291 ff.

von 301 200 aus. Davon waren 227 733 Gewerkschafter in Zentralverbänden organisiert und nur noch 73 467 in Verbänden ohne zentrale Leitung auf nationaler Ebene. Außerdem hatte sich im Vergleich zu 1878 das Schwergewicht in der deutschen Gewerkschaftsbewegung von den Tabakarbeitern und Buchdruckern zu den Metallarbeitern und Maurern verschoben. Den geringsten Organisationsgrad hatten die Verbände der Ungelernten (Bauarbeiter, Holzarbeiter, Textilarbeiter). Am höchsten organisiert waren die Gesellen solcher Handwerksberufe wie Kupferschmiede (über 30 Prozent), Buchdrucker und Bildhauer (über 50 Prozent), Weißgerber (über 60 Prozent) und Glacéhandschuhmacher (über 70 Prozent). Die Gewerkschaftsbewegung hatte ihren Schwerpunkt in den großen Städten. 1896 hatten von 44 Zentralverbänden 28 mehr als die Hälfte ihrer Mitglieder in Großstädten mit über 100 000 Einwohnern. Dort waren Handwerk und Industrie konzentriert, dort herrschte eine Anonymität, die den Druck auf den einzelnen Arbeiter milderte; in den Großstädten waren die Zweigvereine meist auch groß genug, um Maßregelungen ihrer Führer zu überleben.

In den ländlichen Gebieten rechts der Elbe hatten die Gewerkschaften noch nicht Fuß gefaßt. Das Zusammenspiel von Junkern, Kirche, Unternehmern und den Behörden behinderte hier alle Versuche des Gewerkschaftsaufbaus. Aus den kleineren Orten unter 5000 Einwohnern kamen 1896 nur 6,8 Prozent aller Gewerkschaftsmitglieder, obwohl hier nahezu die Hälfte aller in Industrie und Handwerk beschäftigten Arbeiter lebte.[45]

---

44 Vgl. Ernst Schraepler, Quellen zur Geschichte der sozialen Frage in Deutschland, Bd. II, Göttingen 1957, S. 92.

45 Vgl. Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands (hinfort zitiert als: Correspondenzblatt), Nr. 28 v. 26. 9. 1891; Nr. 13 v. 18. 6. 1892; Wolfgang Schröder, Klassenkämpfe und Gewerkschaftseinheit. Die Herausbildung und Konstituierung der gesamtnationalen deutschen Gewerkschaftsbewegung und der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, Berlin 1965, S. 59; 64; Walter Troeltsch/Paul Hirschfeld, Die deutschen sozialdemokratischen Gewerkschaften. Untersuchungen und Materialien über ihre geographische Verbreitung 1896–1903, Berlin 1905, S. 124 f.; Fricke, Handbuch, S. 661; Gerhard A. Ritter/Klaus Tenfelde, Der Durchbruch der Freien

Zum Ende der Zeit des Sozialistengesetzes war der zentralisierte Berufsverband die überwiegende Organisationsform. Der ständige Druck zu Zeiten des Ausnahmegesetzes, jeden Vorwand für eine polizeiliche Auflösung der sich neu bildenden Verbände zu vermeiden, sowie die eingeschränkte gewerkschaftliche Diskussion und Agitation hatten zur Folge, daß sich viele Verbände verwandter Berufe nebeneinander entwikkelten.

Der einzige Versuch, die Berufsbegrenzung schon unter dem Sozialistengesetz zu überwinden, hatte nur kurzen Erfolg. Bereits 1885 war der 1884 gegründete »Deutsche Metallarbeiterverband« wieder zerschlagen worden. An seiner Stelle entstanden nun Fachvereine der Mechaniker, Maschinenbauer, Schmiede, Schlosser, Former, Klempner und Dreher.[46] Die enge Berufsgrundlage der Gewerkschaften geriet zunehmend in Widerspruch zu der wirtschaftlichen Entwicklung mit ihrer ausgeprägten Tendenz zu Großbetrieben.

Die handwerkliche Form der Arbeitsteilung zwischen verschiedenen Betrieben wurde in wachsendem Maße abgelöst durch die Arbeitsteilung innerhalb eines Betriebes, wobei verschiedene Arbeitsgänge der entsprechenden Berufe in einem Betrieb zusammengefaßt wurden. Daneben entstanden in den Großbetrieben aber auch Abteilungen, die mit der Produktion nicht unmittelbar in Zusammenhang standen, sondern Wartungs-, Reparatur-, Transport- und Verpackungsaufgaben erfüllten. Das Spektrum der in einem Betrieb vertretenen Berufe wurde also zunehmend breiter, wodurch die Berufsbegrenzung der Gewerkschaften tendenziell überholt wurde.

Der verstärkte Maschineneinsatz in den größeren Betrieben bewirkte zudem eine weitere Arbeitsteilung und die Auflösung komplizierter, zusammenhängender Arbeitsgänge in einfache. Dadurch ermöglichte der Einsatz der Maschinerie zunehmend die Einbeziehung von Ungelernten in die unmittelbare Produk-

---

Gewerkschaften Deutschlands zur Massenbewegung im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, in: Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung. Zum 100. Geburtstag von Hans Böckler, hrsg. v. Heinz Oskar Vetter, Köln 1975, S. 113 ff.

46 Vgl. Hedwig Wachenheim, Die deutsche Arbeiterbewegung 1844–1914, Köln/Opladen 1967, S. 239.

tion. So standen in Industrie und Handwerk 1895 den 3,8 Mill. Gesellen und Lehrlingen 2,0 Mill. Ungelernte gegenüber[47], während die Gewerkschaften überwiegend reine Facharbeiterverbände waren.

Ungelernte, zu denen auch der überwiegende Teil der in Industrie und Handwerk beschäftigten Frauen gehörte, versuchten sich in dieser Zeit in selbständigen Verbänden zu organisieren. Reine Hilfsarbeiterverbände waren 1891 z. B. die Verbände der Fabrikarbeiter, der Fabrikarbeiterinnen und der Holzarbeiter.[48]

Zu der Zersplitterung der Gewerkschaften durch das enge Berufsverbandsprinzip kam als weiteres Hindernis einer engeren Zusammenarbeit das Nebeneinander von Zentralverbänden und Lokalorganisationen. Während die Zentralverbände einen nationalen Zusammenschluß mit örtlichen Zweigvereinen bildeten, hatten die Lokalorganisationen lediglich eine lose Verbindung über ein Vertrauensmännersystem, waren aber ansonsten jeder für sich selbständig. Dadurch umgingen sie das Verbot der Behandlung politischer Angelegenheiten, dem die zentralisierten Verbände gemäß den Vereinsgesetzen unterworfen waren.

Ideologisch waren die Deutschen Gewerkschaften am Anfang der neunziger Jahre von dem tiefgreifenden Lernprozeß geprägt, den sie während des Ausnahmegesetzes durchlaufen hatten. Die gewerkschaftlichen Kämpfe unter dem Sozialistengesetz hatten in besonderem Maße eine politische Komponente, da sie in direktem Gegensatz zu dem Versuch standen, mit Illegalisierung und Schutzzollpolitik die Krisenfolgen von den Unternehmern abzuwenden. Der ständige Einsatz der staatlichen Machtmittel von Polizei, Justiz, Militär und den verschiedensten Behörden, das enge Zusammenspiel zwischen Unternehmern und staatlichen Stellen führte selbst solchen Arbeitern, die der Sozialdemokratie fernstanden, den Klassencharakter des Staates vor Augen. Die gewerkschaftlichen Kämpfe und

47 Vgl. Statistik des Deutschen Reiches, N. F. Bd. 111, Berlin 1899, S. 71.
48 Vgl. Correspondenzblatt Nr. 18 v. 1. 8. 1892.

Erfahrungen ermöglichten der Sozialdemokratie in besonderem Maße, die Begrenztheit des rein gewerkschaftlichen Kampfes (Trade-Unionismus) aufzuzeigen und die Notwendigkeit der Erkämpfung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse als das entscheidende Ziel herauszustellen. Allerdings hatte die Illegalität die offene Formulierung und völlige theoretische Klärung dieser Einsichten unter den Massen der Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften in vielfältiger Weise erschwert. Die Erfahrungen der Jahre 1878–1890 waren zwar eine wichtige Voraussetzung für die Überwindung einer formalen Trennung zwischen den wirtschaftlichen Kämpfen der Gewerkschaften und den politischen Aufgaben der Sozialdemokratischen Partei, doch reichten sie allein dazu noch nicht aus.

1889 wurde auf einem Kongreß in Paris, an dem Vertreter der Arbeiterbewegung aus 22 Nationen teilnahmen, die II. Internationale gegründet. Der Kongreß empfahl die gleichberechtigte Aufnahme der Arbeiterinnen in die Gewerkschaften; erhob Minimalforderungen zum Arbeitsschutz und erklärte die Erkämpfung des Achtstundentages zu einem Ziel, für das am 1. Mai 1890 in den Formen gekämpft werden sollte, die den Bedingungen des jeweiligen Landes am angemessensten waren.[49] Nach der Nichtverlängerung des Sozialistengesetzes, dem großen Wahlerfolg der Sozialdemokratie und Bismarcks Sturz herrschte unter den organisierten Arbeitern in Deutschland ein großes politisches Kraftbewußtsein; sie faßten den Beschluß der Internationale deshalb weithin als Aufforderung zum Streik auf. Die Parteileitung der Sozialdemokratie, die weiterhin – da das Sozialistengesetz noch einige Monate fortbestand und die Partei deshalb nach wie vor keine legale Organisation hatte – von der Fraktion gestellt wurde, sah die Lage anders. Sie befürchtete ein erneutes Ausnahmegesetz und hielt die Gewerkschaften für zu schwach, um die Kraftprobe eines großen politischen Streiks – zumal gegen die neuen Arbeitgeberverbände – durchzustehen. Hinzu kam die beginnende Wirt-

49 Vgl. GdA 1, S. 413; 639.

schaftskrise der Jahre 1890–1894. Die Fraktion riet deshalb von einer allgemeinen Arbeitsniederlegung ab. Doch kam diese Warnung, die tatsächlich lange hinausgezögert worden war, zu spät. In Hamburg und München ruhte am 1. Mai 1890 die Arbeit weitgehend, in Berlin, Leipzig, Dresden, Darmstadt, Königsberg und Frankfurt/Main streikten mehr als 10 Prozent der Arbeiter.

In Hamburg spitzte sich der Kampf besonders zu. Hier hatten sich die Unternehmer zu einem branchenübergreifenden Arbeitgeberverband zusammengeschlossen, rieben durch Aussperrungen zwei Gewerkschaften völlig auf und brachten zwei weitere an den Rand ihrer Existenz.[50] Im ganzen Reich fand eine Solidaritätsbewegung für die Hamburger Ausgesperrten statt. Die Vertrauensleute der Metallarbeiter empfahlen im August 1890 eine Beschränkung der sonstigen Streiktätigkeit zugunsten einer Konzentration der Kräfte auf die Unterstützung der Kämpfe in Hamburg.[51] In diesen Auseinandersetzungen wurde die Notwendigkeit konzentrierter Aktionen der Gewerkschaften sichtbar. Deshalb riefen die Vertrauensleute der Metallarbeiter zu einer Vorständekonferenz auf, auf der die Möglichkeiten gemeinsamen Handelns geklärt werden sollten. Dieses Treffen fand am 16. und 17. November 1890 in Berlin statt. Hier nahmen 74 Delegierte aller Gewerkschaften Deutschlands teil, darunter neun Frauen.[52] Die Konferenz war seit August durch Gewerkschaftsversammlungen in zahlreichen Städten vorbereitet worden.[53] Sie erklärte, daß die Lokalorganisationen den neuen Kampfbedingungen nicht mehr entsprächen, die Zentralverbände wurden als die »zur Zeit allein richtige« Organisationsform bezeichnet.[54] Außerdem sei eine Zusammenfassung dieser Zentralorganisationen nötig. Die Ber-

50 Vgl. Heinrich Bürger, Die Hamburger Gewerkschaften und deren Kämpfe von 1865–1890, Hamburg 1899, S. 493 ff.; Fritz Paeplow, Die Organisation der Maurer Deutschlands von 1869 bis 1899, Hamburg 1900, S. 218 ff.

51 Vgl. Paul Umbreit, 25 Jahre Deutsche Gewerkschaftsbewegung 1890–1915, Berlin 1915, S. 7 f.

52 Vgl. Umbreit, S. 155 ff.

53 Vgl. Schröder, Klassenkämpfe, S. 168.

54 Vgl. Umbreit, S. 155 ff.

liner Konferenz setzte eine siebenköpfige »Generalkommission« ein, die einen Organisationsplan ausarbeiten und zu dessen Beratung einen allgemeinen Gewerkschaftskongreß einberufen sollte. Außerdem sollte sie den Angriffen der Unternehmer auf das Koalitionsrecht entgegentreten, »die Organisierung der wirtschaftlich schwach gestellten Arbeiter« fördern und die Agitation in den gewerkschaftlich unerschlossenen Landesteilen leiten.[55] In der Generalkommission nahm der Drechsler Carl Legien sehr bald eine führende Funktion wahr.

Inzwischen hatten sich die gewerkschaftlichen Arbeitsbedingungen durch die Krise außerordentlich verschlechtert. Eine Übersicht der Generalkommission über die Streiks 1890/91, die insgesamt 226 Arbeitsniederlegungen aufführt, weist 67 Streiks als »erfolgreich« aus, 89 als »teilweise erfolgreich« und 55 als »erfolglos«.[56] Soweit es sich um Abwehrstreiks handelte (79 Streiks), hatten sie ihre häufigste Ursache in Lohnkürzungen (36), gefolgt von Kämpfen um das Koalitionsrecht (19). Angriffsstreiks hatten überwiegend eine Arbeitszeitverkürzung zum Ziel (117), wesentlich seltener eine Lohnerhöhung (23). Insgesamt stellte sich die Situation der Gewerkschaftsbewegung aber ungünstiger dar, als sich aus dieser Statistik ergibt. Gerade größere Streikaktionen, die das Interesse und die Unterstützung breiter Gewerkschaftskreise fanden, endeten mit Niederlagen und führten zu pessimistischen Einschätzungen über die Möglichkeiten gewerkschaftlicher Arbeit.

Unmittelbar nach Gründung der Generalkommission begann in Hamburg ein Streik der Tabakarbeiter mit einer 16wöchigen Aussperrung von 3000 Arbeitern.[57] Als der geschlossen geführte Streik »wegen Mangels an Unterstützungsgeldern« abgebrochen werden mußte, hatte er 400 000 Mark verschlungen[58], davon allein 150 000 von der Generalkommission.[59] Ein Jahr später, im Winter 1891/92, waren es die Buch-drucker, die

55 Vgl. Umbreit, S. 161.
56 Vgl. Correspondenzblatt Nr. 19 v. 15. 8. 1892.
57 Vgl. Schröder, Klassenkämpfe, S. 226 ff.
58 Vgl. Correspondenzblatt Nr. 7 v. 21. 3. 1891.
59 Vgl. Correspondenzblatt Nr. 7 v. 4. 4. 1892.

unter Anteilnahme der gesamten Gewerkschaftsbewegung ihren Streik für den Neun-Stunden-Tag verloren geben mußten, nachdem Polizei und Justiz massiv zugunsten der Unternehmern in den vom 8. November bis 14. Januar dauernden Streik eingegriffen hatten.[60] Dieser Ausstand hatte insgesamt 2,7 Millionen Mark gekostet[61], mehr als alle Verbände 1891 an Gesamteinnahmen verzeichneten.[62]

Anfang 1891 gründete die Generalkommission eine eigene Zeitschrift, das »Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands«. Hier veröffentlichte sie im April 1891 ihren Organisationsplan.[63] Dieser schrieb die Schaffung von Zentralverbänden vor. Verbände verwandter Berufe sollten sich zur gegenseitigen Unterstützung zusammenschließen und einen Teil ihrer Aufgaben an die Unionsleitung delegieren. Alle zwei Jahre sollte von einem allgemeinen Gewerkschaftskongreß die siebenköpfige Generalkommission gewählt werden. Ihre Aufgabe sollte sein: Agitation in gewerkschaftlich unerschlossenen Gebieten, Herausgabe eines Gewerkschaftsblattes, Zusammenstellung aller gewerkschaftlichen Einzelstatistiken, Erstellung einer Streikstatistik und in bestimmten Fällen auch Streikunterstützung.

Über den Organisationsplan der Generalkommission hinaus ging bereits der Zusammenschluß der weitaus meisten Fachvereine der Metallarbeiter zum Deutschen Metallarbeiterverband (DMV) im Sommer 1891. In seinen Statuten wurde festgelegt, »daß alle in der Metallindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen dem Verband beitreten können«.[64] Nachdem der Entwurf der Generalkommission auf einer Konferenz der Verbandsvertreter im Herbst 1891 in Halberstadt mit unwesentli-

60 Vgl. Hundert Jahre Kampf der Gewerkschaften der graphischen Arbeiter, hrsg. v. Zentralvorstand der Industriegewerkschaft Druck und Papier im Freien Deutschen Gewerkschaftsbund, Berlin 1966, S. 116.

61 Ritter/Tenfelde, a.a.O., S. 89.

62 Vgl. Correspondenzblatt Nr. 13 v. 18. 6. 1892.

63 Vgl. Correspondenzblatt Nr. 11 v. 25. 4. 1891

64 Protokolls des Allgemeinen Deutschen Metallarbeiter-Congresses zu Frankfurt vom 1. bis 6. Juni 1891, Stuttgart o.J., S. 81.

chen Abänderungen gebilligt worden war, fand im März 1892 – ebenfalls in Halberstadt – ein allgemeiner Gewerkschaftskongreß statt.

208 Delegierte vertraten insgesamt 303 519 Gewerkschaftsmitglieder. 57 Zentralverbände waren durch 172 Delegierte vertreten, 36 Delegierte präsentierten 31 130 Mitglieder in Lokalvereinen. Die Zahl der »Lokalisten«, die prinzipiell an der lokalen Organisationsform festhalten wollten, war aber wesentlich kleiner. Unter den 36 Vertretern lokaler Organisationen befanden sich auch die Vertreter sächsischer Gewerkschaften, die lediglich wegen ihrer besonders restriktiven Vereinsgesetzgebung sich noch nicht Zentralverbänden angeschlossen hatten.[65] Der Kongreß bestätigte im wesentlichen den von der Halberstädter Konferenz im Herbst modifizierten Plan. Gegenüber der Generalkommission, die die Gründung von Unionen als die weitgehendste Zusammenarbeit der einzelnen Verbände ansah, setzten sich die Metallarbeiter mit ihrer Resolution teilweise durch. Die vom Halberstädter Kongreß schließlich angenommene Entschließung sprach sich – in Übereinstimmung mit den Vorschlägen des Deutschen Metallarbeiterverbandes – grundsätzlich für den Industrieverband aus und betrachtete die Unionsbildung nur als Schritt auf diesem Weg.[66]

Die Generalkommission wurde als siebenköpfiges Gremium bestätigt, allerdings ohne die Berechtigung, Streiks finanziell zu unterstützen, »weil das Zwistigkeiten unter den Gewerkschaften herbeiführen würde und die Generalkommission als Zentralstelle nicht genügend Überblick habe«.[67] Der Halberstädter Kongreß führte zur organisatorischen Trennung von den Lokalisten. Angesichts der Mehrheitsverhältnisse hatten sie von Anfang an keine Chance, ihre eigenen Organisationsvorstellungen durch den Kongreß für verbindlich erklären zu

65 Vgl. Die Organisationsfrage. Ein Beitrag zur Entwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Hrsg. Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, Hamburg 1891, S. 62 f.

66 Vgl. Protokoll über die Verhandlungen des Ersten Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands zu Halberstadt vom 14. bis 18. März 1892, Hamburg 1892, S. 68 f.

67 Ebd., S. 65.

lassen. Sie brachten deshalb statt dessen eine Resolution ein, wonach »jede Form der Arbeiterorganisation als zu Recht bestehend«[68] anerkannt werden sollte. Als diese abgelehnt wurde, verließen 13 Delegierte der Lokalisten die Versammlung unter Protest.

Die Generalkommission bekannte sich prinzipiell zur Perspektive des Kampfes um eine grundlegende Veränderung der kapitalistischen Produktionsverhältnisse. Dabei wurde aber im einzelnen nicht geklärt, wie das Verhältnis von Partei und Gewerkschaft, von Reform und angestrebtem Endziel, von gewerkschaftlichem Kampf und Ringen um den Sozialismus gestaltet werden sollte.[69] Hier lag auch die tiefste Bedeutung des Konfliktes mit den Lokalisten, die immer wieder darauf hinwiesen, daß die reaktionären Vereinsgesetze der politischen Betätigung der Zentralverbände Grenzen ziehen würde, welche die Lokalisten selbst nicht zu akzeptieren bereit waren. Ging man davon aus. daß die Zentralisierung den neuen Kampfbedingungen der Gewerkschaften entsprach, dann mußte zugleich das Verhältnis zur Arbeiterpartei – die sich seit 1890 Sozialdemokratische Partei Deutschlands nannte – genauer definiert werden. Angesichts der im Erfurter Programm der deutschen Sozialdemokratie (1891) entworfenen eindeutigen Perspektive des Kampfes um den Sozialismus hätte dies auch eine vertiefte politische Standortbestimmung nötig gemacht, die aber Carl Legien zu vermeiden suchte. Auf der anderen Seite war die Einschätzung der Gewerkschaften durch die Sozialdemokratische Partei außerordentlich unsicher. Führende Parteifunktionäre – so Bebel – erwarteten Anfang der neunziger Jahre einen baldigen Zusammenbruch des Kapitalismus, hielten also einen Ausbau gewerkschaftlicher Reformpolitik nicht mehr für vordringlich. Zugleich waren sie beeindruckt von den gewerkschaftlichen Niederlagen. Diese veranlaßten Bebel 1893, als sich abzeichnete, daß die Hoffnung auf einen schnellen Zusammen-

68 Ebd., S. 60.

69 Vgl. N. Auerbach, Marx und die Gewerkschaften. Die Gewerkschaften im theoretischen System von Marx, Vorwort Karl Korsch, Reprint Berlin 1972, S. 111 ff.

bruch des Kapitalismus trog, zu der Befürchtung, die Gewerkschaften würden gegen Riesenunternehmen wie Krupp und Stumm machtlos sein.

Die deutsche Sozialdemokratie versuchte auf ihrem Parteitag in Köln 1893 eine grundsätzliche Klärung des Verhältnisses von Partei und Gewerkschaften.[70] Dabei bemühte sich Carl Legien, letztlich die Gewerkschaften von über die sozialpolitischen Tagesaufgaben hinausgehenden politischen Zielen zumindest in der Praxis fernzuhalten. In der Resolution des Parteitages wurde die Führungsrolle der Partei gegenüber den Gewerkschaften bestätigt, doch wurden keine praktischen Konsequenzen daraus gezogen. Dieses Problem wurde nicht weiterverfolgt, da die mit dem Halberstadter Beschluß von 1892 gefundene rein organisationstechnische Lösung der Gewerkschaftsprobleme zunächst auszureichen schien. Die Bewährungsprobe auf den Kompromiß von Köln 1893 brachte erst der Übergang des deutschen Kapitalismus in den Imperialismus.

70 Vgl. Wolfgang Schröder, Partei und Gewerkschaften. Die Gewerkschaftsbewegung in der Konzeption der revolutionären Sozialdemokratie 1868/69 bis 1893, Berlin 1975, S. 352 ff.

Jutta Schmidt/Wolfgang Seichter

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung von der Mitte der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg

1. Die ökonomische und politische Entwicklung von 1896 bis 1914

Mitte der neunziger Jahre ging die über zwanzigjährige Depression zu Ende; es begann im Deutschen Reich eine andauernde – allerdings durch Krisen unterbrochene (1902–03, 1907–08) – Phase mit beschleunigtem wirtschaftlichem Aufschwung.[1] Im Juli 1913 kam es zu einer erneuten Überproduktionskrise, die vor allem das Bauwesen erfaßte, dann auf die Textil-, Eisen- und Stahlindustrie übergriff. Vermutlich wurde die Gefahr der Umwandlung des Konjunkturrückgangs in eine langanhaltende Krise durch den Ersten Weltkrieg 1914 abgewendet.[2]

Die Aufschwungphase der deutschen Volkswirtschaft bis 1913 hatte eine enorme Steigerung der Produktion zur Folge, wobei die Erzeugung von Produktionsmitteln schneller zunahm als die der Konsumgüter. Während die Konsumgüterindustrie im Zeitraum von 1860–1913 um knapp das Zweifache stieg, wuchs die Produktion von Produktionsmitteln im gleichen Zeitraum

1 Vgl. Fritz Klein, Deutschland von 1897 bis 1917, in: Deutsche Geschichte, Band 2, Von 1789 bis 1917, Berlin 1967, S. 679–850, hier S. 697 ff. und 747 f.

2 Vgl. Hans Mottek, Walter Becker, Alfred Schröter, Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. Ein Grundriß, Band III: Von der Zeit der Bismarckschen Reichsgründung 1871 bis zur Niederschlagung des faschistischen deutschen Imperialismus 1945, Berlin 1974, S. 191 f.

um fast das Fünffache.[3] Die Agrarproduktion war trotz absoluter Zunahme im Verhältnis zur Industrieproduktion rückläufig. Deutschlands Anteil an der Weltindustrieproduktion erhöhte sich von 13 Prozent im Jahre 1870 auf 16 Prozent im Jahre 1913; in der gleichen Zeit sank der Anteil Englands von 32 Prozent auf 14 Prozent.[4] Deutschland wurde zur zweitgrößten Industrie- (nach den USA) und Handelsmacht (nach England). Der sich in diesen Zahlen widerspiegelnde Produktivitätszuwachs resultierte nicht allein aus einer Erhöhung der Zahl der Erwerbstätigen, sondern vornehmlich aus der Steigerung der Produktivkräfte: Die in der Industrie verwandte Gesamtleistung an Kraftmaschinen wuchs 1875–1907 von ca. 1 Millionen PS auf 8 Millionen PS. Zurückzuführen ist das schnelle Wachstum der Produktivkräfte hauptsächlich auf zwei Momente: Einmal auf die Ausschöpfung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, zum anderen auf den Beginn der industriellen Massenproduktion. Deren Wirkung wurde allerdings erst durch die monopolisierten Produktionsverhältnisse erzielt.[5] Die häufigste Form der Monopolisierung war das Kartell. An dessen zahlenmäßiger Entwicklung läßt sich die Monopolisierungstendenz in Deutschland veranschaulichen: Existierten 1875 nur acht Kartelle, so 1896 schon 260 und 1911 immerhin zwischen 550 und 600.[6]

An der Spitze der Monopolisierung stand die Schwerindustrie (Kohle, Eisen, Stahl).[7] Bereits 1893 konnte sie im Bereich der Kohle mit der Bildung des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats ein durchmonopolisiertes Machtgebilde aufweisen.[8] Die Eisenindustrie im Westen schrumpfte von sieben Verbän-

3 Vgl. Jürgen Kuczynski, Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus (im folgenden: Kuczynski), Teil I: Die Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1789 bis zur Gegenwart, Band 4: Darstellung der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1900 bis 1917/18, Berlin 1967, S. 60.

4 Vgl. Kuczynski, Bd. 3: Darstellung der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1871 bis 1900, Berlin 1962, S. 121 f.; Bd. 4, S. 60 ff.

5 Vgl. Klein, S. 829.

6 Vgl. ebd., S. 769.

7 Helga Nußbaum, Unternehmer gegen Monopole. Über Struktur und Aktionen antimonopolistischer Gruppen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Berlin 1966, S. 54 ff.

8 Vgl. Mottek u. a., Bd. III, S. 79.

den 1894 über fünf im Jahre 1897 auf das die gesamte westdeutsche Eisenindustrie beherrschende Roheisensyndikat in Düsseldorf (1904) zusammen. Im Osten wurden die wichtigsten Eisenwerke in dem seit 1901 bestehenden Oberschlesischen Roheisensyndikat vereinigt. In der Krise 1907–08 lösten sich die Verbände im Westen auf, aber bereits 1910 wurde der Roheisenverband gegründet, der 1912 faktisch die gesamte Roheisenproduktion des damaligen deutschen Reiches beherrschte.[9] In der Stahlindustrie ging der Monopolisierungsprozeß schleppender vor sich, da sie – anders als die Kohle- und Roheisenindustrie – unterschiedliche Produkte erzeugt. 1904 aber wurde die gesamte deutsche Stahlindustrie von zwei Verbänden bestimmt: Dem Stahlwerkverband in Düsseldorf und dem Oberschlesischen Stahlwerksverband.[10] Das Vordringen des Monopols in der Kohle- und Eisenindustrie schuf die Voraussetzung für die Ablösung des Kapitalismus der freien Konkurrenz durch den Monopolkapitalismus.

Parallel dazu vollzog sich ein starker Monopolisierungsprozeß in anderen Produktionsbereichen, wobei der Grad der Monopolisierung in den einzelnen Industrien stark differierte. Diese Entwicklung erfaßte bis 1914 längst nicht alle Industriezweige.[11] Dennoch war der Prozeß der Konzentration und Zentralisation von Kapital – in zunehmendem Maße vermittelt durch Banken – an der Schwelle zum 20. Jahrhundert bereits so weit vorangetrieben, daß er die Struktur der deutschen Volkswirtschaft bestimmte. Eine rasche Entwicklung im Monopolbildungsprozeß vollzogen die »neuen« Industriezweige: Chemie-[12] und Elektroindustrie.[13] Hier bildeten sich die Monopole sofort infolge der wissenschaftlich-technischen Entwicklung mit der Ausweitung der Produktionssektoren heraus.[14]

9 Vgl. ebd., S. 84; Klein, S. 770.
10 Vgl. Klein, S. 770.
11 Vgl. Mottek u. a., Bd. III, S. 97.
12 Nußbaum, S. 99 ff.
13 Vgl. ebd., S. 72 f.
14 Vgl. Helga Nußbaum, Zur Imperialismustheorie W. I. Lenins und zur Entwicklung staatsmonopolistischer Züge des deutschen Imperialismus bis 1914, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte IV, 1970, S. 25 ff., hier S. 48.

Die notwendig hohen Kapitalaufwendungen für Forschung und Entwicklung förderten fast »naturwüchsig« die Konzentrationstendenz. Die beiden Elektrokonzerne Siemens AG und AEG beherrschten in den neunziger Jahren bereits nicht nur den nationalen, sondern auch den internationalen Markt.[15] Die chemische Industrie hatte ebenso wie die Montanindustrie am Anfang des 20. Jahrhunderts bereits die Stufe einer Kartellierung mit Konzernbasis erlangt.[16] Die sechs größten Chemiekonzerne schlossen sich 1904 und 1907/08 zu zwei Monopolverbänden zusammen, die die Vorläufer der sich endgültig 1925 konstituierenden IG-Farben AG waren.[17] Mit dem industriellen Monopolisierungsprozeß war auch die Monopolisierung der Banken eng verknüpft. Zwischen beiden Entwicklungen bestand eine Wechselwirkung. Die Konzentration des Bankwesens erreichte bis zum Ersten Weltkrieg einen solchen Grad, daß der Geld- und Kreditmarkt von fünf Konzernen beherrscht war (Deutsche Bank, Darmstädter Bank, A. Schaaffhausenscher Bankverein), wobei zu jedem Konzern Hauptniederlassungen, Filialen und offiziell noch selbständige Banken gehörten.[18] Das enge Wechselverhältnis zwischen dem Monopolisierungsprozeß in der Industrie und dem der Banken entwickelte sich aus der spezifischen Funktion der Banken, Kreditvermittler zu sein. Infolge der Konzentration im Bankwesen waren die Industrieunternehmen auf einen immer engeren Kreditgeberkreis angewiesen, was allmählich zur ausschließlichen Abhängigkeit der Industrie von den Banken führte.

Mit der ökonomischen Macht der monopolisierten Bereiche erhöhte sich deren politisches Gewicht. Da bis 1914 der Monopolisierungsprozeß längst nicht alle Industriezweige erfaßt hatte, ergibt sich eine grobe Differenzierung der Bourgeoisie in monopolistische und nichtmonopolistische. Aber das Mono-

15 Vgl. Klein, S. 832.

16 Vgl. Mottek u. a., Bd. III, S. 93.

17 Vgl. Andr Leisewitz, Die Auswirkungen der Verwissenschaftlichung der Produktion auf die Monopolbildung und auf das Verhältnis von Ökonomie und Politik, dargestellt am Beispiel der chemischen Industrie, in: Das Argument, 14. Jg., 1972 (Nr, 73), S. 444 ff., hier: S. 460.

18 Vgl. Mottek u. a., Bd. III, S. 99 ff.

polkapital selbst bildete keinen einheitlichen ökonomischen und politischen Interessenblock. Die Differenzen innerhalb der Bourgeoisie führten zu einem verschärften Kampf um Einfluß auf staatliche Entscheidungen. Außerordentlich erfolgreich in diesem Kampf war die Schwerindustrie.[19] Ihr Einfluß auf die Staatstätigkeit war schon in den neunziger Jahren so groß, daß eine neue Qualität in der Entwicklung des ökonomischen und politischen Systems erreicht wurde: dem Übergang vom Kapitalismus der freien Konkurrenz in den Monopolkapitalismus entsprach auf der Ebene der Beziehungen zwischen Ökonomie und Politik der Imperialismus. Diese Konstellation wurde zur treibenden Kraft in der Zoll- und Rüstungspolitik, bei den staatlichen Aktivitäten zur Gewinnung fremder Gebiete wie auch im Zusammenspiel von Staat und Bourgeoisie bei der Propagierung der gemeinsamen Ziele des Bündnisses von Junkern, Schwerindustrie und Staatsapparat.

Durch die beschleunigte kapitalistische Entwicklung in Deutschland, den zunehmenden Konzentrations- und Zentralisierungsprozeß der Produktion und des Kapitals wurde eine Stufe erreicht, wo Teile der Bourgeoisie nach Erschließung neuer Einfluß- und Absatzgebiete verlangten, allerdings zu einem Zeitpunkt, in dem die Welt bereits aufgeteilt war. Folglich liefen Versuche in dieser Richtung den Interessen der alten Kolonialmächte zuwider.

Um einen Kampf gegen seine Konkurrenten aufnehmen zu können, mußte der deutsche Imperialismus sich entsprechend militärisch rüsten. Voraussetzung und Konsequenz dieser Notwendigkeit waren die Schlüsselstellung der Schwerindustrie, ihre enge Kooperation mit dem Staat und die sich daraus ergebenden verhängnisvollen Folgen für die Außen- und Innenpolitik. Um dieser Machtpolitik zum Erfolg zu verhelfen, verbündeten sich im entscheidenden Augenblick – wie bereits schon einmal in den siebziger Jahren zur Durchsetzung der Schutzzollpolitik – Bourgeoisie und Junkertum, um die »gleichberechtigten Interessen« von Landwirtschaft und Industrie wahrzu-

19 Vgl. Nußbaum, Zur Imperialismustheorie, S. 48 ff.

nehmen.[20] Unter Leitung des Staatssekretärs des Reichsamtes des Inneren und Stellvertreters des Reichskanzlers, Graf v. Posadowsky-Wehner, konstituierte sich 1897 ein »Wirtschaftlicher Ausschuß zur Vorbereitung der Handelsverträge«. Er setzte sich aus Vertretern der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft zusammen. Ergebnis der Arbeit dieses Ausschusses war der Zolltarif von 1902, der die Schwer- und Textilindustrie und den landwirtschaftlichen Großgrundbesitz mehr als zuvor begünstigte.[21] Zum Resultat dieser Einigung zwischen Junkern, Schwerindustrie und Staatsapparat zählte aber auch der Bau einer Riesenflotte seit 1898. Er deckte zwei Interessen zugleich ab: Einmal diente er als gewaltige Kapitalanlage mit langfristiger Abnahmegarantie für die Rüstungsindustrie und zum anderen als Expansionsinstrument zur Durchsetzung der imperialistischen Ziele.[22]

Zugleich war die gesamte Rüstungspolitik von Bedeutung für die Kampfbedingungen der Arbeiterbewegung. Die Aufrüstung war nicht nur in Instrument der Außenpolitik, sie stellte zugleich ein sich immer mehr vergrößerndes innenpolitisches Drohpotential gegen die Sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaften her, das spätestens im Kriegsfall, wenn das Ausnahmerecht herrschte, deren Organisationen weit nachhaltiger zerschlagen könne als unter dem Sozialistengesetz. Arbeiterführer wie August Bebel haben diese Gefahr sehr deutlich vorhergesehen. Ihr gegenüber waren zwei verschiedene Haltungen denkbar: Einmal konnte die Konsequenz gezogen werden, daß jede Kriegsvorbereitung entschlossen und wirksam – auch mit außerparlamentarischen Mitteln – bekämpft werden mußte. Hieraus resultierte teilweise die seit 1904 auch in Deutschland laut erhobene Forderung nach der Propagierung des Massenstreiks. Zweitens aber konnte die Gefahr einer Illegalisierung

20 Vgl. Ernst Engelberg, Deutschland von 1871 bis 1897 (Deutschland in der Übergangsperiode zum Imperialismus) Lehrbuch der deutschen Geschichte (Beiträge), Bd. 8, Berlin 1967, S. 386.

21 Vgl. Klein, S. 681.

22 Eckart Kehr, Schlachtflottenbau und Parteipolitik 1894–1901. Versuch eines Querschnitts durch die innenpolitischen, sozialen und ideologischen Voraussetzungen des deutschen Imperialismus, Berlin 1930, S. 208 ff.

im Kriegsfall eine Politik der Anpassung an die herrschenden Gewalten nahelegen, um so deren Aggressivität nicht auf die Arbeiterbewegung zu lenken. Beide Folgerungen waren zugleich zwei verschiedenartige – nämlich entweder revolutionär oder reformistische – Ausprägungen der Politik von Sozialdemokratischer Partei und Gewerkschaften und entwickelten sich in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg stark auseinander.

Die herrschenden Klassen des wilhelminischen Reiches waren sich darin einig, die durch die Rüstungspolitik entstandenen finanziellen Belastungen über Zölle und Verbrauchssteuern auf die Bevölkerung abzuwälzen. Um diese Politik als notwendig zu rechtfertigen, sie also populär zu machen, wurde eine umfassende chauvinistische Kampagne entfacht, die von imperialistischen Massenorganisationen geschürt wurde. Diese Propagandaorganisationen waren durchweg von der Schwerindustrie finanziert und von staatlichen Instanzen unterstützt. Besonderen Einfluß innerhalb der Bevölkerung hatten der Alldeutsche Verband, der Deutsche Flottenverein und die Kriegsvereine.[23] Das Machtkartell, das sich 1897 aus Industrie und Junkertum zusammenfand, vereinte keineswegs die gesamte Bourgeoisie auf sich. In den letzten neunziger Jahren differenzierten sich zwei Hauptlager innerhalb der Kapitalistenklasse heraus: Das eine umschloß die Schwerindustrie und das andere die Fertigwarenindustrie. Die letztere war gezwungen, Rohstoffe und Halbfabrikate von der monopolisierten Schwerindustrie teuer zu kaufen, wodurch ihre Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt geschwächt wurde. Die gegensätzlichen Interessen führten schließlich zu einer Frontenbildung zwischen den schwerindustriellen Monopolkartellen und den überwiegend nichtmonopolistischen Fertigwarenfabrikanten[24], die ihren organisatorischen Ausdruck im 1895 gegründeten »Bund der Industriellen« (BI) fand. Dieser begriff sich als Opposition zu dem von der Schwerindustrie beherrschten »Centralverband

23 Vgl. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hrsg.), Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in acht Bänden, 2. Bd., (hinfort zitiert als: GdA), Berlin 1966, S. 27 ff.

24 Vgl. Nußbaum, Unternehmer gegen Monopole, S. 149.

Deutscher Industrieller« (CDI)[25]. Die Chemie- und Elektroindustrie verhielten sich scheinbar neutral gegenüber beiden Spitzenverbänden der deutschen Industrie. 1890 verließ der Chemische Verein, der Verband der Chemie-Unternehmer, den CDI wegen Interessengegensätzen zur Schwerindustrie. Anders als die Montangruppe war die Chemie-Elektrogruppe auf Rohstoffimporte sowie auf Waren- und Kapitalexport angewiesen[26], woraus sich ein Interesse an niedrigen Zöllen ableitete. In diesem Punkt ergab sich eine Interessengemeinschaft mit der Fertigwarenindustrie. Trotz der nach außen gezeigten Unabhängigkeit ist der BI von den sogenannten »neuen« Monopolen lanciert worden.[27] Diese bürgerliche »Opposition« gegen die Monopole der Montanindustrie – und damit gegen die, politisch betrachtet, äußerste Rechte – war zu Zweckbündnissen mit dem sich seit der Jahrhundertwende deutlich herauskristallisierenden revisionistischen Zweig der Arbeiterbewegung bereit, wodurch sich dieser in seiner Politik bestärkt sah. Eine wirkliche Koalition zwischen beiden war jedoch aus mehreren Gründen ausgeschlossen: Auch in den Betrieben der Chemie- und Elektroindustrie gab es harte Klassenauseinandersetzungen, die nicht durch rein parteipolitische Abmachungen auf parlamentarischer Ebene überspielt werden konnten. Zweitens war das Reformverlangen der «Opposition« nur schüchtern, und drittens standen die Mehrheitsverhältnisse in der Sozialdemokratischen Partei klassenpolitischen Zugeständnissen der Arbeiterbewegung nach wie vor im Wege.[28] Zwischen CDI und BI kam es auch immer wieder zu Annäherungstendenzen, vor allem in der gemeinsamen Ausarbeitung imperialistischer Expansionspläne. Nach einer Zusammenarbeit in der »Interessengemeinschaft der Deutschen Industrie« von 1905 bis 1908 fanden sich die kontrahierenden Verbände zusammen mit dem

25 Vgl. ebd., S. 160 ff.
26 Vgl. Leisewitz, S. 471.
27 Vgl. ebd., S. 472.
28 Vgl. Georg Fülberth/Jürgen Harrer, Die deutsche Sozialdemokratie 1890–1933, Darmstadt/Neuwied 1974, S. 75 f.

Chemischen Verein in dem im Ersten Weltkrieg gebildeten »Kriegsausschuß der deutschen Industrie« wieder.[29]

2. Sozialstruktur des Wilhelminischen Reiches und Lage der Arbeiterklasse

Mit der Entwicklung des vormonopolistischen Kapitalismus zum Imperialismus ging eine wesentliche Veränderung in der Sozialstruktur einher. Parallel zum schnellen Wachstum der Industrie nahm die Zahl der Erwerbstätigen von 19,91 Millionen 1895 auf 25,38 Millionen 1907 zu[30], worin sich auch der forcierte Prozeß der Bevölkerungsentwicklung (von 1870–1913 stieg deren Zahl von 41 Millionen auf 67 Millionen) widerspiegelt.[31] Infolge des ökonomischen Wachstums, vor allem in den Bereichen produzierendes Gewerbe, Handel und Verkehr, konzentrierte sich die Bevölkerung zusehends in den Städten: Allein die Einwohner der Großstädte vergrößerten ihren Anteil von 4,8 Prozent 1871 auf 21,3 Prozent 1910.[32] Ein großer Wandel vollzog sich innerhalb der Frauenbeschäftigung: Sie nahm von 1883 bis 1907 um 100 Prozent zu.[33] Aus der beruflichen Gliederung wird aber auch die zunehmende Bedeutung des Proletariats, insbesondere der Industriearbeiterschaft, sichtbar: Die Zahl der Beschäftigten in den Zweigen Industrie und Handwerk/Handel und Verkehr erhöhte sich von 7,1 Millionen (1882) auf 13,3 Millionen (1907).[34] Trotz dieser vorherrschenden Tendenz ist für unseren Untersuchungszeitraum »eine dualistische Struktur von vorkapitalistischer Produktionsformen

29 Vgl. Leisewitz, S. 473.
30 Vgl. Gerhard Bry, Wages in Germany 1871–1945, assisted by Charlotte Boschan, Princeton 1960, S. 26, 28.
31 Vgl. Kuczynski, Bd. 4, S. 62.
32 Vgl. Kuczynski, Bd. 3, S. 253.
33 Vgl. ebd., S. 253 f.
34 Vgl. ebd., S. 254.

und kapitalistischer Industrialisierung charakteristisch«[35]. So arbeiteten 1907 immerhin noch ca. 13 Prozent der Berufstätigen in der Landwirtschaft.[36] Die schnellere Steigerungsrate der Produktionsmittelerzeugung gegenüber derjenigen der Konsumgüter findet sich in abgeschwächter Form in der Beschäftigungsstruktur wieder. Von 1000 Erwerbstätigen entfielen auf:

Zweig	1895	1907
Bergbau und Hütten	24,8	31,9
Metallverarbeitung	37,6	39,2
Maschinen, Instrumente	16,8	30,0
Chemische Industrie	4,5	5,3
Textilindustrie	41,3	35,0
Holzindustrie	28,2	26,1
Nahrungs- u. Genußmittel	38,3	37,3
Bekleidungsgewerbe	57,7	47,0
Baugewerbe	59,1	63,0

Obwohl die Beschäftigtenzahl in den Konsumgüter produzierenden Zweigen der Industrie und des Handwerks rückläufig war, vereinigte sie letztlich doch den größten Anteil der Beschäftigten auf sich. Also hatte die Abteilung der Konsumgüter gegenüber der der Produktionsmittel das Übergewicht, was als Index für eine relative Rückständigkeit der kapitalistischen Industrialisierung anzusehen ist.[38] Aufschluß über den Zusammenhang zwischen sektoraler Entwicklung und der inneren Struktur der Arbeiterklasse gibt auch die Entwicklung der Betriebsgrößen. Hier zeigt sich eine Tendenz zu Großbetrieben mit mehr als 1000 Arbeiters. Dennoch sind die meisten Arbeiter in Betrieben bis zu 50 Beschäftigten tätig[39], so daß für den

35 Frank Deppe, Elemente eines theoretischen Bezugrahmens zur Analyse der Gewerkschaftsgeschichte – unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung vor 1917. Referat zur Internationalen Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung (ITH), 12. Linzer Konferenz, 14.–18. September 1976, hektograph. Typoskr., S. 7.

36 Vgl. Kuczynski, Bd. 4, S. 254.

37 Kuczynski, Bd. 4, S. 311.

38 Vgl. Deppe, S. 8.

39 Vgl. Kuczynski, Bd. 3, S. 253.

überwiegenden Teil der Industriearbeiter die Erfahrung der kleinbetrieblichen Produktion mit vorwiegend handwerklicher bzw. manufaktureller Arbeitsorganisation die bestimmende ist. Die Arbeiterklasse konnte folglich noch nicht als eine Klasse begriffen werden, die sich durch einen gemeinsamen Erfahrungshorizont auszeichnet.[40] Hinzu kommt, daß viele Lohnabhängige entweder in der ersten Generation Arbeiter waren oder doch erstmals in Großbetrieben arbeiteten und so in ihren neuen Lebenszusammenhang noch viele Verhaltens- und Denkweisen ihrer vorindustriellen (bzw. nicht durch die Großindustrie geprägten) Herkunft einbrachten. Vor dem Ersten Weltkrieg ließen sich also nach wie vor gewichtige Sektoren ausmachen, die von einer Rückständigkeit kapitalistischer Entwicklung geprägt waren. Diese Rückständigkeit mußte den Prozeß einer einheitlichen Gewerkschaftsorganisation und Interessenvertretung hemmen. »Der durch den Widerspruch von Kapitalisierung und relativer Rückständigkeit produzierte Partikularisierungsprozeß in der Arbeiterklasse muß daher in der historischen Analyse dieser Periode als ein Moment der Partikularisierung der sozialen Erfahrung, der Interessen und des Bewußtseins in der Arbeiterschaft berücksichtigt werden.«[41]

Die Schwierigkeiten für die Gewerkschaften waren um so größer, als sie die Aufgabe, ihre Mitglieder an die konsequente, auch politische Vertretung ihrer Interessen heranzuführen, jetzt unter den Bedingungen der neuen imperialistischen Massenpropaganda wahrnehmen mußten, welche ihrerseits auf die Lohnabhängigen einwirkte und Momente der Rückständigkeit im Arbeiterbewußtsein zu fördern versuchte.

Seit dem Ende der großen Depression stiegen die Geldlöhne, und zwar von 1896 bis 1914 um nahezu 40 Prozent.[42] Allerdings geschah dies nicht gleichmäßig, sondern ihre Entwicklung variierte von Branche zu Branche:

»Allein in dem Jahrzehnt von 1900 bis 1910 stiegen die Löhne in der Holzverarbeitung, in der chemischen Industrie und im

40 Vgl. Deppe, S. 8.
41 Ebd., S. 7; vgl. auch S. 10.
42 Kuczynski, Bd. 3, S. 298; Bd. 4, S. 326 f.

Verkehrsgewerbe rund doppelt so stark wie in der Metallindustrie und im Bergbau. Bis 1914 hatten die Löhne im Baugewerbe, in der chemischen Industrie und im Verkehrsgewerbe sich um mehr als 40 Prozent gegenüber 1900 erhöht, während die Löhne im Bergbau und in der Textil- und Metallindustrie nur um rund ein Viertel gestiegen waren.«[43]

Die höchsten Löhne wurden in der Metallbranche gezahlt (1913 nominal 1513 Mark jährlich).

Insgesamt blieben große Lohnunterschiede zwischen einzelnen Branchen und Arbeiterkategorien erhalten. Die dadurch bewirkte innere Differenzierung der Arbeiterklasse wurde in ihrer Wirkung durch wachsende Polarisierung der Tätigkeitsmerkmale in der Großindustrie – vor allen in der Chemie- und Elektroindustrie (im Bergbau von alters her) – verstärkt. Dies gab dem Kapital – insbesondere dem Großkapital – vielfältige Möglichkeiten, der von den Gewerkschaften angestrebten Vereinheitlichung der Interessenvertretung der Lohnabhängigen entgegenzuwirken.

Der Durchschnittsverdienst eines Arbeiters im Jahr 1913 betrug 1163 Mark.[44] Bei Lohnanhebungen handelte es sich primär um einen Versuch der Angleichung an die gestiegenen Lebensmittelpreise und Mietkosten. Es gelang nicht, die wachsende Teuerung mit den ansteigenden Nominallöhnen aufzufangen, so daß die Reallöhne, die sich aus dem Verhältnis von Lohn- und Preisentwicklung errechnen, seit dem Konjunkturaufschwung stagnierten. Der Stillstand in der Reallohnbewegung hat seinen Grund vor allem in den steigenden Lebensmittelpreisen (1900–1914 um ca. 28 Prozent) und Wohnungsmieten (in der gleichen Zeit um ca. 30 Prozent).[45]

43 Kuczynski, Bd. 4, S. 327.

44 Vgl. Walther G. Hoffmann, Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, u. Mitarb. v. Franz Grumbach und Helmut Hesse, Berlin, Heidelberg und New York 1965, S. 470 f.

45 Vgl. Kuczynski, Bd. 4, S. 331 f.

Kampfaktionen der Arbeiterklasse bewirkten in den fünfeinhalb Jahrzehnten bis zum Ersten Weltkrieg eine Verkürzung der Arbeitszeit von durchschnittlich 13 Stunden (1860) auf neuneinhalb Stunden (1914).[46] Doch waren nicht alle Wirtschaftsbereiche von der Arbeitszeitsenkung betroffen. Hervorzuheben ist – neben der Landwirtschaft und Heimarbeit mit 12 bis 18 Stunden – insbesondere der Bergbau, wo die Arbeitszeit seit 1893 bei 10,3 Stunden stagnierte.[47] Zwar konnten in den Wirtschaftssektoren mit dem höchsten gewerkschaftlichen Organisationsgrad Arbeitszeiteinschränkungen durchgesetzt werden, doch arbeitete mehr als die Hälfte der organisierten Arbeiter in den Jahren 1908–1914 über neun Stunden.[48] Die erreichte allgemeine Arbeitszeitverkürzung genügte in keiner Weise den durch die zunehmende Mechanisierung und die Anwendung neuer Antriebsaggregate veränderten Produktionsmethoden, die einen intensiven Einsatz der Arbeitskraft verlangten.

Die Wirtschaftskrisen und der damit verbundene Produktionsausfall riefen starke Beschäftigungsschwankungen hervor: Die Arbeitslosigkeit nahm in den Krisenjahren gewaltig zu. Am höchsten war sie im Jahr 1901, in dem 7,2 Prozent Arbeitslose registriert wurden im Vergleich zu 2,5 Prozent im Vorjahr. In der Zwischenkrise 1907/08 waren 2,9 Prozent der Arbeiter ohne Beschäftigung, 1906 hingegen »nur« 1,2 Prozent. Zu Beginn der erneuten Überproduktionskrise 1913 waren wiederum 2,9 Prozent der Arbeiter arbeitslos.[49]

Die Unfallhäufigkeit ging dank der Verkürzung der Arbeitszeit und der unter dem Druck der Arbeiterbewegung erfolgten gesetzlichen Verbesserungen des Unfallschutzes von 1900 bis 1914 leicht zurück.[50] Hingegen verschlechterte sich der Gesundheitszustand der Arbeiter: In der Zeit von 1893 bis 1902 kamen auf ein Krankenkassenmitglied 0,37 Krankheiten und 6,41

46 Vgl. Kuczynski, Bd. 3, S. 361; Bd. 4, S. 389.
47 Vgl. Kuczynski, Bd. 4, S. 388.
48 Vgl. ebd., S. 385 f.
49 Vgl. ebd., S. 315.
50 Vgl. ebd., S. 398 ff.

Krankheitstage, von 1902 bis 1913 waren es 0,40 Krankheiten und 7,94 Krankheitstage.[51] Hauptgrund für diese Entwicklung war, neben den spezifischen Arbeitsplatzsituationen und den damit verbundenen Berufskrankheiten, die steigende Intensität der Arbeit.[52]

Nach 1899 wurden einige für die Arbeiterklasse positive sozialpolitische Maßnahmen ergriffen; ab 1911 jedoch kam die Sozialpolitik zum Stillstand. 1899 wurden aufgrund einer Versicherungsnovelle lokale Institutionen der Selbstverwaltung in der Unfall- und Invalidenversicherung geschaffen, die die fakultative Errichtung von örtlichen Rentenstellen ermöglichten. Hier sollte unter Vorsitz eines Beamten sowie mit Beisitzern von Arbeiter- und Unternehmerseite über Rentenansprüche entschieden werden.[53] 1903 wurde ein neues Gesetz über die Krankenversicherung verabschiedet, wodurch Krankenunterstützung jetzt nicht mehr 13, sondern 26 Wochen gezahlt wurde.[54] 1905 beschnitt eine Berggesetznovelle die Unternehmerwillkür im Bergbau: Die Unternehmer konnten nicht mehr selbstherrlich über die Anerkennung oder Nichtanerkennung der Arbeitsleistung bei angeblich nicht vorschriftsmäßig beladenen Förderkörben entscheiden. Es mußte ein Vertrauensmann hinzugezogen werden, der von den Arbeitern zu wählen und per Umlage von ihnen zu bezahlen war. Zudem mußte ein den Bergwerken mit mehr als 100 Beschäftigten ein ständiger Arbeiterausschuß gewählt werden, der für ein konfliktfreies Klima zwischen Belegschaft und Firmenleitung zu sorgen hatte. Bei den Oberbergämtern erhielten Gesundheitsbeiräte, die sich, abgesehen vom Berghauptmann, paritätisch aus Delegierten der Arbeiter- und Unternehmerschaft zusammensetzten, die Aufgabe, zu prüfen, ob es in bestimmten Betrieben wegen ungenügender Betriebsverhältnisse erforderlich sei, eine Höchstarbeits-

51 Vgl. ebd., S. 407.

52 Vgl. ebd., S. 407. Zu den Lebensverhältnissen der Arbeiter um die Jahrhundertwende vgl. auch: Deutsche Sozialgeschichte, Dokumente und Skizzen, Band II: 1870–1914, hrsg. v. Gerhard A. Ritter und Jürgen Kocka, München 1974.

53 Vgl. Karl Erich Born, Staat und Sozialpolitik seit Bismarcks Sturz, Wiesbaden 1957, S. 177 f.

54 Bgl. ebd., S. 178.

zeit festzusetzen.[55] Mit der Reichsversicherungsordnung von 1911 wurden ebenfalls paritätisch besetzte Versicherungsämter eingerichtet, die sich mit Schadensfeststellungen und der Bestimmung der Höhe der Unfallrenten befassen mußten, was zuvor ausschließlich die Angelegenheit der Berufsgenossenschaften der Unternehmer gewesen war.[56] Sicherlich sollten diese Einrichtungen, in denen Arbeiter-, Unternehmervertreter und staatliche Instanzen unmittelbar zusammenarbeiteten, in erster Linie den Arbeiter von der organisierten Vertretung seiner Interessen abhalten, da diese ja scheinbar in diesen Gremien zu seiner Zufriedenheit behandelt wurden. Dennoch eröffnete sich den Gewerkschaften mit den Institutionen die Chance, Arbeiterausschüsse, Gesundheitsbeiräte und Versicherungsämter mit Arbeitervertretern aus ihren Reihen zu beschicken, um so propagandistisch zu wirken. Für zum Reformismus neigende Gewerkschafter bestand allerdings auch die Gefahr, die Koperationsmöglichkeiten als prinzipiell ausschließlichen Weg der Konfliktregulierung zwischen Unternehmern und Arbeitern zu betrachten. Ein Beispiel dafür sind die Bergarbeitergewerkschaften.[57]

3. Streikbewegungen

Mit dem Ende der Depressionsphase nahm die Zahl der Streiks, sowohl hinsichtlich ihrer Teilnehmerzahl als auch ihrer Häufigkeit, zu. Erster Höhepunkt und ein Signal für die erstarkte Rolle der Gewerkschaften im gesellschaftlichen Geschehen[58] war das Jahr 1896, in dem es ein Anwachsen der Streikbewegungen gab, wie es selbst in den streikreichen Jahren 1889/90 nicht

55 Vgl. ebd., S. 186 ff.
56 Vgl. ebd., S. 239.
57 Vgl. Fülberth/Harrer, S. 79.
58 Vgl. Engelberg, S. 378.

zu verzeichnen gewesen war.[59] Es wurden 483 Streikkämpfe mit 128 808 Beteiligten registriert. Zum Vergleich im Jahr zuvor: 204 Streikkämpfe und 14 032 Beteiligte.[60] In diesem Jahr waren zudem die Angriffsstreiks besonders erfolgreich: 63 Prozent verliefen positiv und lediglich 11 Prozent negativ.[61] Diese Zäsur des Jahres 1896 innerhalb der Streikbewegungen der deutschen Arbeiterklasse ist bestimmend für die weiteren Jahre. Die neue Qualität der Arbeitsniederlegungen zeigen vor allem die Streiks der Konfektionsarbeiter und die der Hafen- und Werftarbeiter. Der Konfektionsarbeiterstreik von 1896 war insofern eine historisch bedeutsame Erscheinung, als hier eine bisher politisch inaktive, völlig unorganisierte und räumlich wenig konzentrierte Arbeiterkategorie für ihre ökonomische Forderungen kämpfte.[62] Der Grund für die bisherige Abstinenz dieser Abteilung der Arbeiterklasse ist in dem sehr geringen Konzentrationsgrad des Kapitals und der damit einhergehenden Zersplitterung der Produktionsmittel in diesem Sektor zu sehen, der die hausindustrielle Produktion überwiegen ließ. Dies erklärt auch, warum der Textilarbeiterverband diese Arbeiter kaum organisieren konnte. Eine außerordentliche Bedeutung kommt diesem Streik auch insofern zu, als erstmals in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung Frauen maßgebend die Aktionen bestimmten.[63] Die Forderungen der Arbeiter richteten sich hauptsächlich gegen die Hausindustrie. Sie verlangten Betriebswerkstätten, Abschaffung des Zwischenmeistersystems, Lohntarife und Arbeitsnachweis durch die Arbeiter.[64] Die Arbeiter konnten in diesem Kampf Lohnforderungen von 12,5 Prozent sowie in einigen Städten Minimaltarife durchsetzen. Der Streik war ein großer Erfolg. Die Solidarität, die

59 Vgl. Carl Legien, Die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland im Jahre 1896, in: Die Neue Zeit, 16. Jg., 1897–98, 1. Bd., S. 52.

60 Vgl. Günther Griep, Zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung 1890–1914, Berlin 1960, S. 56 f.

61 Vgl. Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands (im folgenden: Correspondenzblatt), Berlin, 13. Jg., Nr. 38 v. 19. 9. 1903, S. 620.

62 Vgl. Engelberg, S. 378.

63 Vgl. ebd., S. 379.

64 Vgl. O. Olberg, Der Streik in der Konfektion, in: Die Zukunft, Bd. 14 (1896), S. 548.

zurückblieb, fand ihren Ausdruck in der Stärkung der Gewerkschaften. Der »Verband der Schneider und Schneiderinnen und verwandten Berufsgenossenschaften Deutschlands« gewann während des Ausstandes 9000 Mitglieder.[65]

Die Streikkämpfe kulminierten im gleichen Jahr im Hamburger Hafenarbeiterstreik (21. 11. 1896 – 6. 2. 1897). »Standen die Konfektionsarbeiter, die sich in spontaner Aktion gegen die unmenschliche Ausbeutung wehrten, isolierten Unternehmern gegenüber, so führten die Hafenarbeiter den Streik gegen das organisierte Großkapital (. . .)«.[66]

Anlaß des Streiks war die Weigerung der Unternehmer, die Forderungen der Arbeiter nach fünf Mark Tagelohn, 60 Pfennig pro Überstunde, zehn Stunden Arbeitszeit, kleinen Zulagen für schwerste und gesundheitsschädliche Arbeiten usw.[67] zu erfüllen. Am 21. November legten 4000 Schauerleute die Arbeit nieder, ihnen schlossen sich bald weitere Kategorien von Hafenarbeitern an. Im Dezember blieben 18 000 Hafenarbeiter ihrem Arbeitsplatz fern[68], und das, obwohl – wegen der hohen Fluktuation der zumeist unqualifizierten Arbeiter – nur 16 Prozent organisiert waren. Der Kampf wuchs binnen kurzer Zeit über seinen eigentlichen Anlaß hinaus und erhielt den Charakter einer grundsätzlichen Auseinandersetzung zwischen zwei Klassen. Das »Correspondenzblatt« benannte den qualitativen Umschlag der Entwicklung dieses Streiks: »War es bisher nur ein einfacher Lohnkampf, der gekämpft wurde, so gewinnt er nun den Charakter eines Klassenkampfes in des Wortes vollster Bedeutung. Hie Kapital, hie Arbeiter ist jetzt der Schlachtruf.«[69]

Daß die Auseinandersetzungen einen solch prinzipiellen Charakter annahmen, lag vor allem in der starren Weigerung der Hamburger Unternehmer, die sich auf feste und umfassende Organisationen, den »Verein Hamburger Reeder« und

65 Vgl. ebd., S. 589.
66 Engelberg, S. 379.
67 Vgl. Correspondenzblatt. 6. Jg., Nr. 41 v. 30. 11. 1896.
68 Vgl. Correspondenzblatt, 6. Jg., Nr. 42 v. 7. 12. 1896; Nr. 43 v. 14. 12. 1896.
69 Correspondenzblatt, 6. Jg., Nr. 42 v. 7. 12. 1896.

den »Arbeitgeberverband Hamburg-Altona« stützen konnten, irgendwelche Verhandlungen mit den Streikenden aufzunehmen.[70] Ihre Haltung wurde noch seitens der Administration gefördert. Innerhalb der Hamburger Bevölkerung waren die Sympathien voll auf der Seite der Streikenden. Darüber hinaus stand die organisierte Arbeiterschaft des ganzen Reiches, die »den Kampf zu dem ihrigen gemacht (hatte)«[71], hinter ihnen. Diese Tatsache fand ihren Niederschlag in den zahlreichen Spenden für die Streikenden, insgesamt 1,6 Millionen Mark.[72]

Um die Streikfront zu brechen, griff der Senat im Laufe der Zeit zu schärferen Repressionmaßnahmen: Massenverhaftungen von Streikposten, Verbot von Sammlungslisten, Aufenthaltsverbot auf dem Hafengelände für Streikende und bekannte Gewerkschafter. Über Hamburg wurde der kleine Belagerungszustand verhängt. Mehr als 500 Streikende wurden verhaftet und Geldstrafen in Höhe von 1418 Mark ausgesprochen. General-Waldersee vom II. Armeekorps, das in Altona stationiert war, drängte zu einem offenen Bürgerkrieg gegen die Arbeiterbewegung.[73] Trotz dieser Umstände sprachen sich am 30. Januar 72 Prozent der Arbeiter für die Fortdauer des Streiks aus.[74] Erst als es den Unternehmern gelang, Streikbrecher im großen Umfang anzuwerben[75] und der »Hamburgische Korrespondent« am 3. Februar berichtete, die Verkehrs- und Arbeitsverhältnisse im Hafen seien derartig, daß der nominell noch fortdauernde Streik keinen Einfluß mehr darauf habe, beschlossen die Arbeiter am 6.Februar mit 65 Prozent der Stimmen den Streikabbruch.[76] Doch sie waren nicht vollständig besiegt worden: Sie hatten zwar eine Niederlage erlitten, doch der 5370 Mitglieder zählende Verband der Hafenarbeiter verdoppelte im Sommer 1897 seine Mitgliederzahl, und die Auflage des sozial-

70 Vgl. Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich, hrsg. v. Gustav Schmoller, Leipzig, 21. Jg., 1897, S. 713.
71 Correspondenzblatt, 6. Jg., Nr. 43, v. 12. 12. 1896.
72 Vgl. GdA 1, S. 468.
73 Vgl. Engelberg, S. 380.
74 Vgl. Jahrbuch für Gesetzgebung, a. a. O., S. 707.
75 Vgl. ebd., S. 708.
76 Vgl. ebd., S. 704.

demokratischen »Hamburger Echo« stieg von 26 000 auf 32 000.[77]

In den zahlreichen Arbeitsniederlegungen der folgenden Jahre ragte der Streik der Textilarbeiter von Crimmitschau (7. 8. 1903–17. 1. 1904) besonders hervor, weil die Unternehmer mit einer bis dahin beispiellosen brutalen Massenaussperrung auf den Streik von 600 Arbeitern in fünf Textilfabriken reagierten: Sie sperrten sämtliche Arbeiter aus. In Crimmitschau (23 000 Einwohner) standen daraufhin ca. 8000 Textilarbeiter und 1500 Heimarbeiter im Kampf.[78] Die Arbeiter hatten einen starken Gegner. Der Konzentrationsprozeß des Kapitals war hier besonders fortgeschritten. Trotz der gesteigerten Intensität der Arbeit wurde die Arbeitzeit von 11–13 Stunden pro Tag beibehalten.[79] Die Arbeiter verlangten die Einführung des zehnstündigen Arbeitstages mit einer eineinhalbstündigen Mittagspause und eine Erhöhung der Akkordlöhne um 10 Prozent. Diese Forderungen wurden von den im Spinner- und Fabrikantenverein zusammengeschlossenen Unternehmern strikt abgelehnt.[80] Aktive Hilfe erhielten die Unternehmer zudem von den Strafbehörden: Die Crimmitschauer Filiale des Textilarbeiterverbandes wurde aufgefordert, ihre Mitgliederlisten den Ratsstellen einzureichen, der Polizeistadtrat ordnete die Auflösung von Arbeiterversammlungen an, und schließlich wurde eine Verfügung erlassen, in der die Sicherheitsorgane angewiesen wurden, »alles längere Stehenbleiben, Umherziehen (. . .) keinesfalls zu dulden und gegen Zuwiderhandlungen unnachsichtig einzuschreiten«.[81]

Die Unternehmer verschärften ebenfalls ihre Maßnahmen. Sie schickten in alle Städte ein Schreiben, worin sie baten, keine Arbeiter aus den Textilfabriken Crimmitschaus einzustellen. Weiterhin versuchten sie, durch Prämien Streikbrecher zu

77 Vgl. Engelberg, S. 380.
78 Vgl. Kuczynski, Bd. 4, S. 157.
79 Vgl. W. Wagner, Zu einigen Fragen des Crimmitschauer Textilarbeiterstreiks von 1903/04, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (ZfG) 1, 1953, S. 567.
80 Vgl. Klein, S. 705.
81 Vgl. Wagner, S. 577.

gewinnen.[82] Die dazu erforderlichen Gelder erhielten sie vom »Verband der sächsischen Textilindustrie«.[83] Schließlich griff der preußische Staat ein: Über Crimmitschau wurde der Belagerungszustand verhängt.[84] Es gelang jedoch nicht, die Arbeiter in die Knie zu zwingen. Ein Erfolg der Taktik von Unternehmern und Staat wurde im wesentlichen dank der Unterstützung der Streikenden aus den Gewerkschaftskassen (für Organisierte und Unorganisierte) vereitelt. Zudem organisierten Tausende von Gewerkschaftern und Sozialdemokraten in Deutschland Solidaritätsaktionen und Spendensammlungen. Insgesamt brachte die deutsche Arbeiterklasse 1,25 Millionen Mark für die Streikenden auf.[85] Fünf Monate kämpften die Crimmitschauer Textilarbeiter gegen die Unternehmer und staatlichen Behörden, aber auch gegen Kräfte innerhalb der Gewerkschaftsführung, die der Machtprobe mit den Unternehmern ausweichen wollten. Diese veranlaßten die Lohnkommission der Crimmitschauer Textilarbeiter, in deren Händen in Wirklichkeit die Führung des Kampfes lag, die Streikenden zur bedingungslosen Wiederaufnahme der Arbeit aufzurufen.[86] Ein dringender Grund für dieses Zurückweichen vor der Macht der Unternehmer bestand nicht; die Kampfentschlossenheit der Arbeiter dauerte an, und finanziell war der Streik – die Bereitschaft der Gewerkschaft vorausgesetzt – auf Monate hinaus gesichert. Die Crimmitschauer Textilarbeiter waren gezwungen, den Streik am 18. Januar 1904 zu beenden, denn ohne gewerkschaftliche Unterstützung hätten sie ihn nicht fortsetzen können.[87] »Keine ihrer Forderungen wurde erfüllt. Mehr als

82 Vgl. ebd.

83 Vgl. ebd., S. 584.

84 Vgl. Fr. Juch, Ein Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, in: Einheit, Zeitschrift für Theorie und Praxis des wissenschaftlichen Sozialismus, hrsg. v. ZK der SED, 8. Jg. 1953, S. 1017 f.

85 Vgl. ebd., S. 1020.

86 Vgl. Aufruf der Lohnkommission der Crimmitschauer Textilarbeiter vom 18. Januar 1904 zur bedingungslosen Wiederaufnahme der Arbeit, in: Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Band IV, März 1898–Juli 1914, Berlin 1975, S. 107–111.

87 Vgl. Klein. S. 706.

1000 Arbeiter verloren für Monate ihren Arbeitsplatz.«[88]

Einen weiteren Höhepunkt erreichte die Streikbewegung 1905/06. Allein etwa zwei Fünftel der Streikenden im Januar 1905 waren Bergarbeiter.[89] Der bis dahin umfangreichste Streik war der der 215 000 Bergarbeiter im Ruhrgebiet (Dezember 1904 bis 9. 2. 1905) für den Achtstundentag, höhere Löhne, besseren Arbeitsschutz und Anerkennung der Arbeiterorganisationen.[90] Wegen der hohen Konzentration des Kohlebergbaus und der dadurch erlangten Machtstellung des Kohlesyndikats war ein Kampf gegen die Unternehmer allein von vornherein aussichtslos; der Druck wurde auf die gesamte Volkswirtschaft und auf den Staat ausgeübt, was den Streik zu einem politischen werden ließ.[91] Angesichts des geschlossenen Auftretens der Streikenden (die Mitglieder ansonsten miteinander konkurrierender gewerkschaftlicher Organisationen, der freien, christlichen und Hirsch-Dunckerschen, aber auch Unorganisierte, fanden sich in einer Streikfront zusammen) sowie der nationalen und internationalen Solidaritätserklärungen wagte die preußische Regierung nicht, Truppen in dem Streikgebiet einzusetzen.[92] Diese Position der Streikenden wurde jedoch von der Streikleitung nicht ausgeschöpft. Allein auf ein Versprechen der Regierung hin, eine Reform der Berggesetzgebung in Angriff zu nehmen, brach sie den Ausstand mit der Begründung ab, sie wolle das Wirtschaftsleben nicht erschüttern, obwohl der Kampfeswille der Streikenden ungebrochen war und die nationale und internationale Unterstützung anhielt.[93]

Angesichts der großen Kampfentschlossenheit, die in den Streiks nach 1896 zum Ausdruck kam, der Breite der Bewegung und der über die einzelnen Branchen hinausgehenden Solida-

88 Ebd.

89 Vgl. Kuczynski, Bd. 4, S. 162.

90 Vgl. Schreiben der Vertreter der Ruhrbergarbeiter vom 13. Januar 1905, in: Dokument und Materialien, S. 131 ff.

91 Vgl. Paul Frölich, Rolle der Gewerkschaften im Befreiungskampf des Proletariats (Reprint), Berlin 1972, S. 61.

92 Vgl. Klein, S. 708 f.

93 Vgl. Beschluß der Delegiertenkonferenz der streikenden Bergarbeiter im Ruhrgebiet am 9. 2. 1905 zum Abbruch des Streiks, in: Dokumente und Materialien, S. 137 f.

rität muß die Zahl der Niederlagen für die Streikenden gerade in den großen Konflikten auf den ersten Blick überraschen. Diese sind zum Teil Ausdruck einer ebenfalls gewachsenen Kampfstärke und Organisiertheit der Unternehmer. Ihre Zusammenschlüsse in Arbeitgeberverbänden beschleunigten sich nach 1896[94] und stellten – ebenso wie ihre noch engere Kooperation mit dem Staatsapparat – die Organisationsarbeit der Gewerkschaften vor neue und schwere Aufgaben.

4. Entwicklung der Gewerkschaften

Der Wendepunkt zur Hochkonjunktur 1895/96 bedeutete das Ende der Stagnation der deutschen Gewerkschaftsbewegung seit etwa 1890. Spiegelbild war das organisatorische Wachstum der Gewerkschaften. Die Mitgliederzahl nahm allein von 1895 bis 1896 von 269 956 auf 335 188 zu.[95] 1913 hatten die freien Gewerkschaften 2 548 763 Mitglieder.[96] Wenngleich diese quantitative Bilanz den historischen Durchbruch zur gewerkschaftlichen Massenorganisation bedeutet, wird dieser beachtliche Erfolg relativiert, wenn die in den Gewerkschaften organisierten Arbeiter in Beziehung zur Gesamtzahl der Lohnarbeiter gesetzt werden: Der ungefähre Organisationsgrad lag 1913 bei ca. zwölf Prozent (1895 bei ca. vier Prozent). Es war also trotz der enormen Mitgliederstärke nur eine Minderheit der Lohnarbeiter gewerkschaftlich organisiert.[97] Dieses Ergebnis wird auch nicht entscheidend verändert, wenn die neben den freien Gewerkschaften existierenden Hirsch-Dunckerschen Gewerk-

94 Vgl. Gustav Kessler, Die deutschen Arbeitgeberverbände, Leipzig 1907, S. 21 ff.
95 Vgl. Carl Legien, Die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland im Jahre 1896, in: Die Neue Zeit, 16. Jg., 1897–98, 1. Bd., S. 51.
96 Vgl. Dieter Fricke, Die deutsche Arbeiterbewegung 1869–1914. Ein Handbuch über ihre Organisation und Tätigkeit im Klassenkampf, Berlin 1976, S. 672.
97 Vgl. Deppe, S. 11.

vereine und die christlichen Gewerkschaften herangezogen werden, die 1907 insgesamt 393 000 Mitglieder hatten.[98]

Der Durchbruch zur gewerkschaftlichen Massenorganisation machte den zahlreichen Einsatz hauptberuflicher Funktionäre erforderlich. Ihre Zahl erhöhte sich in den Zentralverbänden zwischen 1899 und 1907 von 108 auf 1625.[99] Für die gewerkschaftspolitische Entwicklung wurden sie in den beiden Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg auch dadurch bedeutsam, daß ihre Identifikation mit der Organisation sich immer stärker in der Neigung ausprägte, deren Legalität nicht durch politische Kampfaktionen, die über die Verwaltung von Tagesinteressen hinausging, aufs Spiel zu setzen.

In dieser Gruppe wurde das anwachsende militärisch-politische Drohpotential des Wilhelminischen Reiches und die gesteigerte Kampfkraft der Unternehmer offensichtlich recht bald in die Konsequenz umgesetzt, einem solchen Gegner eher auszuweichen, als bei einer Konfrontation die Organisation zu gefährden. Ihre Haltung wurde noch durch die Tatsache bestärkt, daß die Unternehmer sich auch gegen einige Streiks durchsetzen konnten, die von den Leitungen bis zuletzt konsequent durchgehalten wurden.

Der ökonomische Monopolisierungsprozeß bewirkte auch eine Veränderung und Verlagerung der Gewichtigkeit der einzelnen gewerkschaftlichen Verbände. Neben der – wenn auch beschwerlichen – gewerkschaftlichen Organisierung der Frauen, deren Anteil an der Gesamtzahl der Mitglieder der Freien Gewerkschaften von zwei Prozent (1892) über 3,3 Prozent (1900) auf 8,8 Prozent anwuchs[100], gewannen die Industrieverbände gegenüber den Berufsverbänden zunehmend an Bedeutung.[101] Hatten die »Pioniere« der deutschen Gewerk-

98 Vgl. ebd.

99 GdA 2, S. 54.

100 Vgl. Correspondenzblatt, 24. Jg., 1914, Statistische Beilage, S. 175.

101 Vgl. Gerhard A. Ritter, Klaus Tenfelde, Der Durchbruch der Freien Gewerkschaften Deutschlands zur Massenbewegung im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, in: Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung. Zum 100. Geburtstag von Hans Böckler, hrsg. v. Heinz Oskar Vetter, Köln 1975, S. 108 f.

schaftsbewegung, die Tabakarbeiter und Buchdrucker, bereits vor dem Sozialistengesetz ihre Blütezeit erreicht[102], so verschob sich der Kern der Bewegung immer mehr auf die Industrieverbände der Metallarbeiter, Holzarbeiter und Textilarbeiter.[103] Die Industrieverbände spiegelten den Industrialisierungs- und Konzentrationsgrad der jeweiligen Produktionszweige wider, wodurch Arbeiter der verschiedensten Berufe und Qualifikationen am Arbeitsplatz zusammengefaßt wurden. Das führte der Tendenz nach zur Aufhebung partikularer Berufsinteressen zugunsten gemeinsamer Klasseninteressen. Die Industrieverbände stellten 1900 bereits 30,7 Prozent der Gesamtmitgliedschaft der freien Gewerkschaften. Im Zuge der Industrialisierung wuchs auch die Bedeutung der ungelernten Arbeiter. Sie waren hauptsächlich in den Verbänden der Fabrikarbeiter, Bauhilfsarbeiter, Handels- und Transportarbeiter, die 1900 immerhin 11,3 Prozent der in den freien Gewerkschaften Organisierten bildeten. Eine gegenläufige Entwicklung findet sich in den Berufsverbänden, deren Gewerbe für die Gesamtwirtschaft an Bedeutung abnahm, wie z. B. die Schiffszimmerer, Glacéhandschuhmacher und Hutmacher.[104] Die Entwicklung der einzelnen Verbände macht die historische Tendenz der Verlagerung des Schwergewichts gewerkschaftlicher Organisation von den handwerklich qualifizierten Facharbeitern auf den Kern der Arbeiterklasse, das Industrieproletariat, deutlich. Allerdings konnte sich diese Tendenz bis 1914 noch nicht durchsetzen. So war es zu Beginn des 20. Jahrhunderts nach wie vor schwer, die Gewerkschaften in den Großbetrieben zu verankern. Berufsständische Organisationen, deren Organisationskriterium die handwerkliche Spezialqualifikation war, prägten also noch das Bild der Gewerkschaften.[105] Bis 1914 mußten noch immer »verstärkt objektive Hindernisse der Formulierung und praktischen Durchsetzung einer einheitlichen gewerkschaftlichen Klassen-

102 Vgl.ebd., S. 100.
103 Vgl. ebd., S. 102 f.; 109.
104 Vgl. ebd., S. 109.
105 Vgl. Deppe, S. 11.

politik entgegenwirken: der relativ niedrige, allgemeine Organisationsgrad, die starke berufsständische Zersplitterung mit der teilweisen Konzentration der gewerkschaftlichen Organisation auf die noch stark handwerklich geprägten Produktionszweige und schließlich auch die Schwierigkeiten der großen Verbände, die Masse der ungelernten Arbeiter in den Großbetrieben zu organisieren (. . .)«.[106]

Verhältnis Gewerkschaften – Sozialdemokratie

Mit der auf dem Halberstädter Gewerkschaftskongreß 1892 vorgenommenen Schaffung eines nationalen Führungsgremiums, der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, erlangte die deutsche Gewerkschaftsbewegung eine neue Quantität.[107] Die Generalkommission war »Symbol für das Zusammenwachsen der deutschen Gewerkschaftsorganisation zu jener einheitlichen Klassenfront, die die Klassenkämpfe der allmählich heranreifenden imperialistischen Epoche erforderten«.[108] Aufgabe der Gewerkschaftspolitik, somit auch und insbesondere der Generalkommission, war es, die widersprüchliche Einheit von relativer Rückständigkeit und gleichzeitiger Nivellierungstendenz zu berücksichtigen, also »einerseits dem Partikularismus in der Arbeiterklasse Rechnung zu tragen, andererseits jedoch den Vereinheitlichungsprozeß voranzutreiben«.[109] Die Praktizierung einer dezidierten Klassenpolitik wurde eingeschränkt vor allem durch die repressive Vereinsgesetzgebung der deutschen Länder (zum Teil aus der Reaktionsperiode nach 1848 stammend), die es den Gewerkschaften bei Androhung ihrer Auflösung verbot, sich überregional politisch

106 Ebd., S. 13.
107 Vgl. Engelberg, S. 356.
108 Wolfgang Schröder, Klassenkämpfe und Gewerkschaftseinheit. Die Herausbildung und Kontinuierung der gesamtnationalen Gewerkschaftsbewegung und der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, Berlin 1965, S. 313 f.
109 Deppe, S. 13.
110 Vgl. Engelberg, S. 309; 356.

zu engagieren (»Verbindungsverbot«).[110] Auch nach Aufhebung des Sozialistengesetzes schwebte über der deutschen Arbeiterbewegung das Damoklesschwert ihrer Zerschlagung. So wurde sowohl 1894 mit der »Umsturzvorlage«[111] als auch 1898/99 mit der Zuchthausvorlage[112] seitens der Regierung versucht, auf der Basis neuer gesetzlicher Bestimmungen das Koalitions- und Streikrecht einzuschränken oder seine aktive Ausnutzung unter Strafe zu stellen. Erst 1899 fiel das Verbindungsverbot, das Reichsvereinsgesetz von 1908 verbesserte die rechtliche Situation der Arbeiterbewegung – insbesondere der proletarischen Frauen – wenigstens in einigen Teilbereichen, während es andererseits die Organisationsmöglichkeiten der Arbeiterjugend verschlechterte.

Die Entwicklung der deutschen Politik im Imperialismus machte die Realisierung der Marxschen Forderung nach Einheit des politischen und ökonomischen Kampfes der Arbeiterbewegung, also nach engem Zusammenwirken von sozialdemokratischer Partei und Gewerkschaften, unabdingbar. Die wachsende Kriegsgefahr bedrohte das Leben von Millionen Proletariern und mußte von Partei und Gewerkschaften gemeinsam bekämpfte werden. Selbst die Sicherung der Reallöhne war nicht mehr allein mit gewerkschaftlichen Mitteln zu schaffen. Die Verlangsamung des Lohnzuwachses bzw. die Stagnation der Arbeitereinkommen vollzog sich ja nicht über eine Beeinträchtigung der Geldlöhne, sondern durch die Zollpolitik und die Erhöhung der Verbrauchssteuern. Diese mußten auch mit politischen Mitteln bekämpft werden. Parlamentarischer Kampf reichte dazu nicht aus: Wichtige Steuerkompetenzen – insbesondere die Gestaltung der direkten Steuern – lagen nicht beim Reichstag, sondern bei den Landtagen, in denen gewöhnlich nicht das allgemeine Wahlrecht bestand. Dieses mußte erst durch außerparlamentarische Kämpfe erstritten werden. In dieser Frage erhielt das Problem des Massenstreiks im Kampf um

111 Vgl. ebd., S. 369 ff.

112 Vgl. Klein, S. 682. Die »Zuchthausvorlage« sah eine harte Bestrafung der Initiatoren von Streikbewegungen vor, wurde aber nie Gesetz.

das Wahlrecht gesteigerte Bedeutung. Die wachsende Verschmelzung der ökonomischen Macht von Teilen des Monopolkapitals mit den politischen Potenzen des Staates verschaffte beiden erhöhte Gewalt über die Arbeiterklasse. Ihre Herrschaft mußte durch die Kombination von ökonomischem und politischem Kampf gebrochen werden. Dabei war die Parlamentarisierung des Reichs – die Bindung der Regierung an die volle Verantwortlichkeit gegenüber dem nach allgemeinen und gleichem Wahlrecht gewählten Reichstag in einer demokratischen Republik – ein zentrales Etappenziel.

Enge Zusammenarbeit von Partei und Gewerkschaften lag also auch im Interesse der Gewerkschaften. Es kam viel darauf an, die Einigungsformel des Kölner Parteitages der deutschen Sozialdemokratie von 1893 in die Realität umzusetzen. Ganz im Gegenteil zu diesen Erfordernissen aber machte sich in den folgenden Jahren eine konsequente Tendenz der Generalkommission zum Nur-Gewerkschaftertum bemerkbar. Sie hatte mehrere Ursachen. Eine Wurzel war zweifellos die Tatsache, daß die Vereinheitlichung der Gewerkschaftsbewegung – die Überwindung von berufsständischem Denken, von Partikularismen ideologischer Art und von neuen Differenzierungen, die sich aus den Funktionsunterschieden im Produktionsprozeß und Einkommensdifferenzen ergaben – keineswegs endgültig gelungen war, als die neuen Kampfbedingungen des Imperialismus gemeistert werden mußten. Gerade weil diese Aufgabe noch zu lösen war, strebte Carl Legien, der Vorsitzende der Generalkommission, nach politisch-ideologischer und organisatorischer Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Neutralität gegenüber der Sozialdemokratie.[113] Gefördert wurde diese zu jenem Zeitpunkt noch sehr schwache, zaghafte Linie durch die Unterschätzung der Rolle der Gewerkschaften, wie sie auf und nach dem Parteitag in Köln August Bebel und Wilhelm Lieb-

113 Vgl. N. Auerbach, Marx und die Gewerkschaften, Berlin 1974 (Reprint), S. 118.

knecht vertreten hatten.[114] Die Früchte zeigten sich in der sich ständig erneuernden und verstärkenden Diskussion um die politische Neutralität der Gewerkschaften.

Das Postulat der politischen Neutralität ist die wichtigste Erscheinungsform des Revisionismus in der Gewerkschaftsbewegung[115], also jener Position, die in Abkehr von der revolutionären Theorie Marx' und Engels' nicht in der Aufhebung des Lohnsystems, sondern in einer immanenten Reform des Kapitalismus die entscheidende Möglichkeit zur endgültigen Hebung der Lage der Arbeiterklasse erblickt. Zweifellos konnte es am Bewußtseinsstand einiger bevorzugter Kategorien der Arbeiterklasse anknüpfen, ohne daß diese in ihrer vollen Breite durch den Revisionismus und die Neutralitätsforderung vertreten worden waren. (So gehörten etwa auch große Gruppen der bestqualifizierten und gutbezahlten Facharbeiter zur revolutionären Komponente der Arbeiterbewegung.) Das Verlangen nach Neutralität entsprang einer Bewußtseinslage zugleich des Kraftgefühls und der relativen Ohnmacht der Gewerkschaftsführungen: einerseits wußten sie sich an unmittelbarer Wirksamkeit der sozialistischen Partei überlegen, zumal nach dem Fall der Zuchthausvorlage die Gefahr einer baldigen Zerschlagung der Gewerkschaften sich zu vermindern schien. In der engen Bindung an die Sozialdemokratie sah man eine Ursache der mit dem Übergang in den Imperialismus auftretender neuer Schwierigkeiten und Mißerfolge. So emanzipiert und sicher man gegenüber der Partei auftrat, so beeindruckt war man andererseits durch die Macht des kapitalistischen Gegners und des Staates: Das Gefühl, nicht aktuell durch eine Illegalisierung bedroht zu sein, reichte zwar zu einem neuen Selbstbewußtsein gegenüber der Partei aus, nicht aber zu einer offensiven Hal-

114 Vgl. August Bebel in: Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, abgehalten zu Köln vom 22. bis 28. Oktober 1893, Berlin 1893, S. 201; Rede des Reichstagsabgeordneten Wilhelm Liebknecht über den Kölner Parteitag mit besonderer Berücksichtigung der Gewerkschaftsbewegung, gehalten zu Bielefeld am 29. Oktober 1893, Bielefeld 1893, S. 18.

115 Vgl. Johann Fritsch, Eindringen und Ausbreitung des Revisionismus im deutschen Bergarbeiterverband (bis 1914), Leipzig 1967, s. 25.

tung im Verhältnis zu Monopolen und Staat – deren Stärke und Gewalttätigkeit wurden zugleich zu einem Argument für einen Kurs des Verzichts auf Politisierung.

Die Neutralitätsneigungen wurden durch die Zersplitterung der Gewerkschaftsbewegung in freie, liberale, christliche und »gelbe« Verbände zusätzlich begünstigt. Nach wie vor bestanden die liberalen Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine weiter. Den größeren Anhang hatten sie bei den Maschinenbauern, die 1913 noch 41 Prozent ihrer Mitglieder stellen. Von ihren Mitgliedern verlangten sie eine ausdrückliche Erklärung gegen die Sozialdemokratie. Aufgrund ihrer inneren Widersprüchlichkeit, einerseits eine Arbeiterorganisation zu sein und andererseits bürgerliche Positionen zu verfechten, waren sie ständig inneren Spannungen und Auseinandersetzungen ausgesetzt. Um die Jahrhundertwende bemühte sich eine starke Opposition, die Gewerkvereine für die Arbeiter attraktiver werden zu lassen (1900 hatten sie 91 661 Mitglieder).[116] Als größtes Hindernis zur Erreichung dieses Ziels galt ihr der »Revers« gegen die Sozialdemokratie, der 1902 zugunsten des Grundsatzes der politischen Neutralität aufgehoben wurde.[117] Doch bereits 1907 wurde die politische Neutralität preisgegeben. Die Mitglieder wurden zu vermehrten politischem Einsatz aufgefordert, um die Gewerkvereinsforderungen zu verwirklichen.[118] Kurz vor dem Ersten Weltkrieg sollten die politisch-ideologischen Wandlungen der Gewerkvereine, wie sie u. a. in der ausdrücklichen politischen Mobilisierung ihrer Mitglieder zum Ausdruck kamen, auf eine weltanschauliche Grundlage gebracht werden, die des »liberalen Sozialismus«[119]. Doch weder die Beteuerung, politisch neutral zu sein, noch ein neues, den Bedingungen des

116 Vgl. Die bürgerlichen Parteien in Deutschland. Handbuch der Geschichte der bürgerlichen Parteien und anderer bürgerlichen Interessenorganisationen vom Vormärz bis zum Jahre 1945, hrsg. von Dieter Fricke, Bd. 2, Leipzig 1970, S. 685.

117 Vgl. ebd., S. 639 f.

118 Vgl. Protokoll des 16. Verbandstages (Berlin) 1907, S. 186, zit. in: Die bürgerlichen Parteien in Deutschland, Bd. 2, S. 695.

119 Die Theorie vom »liberalen Sozialismus« gründete sich auf das Werk Franz Oppenheimers »Theorie der reinen und politischen Ökonomie« (1911). Vgl. Die bürgerlichen Parteien in Deutschland, S. 695.

Imperialismus angepaßtes Programm (1907)[120] oder die Theorie des »liberalen Sozialismus« vermochten die Gewerkvereine aus ihrer – im Vergleich zu den Freien Gewerkschaften – Bedeutungslosigkeit herauszuholen. Nachdem 1910 ein Höchststand von 122 571 Mitgliedern erreicht wurde, sanken sie 1913 auf 106 618 und 1914 sogar auf 77 749.[121]

Daneben entstanden seit etwa 1894 die christlichen Gewerkschaften, die ebenfalls den Klassenkampf als Mittel zur Beseitigung der Klassengegensätze ablehnten. In ihren Statuten wurde nicht nur die Treue zu Kaiser und Reich verlangt, sondern auch der Ausschluß von Sozialdemokraten.[122] Sie fühlten sich politisch der Zentrumspartei eng verbunden. Dank der Machtposition der katholischen Kirche entwickelten sich die christlichen Gewerkschaften in den Gebieten, wo der Einfluß des Katholizismus und der Zentrumspartei besonders hoch war, rapide und wurden dort zu Hemmnissen der Aktivitäten der Freien Gewerkschaften.[123] Darüber hinaus wurden in Konkurrenz zu den Freien Gewerkschaften seitens der Unternehmer betriebseigene, sogenannte »gelbe« Verbände gegründet, womit die Arbeiter fester an den Betrieb und seine vom Eigentümer definierten Interessen gebunden werden sollten.[124]

Diese Zersplitterung der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung schienen Teile der Führung in den Freien Gewerkschaften mittels absoluter politischer Neutralität überwinden zu wollen. Um den Zweck der Gewerkschaften als »Sammelpunkte des Widerstands gegen die Gewalttaten des Kapitals«[125] gerecht werden zu können, enthielten bereits die Statuten der Zentralverbände einen Passus, der Parteipolitik und Religion aus-

120 Vgl. Die bürgerlichen Parteien in Deutschland, S. 693 ff.

121 Vgl. ebd., S. 685.

122 Vgl. Otto Hu, Neutrale oder parteiische Gewerkschaften? Ein Beitrag zur Gewerkschaftsfrage, zugleich eine Geschichte der deutschen Bergarbeiterbewegung, Bochum 1900, S. 124.

123 Dieter Fricke, Zur Organisation und Tätigkeit der deutschen Arbeiterbewegung (1890–1914), Dokumente und Materialien, Leipzig 1962, S. 254.

124 Wolfgang Abendroth, Die deutschen Gewerkschaften. Weg demokratischer Integration, o.O. o.J. (Nachdruck der 1. Auflage von 1954), S. 16.

125 Karl Marx, Lohn, Preis und Profit, MEW 16, S. 152.

schloß.Dadurch sollte verhindert werden, daß die gemeinsame Interessenvertretung der Lohnabhängigen durch andere Differenzen überdeckt und gestört würde. Die Autonomie gegenüber der sozialistischen Partei stand ebenso im Dienste dieser Interessenvertretung wie umgekehrt auch die enge Kooperation von Partei und Gewerkschaften überall dort, wo die Forderungen der Lohnabhängigen nur in der Einheit von politischem und ökonomischem Kampf durchgesetzt werden konnten. Der neue Neutralitätswunsch, welcher nunmehr seit der zweiten Hälfte der neunziger Jahre verstärkt vorgetragen wurde, hatte jedoch einen anderen Inhalt: es sollte diese Einheit auflösen.

Bei der Diskussion über die Neutralität der Gewerkschaften darf freilich nicht übersehen werden, daß die Beziehungen zwischen Arbeiterparteien und Gewerkschaften der Arbeiterklasse nicht statisch sind; vielmehr resultieren sie aus den jeweiligen Bedürfnissen des Klassenkampfes und des Kräfteverhältnisses. So ist auch die Frage nach dem Verhältnis von Partei und Gewerkschaft nur in Bezug zur spezifisch-historischen Situation zu beantworten. In dem Moment, in dem die Spaltung der Sozialdemokratie erfolgte, deren Ergebnis die Existenz mehrerer Arbeiterparteien war, stellte sich dieses Problem in veränderter Form. Die Einheitlichkeit der Gewerkschaftsbewegung setzte nunmehr die parteipolitische Unabhängigkeit der Gewerkschaften voraus und war notwendige Grundlage für die gewerkschaftliche Wirkungsmöglichkeit der in der Arbeiterbewegung vorhandenen unterschiedlichen Strömungen. Aber auch unter den neuen Bedingungen konnte dies nicht politische Neutralität im Sinne von Gleichgültigkeit gegenüber den vorgefundenen Verhältnissen in Wirtschaft und Staat sowie Verzicht auf gesellschaftsverändernde Ziele heißen.

Der Versuch der Gewerkschaftsführung, sich von der sozialistischen Partei abzukoppeln, bedeutete aber gerade die Herauslösung der Gewerkschaften sowohl aus dem Ringen der Sozialisten um die Überwindung des Kapitalismus wie aus den Bemühungen um eine massenhafte Verteidigung des Friedens, ja sogar aus einem wirksamen Kampf gegen die Massenbelastungen durch Zölle und Steuern. Indem diese Ziele der Sozial-

demokratischen Partei allein überlassen blieben, scheiterten sie – denn zweifellos konnten sie nicht ohne die Kraft der Gewerkschaften durchgesetzt werden.

Zugleich leistete die Neutralitätsformel einen entscheidenden Beitrag zur Verschiebung des Kräfteverhältnisses in der Arbeiterbewegung selbst: Die Revisionisten um Eduard Bernstein und Georg von Vollmar, die einen Verzicht auf das revolutionäre Ziel der deutschen Sozialdemokratie und eine Veränderung der Realitäten des Imperialismus durch eine nahezu ausschließliche Anpassung an diese proklamierten, hatten in dem Moment leichteres Spiel, als die Leitung der Gewerkschaften sich selbst aus den revolutionären Forderungen der Arbeiterbewegung im Interesse teilweise sogar nur organisationspolitischer Aufgaben zurückzog: in der Massenstreikdebatte.

Das Problem des Massenstreiks

Im Mittelpunkt der Auseinandersetzung um eine der Herausforderung des Imperialismus entsprechende Strategie und Taktik der Arbeiterbewegung stand die Frage des Massenstreiks. Entfacht wurde die Debatte durch die Erfolge der schwedischen und belgischen Arbeiter, die mit Hilfe von Massenstreiks (1903) das allgemeine Wahlrecht durchgesetzt hatten. Den entscheidenden Anstoß zur Diskussion des Massenstreiks und der Auslösung einer Periode umfangreicher Streiks aber brachte die russische Revolution 1905. Im selben Jahr streikten in Deutschland beinahe ebensoviel Arbeiter wie in der Zeit 1900–1904 zusammen.[126] Durch die riesenhafte Streikbewegung in Deutschland als Folge der russischen Revolution – der große Bergarbeiterstreik 1904/05 war lediglich Auftakt weiterer umfangreicher Streiks – wurde die Frage des Massenstreiks auch für die deutsche Arbeiterklasse aktuell.

Die Gewerkschaftsführungen reagierten gegenüber einer möglichen Anwendung des Massenstreiks ablehnend, was seine

126 Vgl. Klein, S. 717; Kuczynski, Bd. 4, S. 155.

Entsprechung im praktischen Verhalten in Fragen konkreter Streiks fand. So war die oben beschriebene Taktik der Gewerkschaftsleitung in dem großen Bergarbeiterstreik nicht einmalig, sondern muß als charakteristisch angesehen werden für die Zeit vor der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg. Ihre Politik, insbesondere die der Generalkommission, war darauf gerichtet, umfangreichere Streiks nach Möglichkeit zu vermeiden und die aufkommende Diskussion um die potentielle Anwendung des Massenstreiks als Kampfmittel noch in ihren Anfängen zu beenden, Dieses Ziel verfocht der Kölner Gewerkschaftskongreß 1905. Hier gelang es, eine Resolution zu verabschieden, in welcher der Massenstreik und seine Propagierung verneint wurden. Der Kongreß empfahl, Versuche in dieser Richtung oder auch nur Diskussionen darüber zu unterbinden.[127]

Der Vorsitzende des Bauarbeiterverbandes, Bömelburg, argumentierte, die Gewerkschaften müßten sich organisatorisch ausdehnen, und deshalb dürften sich nicht durch Massenaktionen in einen Zustand der Unruhe versetzt werden.[128] Diese »mechanisch-bürokratische« Auffassung vernachlässigte, daß umgekehrt die Organisation als ein Produkt des Klassenkampfes entstehen kann (wie zum Beispiel in der russischen Revolution 1905).[129] Der Massenstreik, den der Gewerkschaftskongreß für nicht diskussionwürdig hielt, wurde inhaltlich nicht näher bestimmt. »Den Generalstreik, wie er von Anarchisten und Leuten ohne jegliche Erfahrung auf dem Gebiet des wirtschaftlichen Kampfs vertreten wird, hält der Kongreß für indiskutabel.«[130] Die Sinnlosigkeit des Generalstreiks im anarchistischen

127 Vgl. Protokoll der Verhandlungen des fünften Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands, abgehalten zu Köln a. Rh. vom 22. bis 27. Mai 1905, Berlin o.J., S. 30. – Diese von Th. Bömelburg vorgelegte Resolution wurde gegen sieben Stimmen akzeptiert. Gegen die Resolution stimmte u. a. v. Elm, der den Massenstreik in reformistischer Interpretation begrüßte.

128 Protokoll der Verhandlungen des fünften Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands, S. 121.

129 Vgl. Rosa Luxemburg, Massenstreik, Partei und Gewerkschaften, in: Dies., Gesammelte Werke, Bd. 2, Berlin 1974, S. 14 f.

130 Protokoll der Verhandlungen des fünften Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands, S. 30.

Sinne – der Generalstreik, möglichst im internationalen Maßstab, sollte als Hebel zur sozialen Revolution und zur Einführung der sozialistischen Gesellschaft dienen, wobei die alltäglichen politischen und wirtschaftlichen Kämpfe der Arbeiterklasse unwesentlich erschienen – war bereits von Friedrich Engels in seiner Kritik an den Bakunisten offengelegt worden.[131] Der Mehrheit der Befürworter des Massenstreiks ging es nicht um das »Wundermittel« des anarchistischen Generalstreiks, sondern um eine Aktion, die sowohl dem Generalstreik als politischen Streik als auch die Arbeitsniederlegung mit gleichzeitig ökonomischer und politischer Zielrichtung beinhaltete. Das Wesen des Massenstreiks, wie er von seinen Befürwortern in der deutschen Arbeiterbewegung vor dem Ersten Weltkrieg vornehmlich verstanden wurde, beruht also nicht allein in seinem Massencharakter, sondern auch in seinem Überschreiten des Lohnkampfes zum politischen.

Der Beschluß des Kölner Gewerkschaftskongresses provozierte den Widerspruch einer Gewerkschaften. Gegen ihn protestierten Gewerkschaftsorganisationen u. a. in Berlin, Bremen, Hamburg, Kiel, Leipzig, Köln. Die Generalversammlung des deutschen Metallarbeiterverbands distanzierte sich in einem Beschluß von dem Auftreten ihrer Delegierten in der Massenstreikfrage.[132] Auch der Parteitag der Sozialdemokraten in Jena erkannte in einer Resolution den Massenstreiks als Kampfmittel der Arbeiterklasse an.[133] Allerdings wurde in dieser von August Bebel eingebrachten Entschließung der Massenstreik primär als Verteidigungsmittel begriffen, welches bei Anschlägen der Reaktion auf die Rechte der Arbeiterklasse – beispielsweise auf das allgemeine Wahlrecht – angewendet werden sollte. Rosa Luxemburg wies dem Massenstreik eine weitergehende Funktion zu: Für sie war er eine »so wandelbare Erscheinung, daß er alle Phasen des politischen und ökonomischen Kampfes,

131 Vgl. Friedrich Engels, Die Bakunisten an der Arbeit, Denkschrift über den Aufstand in Spanien im Sommer 1873, MEW 18, S. 479 f.

132 GdA 2, S. 98.

133 Vgl. Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Mannheim vom 23. bis 29. September 1906, S. 305.

alle Stadien und Momente der Revolution in sich spiegelt«.[134] Der Massenstreik ist also für Luxemburg kein einmaliger, vorher zu begrenzender Akt, sondern eine historische Erscheinung, eine aus einer revolutionären Situation notwendig herauswachsende Bewegung.

Bereits ein Jahr später wurde die Resolution von Jena auf dem Parteitag in Mannheim faktisch aufgehoben durch die Bestätigung eines Anfang 1906 getroffenen geheimen Abkommens zwischen der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands und dem Sozialdemokratischen Parteivorstand, das die Sozialdemokratie verpflichtete, die Entscheidung für einen politischen Massenstreik abhängig zu machen von der Zustimmung der Generalkommission.[135] Allerdings spiegelte dieser Kompromiß das reale Kräfteverhältnis innerhalb der Arbeiterbewegung wieder; wenn auch die Sozialdemokratie primär mittels parlamentarischer Aktivitäten gewisse Fortschritte erreichen konnte, sowohl hinsichtlich politischer Rechte als auch der Arbeits- und Lebensbedingungen, so gelang es den Gewerkschaften in den letzten zehn Jahren doch in höherem Maße, sichtbare Erfolge in den Lohnkämpfen zu erzielen. Ebenso waren die Gewerkschaften auch in wirtschaftlichen Krisenzeiten ein unentbehrliches Instrument, um die Angriffe auf die Löhne abzuwehren. Hinzu kommt, daß die Gewerkschaften ein beachtliches Wählerreservoir für die Sozialdemokratie stellten. Das Kräfteverhältnis ließ also einen Massenstreik ohne ihre aktive Beteiligung von vorn herein sinnlos werden.[136] Auf der anderen Seite bedeutete die Bestätigung dieser – formal selbstverständlichen – Übereinkunft letztendlich eine Revision der Bestimmung des Verhältnisses von Sozialdemokratie und Gewerkschaft in Köln 1893, den Triumph der Neutralitätsideologen. Resultat war die faktische Unterordnung der Sozialdemokratie unter die reformistische Gewerkschaftsspitze, wodurch umgekehrt auch die reformistischen Kräfte innerhalb der Partei gestärkt wurden, was mit zur kontinuierlichen Ent-

136 Fülberth/Harrer, S. 84.

wicklung der Sozialdemokratie nach rechts beitrug.[137] Daß dieser Prozeß nicht einlinig und widerspruchslos verlief, zeigt die Tatsache daß 1906 in Hamburg, wo die Bourgeoisie durch ein Gesetz das Wahlrecht der Arbeiter weiter einengte, erstmals ein politischer Streik durchgeführt wurde.[138]

Die preußische Wahlrechtsbewegung 1910 ließ die Diskussion um den Massenstreik erneut entflammen. Am 4. 2. 1910 gab die preußische Regierung eine Wahlrechtsvorlage bekannt, welche die bisherige Dreiklasseneinteilung nicht antastete und ansonsten nur unbedeutende Verbesserungen enthielt. Bereits am 6. Februar demonstrierte die Arbeiterbewegung in Bielefeld, Halle und Solingen gegen diese Provokation. Am 13. Februar fanden Protestdemonstrationen nahezu in ganz Preußen statt. In einigen Städten – Frankfurt, Hanau, Kiel – kam es zu politischen Streiks.[139] Blutige Zusammenstöße brachten das ganze deutsche Reich in Aufregung.[140] Die Wahlrechtsdemonstrationen, die im April 1910 ihren Höhepunkt erreichten, zwangen die Regierung, ihre Änderungsvorlage am 27. Mai desselben Jahres zurückzuziehen. Rosa Luxemburg erblickte in diesen Massendemonstrationen den Beginn einer revolutionären Phase, welche die Anwendung des Massenstreiks notwendig machte, sollte die in Fluß gekommene Bewegung nicht wieder eingedämmt werden. Als Forderung stelle sie die Losung nach der demokratischen Republik auf.[141] Sie erwartete von den Organisationen der Arbeiterbewegung eine gründliche Aufklärung und Information über den Massenstreik. Aber die Füh-

137 Die Unterordnung der Sozialdemokratie unter die Gewerkschaftsführung zeigt sich u. a. in dem Anteil der Gewerkschaftsführer an der Reichstagsfraktion: 1912 stellten sie ein Drittel. Vgl. Hans-Josef Steinberg, Die Entwicklung des Verhältnisses von Gewerkschaften und Sozialdemokratie bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung, S. 134. Zum zwischen 1890 und 1914 ständig wachsenden Gewicht der Gewerkschaften im Verhältnis zur Sozialdemokratischen Partei vgl. Heinz Langerhans, Partei und Gewerkschaft. Eine Untersuchung zur Geschichte der Hegemonie der Gewerkschaft in der deutschen Arbeiterbewegung 1890–1914, Berlin 1972 (Reprint).

138 Vgl. Johannes Schult, Geschichte der Hamburger Arbeiter 1890–1919, Hannover 1967, S. 69 ff.

139 GdA 2, S. 150.

140 Vgl. ebd.

141 Vgl. Rosa Luxemburg, Was weiter?, in: dies., Gesammelte Werke, Bd. 2, S. 289–299.

rung der Gewerkschaften und der Parteivorstand blockten die Bewegung ab. Statt der Aktion entflammte abermals eine Debatte um den Massenstreik, in der das Vordringen reformistischer Positionen sichtbar wurde. Kontrahent Rosa Luxemburgs war erstmals Karl Kautsky, der anerkannteste Theoretiker der Sozialdemokratischen Partei. Innerhalb der Gewerkschaftsbewegung kam es als Reaktion auf die zunehmende Neigung der Gewerkschaftsführungen, Streiks vornehmlich unter einem organisatorischen Sicherheitsaspekt zu beurteilen, zu eigenmächtigen, den Instanzen nicht mehr verpflichteten Arbeitsniederlegungen. 1913 legten spontan die Werftarbeiter in Bremen ihre Arbeit nieder. Zu ähnlichen spontanen Streiks griffen die Werftarbeiter in Hamburg, Flensburg, Stettin und Kiel.[142]

Im Gefolge der zunehmenden Kriegsgefahr erwarteten viele Gewerkschafter und Sozialdemokraten von ihren Organisationen eine Politik zur Verwirklichung der Internationale-Beschlüsse von Stuttgart (1907), Kopenhagen (1910) und Basel (1912) gegen den Krieg.[143] In Demonstrationen, die ihren Höhepunkt zwischen dem 25. und 30. Juli 1914 erreichten, bewiesen fast eine halbe Millionen Menschen ihre entschlossene und kampfbereite Kriegsgegnerschaft.[144] Doch bereits am 31. Juli verhandelte der Vorstand der Sozialdemokratischen Partei geheim mit der Regierung. Am 2. August 1914 beschloß die Generalkommission, alle noch in Gang befindlichen Streiks

142 Vgl. Correspondenzblatt, 23. Jg. 1913, S. 460 f.

143 Vgl. die auf dem Internationalen Sozialistenkongreß 1907 in Stuttgart verabschiedete Resolution zur imperialistischen Politik: »Droht der Ausbruch eines Krieges, so sind die arbeitenden Klassen und deren parlamentarische Vertretungen in den beteiligten Ländern verpflichtet (. . .), alles aufzubieten, um durch die Anwendung der ihnen am wirksamsten erscheinenden Mittel den Ausbruch des Krieges zu verhindern (. . .). Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, ist es die Pflicht, für dessen rasche Beendigung einzutreten und mit allen Kräften dahin zu streben, die durch den Krieg herbeigeführte wirtschaftliche und politische Krise zur Aufrüttelung des Volkes auszunutzen und dadurch die Beseitigung der kapitalistischen Klassenherrschaft zu beschleunigen«. Internationaler Sozialisten-Kongreß zu Stuttgart. 18. bis 24. August 1907, Berlin 1907, S. 64–66, zit. nach: Dokumente und Materialien zur Geschicht der deutschen Arbeiterbewegung, Bd. IV, S. 210 f. Im selben Wortlaut sprachen sich die Internationalen Kongresse zu Kopenhagen 1910 (vgl. ebd., S. 318) und zu Basel 1912 (vgl. ebd., S. 433) gegen den Krieg aus.

144 Vgl. Meldungen über Aktionen der deutschen Arbeiterklasse Ende Juli 1914 gegen den drohenden Krieg, in: Dokumente und Materialien, Bd. IV, S. 498 f.

abzubrechen und die Mitglieder für den Krieg zu mobilisieren. Sie proklamierte den »Burgfrieden«. Dies war eine wichtige Vorentscheidung für die Zustimmung der Reichstagsfraktion der Sozialdemokratischen Partei zu den Kriegskrediten am 4. August 1914.[145]

145 Vgl. Klein, S. 486.

Kurt Pohl/Frauke Werther

Die freien Gewerkschaften im Ersten Weltkrieg

1. Allgemeine gesellschaftliche Rahmenbedingungen

Der Erste Weltkrieg wurde nicht durch den Mord am österreichisch-ungarischen Thronfolgerpaar verursacht, er war vielmehr von langer Hand von den imperialistischen Großmächten vorbereitet. Diesen ging es um Rohstoff- und Absatzmärkte, Einflußsphären und Stützpunkte. Eine besonders aggressive Rolle spielte hierbei das Deutsche Reich. Der deutsche Imperialismus drängte auf eine Neuaufteilung der Welt, da er bei der Eroberung von Kolonien zu spät gekommen war. Gesichts der ökonomischen Stärke, die er mittlerweile erlangt hatte, strebte er nunmehr die außenpolitische Stellung einer »Weltmacht« an.[1]

Die internationale Arbeiterbewegung hatte frühzeitig die aus den imperialistischen Interessengegensätzen entspringende Kriegsgefahr erkannt. Auf den Kongressen der II. Internationale in Stuttgart (1907), Kopenhagen (1910) und Basel (1912) wurde der Kampf gegen den Krieg als Hauptaufgabe bezeichnet. In der entsprechenden Resolution des Stuttgarter Kongresses, die auf einem Entwurf August Bebels beruhte, hieß es hierzu: »Droht der Ausbruch eines Krieges, so sind die arbeitenden Klassen und deren parlamentarische Vertretungen in den beteiligten Ländern verpflichtet, (. . .) alles aufzubieten,

1 Vgl. hierzu Fritz Fischer, Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18, 3. Aufl., Düsseldorf 1964, Kap. 1 und 2; A. S. Jerussalimski, Der deutsche Imperialismus. Geschichte und Gegenwart, Berlin 1968.

um durch die Anwendung der ihnen am wirksamsten erscheinenden Mittel den Ausbruch des Krieges zu verhindern (. . .). Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, ist es die Pflicht, für dessen rasche Beendigung einzutreten und mit allen Kräften dahin zu streben, die durch den Krieg herbeigeführte wirtschaftliche und politische Krise zur Aufrüttelung des Volkes auszunutzen und dadurch die Beseitigung der kapitalistischen Klassenherrschaft zu beschleunigen.«[2]

Anders als die II. Internationale faßte der Internationale Gewerkschaftsbund keine Antikriegsbeschlüsse. Wesentlich auf Betreiben seines Präsidenten, des Vorsitzenden der Generalkommission der freien deutschen Gewerkschaften, Carl Legien, lehnte es der Internationale Gewerkschaftsbund ab, sich mit der Kriegsfrage zu befassen. Man sah darin kein gewerkschaftliches Problem.[3] Doch hatten sich führende deutsche Gewerkschafter als sozialdemokratische Delegierte auf den Kongressen der Internationale auf den Kampf gegen den Krieg verpflichtet und den entsprechenden Beschlüssen zugestimmt.

Als die Generalkommission der Gewerkschaften und die Mehrheit der sozialdemokratischen Parteiführung im Juli/August 1914 diese internationalen Verpflichtungen brachen und den Krieg billigten, markierte dies eine Wende in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Zum ersten Mal gelang es den Revisionisten, ihre Politik der Klassenkooperation auf allen Ebenen durchzusetzen und den organisierten Klassenkampf abzubrechen. Die Gewerkschaftsführung erfüllte hierbei eine Vorreiterfunktion.

In der Arbeiterschaft war der Revisionismus bereits weit vorgedrungen. So fand sich eine Mehrheit, die den Kurs der Führung duldete. Außerdem herrschte Unklarheit über die offensive Rolle Deutschlands bei der Entfesselung des Kriegs. Auch die Angst vor einem Verbot der Organisationen war verbreitet und begünstigte das Zurückweichen von Partei- und

2 Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutswchen Arbeiterbewegung (im folgenden: Dokumente und Materialien), Bd. IV, 2. Aufl., Berlin 1975, S. 210 f.

3 Vgl. Werner Richter, Gewerkschaften, Monopolkapital und Staat im ersten Weltkrieg und in der Novemberrevolution (1914–1919), Berlin 1959, S. 36.

Gewerkschaftsführung. Schließlich waren die revolutionären Kriegsgegner unter den Bedingungen des Ausnahmezustandes und der Zensur leicht auszuschalten. Ferner zeigten sich am Vorabend des Ersten Weltkrieges erstmals wesentliche Kräfte innerhalb der herrschenden Klassen bereit, auf Kooperationsangebote der Arbeiterorganisationen einzugehen. Es war ihnen klar, daß es ohne oder gar gegen die Arbeiterklasse unmöglich war, Krieg zu führen.

Wegbereiter der Zusammenarbeit zwischen Gewerkschaftsführung und politischer und militärischer Leitung waren die vornehmlich in den »Neuen Industrien« verwurzelten Teile der Monopolbourgeoisie, die traditionell eine »liberalisierend-imperialistische« Taktik gegenüber der Arbeiterbewegung bevorzugten.[4] Allerdings fanden sich die wichtigsten Vertreter der Chemischen Industrie während des Krieges an der Seite der Montanindustrie, welche die »konservativ-imperialistische« Taktik gegenüber der Arbeiterbewegung vorzog und eine Kooperation mit der Generalkommission für überflüssig hielt. Die Haltung dieser Gruppe änderte sich erst gegen Ende des Krieges. Um die Revolution zu verhindern, fanden sich auch diese Teile der herrschenden Klasse zur Kooperation mit der Gewerkschaftsführung bereit.

Die ökonomische Staatstätigkeit erfuhr während des Krieges eine enorme Ausweitung, Dies geschah vor allem dadurch, daß der Staat Hauptabnehmer der Rüstungsproduktion war. Rohstoffbewirtschaftung, Rüstungsfinanzierung, Versorgung und schließlich der Arbeitsmarkt wurden direkten staatlichen Eingriffen unterworfen. Einen Höhepunkt bildete die Errichtung

4 Innerhalb der deutschen Großbourgeoisie gab es zwei Fraktionen, deren bestimmende Teile jeweils die Monopolisten der Schwerindustrie bzw. der neuen Industrien (Chemische und Elektroindustrie) waren. In folgenden drei Punkten gab es Differenzen innerhalb der herrschenden Klasse: in der Kriegszielfrage, in der Frage der Rolle und Form des staatlichen Eingriffs in die kapitalistische Ökonomie und schließlich in der Taktik gegenüber der Arbeiterbewegung. Zur Kennzeichnung werden hier die Begriffe »konservativ-imperialistische« und »liberalisierend-imperialistische« Richtung verwendet, womit zugleich deren gemeinsame Stoßrichtung und der lediglich taktische Charakter ihrer Differenzen herausgestellt werden. Vgl. besonders Kurt Gossweiler, Großbanken, Industriemonopole, Staat. Ökonomie und Politik des staatsmonopolistischen Kapitalismus in Deutschland 1914–1918, Berlin 1971.

des Kriegsamts im November 1916, das die Kriegswirtschaft Deutschlands und der besetzten Gebiete zusammenfaßte.

Die Arbeiterbewegung stand vor der schwierigen Aufgabe, diese Prozesse einzuschätzen. Führende Gewerkschafter betonten die Ausdehnung des Staatssektors in der Wirtschaft. Sie sahen darin sozialistische Elemente und bezeichneten den Status quo als »Staatssozialismus« oder »Kriegssozialismus«.[5] Dabei ließen sie ein anderes Merkmal der Staatsentwicklung außer acht. Mit der Ausweitung der staatlichen ökonomischen Funktionen wuchs der Einfluß des Monopol- und Finanzkapitals auf den Staat. Führende Monopolisten wurden häufig zu staatlichen Funktionsträgern ernannt, denen vor allem der Aufbau und die Leitung staatlicher Regulierungsapparate oblag.[6] Hinzu kam eine Verschmelzung von staatlichen und monopolistischen Institutionen. Rein monopolistische Gremien erhielten staatliche Befugnisse.[7] Die Zunahme des staatlichen Sektors in der Wirtschaft geschah vornehmlich in unprofitablen, jedoch für die Infrastruktur und die Rüstung wichtigen Bereichen und diente ähnlich wie die umfangreichen staatlichen Subventionierungen der Rüstungsindustrie einer gewaltigen Umverteilung des Nationaleinkommens zugunsten der Monopole.[8]

Im Unterschied zu revisionistischen Theoretikern kennzeichnete W. I. Lenin diese Entwicklung nicht als »Staatssozialismus«, sondern als »Staatskapitalismus«. Später prägte er den Begriff des »Staatsmonopolistischen Kapitalismus«.[9] Die Staatssozialismusthese wurde auch von bürgerlicher Seite in Frage

5 Vgl. z. B. Metallarbeiter-Zeitung Nr. 48 v. 25. 11. 1916. Vgl. auch Otto Jenssen, Staatssozialismus oder Staatskapitalismus?, in: Die Neue Zeit 35/2/1917, S. 419–442.

6 Vgl. A. Schröter, Krieg – Staat – Monopol 1914–1918. Die Zusammenhänge von imperialistischer Kriegswirtschaft, Militarisierung der Volkswirtschaft und staatsmonopolistischem Kapitalismus in Deutschland während des ersten Weltkrieges, Berlin 1965, S. 141 ff.

7 Vgl. ebd., S. 132 ff.

8 Vgl. ebd., S. 123 ff.

9 Vgl. W. I. Lenin, Staat und Revolution, in: ders., Werke, Bd. 24; ders., Die drohende Katastrophe und wie man sie bekämpfen soll, in: ders., Werke, Bd. 25.

gestellt. So bezeichnete ein Zeitgenosse diesen Prozeß als Beginn der »Durchkapitalisierung des Staates«.[10]

2. Die freien Gewerkschaften von der »Julikrise« bis Ende 1914

Während der »Julikrise«, die dem einer Kriegserklärung gleichkommenden Ultimatum Österreichs an Serbien folgte, trat die Generalkommission der freien Gewerkschaften kaum in Erscheinung. Sie überließ es der Sozialdemokratischen Partei, den spontanen Friedensbekundungen in der Arbeiterschaft durch die Organisierung von Massenprotesten – an denen schätzungsweise 250 000 Menschen teilnahmen – nachzukommen. Verspätet – am 1. August, dem Tage, an dem der Erste Weltkrieg durch den deutschen Imperialismus entfesselt wurde – erschien ein Friedensappell der Generalkommission, in welchem wie im Aufruf des sozialdemokratischen Parteivorstands der österreichische Imperialismus als Hauptkriegstreiber bezeichnet wurde und sich die Friedenshoffnungen auf den Einfluß der deutschen Regierung auf Österreich konzentrierten.[11]

Die Tätigkeit der Generalkommission in der »Julikrise« erstreckte sich mehr auf die Vorbereitung für den Kriegsfall. Bereits Ende Juli hatte sich Legien öffentlich für die Kriegsunterstützung ausgesprochen.[12] Die Mitglieder der Generalkommission zählten zu den Vätern einer »Vereinbarung«, die zwischen der Reichsregierung und dem Mitglied des sozialdemokratischen Reichsvorstandes Albert Südekum Ende Juli

11 Correspondenzblatt Nr. 31 v. 1. 8. 1914, S. 469. Vgl. auch den Aufruf des sozialdemokratischen Vorstandes vom 25. Juli 1914, abgedr. in: Dokumente und Materialien, Reihe II, Bd. 1, Berlin 1958, S. 11–12.

12 Vgl. W. Raase, Die freien deutschen Gewerkschaften in den Jahren des ersten Weltkrieges. Die Große Sozialistische Oktoberrevolution und die freien deutschen Gewerkschaften in der Novemberrevolution, Berlin o.J., S. 8.

zustande kam. Darin versicherte Südekum der Regierung, daß im Kriegsfall »keinerlei wie immer geartete Aktion (General- oder partieller Streik, Sabotage und dergl.) geplant oder auch nur zu befürchten sei«.[13] Die Regierung ihrerseits versprach als Gegenleistung, auf ein Verbot der Organisationen der Arbeiterbewegung zu verzichten. Führende Gewerkschaftsvertreter wie Gustav Bauer, Theodor Leipart und Robert Schmidt[14] gehörten – wie Südekum – zu der am äußersten rechten Flügel der sozialdemokratischen Bewegung angesiedelten Gruppe, die sich um den Reichstagsabgeordneten Eduard David formiert hatte. Ihr Ziel war, zunächst die Bewilligung der Kriegskredite in der Partei durchzusetzen und damit längerfristig eine Wende in der Sozialdemokratie zugunsten einer Politik der Klassenversöhnung einzuleiten.[15] Weiter nutzte die Generalkommission die letzten Julitage, um die »Burgfriedenspolitik« und die gewerkschaftlichen Kriegsaufgaben zu entwickeln sowie deren Durchsetzung innerhalb der Verbände sicherzustellen.

Die Beschlüsse der Konferenz der Vertreter der Verbandsvorstände vom 2. August 1914

Sehr schnell war die Generalkommission so in der Lage, sich mit einem kompletten Programm auf den »Boden der ehernen Tatsache des Krieges« zu stellen. Keine 24 Stunden nach der deutschen Kriegserklärung an Rußland fällte eine Konferenz der Vertreter der Verbandsvorstände die gewerkschaftliche

13 Vgl. Dokumente und Materialien, Reihe II, Bd. 1, a.a.O., Nr. 7, S. 17–18. Vgl. auch Das Kriegstagebuch des Reichstagsabgeordneten Eduard David 1914–1918. In Verbindung m. Erich Matthias bearb. v. Susanne Miller, in: Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, 1. R., Bd. 4, Düsseldorf 1966, S. 6, Anm. 12 zur Eintragung für den 1. August.

14 Gustav Bauer war stellvertretender Vorsitzender der Generalkommission; Theodor Leipart hatte den zweiten Vorsitz im Deutschen Holzarbeiterverband inne, und Robert Schmidt war Leiter der sozialpolitischen Abteilung in der Generalkommission.

15 Vgl. Kriegstagebuch Davbid, S. 3–13.

Grundsatzentscheidung für die gesamte Kriegszeit[16]: Für die Dauer des Krieges sollte jeglicher Klassenkampf unterbleiben mit dem Ziel, die beste militärische Schlagkraft zu erreichen.

In diesem Sinne stellte die Generalkommission alle Lohnkämpfe und die Zahlung von Streikgeldern ein. Die Unternehmer forderte man auf, den Streikverzicht nicht zu Übergriffen zu mißbrauchen. Künftige Hauptaufgabe der Gewerkschaften sollte die Unterstützung von Arbeitslosen und Kriegerfamilien sein. Weitere Maßnahmen bezogen sich auf die innerverbandliche Absicherung dieser Politik des »Burgfriedens«.[17]Dies geschah durch eine erhebliche Machterweiterung der Vorstände und eine weitgehende Einschränkung der innergewerkschaftlichen Demokratie:

»Wie die Dingen liegen«, sagte Legien, »hört die Demokratie in den Gewerkschaften auf, jetzt haben die Vorstände auf eigene Verantwortung zu entscheiden, und zwar so, wie sie es vor ihrem Gewissen verantworten können.«[18]

Konkret hieß das: Vorstandsbeschlüsse waren nicht anfechtbar, die Vorstände selbst konnten nicht abgewählt werden, Kongresse sollten während des Krieges nicht stattfinden.

Um die finanzielle Absicherung der durch die Unterstützungsarbeit äußerst kostspieligen Burgfriedenspolitik zu gewährleisten, rief die Generalkommission die Mitglieder zu regelmäßiger Beitragsentrichtung und zum Verbleib in den Organisationen auf.[19]

In der Begründung der Burgfriedenspolitik, welche die sozialdemokratische Presse in den ersten Augusttagen verbreitete, tauchen immer wieder folgende Argumente auf: Die

10 Vgl. E. Lederer, Die ökonomische Umschichtung im Kriege, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 45/1918/19, S. 1–39 und S. 430–463, S. 18.

16 Vgl. hierzu und zum folgenden: Correspondenzblatt Nr. 32 und 33 v. 8. bzw. 15. 8. 1914; Paul Umbreit, Die deutschen Gewerkschaften im Weltkrieg, Berlin 1917, S. 20, 29. Ders., Die deutschen Gewerkschaften im Krieg, in: Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges. Deutsche Serie, Stuttgart, Berlin, Leipzig 1928, S. 1–305, S. 48.

17 Der Begriff »Burgfrieden« ist insofern inkorrekt, als es sich dabei nur um ein einseitiges Stillhalten der Arbeiterorganisationen handelte, während das Kapital den Klassenkampf verschärft fortsetzte.

18 Zit. n.: Richter, S. 42.

19 Vgl. Dokumente und Materialien II/1, Nr. 11, S. 26–27.

Arbeiterbewegung habe alles getan, um den Kriegsausbruch zu verhindern, dies habe aber nicht in ihrer Macht gelegen. Der Krieg sei eine »eherne Tatsache«. Die Alternative laute nicht mehr für oder gegen den Krieg, sondern: Verteidigung oder Verrat des Vaterlandes. Um die Errungenschaften der deutschen Arbeiterbewegung zu retten und nach dem Krieg auszubauen, sei die Landesverteidigung erforderlich, da eine feindliche Invasion – insbesondere des reaktionären Zarismus – vor allem auf Kosten der sozialen und politischen Recht der Arbeiterklasse gehen werde. Jede Klassenauseinandersetzung sei vor diesem Hintergrund identisch mit Landesverrat.[20] Mit dieser Begründung leisteten Generalkommission und sozialdemokratischer Parteivorstand einen massenwirksamen Beitrag zur ideologischen Aufrüstung, da sie die Kriegsanstrengungen des deutschen Imperialismus als gerecht und fortschrittlich erscheinen ließen. In der allgemeinen Kriegshysterie wurden deswegen schließlich auch weite Teile der Arbeiterklasse von den bereits durch die Kriegspartei mobilisierten, von chauvinistischem und annexionistischem Gedankengut durchdrungenen Menschenmassen mitgerissen.

Die Rolle der Generalkommission bei der Umstellung der Volkswirtschaft auf die kriegswirtschaftlichen Erfordernisse

In der ersten Kriegsphase – von August bis Dezember 1914 – leistete die Generalkommission auch praktische Hilfe bei der Umstellung der Produktion auf die kriegswirtschaftlichen Erfordernisse. Während bis September 1914 mehr als ein Viertel der männlichen Gewerkschaftsmitglieder zum Militär eingezogen worden war, wurde im August eine fast ebenso große Zahl arbeitslos.[21] Denn zum einen führte die Stillegung vieler klei-

20 Vgl. hierzu Correspondenzblatt v. 8. 8. 1914 und v. 15. 8. 1914; Dokumente und Materialien II/1, Nr. 9, S. 22–23, Nr. 10, S. 24–25. Ebenso diese Argumentation durchgängig in: Arbeiterinteressen und Kriegsergebnis. Ein gewerkschaftliches Kriegsbuch, hrsg. v. Wilhelm Jansson, Berlin 1915.

21 Vgl. Umbreit, Krieg, S. 50.

nere und mittlerer Betriebe der konsum- und exportorientierten sowie von ausländischen Rohstoffen abhängigen Industrien zu Massenentlassungen, zum anderen stockte durch den Entzug von Arbeitskräften im Rahmen der Mobilmachung auch die Rüstungsproduktion, was wiederum Stillegungen, Feierschichten und Massenentlassungen zur Folge hatte.[22]

Kriegswirtschaftlich besonders bedrohlich war die Situation in der vor der Ernte stehenden Landwirtschaft, der 2 Millionen der insgesamt 5,4 Millionen zählenden Landarbeiter durch das Militär entzogen wurden. Weitere zwei Millionen waren über 50 oder unter 16 Jahre alt.[23]

Bereits während der Mobilmachung kam ein Gespräch zwischen der Generalkommission und der Regierung zustande, in dem sich die Gewerkschaftsvertreter bereiterklärten, die staatlichen Pläne zur Vermittlung arbeitsloser Industriearbeiter in die Landwirtschaft durch die Einrichtung eigener Vermittlungsstellen zu unterstützen.[24] Die Generalkommission verknüpfte in ihren Aufrufen das Problem der Arbeitslosigkeit mit dem der Ernährungslage und leitete daraus die Pflicht jedes Arbeitslosen zur Einbringung der Ernte ab.[25] Wenig später übernahmen die Gewerkschaftsbüros auch die Vermittlung zum Befestigungsbau.[26]

Die Arbeitslosigkeit wurde durch die Maßnahmen der Gewerkschaften ein wenig abgebaut, jedoch zahlten die Industriearbeiter hierfür den Preis erheblicher Verschlechterungen ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen. Zwar konnte die von den Junkern geplante Unterstellung der vermittelten Arbeiter unter die feudale Gesindeordnung – die u. a. Arbeiterkoalitionen verbot – von der Generalkommission verhindert werden,

22 Vgl. Hans Motte, Walter Becker, Alfred Schröter, Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. Ein Grundriß. Bd. III Von der Zeit der Bismarckschen Reichsgründung 1871 bis zur Niederlage des faschistischen deutschen Imperialismus 1945, Berlin 1974, S. 204 f. Otto Goebel, Deutsche Rohstoffbewirtschaftung im Weltkrieg einschließlich des Hindenburg-Programms, in: Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges. Deutsche Serie, S. 82.

23 Vgl. Schröter, Krieg – Staat – Monopol, S. 84.

24 Vgl. Richter, S. 40. Vgl. auch Dokumente und Materialien II/1, S. 26 f.

25 Vgl. Correspondenzblatt Nr. 32 v. 8. 8. 1914, S. 485.

26 ebd. Nr. 33 v. 15. 8. 1914, S. 499.

jedoch stimmte sie der Zahlung von ortsüblichen Tagessätzen zu, die erheblich unter dem Niveau der Industrielöhne lagen und zudem noch weiter durch Kriegsgefangene und freiwillige bürgerliche Helfer gedrückt wurden.[27] Die Arbeiter beim Befestigungsbau unterlagen direktem militärischem Zwang. Dies schuf günstige Ausgangsbedingungen dafür, die Löhne herabzudrücken und den Arbeitstag zu verlängern.[28]

Die Arbeitslosen wurden jedoch nicht nur in die Landwirtschaft und zum Befestigungsbau vermittelt. Bei ihrer Mitarbeit in der Anfang August 1914 gegründeten »Reichszentrale für Arbeitsnachweise« war der Generalkommission von der Auffassung geleitet, »daß die Arbeitslosen sich nicht weigern können, jede für sie geeignete Arbeit anzunehmen«.[29]

Die Unterstützungsarbeit der freien Gewerkschaften

Die riesige Arbeitslosigkeit und die Einberufung vieler Familienernährer stürzten weite Teile der Arbeiterklasse in große soziale Not. Die staatlichen Unterstützungssätze reichten in keiner Weise zur Deckung der Lebenshaltung. In den ersten drei Kriegsmonaten zahlten die Gewerkschaften über 12 Millionen Mark an Arbeitslose und Kriegerfamilien.

Der kriegswirtschaftliche Aspekt dieser Maßnahmen bestand in der finanziellen Entlastung der Kriegsführung. Erst im Dezember 1914 bewilligte das Reich 200 Millionen Mark und deckte so einen größeren Teil der Kosten bei der Kriegerfamilienunterstützung.[30] Doch auch danach zahlten die Gewerkschaften weiter, insgesamt bis 1918 fast 27 Millionen Mark für Kriegerfamilien- und knapp 26 Millionen Mark für Arbeitslosenunterstützung.[31]

---

27 Vgl. Richter, S. 40 f.; Correspondenzblatt Nr. 44 v. 31. 10. 1914, S. 596; S. Nestriepke, Die Gewerkschaftsbewegung, Bd. II, Stuttgart 1921, S. 50.

28 Vgl. diverse Berichte im Correspondenzblatt des Jahres 1914, insbes. Nr. 42 v. 17. 10. 1914, S. 579.

29 Correspondenzblatt Nr. 39 v. 26. 9. 1914, S. 546.

30 Vgl. Umbreit, Krieg, S. 67.

31 Vgl. ebd., S. 66 u. S. 69.

Ein weiterer Aspekt dieser Unterstützungsarbeit bestand darin, die Kriegsbereitschaft der Arbeiterklasse aufrechtzuerhalten. Dies wurde von Gustav Noske 1915 betont, als er schrieb: »Ihre großen Mittel verwenden sie (die freien Gewerkschaften, K.P./F.W.) darauf, gärender Unzufriedenheit entgegenzuwirken.«[32]

Schließlich ist hervorzuheben, daß sich die Unterstützungsarbeit der freien Gewerkschaften derjenigen der Hirsch-Dunckerschen und Christlichen Verbände weitgehend annäherte. Während letztere den Schwerpunkt auf Unterstützung im Sinne einer Linderung der schlimmsten Auswirkungen des Kapitalismus auf die Lage der Arbeiter legten, war die Unterstützungsarbeit der freien Gewerkschaften ursprünglich Bestandteil der kämpferischen Klassenauseinandersetzung mit dem Kapital gewesen. Dies kam insbesondere in der Gemaßregelten- und Streikunterstützung zum Ausdruck. Im Kriege wurden jedoch die Leistungen zugunsten der Kriegerfamilienfürsorge reduziert bzw. ganz eingestellt. So wurde nicht nur in allen 48 Verbänden die Streikunterstützung, sondern in 34 Verbänden außerdem auch die Gemaßregeltenunterstützung abgeschafft. 32 Verbände stellten ferner die Krankenunterstützung ganz ein, in sechs weiteren wurde sie gekürzt. Schließlich wurden in 28 Einzelgewerkschaften Dauer und Höhe der Unterstützung arbeitsloser Mitglieder stark reduziert.[33]

Nicht nur die Lage der von Arbeitslosigkeit und Einberufung betroffenen Arbeiterfamilien verschlechterte sich, sondern auch die der in der Industrieproduktion verbliebenen Arbeiter. Der Druck des Arbeitslosenheeres wirkte lohnsenkend und führte – legalisiert durch die mit der Zustimmung der Generalkommission vollzogene Aufhebung der Arbeitsschutzgesetze – zur Verschlechterung der Arbeitsbedingungen sowie zur Ausweitung des Arbeitstages. Durch die Burgfriedenspolitik war die Arbeiterschaft diesen Übergriffen der Unternehmer schutzlos

32 Gustav Noske, Der Krieg und die Sozialdemokratie, in: F. Thimme und C. Legien, Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland, Leipzig 1915, S. 19.

33 Vgl. Umbreit, Krieg, S. 159 f.

preisgegeben und mußte bis Herbst 1914 eine Geldlohnsenkung von durchschnittlich fünf bis zehn Prozent sowie eine Ausdehnung der Arbeitszeit hinnehmen.[34]

Die Burgfriedensgegner

In der ersten Kriegsphase traten die Kriegsgegner in Sozialdemokratischer Partei und Gewerkschaft kaum in Erscheinung. Die Zustimmung der Leitungsgremien zu Krieg und »Burgfrieden« war für die Linken völlig überraschend gekommen. Für sie gab es innerhalb der Arbeiterbewegung bis dahin zwei politisch-ideologische Strömungen: den Revisionismus und den revolutionären Marxismus. Zwar war der Revisionismusoffensichtlich in alle höheren Gewerkschaftsinstanzen vorgedrungen, doch wähnte man den Opportunismus in der Parteileitung in der Defensive. Es bedurfte der Bewilligung der Kriegskredite am 4. August 1914, um klar zu machen, daß der nichtrevisionistische Flügel in zwei Lager zerfiel, von denen das stärkere – das »marxistische Zentrum« – reformistische Positionen vertrat.

Die Linken hatten zunächst die fehlenden internen Kontakte herzustellen. Ihre inhaltlichen Aufgaben bestanden darin, eine klare Einschätzung des Krieges, seiner Ursachen und seines Charakters zu treffen sowie eine Strategie zu seiner Beendigung zu entwickeln. Eng in Zusammenhang damit stand die Auseinandersetzung mit den zwei nichtrevolutionären Strömungen in der Arbeiterbewegung. Die Formierung der Kriegsgegner fand unter der doppelten Aufsicht von Polizei wie Gewerkschafts- und Parteiinstanzen statt, was diesen Prozeß schwierig und gefahrvoll gestaltete. Nicht selten arbeiteten Militärapparat und Gewerkschafts- wie Parteibürokratie zusammen, um mißliebige Kriegsgegner durch Einberufung oder Verhaftung unschädlich zu machen.[35] Darüber hinaus zeigte der August 1914, wie weit

34 Vgl. Jürgen Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiterklasse unter dem Kapitalismus, Bd. 4, Darstellung der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1900 bis 1917/18, Berlin 1967, S. 330.

35 Vgl. z. B. David, Kriegstagebuch, Eintragungen v. 4. 8. 1914, S. 11; Raase, S. 36.

die reformistischen Strömungen bereits in die sozialdemokratische Presse vorgedrungen waren. Die Linken verfügten hier kaum über Einfluß, und ihre Artikel fielen häufig wenn nicht schon der staatlichen, so spätestens der innerverbandlichen Zensur zum Opfer.

3. Die freien Gewerkschaften in der Kriegsphase von Ende 1914/Anfang 1915 bis Mitte 1916

Die zweite Kriegsphase begann Ende 1914/Anfang 1915, als die Blitzkriegspläne des Deutschen Reiches offensichtlich gescheitert waren. Auch innenpolitisch zeigten sich erste Krisenzeichen: Die Kriegswirtschaft vermochte weder dem riesigen Munitionsverbrauch an der Front nachzukommen noch die Ernährung der arbeitenden Bevölkerung zu sichern. Die Kriegsbegeisterung in der Arbeiterklasse begann der Kriegsmüdigkeit zu weichen. Die Hoffnung auf kurze Kriegsdauer und nur geringe Menschenverluste hatte sich zerschlagen. Der Verteidungungscharakter des Krieges wurde nach dem Bruch der belgischen Neutralität allmählich bezweifelt. Am unmittelbarsten nährte jedoch die ständig sich beschleunigende Verschlechterung der Ernährungslage die Friedenssehnsucht. Darüber hinaus trug das Wirken der Opposition bereits Früchte.

Die Umstellung auf eine längere Kriegsdauer erforderte deshalb von der Regierung neue kriegswirtschaftliche und politisch-ideologische Anstrengungen, bei denen ihr die von den Gewerkschaften aller Richtungen angebotene Unterstützung immer unentbehrlicher wurde. Die Generalkommission unterstützte und initiierte kriegswirtschaftliche Eingriffe des Staates auf dem Arbeitsmarkt und in der Ernährungsfrage und beteiligte sich darüber hinaus an Durchhaltepropaganda.

Die Kooperation von Staat und Gewerkschaften bei der Behebung des Facharbeitermangels und der Organisation des Heeresersatzes

Der Kriegswirtschaft abträgliche Komplikationen auf dem Arbeitsmarkt lieferten den Anlaß, die Zusammenarbeit der Gewerkschaften mit dem Staat zu intensivieren und darüber hinaus auf regionaler Ebene (Großberlin) erste Kooperationsgremien mit Rüstungsindustriellen einzurichten. In den Mobilmachungsplänen gab es – im Vertrauen auf den Erfolg der Blitzkriegstrategie und auf das Reservoir des Arbeitslosenheeres – keine Vorkehrungen hinsichtlich der Verteilung des beschränkten Menschenpotentials auf Armee und Kriegsindustrie.[36] Zunächst war das Heer der Arbeitslosen über Erwarten groß, doch genauso unerwartet kam der plötzliche Rückgang, der vor allen Dingen auf die enorme Ausweitung der Rüstungsindustrie zurückzuführen war.

Ende 1914 setzte in der Kriegsindustrie ein Facharbeitermangel ein, dessen Gefährlichkeit für die Kriegsführung im Herbst 1914 deutlich wurde, als sich an der Westfront ein Munitionsmangel bemerkbar machte.[37] Eine Ursache wurde in der wahllosen Einberufungspraxis gesucht, die den Entzug zahlreicher qualifizierter Arbeiter aus der Kriegsproduktion bewirkte. Auf Betreiben der Rüstungsindustrie versuchten die militärischen Behörden dies zu korrigieren. Ende 1914 begann die Reklamierung, d. h. die Freistellung von Einberufenen für die Produktion. Doch nahm auch dieses Verfahren bald ein für das Gesamtinteresse der herrschenden Klasse gefährliches Ausmaß an, da nun dezentral und unkoordiniert, ohne Rücksichten auf die militärischen Bedürfnisse eine Reklamierungswelle einsetzte.[38] Für die Reklamierung gab es einen starken, über die Bedürfnisse der Kriegswirtschaft hinausgehenden Antrieb der Unter-

36 Vgl. hierzu und zum folgenden R. Sichler und J. Tiburtius, Die Arbeiterfrage – eine Kernfrage des Weltkrieges. Ein Beitrag zur Klärung des Kriegsausgangs, Berlin o.J. (1925); G. D. Feldman, Army, Industry and Labor in Germany 1914–1918, Priceton 1966, S. 64 ff.

37 Vgl. Sichler/Tiburtius, S. 8.

38 Vgl. Feldman, S. 64.

nehmer, aus unmittelbarem Profitinteresse: Der Reklamierte war aufgrund der Alternativstellung, »entweder hier zu unseren Bedingungen arbeiten, oder in den Schützengraben«[39] der Unternehmerwillkür schutzlos preisgegeben.

Ein weiteres Problem war, daß es zahlreiche »kriegsverwendungsfähige« Arbeiter in der Produktion gab, die noch nicht einberufen worden waren. Um diese entspann sich ein Tauziehen zwischen Militär und Rüstungsmonopolen. Außerdem konkurrierten letztere auch untereinander um die Arbeitskräfte, welche sowohl an der Front als auch in der Produktion die leistungsfähigsten waren.[40]

Diese Widersprüche gefährdeten immer mehr die Kriegsführung. Im Gesamtinteresse der herrschenden Klasse wurden daher Ende 1914 erste Staatseingriffe bei der Verteilung der jungen Männer auf Armee und Rüstungsindustrie erforderlich. Im preußischen Kriegsministerium, der obersten militärischen Reichsbehörde, wurde im Januar 1915 eine Abteilung unter der Leitung des Geschäftsmannes R. Sichler eingerichtet, die für die kommandierenden Generale in den stellvertretenden Generalkommandos Direktiven zur Behandlung der Arbeiterfrage in der Kriegsindustrie ausarbeitete.[41] Ziel dieser Abteilung war es, sowohl der Front als auch der Kriegsproduktion genügend Kräfte zuzuführen. Hierzu sollten kriegsverwendungsfähige Arbeiter aus der Rüstungsproduktion für die Front freigemacht und durch ältere Wehrpflichtige sowie systematisch angelernte berufsfremde Arbeitergruppen – vor allem Frauen, Jugendliche und Ausländer – ersetzt werden. Zwar widersetzte sich insbesondere die Schwerindustrie[42] dem Entzug von Reklamierten, da der Anlernprozeß industriezweigfremder Personen zusätzliche Kosten verursachte. Trotzdem konnten innerhalb von knapp einem Jahr 1,85 Millionen Männer für das Feldheer

39 Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Zweite Reihe, Militär und Innenpolitik, Bde. 1/I u. 1/II, bearb. v. Wilhelm Deist, Düsseldorf 1970, hier Bd. 1/I, S. 467.

40 Vgl. Sichler/Tiburtius, S. 11; Feldman, S. 64.

41 Vgl. Sichler/Tiburtius, S. 12 ff. und Feldman, S. 64 ff. Die wichtigste Direktive v. 15. 6. 1915 ist auszugsweise abgedr. bei Deist, Bd. 1/I, Nr. 184, S. 461–471.

42 Vgl. Sichler/Tiburtius, S. 27 ff.; Deist, Bd. 1/I, Nr. 185, S. 472–476, insbes. Anm. 3.

freigemacht und der Industrie neue Arbeitskräfte – u. a. 60 000 garnisonsdienstfähige Soldaten – zugeführt werden. Es gelang, »die Kriegsbedarfsherstellung in allen Zweigen wesentlich zu steigern«.[43] Sichler stützte sich bei seiner Arbeit wesentlich auf die Gewerkschaften. Seine Abteilung habe es geschafft, »zur Gewinnung aller Volkskräfte die Gewerkschaften zu Organen der Staatsarbeit« zu machen.[44] Führende Gewerkschafter wie Gustav Bauer und Paul Umbreit lobten die Kooperationswilligkeit der militärischen Behördern im Reichstag und in der Presse.[45] Dabei betonte Umbreit die Unentbehrlichkeit der Gewerkschaften für das Funktionieren der staatlichen Bemühungen:

»Ohne die Organisationen (der Gewerkschaften, K.P./F.W.) wäre es unmöglich gewesen, in dem Wirrwarr (. . .) ordnung zu schaffen« und »den wirtschaftlichen Burgfrieden zu sichern, von dem die heimische Kriegswirtschaft so völlig abhängig war«.[46]

Was die konkrete gewerkschaftliche Hilfestellung für die Kriegswirtschaft anging, so hob Sichler in seinen Direktiven zunächst hervor, daß die Gewerkschaftsführung die Arbeiterschaft zu höheren Leistungen anspornte. Er empfahl daher den kommandierenden Generalen, zur Beeinflussung der Arbeiterschaft in dieser oder jener Richtung »erst ihre Führer (zu) gewinnen und dann diesen die Verbreitung des Gedankens unter den Verbandsmitglieder (. . .) (zu) überlassen.«[47]

Darüber hinaus setzte sich die Gewerkschaftsbürokratie für die Anwerbung von industriezweigfremden Arbeitskräften ein und finanzierte teilweise die Umschulungsmaßnahmen[48], was den Unternehmern Kosten ersparte und dem Militär die Möglichkeit gab, mehr Männer im besten Alter einzuziehen. Als »Organ der Staatsarbeit« beteiligte sich die Gewerkschaftsfüh-

43 Sichler/Tiburtius, S. 29.
44 Ebd., S. 30.
45 Vgl. Feldman, S. 95 f.; P. Umbreit, Die gemeinsame Arbeit der Behörden und Gewerkschaften, in: Socialistische Monatshefte 46/1916, S. 1455–1358.
46 Ebd., S. 1355.
47 Deist, Bd. 1/I, Nr. 184, S. 466.
48 Vgl. Richter, S. 57.

rung auch an der Anwerbung von Arbeitern aus dem neutralen Ausland.[49]

Der Kriegsausschuß für die Metallbetriebe Groß-Berlins

Die Sichlersche Abteilung hatte maßgeblichen Anteil am Zustandekommen des ersten Kooperationsgremiums zwischen Rüstungsindustriellen und Gewerkschaften, des »Kriegsausschusses für die Metallbetriebe Großberlins«, der im Februar 1915 gegründet wurde.[50]

Der Facharbeitermangel Anfang 1915 hatte zwei Folgen: Einmal vermochten die qualifizierten Arbeiterkategorien die Konkurrenz der Unternehmer um ihre Arbeitskraft zu Lohnvorteilen zu nutzen. Zum anderen brachte das gegenseitige Abwerben von Arbeitskräften häufigen Arbeitsplatzwechsel mit sich. Beides widersprach den unmittelbaren Profitinteressen der Unternehmer. Darüber hinaus war insbesondere der häufige Arbeitsplatzwechsel auch kriegswirtschaftlich gefährlich, da er zu Produktionsstörungen führte.

Ernst von Borsig, der Vorsitzende der Berliner Metallindustriellen, forderte vom Staat die Einführung der Zwangsarbeit, um Lohnerhöhungen und Arbeitsplatzwechsel zu verhindern. Dies wurde vom Kriegsministerium aus folgenden Erwägungen heraus abgelehnt:

»Die Arbeiter erfüllen gegenwärtig ihre Kriegspflicht auch daheim in der Berufsarbeit mit größter Bereitwilligkeit. Hierin werden sie durch ihre Gewerkschaften bestärkt und angetrieben. Ein militärischer oder gesetzlicher Zwang zur Arbeit würde auf diesen Willen und auf die Hilfsbereitschaft der Gewerkschaften lähmend oder zerstörend wirken.«[51]

Borsig forderte daraufhin, daß das Kriegsministerium nur Aufträge an solche Firmen Groß-Berlins vergeben sollte, die

49 Vgl. ebd.
50 Vgl. Feldman, S. 73 ff.
51 Sichler/Tiburtius, S. 13.

bereit waren, neue Arbeiter nur mit der Genehmigung des alten Unternehmers einzustellen. Entgegen dem später angewandten Prinzip, solche Übereinkommen in Rüstungskreisen intern zu regeln und vor den Arbeitern geheim zu halten, veröffentlichten die Berliner Metallindustriellen ein entsprechendes Schreiben der Feldzeugmeisterei in den ca. 300 Rüstungsbetrieben, die sich im Großraum Berlin konzentrierten. Die Reaktion in den Betrieben war eine solche Empörung, daß A. Cohen, der Vorsitzende des Berliner Metallarbeiterverbandes, die Feldzeugmeisterei warnte und jede Verantwortung für die Folgen des Schreibens in Bezug auf den Burgfrieden ablehnte.[52] Noch bevor das Dekret zurückgenommen werden mußte, willigte Borsig auf Anraten der Sichlerschen Abteilung in Verhandlungen mit dem Metallarbeiterverband ein. Das Resultat war, daß A. Cohen und A. Schlicke, Vorsitzender des Zentralverbandes der Metallarbeiter, die Freizügigkeit bzw. das Arbeiterrecht, über die eigene Arbeitskraft »frei« zu verfügen, preisgaben. Kein Metallarbeiter des Raumes Groß-Berlin konnte ohne die Genehmigung des Unternehmers seinen Arbeitsplatz aufgeben. Zur Schlichtung von Konflikten zwischen einzelnen Arbeitern und Unternehmern wurde der Kriegsausschuß, ein paritätisch mit Vertretern des Arbeitgeberverbandes der Metallindustrie und des Metallarbeiterverbandes besetztes Gremium, eingerichtet.[53]

Was in den Augen vieler Arbeiter durch die Mitwirkung führender Gewerkschafter zunächst als »kleineres Übel« im Vergleich zu der durch von Borsig geplanten unumschränkten Unternehmerwillkür erschien, war in Wirklichkeit ein voller Erfolg für die Rüstungsindustriellen. Schließlich hatte von Borsig der Einrichtung des Kriegsausschusses nur zugestimmt, um nicht durch eine Zurücknahme des Schreibens der Feldzeugmeisterei den alten Zustand der Freizügigkeit hinnehmen zu müssen. Das Verhandlungsergebnis widersprach fundamentalen Interessen der Arbeiterklasse und bedeutete einen Eingriff auf

52 Vgl. Feldman, S. 77.
53 Vgl. ebd., S. 77 f.

dem Arbeitsmarkt, der zu einem Zeitpunkt erfolgte, als zumindest die Facharbeiter aufgrund der starken Nachfrage ihre gedrückten Löhne wieder verbessern konnten. Betrachtet man das Verhandlungsergebnis, so ist deshalb unverständlich, was Schlicke und Cohen zur Zustimmung bewegte. Vermutlich hofften sie, durch einen Präzedenzfall im Rüstungszentrum Berlin den Weg zu einer zentralen Arbeitsgemeinschaft mit den Unternehmern zu ebnen.[54]

Sowohl die Zusammenarbeit mit dem Staat als auch die Arbeitsgemeinschaft mit den Arbeitgeberverbänden wurde von den Revisionisten als Mittel verstanden, um Reformen im Interesse der Arbeiterklasse zu erreichen. In beiden Fällen wurde die Kooperation an sich als Erfolg gewertet, obwohl ihre Ergebnisse allein dem Interesse der herrschenden Klasse entsprachen. Dies galt ebenso für die Freimachung von Arbeitern für die Front und die Forcierung der Aufrüstung wie für die Aufhebung der Freizügigkeit.

Die Ernährungspolitik der Generalkommission und die Entwicklung der materiellen Lage der Arbeiterklasse

Die Gewerkschaftsbürokratie legte den Schwerpunkt ihrer Arbeit zur Sicherung des Burgfriedens auf die Ernährungspolitik. Deutschland war zwar zu 80 Prozent landwirtschaftlicher Selbstversorger, jedoch hinsichtlich besonders wertvoller, eiweißreicher Nahrungsmittel betrug die Importabhängigkeit ungefähr 30 Prozent. Darüber hinaus war die deutsche Landwirtschaft in hohem Maß von ausländischen Futter- und Düngemitteln abhängig.[55] Mit Abbruch vieler Importbeziehungen bei Kriegsbeginn hätte es einer Intensivierung und Ausweitung der Inlandproduktion bedurft, um den Verlust auszugleichen. Die totale Unterordnung der zivilen Bedürfnisse unter die der Kriegsführung zeigte sich an der Nahrungsmittelproduktion

54 Vgl. ebd., S. 78.
55 Vgl. Schröter, S. 83.

besonders deutlich.[56] Sie ging im Kriegs stark zurück.[57] Die Agrarproduktion sank vor allen Dingen aufgrund des rücksichtslosen Enzugs von Arbeitskräften. Hinzu kam, daß der ohnehin knapp gewordene Dünger (Salpeter) für die Rüstungsproduktion beschlagnahmt wurde. Der Rückgang der Getreideproduktion, die Importabhängigkeit hinsichtlich hochwertiger Futtermittel sowie die Notwendigkeit, die Futterkartoffel für die menschliche Ernährung der Schweinezucht zu entziehen, führten zu einem rapiden Rückgang auch in der Viehzucht.[58]

Folge der Verknappung der Lebensmittel war eine Teuerungswelle, die ein rapides Ansteigen der Lebenshaltungskosten bewirkte. Die allmählich einsetzende Geldlohnerhöhung konnte die Teuerung nicht ausgleichen. Demzufolge sanken die Bruttoreallöhne immer weiter. Bei Kriegsende waren sie um etwa ein Viertel niedriger als 1914.[59]

Die Teuerung wirkte auf die verschiedenen Teile der Arbeiterklasse unterschiedlich. So erhielten die Beschäftigten in der Textilindustrie erheblich geringere Nominallöhne als die Chemiearbeiter. Am schlechtesten war die Lage der Frauen, die häufig ihre Kinder allein zu versorgen hatten. Die Frauenarbeitslosigkeit war während der ersten zwei Kriegsjahre sehr hoch.[60] Die Vermittlung in die Rüstungsproduktion ging noch relativ unsystematisch vor sich. Die in der Kriegsindustrie bereits tätigen Frauen arbeiteten zu weit geringeren Löhnen als ihre männlichen Kollegen. Die schlechte Ernährung wirkte sich bei der enorm angestiegenen körperlichen Belastung in den Betrieben sowie durch die Zunahme häuslicher Pflichten verheerend auf den Gesundheitsstand der Frauen aus.[61]

56 Vgl. Gerd Hardach, Der erste Weltkrieg. Geschichte und Weltwirtschaft im 20. Jahrhundert, Bd. 2, München 1972, S. 119.

57 Vgl. ebd., S. 123 ff.

58 Vgl. Schröter, S. 86.

59 Vgl. Kuczynski, Bd. 4, S. 329, 350, 351.

60 Vgl. Charlotte Lorenz, Die gewerbliche Frauenarbeit während des Krieges, Stuttgart, Berlin, Leipzig 1928, S. 318; Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, hrsg. v. kaiserlichen Statistischen Amte, 38. Jg., 1917, S. 142.

61 Vgl. Kuczynski, Bd. 4, S. 411.

Die Generalkommission hatte schon in der »Julikrise« darauf hingewiesen, daß ein Krieg vor allem auf Kosten der Ernähung der Zivilbevölkerung gehen werde. Zur Effektivierung der Ernährungskriegswirtschaft unterbreitete sie der Regierung am 13. August 1914 ein Programm, das umfassende staatliche Eingriffe in die Produktion und Verteilung landwirtschaftlicher Güter vorsah.[62] Indessen reagierte die Regierung auf dieses Programm und zahlreiche weitere Eingaben der Gewerkschaften kaum.[63] Die Auswirkungen des Lebensmittelwuchers und der mangelhaften Versorgung auf die Kriegsführung waren im ersten Stadium des Krieges noch nicht so offenkundig, daß kriegswirtschaftliche Eingriffe erforderlich geworden wären. Das änderte sich, als sich im Laufe des Jahres 1915 die Proteste in der Bevölkerung und an der Gewerkschaftsbasis gegen Wucher und Mangel mehrten. Im Februar 1915 kam es infolge des Kartoffelmangels zu »stürmischen Szenen« vor den Geschäften[64], und einen Monat später demonstrierten Hunderte von Frauen spontan vor dem Reichstagsgebäude. Ende Mai fand dort die erste organisierte Frauendemonstration für Frieden und Brot statt, worin sich die Einsicht widerspiegelte, daß allein das Ende des Krieges auch eine Verbesserung der Lebenslage ermöglichen würde.[65] Schließlich kam es zur gleichen Zeit ebenfalls auch Anlaß des Lebensmittelwuchers zum ersten Mal im Krieg in größerem Ausmaß zu Streiks. Die Arbeiter zahlreicher Rüstungsbetriebe erreichten mit diesem Mittel meistens die Erfüllung ihrer Forderung nach Teuerungszulagen. Die Rückbesinnung auf das alte Kampfmittel erwies sich somit als wesentlich effektiver als die Eingabepolitik der Generalkommission, die dafür sorgte, daß keine Informationen über die Streiks in der Gewerkschaftspresse veröffentlicht wurden.[66] Diese Proteste und beginnende Schwierigkeiten bei der

62 Vgl. Umbreit, Krieg, S. 92.
63 Vgl. ebd., S. 92–97.
64 Vgl. H. Wohlgemuth, Burgkrieg nicht Burgfriede, Berlin 1963, S. 108.
65 Vgl. Dokumente und Materialien II/1, Nr. 63, S. 167–168, S. 167.
66 Vgl. Raase, S. 38 f.

Heeresernährung bewirkten erste staatliche Eingriffe. Man bediente sich vor allen Dingen folgender vier Methoden:

Für viele Grundnahrungsmittel wurden Höchstpreise festgesetzt, die allerdings erheblich über dem Friedensniveau lagen und darüber hinaus durch den sich ausdehnenden Schwarzmarkt umgangen wurden.[67] Dann wurden die Brotgetreidebestände gesichtet, beschlagnahmt und staatlich verteilt. Allerdings gelang es den Großagrariern, Lager zu verheimlichen und dem Schwarzmarkt zuzuführen.[68] Da die natürliche Vermehrung bzw. Erhaltung der landwirtschaftlichen Erzeugung nur bei verminderter Aufrüstung möglich war, griff man darüber hinaus zum Mittel der Streckung durch Ersatzstoffe, von denen der Staat bis Ende des Krieges 11 000 lizensierte.[69] Parallel dazu vollzog sich ab Januar 1915 die staatlich gelenkte »Beschränkung des Konsums der Bevölkerung«[70], d. h. die Rationierung von Lebensmitteln.[71] Während jedoch für die arbeitende Bevölkerung nicht einmal garantiert war, daß sie die Mindestrationen erhielt, bot der Schwarzmarkt den besitzenden Klassen reichhaltige Auswahl.[72]

Die Generalkommission versuchte durch weitere Eingaben die staatliche Ernährungspolitik effektiver zu machen. Diese Kritik hinderte sie jedoch nicht daran, tatkräftig an der Durchführung der geschilderten Maßnahmen mitzuarbeiten. U. a. beteiligten sich die freien Gewerkschaften an einer allgemeinen »Sparsamkeitspropaganda« der Regierung Anfang 1915.[73] Ein Mitglied der Generalkommission erkannte sogar in der staatlichen Mangel- und Durchhalteverwaltung die allerdings schlecht durchgeführten Grundlinien des gewerkschaftlichen Kriegsernährungsprogramms wieder.[74]

67 Vgl. Umbreit, Krieg, S. 93 f. Diese Methode wurde bereits seit Oktober 1914 ohne Erfolg angewandt.
68 Vgl. Schröter, S. 86.
69 Vgl. ebd.
70 Ebd., S. 87.
71 Vgl. Kuczynski, Bd. 4, S. 351.
72 Vgl. Jürgen Kocka, Klassengesellschaft im Krieg 1914 bis 1918, Göttingen 1973, S. 44.
73 Vgl. Umbreit, Krieg, S. 96.
74 Vgl. ebd., S. 96.

Zwangsläufig mußte sich, da die landwirtschaftliche Produktion nicht vermehrt wurde, die Ernährungslage proportional zur Dauer des Krieges verschlechtern. Die Folgen des zweiten Kriegswinters waren derart verheerend, daß der Kriegsminister meinte, den Krieg wegen der Ernährung beenden zu müssen.[75] Die wachsende Mißstimmung in der Arbeiterschaft war Anlaß, die zersplitterte Verwaltung im Mai 1916 durch ein zentrales Kriegsernährungsamt zusammenzufassen und darüber hinaus zum ersten Mal einen Vertreter der Sozialdemokratischen Partei in eine Reichsbehörde aufzunehmen. Der Vertreter der Obersten Heeresleitung im Kriegsernährungsamt, General Groener, bezeichnete es »angesichts der Streikstimmung, die sich in den letzten Maitagen im Saarrevier zeigte«, als »höchste Zeit«, die Nahrungsmittelversorgung zentral zu lenken.[76] Die Funktion des Sozialdemokraten Dr. Müller, der Staatssekretär im Kriegsernährungsamt wurde, sah er vor allem darin, daß sich so »die Sozialdemokratie nicht der Verantwortung für die Ernährung entziehen« konnte.[77] Aus diesen Äußerungen ist einmal ersichtlich, daß nicht die Burgfriedenspolitik zur Aufnahme Müllers in das Ernährungsamt führte, sondern die Streikstimmung. Zum anderen wird hieraus die primär beschwichtigende Funktion des Amtes deutlich. Denn an den bisherigen Methoden der Ernährungspolitik änderte sich nichts, und die ständige Verschlechterung vermochte es nicht aufzuhalten.[78] Die mit dem Kriegsernährungsamt zum ersten Mal institutionell abgesicherte Kooperation von Junkern, Monopolkapital, Militär und Führern der Arbeiterklasse sollte in der Bevölkerung den Eindruck erwecken, daß die knappen Güter jetzt zumindest gerecht verteilt würden. Denn in polizeilichen Stimmungsberichten wurde immer wieder betont, daß die »ungleiche Verteilung der knappen Güter auffallender und aufreizender in der

75 Vgl. dazu Wilhelm Groener, Lebenserinnerungen. Jugend – Generalstab – Weltkrieg, hrsg. v. Friedrich Frhr. Hiler von Gaertingen, Göttingen 1958, S. 332.

76 Ebd., S. 337.

77 Ebd., S. 335.

78 Vgl. H. U. Wehler, Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918, Göttingen 1973, S. 203; Hardach, S. 129.

Bevölkerung (wirkte) als die Knappheit der Güter selbst«.[79] Das Kriegsernährungsamt änderte jedoch am Mangel so wenig wie an der klassenmäßigen Verteilung.

Die Beteiligung der Generalkommission an der Durchhaltepropaganda

Bei der ideologischen Rechtfertigung des Krieges paßten sich die Gewerkschaftsführer den veränderten Bedingungen der zweiten Phase an. Allmählich waren die Eroberungsabsichten des deutschen Imperialismus aufgrund des Kriegsverlaufs selbst und der verstärkten Aufklärungsarbeit der Kriegs- und Burgfriedensgegner nicht mehr so perfekt zu verschleiern wie bei Kriegsausbruch. Zunächst versuchte das Correspondenzblatt noch den Bruch der Neutralität Belgiens und dessen Besetzung mit Defensivzielen zu rechtfertigen: »Wir können uns der Erkenntnis nicht entziehen, daß die deutsche Heeresleitung in einer Zwangslage war, daß sie mit ihrem Vorgehen nur einem bereits vorbereiteten Beutralitätsbruch von gegnerischer Seite zuvorgekommen ist.«[80]

Doch schon bald bekannte sich die Generalkommission offen zu den annexionistischen Kriegszielen, wobei ihr Bemühen sich darauf richtete, das Interesse der deutschen Arbeiterklasse an der Ausbeutung und Unterwerfung anderer Völker zu begründen. Die zentrale Publikation in diesem Zusammenhang ist das von Wilhelm Jansson 1915 herausgegebene Buch »Arbeiterinteressen und Kriegsergebnis«, an dem die zwei Methoden deutlich werden, mit denen die Gewerkschaftsmitglieder ideologisch zum Durchhalten bewegt werden sollten. Die »Zuckerbrotmethode« bestand darin, ökonomische, soziale und politische Vorteile für die deutsche Arbeiterklasse bei einem deutschen Sieg in Aussicht zu stellen. Einmal als Belohnung für ihre vaterländische Haltung im Rahmen der nach einem »Siegfrie-

79 Kocka, S. 34.
80 Correspondenzblatt Nr. 47 v. 21. 11. 1914; vgl. auch Nr. 49 v. 5. 12. 1914, S. 633.

den« erhofften innenpolitischen Neuorientierung (preußische Wahlrechtsreform, Anerkennung der Koalitionsfreiheit für alle Arbeiter, Anerkennung der Gewerkschaften als legitime Vertreter der Arbeiterklasse), zum anderen aber, weil die Gewinnung neuer Absatzmärkte und Rohstoffquellen die Arbeitsplätze sicherer machen und überhaupt das wirtschaftliche Niveau in Deutschland heben werde. Die Vorstellungen der Generalkommission liefen darauf hinaus, die deutsche Arbeiterklasse zu einer Art »nationaler Arbeiteraristokratie«[8] über auszubeutende andere Völker zu machen. So bezeichnete es Wilhelm Jansson »als unser Interesse (. . .), daß die deutsche Industrie als solche aus der Erschließung der Gebiete des Ostens erhöhte Arbeitsgelegenheit bekommt«.[82]

Der Vorsitzende des Deutschen Bergarbeiterverbandes, Otto Hu, sprach gar vom »Naturrecht« der Deutschen »als Kolonisten und weltwirtschaftliche Unternehmer«.[83] Sogar an die Besetzung des neutralen Belgien knüpften die Gewerkschafter Hoffnungen: »Heute weht die deutsche Flagge auf den Türmen Antwerpens, hoffentlich für immer.«[84] Auf die Forderung nach Räumung der besetzten Gebiete reagierte das Correspondenzblatt empört: »Die Zumutung, diese Gebiete ohne irgendwelche Entschädigung für die seither aufgewendeten Kriegsopfer zu räumen, ist so absurd, daß kein Deutscher sich darüber in Erörterungen einlassen wird.«[85]

Daß unter »irgendwelche Entschädigung« auch Landerwerb verstanden wurde, bestätigten Legien und Bauer öffentlicht.[86]

Die zweite Methode, die der »Peitsche«, bestand in dem Ausmalen der schrecklichen Folgen einer deutschen Niederlage für die Arbeiterklasse. Hierbei bemühte man erneut insbesondere das Gespenst des reaktionären Zarismus.[87]

81 Vgl. J. v. Freyberg, G. Fülberth, J. Harrer u. a., Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. 1863–1975, Köln 1975, S. 55.
82 Zit. n. Raase, S. 21 f.
83 Zit. n. ebd., S. 22.
84 Zit. n. ebd., S. 21.
85 Correspondenzblatt Nr. 1 v. 1. 1. 1916, S. 1.
86 Vgl. Richter, S. 134.
87 Vgl. hierzu Jansson, Arbeiterinteressen, S. 1, 3, 151.

Neben der Propagierung der Kriegsziele in gewerkschaftlichen Organen betätigten sich Mitglieder der Generalkommission auch in Zahlreichen Kriegspropagandaausschüssen, u. a. in der von den Alldeutschen maßgeblich beeinflußten »Auskunftsstelle vereinigter Verbände«.[88] Die Ziele dieses Vereines waren so reaktionär, daß die Mitgliedschaft vor der Gewerkschaftsbasis geheimgehalten wurde. Als sich 1917 die »liberalisierenden« Teile der Großbourgeoisie im »Volksbund für Freiheit und Vaterland« eine eigene Organisation schufen, wechselte die Generalkommission in diese über.[89]

Die Formierung der gewerkschaftlichen Oppositionsbewegung

Kennzeichen der zweiten Kriegsphase war ein neuer Abschnitt in der Entwicklung der Oppositionsbeweung gegen den Krieg. Mit der Ablehnung der Kriegskredite im deutschen Reichstag durch Karl Liebknecht am 2. Dezember 1914 wurde das Signal für die Sammlung der Kriegsgegner in der Arbeiterbewegung gegeben. Die Auseinandersetzung in der Sozialdemokratie um Krieg und Opportunismus drang an die Öffentlichkeit. Der Schein der Geschlossenheit für den »Burgfrieden« wurde entgültig zerstört. Die kontroverse Diskussion um Kriegsunterstützung und »Burgfrieden« konzentrierte sich zunächst auf die Partei, während sich die Kriegsgegner in den Reihen der Gewerkschaften kaum artikulierten. Dies lag einmal daran, daß die Unterdrückung oppositioneller Meinungen hier lückenloser funktionierte als in der Partei, wo die Differenzen auch in den Führungsgremien ausgetragen wurden, zum anderen prägte das »Nur-Gewerkschaftertum« das Bewußtsein auch der gewerkschaftlichen Burgfriedensgegner, so daß diese die politisch-ideologische Auseinandersetzung als reine Parteiangelegenheit betrachteten. Das äußerte sich zum Beispiel darin, daß die

88 Vgl. Richter, S. 45.
89 Vgl. ebd.

Auseinandersetzung um die Haltung zum Krieg schlicht als »Parteistreit« bezeichnet wurde.[90]

Ein Bild über die gwerkschaftliche Oppositionsbewegung in der zweiten Kriegsphase vermittelt die Auseinandersetzung auf dem 12. ordentlichen Metallarbeiterkongreß im Juni/Juli 1915. Der Metallarbeiterverband war infolge der Umstellung der Volkswirtschaft auf die Kriegsproduktion zum größten und wichtigsten Verband der freien Gewerkschaften aufgestiegen, in dem 1916 bereits ein Viertel und 1918 schließlich fast die Hälfte aller freien Gewerkschafter organisiert waren. Zugleich war er das »Zentrum der Oppositionsbewegung gegen die Politik der Gewerkschaftsführung«[91]. Seine Mitglieder waren es, die sich Anfang 1915 in zunehmendem Maße über den »Burgfrieden« hinwegsetzten und ihren Forderungen durch Streiks Nachdruck verliehen.

Bereits die Tatsache der Einberufung des Verbandstages muß als Zugeständnis an die Opposition gewertet werden, da dies für die Kriegszeit nicht vorgesehen war. Die Mehrheit der Delegierten war mit der Arbeit des Vorstandes unzufrieden. Dies äußerte sich vor allem über die Kritik an der Metallarbeiter-Zeitung, an der bemängelt wurde, daß sie sich massiv in den »Parteistreit« einmische, beschönigende Informationen zur Lage der Arbeiterklasse gebe und einen chauvinistischen Stil pflege. Ein Beschluß verpflichtete die Verbandszeitung dazu, der Aussprache Rechnung zu tragen und sich im »Parteistreit« zurückzuhalten.[92] Von einigen Delegierten wurde der Burgfrieden als Knebelung der Arbeiterklasse zum alleinigen Vorteil der Unternehmer bezeichnet, und der Vorsitzende Alexander Schlicke mußte schließlich zugeben, daß die »Solidarität der Klassen« ein Trugbild sei, da sich die Unternehmer von Anfang an nicht daran gehalten hätten.[93]

90 Dieser Begriff war von Carl Legien in seinem Vortrag »Warum müssen die Gewerkschaftsfunktionäre sich mehr am inneren Parteileben beteiligen?« (Vortrag v. 27. 1. 1915) geprägt worden.

91 Fritz Opel, Der Deutsche Metallarbeiterverband während des ersten Weltkrieges und der Revolution. Phil. Diss. Marburg 1956, S. 150.

92 Vgl. ebd., S. 71.

93 Vgl. ebd., S. 70 f.

Trotz dieser Kritik konnte der Vorstand sich und seine Politik bestätigen lassen. Die politisch-ideologische Schwäche der oppositionellen Redner bestand darin, daß sie bei ihrer Kritik am Burgfrieden die Kriegsfrage ausklammerten und damit eine erfolgreiche Arbeiterpolitik bei gleichzeitiger Kriegsunterstützung für möglich hielten. Damit gingen sie am Wesen der Burgfriedenspolitik vorbei, das in der Unterstützung des imperialistischen Krieges im Interesse der deutschen Großbourgeoisie bestand. Die Position der führenden Oppositionellen war mit Vorstellungen von der »politischen Neutralität« der Gewerkschaften behaftet. Unter den Bedingungen des Kriegszustandes kam jedoch jedem Abweichen von der offiziellen »Burgfriedenspolitik« – auch wenn es lediglich als »nackte Arbeiterinteressenvertretung« in einem rein ökonomischen Sinne gemeint war – unmittelbare politische Funktion im Kampf gegen den Krieg zu.

Zwischenbilanz nach zwei Kriegsjahren

Die Zwischenbilanz nach zwei Jahren Krieg zeigt eine allgemeine Senkung des Lebensstandards der Arbeiterklasse. In weniger als zwei Jahren waren die Errungenschaften jahrzehntelanger Kämpfe der deutschen Arbeiterbewegung zerstört worden. Die in den Klassenauseinandersetzungen gewachsenen Gewerkschaften waren sehr geschwächt. Die Mitgliederentwicklung wies für das Jahr 1916 weniger als zwei Fünftel des Standes von 1913 aus und erreichte damit ihren tiefsten Stand überhaupt.[94] Im Juni 1916 waren mehr ehemalige Mitglieder im Feld als Organisierte in den Betrieben.[95] Der Rückgang war allerdings nicht allein auf Einberufungen zurückzuführen. Viele Arbeiter hatten aus Enttäuschung über die »Burgfriedenspolitik« den Gewerkschaften den Rücken gekehrt.

94 Vgl. Karl Zwing, Die Geschichte der freien deutschen Gewerkschaften, Jena 1922, S. 145.

95 Vgl. ebd., S. 130.

Auf der Kapitalseite konnten vor allem die Monopole der Rüstungsindustrie ihre Profite gegenüber der Friedenszeit erhöhen.

Gewinne der Industrie während des Krieges
(Dividenden in v.H. des Aktienkapitals; Preisveränderungen ausgeschaltet)[96]

Jahr	Industrie-insgesamt	Großeisen-industrie	Chemische Industrie
1913/14	7,96	8,33	5,94
1914/15	5,00	5,69	5,43
11915/16	5,90	10,00	9,69
1916/17	6,52	14,58	11,81
1917/18	5,41	9,60	10,88

Diese Tabelle enthüllt bei weitem nicht das Ausmaß der faktischen Gewinne. Dazu einige Beispiele:

»In der Schwerindustrie stieg der Reingewinn von 1914/15 bis 1916/17 bei der Phönix AG von 15,47 Millionen auf 52,48 Millionen Mark, beim Bochumer Verein von 7,41 Millionen auf 15,55 Millionen und beim Hoesch-Konzern von 1,08 Millionen auf 17,52 Millionen Mark.«[97]

Die entsprechenden Dividenden stiegen von 12 auf 20, von 14 auf 25 und von 12 auf 24 Prozent.

Diese Profitsteigerungen waren einmal möglich, weil die enorme Aufrüstung die günstigste Voraussetzung für die Realisierung von Gewinnen in der Rüstungsindustrie bot. Zum anderen machte aber die Beschneidung der verfassungsmäßigen Bürgerrechte (z. B. Aufhebung der Freizügigkeit im Raum Groß-Berlin) unter den Bedingungen des Belagerungszustandes, die Aufhebung etlicher Schutzbestimmungen sowie schließlich die Stillhaltepolitik der Gewerkschaften eine ungehemmte, von Auflagen freie Ausbeutung der Arbeiter möglich.

96 Vgl. Kuczynski, Bd. 4, S. 191.
97 Vgl. Mottek u. a., Wirtschaftsgeschichte, Bd. III, S. 224.

Die »Burgfriedenspolitik« war begonnen worden mit dem Anspruch, die Errungenschaften der deutschen Arbeiterbewegung zu wahren. Tatsächlich zeigte sich aber, daß Ziele und Mittel der Burgfriedenspolitik nicht nur ungeeignet waren, die Belange der Arbeiter zu verteidigen, sondern sich im Gegenteil darauf richteten, die materielle Lage und die politischen Rechte der Arbeiterklasse im Interesse der imperialistischen Kriegsführung und der Sonderprofite der Rüstungsmonopole zurückzuschrauben.

Die Generalkommission gab die »Burgfriedenspolitik« jedoch als Erfolg aus, und weite Teile der Mitgliedschaft waren, trotz der spürbaren Verschlechterungen, geneigt, dieser Darstellung zu folgen. Dies lag vor allen Dingen daran, daß die Alternative zur »Burgfriedenspolitik«, die konsequente Opposition gegen den Krieg, in den ersten Augusttagen erfolgreich als »unrealistisch« und »selbstmörderisch« aus dem Bereich des Möglichen verdrängt worden war. Auch vermochten die Führer der gewerkschaftlichen Oppositionsbewegung keine Alternative zur »Burgfriedenspolitik« anzugeben. Deshalb war anscheinend die einzige Alternative zum »Burgfrieden« die Zerschlagung der Organisationen und die brutale militärische Unterdrückung der Arbeiterklasse. Insofern erschien die Gewerkschaftspolitik in den Augen des größten Teiles der Mitgliedschaft als »kleineres Übel«.

Darüber hinaus verwies die Generalkommission auf Erfolge, die »ideeller« Natur waren und deren praktische Bedeutung für die Verbesserung der Lage der Arbeiter für die Zeit nach der »Durststrecke« des Krieges in Aussicht gestellt wurde: Gemeint war die Würdigung der Wirksamkeit der Arbeiterorganisationen durch den Staat.[99]

Die Zusammenarbeit von Gewerkschaften und Staat war davon geprägt, daß dieser die Dienste der Gewerkschaftsvorstände einseitig in Anspruch nahm – ohne irgendeine Gegenleistung für die Arbeiterklasse über das vage Versprechen hinaus,

98 Vgl. ebd.
99 Vgl. Umbreit, Gemeinsam Arbeit, S. 1355.

das Wohlverhalten der Gewerkschaften nach dem »Siegfrieden« zu belohnen. Das Ziel der staatlichen Behörden bei der Kooperation mit den Gewerkschaften war, die Kriegsbereitschaft der Arbeiterklasse zu sichern. Zunächst geschah die Zusammenarbeit auf der Ebene informeller Kontakte, die meist aus einer akuten kriegspolitischen Schwierigkeit heraus zustande kamen. Damit ist auch bereits angedeutet, daß die Kooperationsbereitschaft bzw. -abhängigkeit des Staates nicht als Erfolg der »Burgfriedenspolitik« zu verbuchen ist. Sie erhöhte sich im Gegenteil proportional zu der Gefährdung des »Burgfriedens» durch tatsächliche oder drohende Streiks. Ihre Funktion für den Staat – Sicherung der Kriegsbereitschaft der Arbeiterklasse – konnten die Gewerkschaftsführer jedoch nur so lange erfüllen, wie sie die Mehrheit der Arbeiter hinter ihre Politik bringen konnten. Der Preis für die Gefolgschaft der Arbeiterklasse wurde um so höher, je mehr sie unter den Folgen des imperialistischen Krieges zu leiden hatte und je stärker die Oppositionsbewegung wurde. Deshalb drängte die Generalkommission im Laufe des Jahres 1916 verstärkt darauf, greifbarere Früchte ihrer Kooperation mit dem Staat vorweisen zu können. In diesem Zusammenhang sind die zweifelhaften Erfolge der Gründung eines Kriegsernährungsamtes (eine gewerkschaftliche Zentralforderung), die Aufnahme Müllers als Vertreter der Sozialdemokratie in dieses Amt sowie die Zulassung von Gewerkschaften ohne Streikrecht für die staatlichen Eisenbahner im Juni 1916 zu sehen.[100]

Da die revisionistische Staatsauffassung, gepaart mit alten lasalleanischen Neutralitätsvorstellungen vom Staat, in den Gewerkschaften während der Zeit nach der Jahrhundertwende weit vorgedrungen war, konnten die Gewerkschaftsführer durchaus damit rechnen, daß Kontakte mit dem Staatsapparat an sich schon als Erfolge anerkannt werden würden. Die Kooperation wurde von Robert Schmidt bereits 1915 als »Eindringen (der Gewerkschaften) in das Getriebe des Staates«[101]

100 Zur Gründung der Eisenbahnergewerkschaft vgl. Umbreit, Krieg, S. 138 f.

101 Robert Schmidt, Kapitalismus und Sozialpolitik, in: Jansson (Hrsg.), Arbeiterinteressen, S. 1–10, S. 6.

bezeichnet, womit nach revisionistischer Auffassung ein wichtiger Hebel für das friedliche Hineinwachsen des Kapitalismus in den Sozialismus geschaffen war. Die gewaltige Ausdehnung der Staatstätigkeit im Rahmen der Kriegswirtschaft wurde als ein Stück Sozialismus betrachtet und für die Entmachtung des Großkapitals ausgegeben.[102] Die Differenzen zwischen dem Kriegsministerium – insbesondere der Sichler'schen Arbeitsmarktabteilung – und der Schwerindustrie schienen das zu bestätigen. Die Widersprüche innerhalb der herrschenden Klasse wurden von der Gewerkschaftsführung als Kampf zwischen neutralem Staat und Großkapital gewertet.

»Kleineres Übel-Denken« und Illusionen über den Charakter des Staates – beides zentrale Elemente des Reformismus – prägten auch das Bewußtsein der Gewerkschaftsbasis. Zusammen mit schärfster staatlicher Unterdrückung der Kriegsgegner ermöglichten sie es der Generalkommission während der ersten beiden Kriegsjahre, trotz des immer deutlicher werdenden Widerspruchs zwischen den Ergebnissen ihrer Politik und den Interessen der Arbeiterklasse sich im großen und ganzen unangefochten die Gefolgschaft der Arbeiterklasse zu sichern.

4. Die freien Gewerkschaften in der dritten Kriegsphase von Mitte 1916 bis zum Vorabend der Novemberrevolution 1918

Die Zeit von Mitte bis Ende 1916 markiert eine Wende im Verlauf des Ersten Weltkrieges. Die Schwierigkeiten aller beteiligten Länder, die Kriegsführung militärisch, kriegswirtschaftlich und hinsichtlich der Kriegsbereitschaft der Bevölkerung zu gewährleisten, nahmen sprunghaft zu als direkte Folge der

102 Vgl. Metallarbeiterzeitung Nr. 48 v. 25. 11. 1916.

Dauer des Krieges und insbesondere der Material und Menschen verschlingende Stellungsschlachten an der Somme und vor Verdun.[103]

Auch in Deutschland spitzte sich die Lage seit Mitte 1916 zu. Die Klassenauseinandersetzungen hatten an Umfang und Schärfe zugenommen. Überall im Lande kam es zu Hungerunruhen.[104], und auch die organisierten Klassenkämpfe mehrten sich. Während der Verhandlung im Landesverratsprozeß gegen Karl Liebknecht kam es zu den ersten politischen Massenstreiks während des Krieges: in Berlin traten 55 000 Arbeiter mehrerer Großbetriebe für die Freilassung Liebknechts in den Ausstand, in Braunschweig waren alle Großbetriebe und in Bremen alle Werften stillgelegt. Auch in anderen Städten kam es zu Protestdemonstrationen. Die Militärbehörden reagierten mit der Verhaftung mehrerer führender Linker – unter ihnen Rosa Luxemburg, Clara Zetkin, Franz Mehring und Julian Marchlewski – und hunderter streikender Arbeiter.[105] Die Kriegswirtschaft war immer weniger in der Lage, den gewachsenen Anforderungen der Kriegsführung nachzukommen:

Die Rohstoffgewinnung und -verteilung wurde seit Anfang des Krieges von der Kriegsrohstoffabteilung zentral gelenkt und zählte zu den effektivsten staatlichen Regulierungsbereichen. Trotzdem zeigte sich im Herbst/Winter 1916/17, daß sogar Rohstoffe, die in Deutschland gefördert werden konnten, knapp wurden. Dies betraf vor allem die Kohle-, aber auch die Eisenproduktion.[106] Hauptursache waren der katastrophale Mangel an Bergleuten und der Raubbau aufgrund fehlender Neuaufschlüsse. Hinzu kam, daß sich ab Mitte 1916 auch die Importe rapide verringerten, da die Entente die Blockade immer lückenloser zu organisieren vermochte.

103 Vgl. Fritz Klein, Deutschland 1897/98–1917 – Deutschland in der Periode des Imperialismus bis zur Großen Oktoberrevolutiobn, 3., überarb. u. erw. Aufl. Berlin 1972, S. 360 f.

104 Vgl. Dokumente und Materialien II/1, Nr. 138, S. 392.

105 Vgl. Klein, Deutschland 1897/98–1917, S. 358 sowie Dokumente und Materialien II/1, Nr. 142, S. 401–402.

106 Vgl. Goebel, S. 34.

Karl Helfferich, Direktor der Deutschen Bank, der seit Anfang 1915 als Leiter des Reichsschatzamtes mit der Kriegsfinanzierung befaßt war, stellte fest, daß die Kriegskosten im Herbst 1916 ins »Unermessene«[107] wuchsen und ihre Deckung seitdem mit »wachsender Beschleunigung abwärtsgerollt«[108] sei.

Die Regulierungsmaßnahmen der Sichler'schen Arbeitsmarktabteilung im Kriegsministerium konnten nicht verhindern, daß die Verknappung an Menschen zu einem allgemeinen Arbeitermangel in der Kriegsindustrie führte. Hinzu kam eine rapide Abnahme der Arbeitsproduktivität als Folge der Krise im Bereich der Versorgung, der schlechten Qualifikationsstruktur der Arbeiter, der mangelhaften und knappen Rohstoffe sowie der veralteten Produktionsinstrumente.[109]

Die Schere zwischen Siegeshoffnungen und Realisierungschancen klaffte Mitte 1916 weiter auseinander als je zuvor. Trotzdem meinten insbesondere die »konservativ-imperialistischen« Teile der Großbourgeoisie, durch eine Änderung der Militär- und Innenpolitik die Kriegshandlungen noch zugunsten des »Siegfriedens« wenden zu können.

Der Wechsel in der Obersten Heeresleitung (OHL), an deren Spitze Ende August die »willensstarken Männer« Generalfeldmarschall Paul v. Hindenburg und General Erich Ludendorff berufen worden waren, war zwar von allen Teilen der herrschenden Klasse herbeigeführt worden, jedoch signalisierte er den internen Erfolg der »konservativ-imperialistischen« Teile der Monopolbourgeoisie. Nicht nur in der Kriegszieldiskussion, sondern auch in allen innenpolitischen Fragen bezogen Hindenburg und Ludendorff die Position der konservativen Richtung.[110]

107 Karl Helfferich, Der Weltkrieg, 3 Bde., Berlin 1919, Bd. 2, S. 152.
108 Ebd., S. 153.
109 Vgl. Kuczynski, Bd. 4, S. 397 f.
110 Vgl. Helmuth Weber, Ludendorff und die Monopole. Deutsche Kriegszielpolitik 1916–1918, Berlin 1966, S. 39 ff.

Die Vorbereitung eines Arbeitszwangs für das gesamte Reichsgebiet

Das innenpolitische Programm der neuen OHL kennzeichnen drei Entscheidungen, die für die gesamte dritte Kriegsphase bestimmend waren: das gewaltige Aufrüstungsvorhaben mit dem Namen »Hindenburg-Programm« vom August 1916, die Errichtung einer kriegswirtschaftlichen Lenkungszentrale, des Kriegsamts, am 1. 11. 1916 und die Sicherung der Arbeitskräfte für die Kriegsindustrie mit der Verabschiedung des »Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst« am 2. 12. 1916. Zusammengenommen machten diese drei Maßnahmen das Wesen der Militärdiktatur Hindenburgs und Ludendorffs aus: die totale Unterordnung aller gesellschaftlichen Bereiche unter die Bedürfnisse der abenteuerlichen Kriegsführung des deutschen Imperialismus.

Das Hilfsdienstgesetz bildete das Kernstück dieses Vorhabens. Es war der Versuch, die Arbeiterschaft mit außerökonomischem Zwang zur Arbeit in der Kriegsindustrie und zum Stillhalten zu bringen. Die »Burgfriedenspolitik« trat in eine neue Phase ein: Sie wurde zum Gesetz erhoben, um die wachsenden Proteste in der Arbeiterklasse niederzuhalten.

Der bevorstehende personelle Wechsel in der OHL ermutigte die schwerindustriellen Kreise zu einem erneuten Vorstoß gegen die bisherige Arbeitsmarkt- und Beschaffungspolitik des Kriegsministeriums. In einem Memorandum vom 23. 8. 1916 forderte der Verein deutscher Eisenhüttenleute zur Erhöhung der Rüstungsproduktion eine organisatorische und inhaltliche Neuregelung der Arbeiterfrage.[111] Die OHL, über ihren Berater Oberst Bauer eng mit der Montanindustrie verbunden, machte sich deren Forderungen zu eigen. In einem Schreiben an den Kriegsminister vom 31. 8. verlangte sie bis zum Frühjahr 1917 eine Verdoppelung der Produktion von Munition und Waffen sowie eine Verdreifachung der hergestellten Menge an Maschi-

111 Vgl. Sichler/Tiburtius, S. 31; Feldman, S. 155 f.

nengewehren und Geschützen.[112] In dem Schreiben hieß es, daß die Arbeiterfrage »ausschlaggebend«[113] für die Erfüllung dieses später nach Hindenburg benannten Aufrüstungsvorhabens sein werde. Ferner wurde eine Änderung der bisherigen Arbeitsmarktpolitik der Sichler'schen Abteilung zugunsten einer zwangsweisen Regelung der Arbeiterfrage angekündigt.

Während sich alle Teile der herrschenden Klasse über eine weitere Aufrüstung einig waren und die Arbeiterfrage als Dreh- und Angelpunkt der Durchführung des Hindenburg-Programms ansahen, gab es Differenzen darüber, wie aus der Arbeiterklasse noch mehr herauszuholen und wie sie gleichzeitig am besten zu disziplinieren sei. Im September und Oktober 1916 fanden die internen Beratungen der militärischen, politischen und monopolistischen Führungsspitzen über diese Fragen statt.

Ludendorff und Hindenburg unterbreiteten am 13. 9. 1916 – nach Absprache mit A. Krupp und C. Duisberg (Generaldirektor der Farbfabriken Fr. Bayer u. Co., Leverkusen) – Vorschläge für eine allgemeine Arbeitspflicht der gesamten nicht wehrpflichtigen Bevölkerung in der Kriegsindustrie.[114] Der Reichskanzler und der Kriegsminister – bestärkt durch den Arbeitsmarktexperten Sichler – widersetzten sich zunächst diesen Plänen, weil sie negative Auswirkungen auf die Kriegswilligkeit der Gewerkschaften fürchteten.[115] Die OHL beharrte jedoch auf der Aufhebung der Freizügigkeit. Als Kompromiß schlug der Kriegsminister vor, die Wehrpflicht bis zum 60. Lebensjahr auszudehnen. Die 46- bis 60jährigen sollten, wie bisher die jüngeren Jahrgänge, für die Kriegswirtschaft reklamiert werden. Eine unmittelbare Unterstellung des Arbeiters unter das Kommando des Unternehmers wurde als zu gefährlich für die Kriegsstimmung angesehen.Darüber hinaus versprach sich der

112 Abgedr. in: Erich Ludendorff (Hrsg.), Urkunden der Obersten Heeresleitung über ihre Tätigkeit 1916–1918, Berlin 1921, S. 63–65 (im folgenden: Urkunden).

113 Ebd., S. 64.

114 Vgl. ebd., S. 65–69; Richter, S. 75 Anm. 118 sowie Feldman, S. 163 ff.

115 Vgl. Sichler/Tiburtius, S. 13 f.

Reklamierungsexperte Sichler eine effektivere Lenkungsmöglichkeit über den Hebel des militärischen Arbeitszwangs.[116]

Ende Oktober kam es zu einer Einigung. Die führenden Monopolisten setzten einen zivilen Arbeitszwang für alle Männer zwischen 16 und 60 Jahren in kriegswichtigen Bereichen durch.[117] Einen militärischen Arbeitszwang lehnten sie ab. Sie hatten bereits Erfahrungen mit den Militärbehörden bei der Reklamierungsfrage in der zweiten Kriegsphase gesammelt und erkannt, daß es Widersprüche zwischen der militaristischen »ratio« und ihren eigenen, unmittelbaren Interessen geben konnte. Für sie war es vorteilhafter, »die Befehlsgewalt über alle zur Durchführung des Hindenburg-Programms herangezogenen Arbeiter selbst zu übernehmen«.[118]

Die Politik der Generalkommission bei der Entstehung des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst

Während diese internen Auseinandersetzungen zugunsten eines zivilen Arbeitszwangs entschieden wurden, hing dessen Durchsetzung wesentlich von der Haltung der Gewerkschaften ab. Die objektiven Bedingungen für den Kampf gegen den Arbeitszwang waren aufgrund der zentralen Bedeutung der Arbeiterfrage günstig. Auch die Vertreter der »konservativ-imperialistischen« Richtung waren davon überzeugt, daß eine so entscheidende Maßnahme wie die Durchführung eines Arbeitzwangs nicht gegen den Willen der Organisationen der Arbeiterklasse durchgesetzt werden konnte. Gerade die OHL betonte, daß eine Einigung des deutschen Volkes – wie im August 1914 – für den Erfolg der »letzten Anspannung aller Volkskräfte« entscheidend sei. Sie bestand auf einer gesetzlichen Regelung durch den Reichstag, da dieser »unbedingt die Verantwortung mittragen« sollte.[119] Sie verlangte aber, daß die

116 Vgl. Sichler/Tiburtius, S. 109–118.
117 Vgl. Groener, Tagebucheintragung v. 29. 10. 1916, S. 555.
118 Weber, S. 53.
119 Urkunden, S. 81.

Verabschiedung des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst – wie das Zwangsgesetz getauft wurde – mit Rücksicht auf die außen- und innenpolitische Wirkung schnell und reibungslos vonstatten gehen sollte.

Zur Sondierung der Lage wurde Anfang November 1916 die Diskussion des Hilfsdienstes auf den Kreis der Vorsitzenden der im Parlament vertretenen Parteien und der Gewerkschaftsvorstände ausgedehnt. General Groener vertrat hierbei die Oberste Heeresleitung und Karl Helfferich die Reichsleitung. In den geheimen Verhandlungen drängte der sozialdemokratische Parteivorsitzende Friedrich Ebert zwar auf Beratung des Gesetzes, ließ sich aber auf den die Öffentlichkeit ausschließenden Weg der Diskussion in Ausschüssen ein.[120] Eine Tag später fanden ebenfalls geheime Beratungen mit der Generalkommission statt.[121] Legien und Bauer hatten keine prinzipiellen Einwände. Sie gingen aber noch einen Schritt weiter als Ebert. Sie stimmten dem Grundgedanken zu und stellten lediglich folgende Kompensationsforderungen:

1. Die Errichtung von Kriegsausschüssen,
2. Zuschüsse für verpflanzte Arbeiter bei doppelter Haushaltsführung,
3. Errichtung von Arbeiterausschüssen in den Betrieben,
4. Einrichtung von Schlichtungsausschüssen und
5. die Koalitions- und Versammlungsfreiheit.

Diese »Mitbestimmungsforderungen« schränkten sie von vornherein wieder ein, indem sie Groener zugestanden, daß das Kriegsamt in allen Fragen des Hilfsdienstes die ausschlaggebende Stimme haben sollte. Helfferich und Groener nahmen nicht verbindlich Stellung zu den Forderungen, letzterer stellte jedoch die Aufnahme eines Funktionärs der freien Gewerkschaften in das Kriegsamt in Aussicht.

Festzuhalten bleibt, daß Legien und Bauer bereits ihre grundsätzliche Zustimmung zur Liquidierung der einzigen Grund-

120 Vgl. Feldman, S. 208 f.
121 Vgl. ebd., S. 207 f.
122 Vgl. ebd., S. 209.

freiheit des Arbeiters gaben, »frei« über seine Arbeitskraft zu verfügen, als Helfferich und Groener noch nicht einmal den sogenannten Ausgleichsforderungen zustimmten.

Doch den konservativen Kräften gingen sogar diese Forderungen zu weit. Zwar hatten die führenden Monopolherren aller Industriezweige der Errichtung von Kriegsausschüssen nach dem Groß-Berliner Beispiel schon vor den Verhandlungen mit der Generalkommission zugestimmt, doch fürchteten sie von den weiteren Forderungen, daß sie den Krieg überdauern und unter den Bedingungen freizügiger Arbeit zu wirklichen Kampforganen der Gewerkschaftsbewegung werden könnten. Obwohl Kriegsamtsleiter Groener warnte, daß der Krieg niemals gegen die Arbeiter gewonnen werden könnte[122], legte die Regierung am 22. 11. 1916 den Franktionsvorsitzenden des Reichstages einen Hilfsdienstentwurf vor, der keine Gewerkschaftsforderungen berücksichtigte.

Erst am 23. 11. wurde mit Beginn der informellen Beratungen im Haushaltsausschuß das Vorhaben auch einer größeren Öffentlichkeit bekannt. Früher als die Mitglieder der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion und die Öffentlichkeit erfuhren die Führer der Zentralvorstände der Gewerkschaften von dem Regierungsvorhaben.[123] Ob Legien und Bauer den endgültigen Regierungsentwurf zu dem Zeitpunkt schon kannten, ist ungewiß. Auf einer Konferenz der gewerkschaftlichen Zentralvorstände teilten sie mit, daß Groener viel Verständnis für ihre Forderungen gezeigt und die Sicherung der Arbeiterinteressen versprochen habe. Obwohl dies völlig ungesichert war, billigte die Vorständekonferenz das Zwangsgesetz ohne Gegenstimme. Umbreit rechtfertigte noch 1917 dieses Vorgehen:

»Das alles (gemeint sind die Gewerkschaftsforderungen, K.P./F.W.) wurde auch zugesichert, und die militärischen Behörden zeigten dabei den Arbeiterforderungen gegenüber ein weitgehenderes Verständnis, als diese seither bei den Zvilbehörden gefunden hatten. So konnte die Durchführung des Gesetzes bedenkenlos dem Kriegsamt überlassen werden, und

123 Vgl. Umbreit, Weltkrieg, S. 84.

unter diesen Voraussetzungen stimmte die Konferenz der Gewerkschaftsvorstände am 22. November der Einführung der Zivildienstpflicht zu.«[124]

Weiter führte Umbreit aus, daß die endgültige Vorlage völlig überraschend kam, und er fügte hinzu: »So ging die Sache allerdings nicht, wie es sich die Zivilregierung (. . .) gedacht hatte.«[125] Aus diesem Satz könnte man schließen, daß die Generalkommission sich zumindest für die Durchsetzung der sogenannten »Sicherungen« konsequent eingesetz hätte. Dies war aber nicht der Fall. Zwei Tage nach Veröffentlichung des Entwurfs schrieb die Metallarbeiter-Zeitung:

»Rein grundsätzlich gesehen ist die jetzt vorbereitete Organisation allerdings die stärkste kriegssozialistische Maßnahme« in Deutschland. »In der Idee gewiß ein ungeheurer Fortschritt«; die Arbeiterschaft müßte dafür sorgen, daß nicht »reiner Staatskapitalismus, sondern ein Stück Staatssozialismus das Ergebnis ist«.[126]

Die Metallarbeiter-Zeitung gab der Hoffnung Ausdruck, daß die »Planwirtschaft« auch nach dem Kriege beibehalten werde, und bedauerte es, daß der Krieg nötig war, »um diesen sozialistischen Gedanken zu Anerkennung zu verhelfen«.[127] Die größte Einzelgewerkschaft sah ihre Aufgabe also primär darin, den Boden in der Arbeiterschaft für die Durchsetzung des Arbeitszwanges zu bereiten. Erst in zweiter Linie erwähnte sie die Notwendigkeit, die »Sicherungen« durchzusetzen. Der einzige Ort, wo dies nach reformistischer Auffassung geschehen konnte, war das Parlament. Aber auch hier war das Handeln der Gewerkschafter hauptsächlich darauf gerichtet, eine positive Entscheidung ihrer Fraktionsgenossen zu erzwingen. Laut Parteibeschluß durften die Abgeordneten der sozialdemokratischen Fraktion keine grundsätzliche Stellungnahme zum

124 Ebd.
125 Ebd.
126 Metallarbeiter-Zeitung Nr. 48 v. 25. 11. 1916; vgl. auch den Artikel von Carl Severing v. 29. 11. 1916 in den Socialistischen Monatsheften 46/3/1916, S. 1243–1247.
127 Metallarbeiter-Zeitung Nr. 48, 1916.

Gesetz abgeben, sondern sollten scharf zum Ausdruck bringen, daß der Regierungsentwurf in keiner Weise befriedige.[128]

Die Gewerkschaftsführer gaben indes in der Öffentlichkeit positive Stellungnahmen ab: die Erfolgsaussichten der parlamentarischen Arbeit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion wurde damit erheblich gehemmt. Deren Taktik, die Regierung durch Unentschiedenheit zu Zugeständnissen zu bringen, wurde von Legien und Bauer bewußt durchkreuzt, um die Mehrheitsverhältnisse in der Fraktion durch Vorwegnahme der Entscheidung zu beeinflussen. Die Haltung der Fraktion war nämlich bis zur 3. Lesung ungewiß. Obwohl die von oppositionellen Mitgliedern gereinigt war und die sogenannten Gewerkschaftsforderungen schließlich doch alle berücksichtigt wurden, votierten in einer internen Abstimmung noch 21 von 49 Fraktionsmitgliedern gegen das Gesetz[129], das u. a. »Knebelgesetz«[130] genannt wurde. Bei der Abstimmung im Reichstag brach ein Drittel der Abgeordneten der sozialdemokratischen Fraktion die Fraktionsdisziplin, indem sie sich enthielten oder vorher den Saal verließen.

Am 2. 12. 1916 wurde das »Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst« schließlich mit allen Gewerkschaftsforderungen verabschiedet. Obwohl sich die konservativen Kräfte bis zuletzt gegen die Aufnahme von Zugeständnissen wehrten, billigten auch sie das Gesetz. Lediglich die Mitglieder der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft – die aus der sozialdemokratischen Fraktion ausgeschlossenen Kriegsgegner – stimmten dagegen.

Ursachen und Charakter der Zugeständnisse im Hilfsdienst

Das Hilfsdienstgesetz war Kernstück des Hindenburg-Programms. Es sah die allgemeine Arbeitspflicht für die männliche

128 Vgl. Die Reichstagsfraktion der deutschen Sozialdemokratie 1898 bis 1918 bearb. v. Erich Matthias und Eberhard Pikart, Düsseldorf 1966, S. 233.
129 Vgl. ebd., S. 237.

Bevölkerung vor. Betroffen waren faktisch ausschließlich Angehörige der Arbeiterklasse und des Kleinbürgertums. Objektive Grundlage für das Gesetz bildete der Mangel an männlichen Arbeitskräften in der Kriegsindustrie. Vermittels der Aufhebung der Freizügigkeit wurden die Arbeiter zwischen 17 und 60 Jahren an kriegswichtigen Betriebe und Behörden, zu denen auch landwirtschaftliche Produktionsstätten zählten, gebunden. Ohne Abkehrschein, den allein der Unternehmer ausstellen konnte, durften die Hilfsdienstpflichtigen den Arbeitsplatz nicht aufgeben. Konnte der Arbeiter jedoch im Bereich der Kriegsindustrie einen Arbeitsplatz zu besseren Bedingungen als seinem bisherigen nachweisen, mußte der Unternehmer den Schein ausstellen. Zur Regelung der Arbeitsverhältnisse sah das Hilfsdienstgesetz die Wahl von Arbeiterausschüssen in den größeren Betrieben und die Errichtung von Schlichtungsausschüssen auf regionaler Ebene vor. In letzteren waren unter militärischem Vorsitz Unternehmerverbände und Gewerkschaften paritätisch vertreten. In der Novemberrevolution wurde das Hilfsdienstgesetz als volksentrechtende Maßnahme aufgehoben.[131] Die Generalkommission nahm für sich in Anspruch, mit dem Hilfsdienstgesetz wichtige Zugeständnisse erreicht zu haben. Tatsächlich läßt das Verhalten Legiens und Bauers in der Entstehungsphase des Gesetzes die Aussage zu, daß nicht wegen, sondern trotz ihrer Tätigkeit einige Milderungen in das Zwangsgesetz eingebaut wurden. Die Ursachen hierfür lagen außerhalb der parlamentarischen Verhandlungen in den objektiven Schwierigkeiten des deutschen Imperialismus: Zum einen formierte sich in der Arbeiterklasse der Widerstand gegen das Zwangsgesetz. Noch vor dessen Verabschiedung billigten die

130 Vgl. ebd., S. 234 f.

131 Positive Einschätzungen des Hilfsdienstgesetzes gehen zurück auf den Rechenschaftsbericht der Generalkommission auf dem zehnten Gewerkschaftskongreß 1919; vgl. F. J. Furtwängler, Die Gewerkschaften – Ihre Geschichte und internationale Auswirkung, Hamburg 1956, S. 44; Hans Limmer, Die deutsche Gewerkschaftsbewegung, München und Wien 1966, S. 45; R. Seidel, Die deutschen Gewerkschaften, Mainz 1948, S. 79; H. J. Varain, Freie Gewerkschaften, Sozialdemokratie und Staat. Die Politik der Generalkommission unter der Führung Carl Legiens (1890–1920), Düsseldorf 1956, S. 89; Zwing, S. 134 sowie Feldman, S. 197 ff.

2000 Delegierten der Vertrauensmännerversammlung der Metallarbeiter Groß-Berlins folgende Resolution:

»Die Generalversammlung erblickt in diesem Gesetz ein Ausnahmegesetz für die Arbeiter, das auch durch keine Schutzbestimmungen seines Charakters entkleidet werden kann. Die von den Gewerkschaftesvertretern des Reichstages übermittelten Vorschläge geben keine Gewähr für die Wahrung der Arbeiterinteressen. Die Generalversammlung ersucht beide sozialdemokratischen Fraktionen, das Gesetz abzulehnen.«[122]

Auch die Generalversammlung des Holzarbeiterverbandes und der Schuhmacher forderten die Ablehnung.

Diese Proteste und die Schwierigkeiten, die Legien und Bauer hatten, um die (mehrheits-)sozialdemokratische -Reichstagsfraktion hinter sich zu bekommen, zwangen angesichts der militärischen und politischen Krise die Regierung zu Zugeständnissen. Die Gewerkschaftsführer waren für die herrschende Klasse nur unter der Voraussetzung als Bündnispartner interessant, daß ihnen die Arbeitermassen zu folgen bereit waren. Die Regierung war sich der Mithilfe der Gewerkschaftsführer sicher. Es herrschten jedoch unterschiedliche Auffassungen über den »Preis« für die Gefolgschaft der Massen.

Der führende Vertreter der Schwerindustrie, Hugo Stinnes, »glaubte mit dem sozialistischen Gedanken so leicht fertig werden zu können wie mit einzelnen sozialdemokratischen Politikern«.[134] Dabei übersah Stinnes allerdings, daß die Bedingungen für die gewerkschaftliche Stillhalte- und Burgfriedenspolitik Ende 1916 wesentlich ungünstiger waren als in den Augusttagen 1914 und sich die Voraussetzungen für eine Gefolgschaft der Arbeiter gegenüber der Gewerkschaftsführung verschlech-

132 Zit. n.: Verhandlungen des Reichstages. XIII. Legislaturperiode. II. Session. Bd. 308. Stenographische Berichte. Von der 61. Sitzung am 7. Juni 1016 bis zur 80. Sitzung am 12. Dezember 1916, Berlin 1916, 2292D (Rede Dittmanns, SAG). Neben dieser Resolution von Richard Müller wurde jedoch auf Drängen des überzeugten Sozialchauvinisten Siering eine abwieglerische Resolution durchgebracht, von der Legien im Reichstag behauptete, sie habe die Müller-Resolution aufgehoben und die Durchsetzung von »Sicherungen« gefordert.

133 Ebd., Sp. 2294 f.

134 Groener, S. 370.

tert hatten. Ein weiteres Moment, das zu Zugeständnissen zwang, ergab sich aus der Spezifik der kapitalistischen Lohnarbeit selbst: Jede Zwangsarbeit auf der Stufe des Kapitalismus enthält einen Widerspruch zwischen dem Ziel, ein Höchstmaß an ökonomischer Effektivität zu erlangen, und dem Mittel, dem unmittelbaren, außerökonomischen Zwang, der jede positive Einstellung zur Arbeit tötet. Deshalb mußte ein Anschein von Freiwilligkeit den Zwangscharakter des Gesetzes tarnen.[135]

Weiter behauptete die Generalkommission, das Hilfsdienstgesetz habe sich durch den Einbau von Sicherungen seinem Charakter nach verwandelt.[136] Unter den Vorkriegsbedingungen »freier« Lohnarbeit wären die geheime und direkte Wahl von Arbeiterausschüssen und die Anerkennung von Koalitionsfreiheit ein großer Erfolg für die Erweiterung der Rechte der Arbeiterklasse gewesen. Das Wesen des Hilfsdienstgesetzes bestand jedoch in der Entrechtung der Arbeiter, indem es ihre Freizügigkeit aufhob. Diese Entrechtung diente einer weiteren Aufrüstung, die zur Verlängerung des Krieges beitrug und zwangsläufig verheerende Folgen für die arbeitende Bevölkerung haben mußte. Die mit dem Hilfsdienstgesetz und seinen flankierenden Maßnahmen bezweckte Steigerung der Rüstungsproduktion konnten nur durch weitere Einschränkung der Reproduktionsmöglichkeiten (d. h. Nahrung, Kleidung, Heizmaterial, Freizeit usw.) der Arbeiter erreicht werden. Zudem diente die Aufhebung der Freizügigkeit zur Durchsetzung eines faktischen Lohnstopps im Interesse der Profite der Rüstungsmonopole. Nachdem der Streik als kollektives Mittel zur Durchsetzung von Lohnforderungen bereits durch die Erklärung des »Burgfriedens« von der Gewerkschaftsführung freiwillig aufgegeben und geächtet worden war, sollte mit dem

135 Legien hatte diese Tatsache in seiner Reichstagsrede zum Hilfsdienst genau benannt: Voraussetzung für die Entfaltung der Volkskraft für das Vaterland sei, »daß sich der *Wille*, ihre *Kräfte einzusetzen* bei den im vaterländischen Hilfsdienst Tätigen und auch bei denjenigen, die noch heranzuziehen sind, herbeigeführt wird. Denn das ist das Entscheidende: Waren, meine Herren, kann man beschlagnahmen und irgendwo aufstapeln; Arbeitskraft aber kann man nicht beschlagnahmen«. Reichstagsprotokolle, S. 2287B.

136 Vgl. Zwing, S. 134.

Hilfsdienstgesetzt auch die Möglichkeit, durch individuellen Arbeitsplatzwechsel Lohnerhöhungen zu erreichen, beseitigt werden.

Die Behauptung, das Hilfsdienstgesetz sei ein sozialpolitischer Erfolg, stützt sich vor allem auf die Wahl der Arbeiterausschüsse, die häufig als Keimformen der späteren Arbeiter- und Betriebsräte bezeichnet werden.[127] Um aus dem Hilfsdienstgesetz einen sozialpolitischen Erfolg zu machen, muß einerseits das Gesetz vom kriegspolitischen Zusammenhang und andererseits sein »positives« Element vom Gesamtgesetz getrennt werden. Auch die Darstellung der praktischen Funktion der Arbeiterausschüsse in den Klassenauseinandersetzungen widerlegt diese These. Die Arbeiterausschüsse waren nur dort Keimformen der Räte, wo es gelang, die Fesseln des Hilfsdienstgesetzes durch Streiks und ähnliche Massenaktionen zu sprengen. »Einzelne Beispiele eines positiven Wirkens können aber die insgesamt negative Beurteilung nicht ändern.«[138] Denn auch dort, wo es gelang, wirkliche Arbeitervertreter zu wählen, war es »unter den gegebenen machtpolitischen Verhältnissen im allgemeinen nicht (möglich), (. . .) sich als solche zu behaupten.«[139] Die Organisationsform war deshalb zur Interessenvertretung wenig geeignet, weil die Möglichkeiten zur Disziplinierung im allgemeinen sehr groß waren. Deshalb ist im Zuge der politischen Massenstreiks festzustellen, daß die Arbeiter nach russischem Vorbild eigene, illegale revolutionäre Obleute wählten. Diese waren die Keimformen der Arbeiterräte der Revolution.

Die Vertreter der »liberalisierend-imperialistischen« Taktik sahen in den Arbeiterausschüssen vor allem eine Möglichkeit, Arbeitskämpfe zu verhindern. Eine der wichtigsten Konsequen-

137 Vgl. z. B. Tormin, Zwischen Rätediktatur und sozialer Demokratie, Düsseldorf 1954, S. 18 ff.

138 D. Baudis, Die Arbeiterausschüsse im Mansfelder Kupferschieferbergbau in der Zeit des ersten Weltkrieges, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 3., 1962, S. 28–53, hier S. 51. Vgl. auch A. Schreiner, G. Schmidt, Die Rätebewegung in Deutschland bis zur Novemberrevolution, in: Revolutionäre Ereignisse und Probleme in Deutschland während der Periode der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution 1917/18, Berlin 1957, S. 229–308, hier S. 237 ff.

139 Baudis, S. 51.

zen des Kriegsamts nach den Aprilstreiks von 1917 war es, überall die Wahlen der Arbeiterausschüsse durchzuführen. Diese Maßnahme wäre vom Kriegsamt wohl kaum ergriffen worden, wenn die bestehenden Arbeiterausschüsse im größeren Umfang in revolutionärem Sinne aktiv geworden und aus der Kontrolle der Gewerkschaftsbürokratie geraten wären.

Die Politik der Generalkommission bei der Durchführung des Hilfsdienstgesetzes

Von seiten der OHL und der Regierung war beabsichtigt, die Verabschiedung des Hilfsdienstgesetzes zum Höhepunkt der seit dem Wechsel in der OHL betriebenen psychologischen Aufrüstungskampagne zu machen.[140] Ziel war es, durch eine Wiederbelebung der Kriegsbegeisterung die Hilfsdienstpflichtigen massenhaft zur freiwilligen Meldung zu bewegen.

Auch die Generalkommission konzentrierte sich im ersten Monat nach Verabschiedung des Hilfsdienstgesetzes voll auf diese Aufgabe. Die Gewerkschaftspresse veröffentlichte Artikel, in denen das Hilfsdienstgesetz als sozialpolitischer Erfolg und »kriegssozialistische« Errungenschaft verherrlicht wurde.

Das wichtigste Ereignis in diesem Zusammenhang war die Hilfsdienstkonferenz der drei Gewerkschaftsrichtungen (freie, christliche und Hirsch-Dunckersche) und der Angestelltenverbände am 12. 12. 1916.[141] Den Vertretern des Kriegsamts (Groener) und der Regierung (Helfferich) gelang es, den Versammelten »das Hilfsdienstgesetz schmackhaft zu machen«.[142] Die Konferenz verabschiedete eine von den freien Gewerkschaften eingebrachte Rsolution, die versprach, »einig und geschlossen alle Kraft in den Dienst des Vaterlandes (zu) stellen, damit die Vernichtungspläne der Gegner erfolglos bleiben«.[143] Das Spektakuläre an der Versammlung war die Bekräftigung des Bünd-

140 Vgl. Weber, S. 57.
141 Vgl. Umbreit, Krieg, S. 240 f.
142 Groener, S. 361.
143 Zit. n. Soziale Praxis und Archiv für Volkswohlfahrt, XXVI Jg. 1916, Nr. 12, Sp. 243.

nisses zwischen Gewerkschaftsführung und kaiserlichem Staatsapparat:

1. Alexander Schlicke, der Vorsitzende des Metallarbeiterverbandes, wurde zum Vorsitzenden des Unterausschusses für Arbeiterangelegenheiten im Ersatz- und Arbeitsdepartement des Kriegsamtes ernannt. »Es war das erste Mal, daß ein Vertreter der Gewerkschaftsbürokratie in eine Zentralbehörde des Reiches eintrat.«[144]

2. Ferner war die Anwesenheit Groeners und Helfferichs bei Arbeiterdelegierten an sich schon eine Neuheit.[145]

Insgesamt ist festzuhalten, daß mit der Verabschiedung des Hilfsdienstgesetzes die Zusammenarbeit von Staat und Gewerkschaften durch die Aufnahme Alexander Schlickes in das Kriegsamt sowie über das System der regionalen Schlichtungsausschüsse einen festen, institutionell abgesicherten Rahmen erhielt.

Der Erfolg der damit einhergehenden Propagandawelle war gering. Am 1. März 1917 mußte das Kriegsamt bekennen, daß sich sehr wenige Hilfsdienstpflichtige freiwillig gemeldet hatten. Es kündigte weitere Zwangsmaßnahmen an.[146] Das deutlichste Zeichen für das Mißlingen der Wiederherstellung des Burgfriedens waren die Streiks, die von Januar bis März 1917 aus Anlaß der Ernährungskatastrophe des vorangegangenen »Steckrübenwinters« vor allem im Ruhrgebiet durchgeführt wurden. Die Arbeiter forderten Brot und höheren Lohn, in Berlin dazu eine Arbeitszeitverkürzung. Der Gemeinschaftsarbeit von Gewerkschaftsfunktionären und Beamten im Kriegsamt ist es zuzuschreiben, daß eine Ausweitung der Streikforderungen auf die politische Ebene verhindert und die Ausstände schnell beendet wurden. Wo dies nicht gelang, wurde mit militärischer Gewalt durchgegriffen.[147] Im allgemeinen erreichten die Streikenden Lohnerhöhungen.

144 Richter, S. 86.
145 Vgl. Soziale Praxis und Archiv für Volkswohlfahrt, Sp. 244.
146 Vgl. Feldman, S. 303.
147 Vgl. ebd., S. 326, 333.

Ihre Kämpfe waren objektiv gegen das Hilfsdienstgesetz gerichtet: Die politische Disziplinierung (Strafandrohung bei Verlassen der Arbeit) verfehlte ihre Wirkung, die im Gesetz vorgesehenen Wege zur Konfliktlösung wurden umgangen, und der beabsichtigte Lohnstopp wurde gebrochen.

Doch auch dort, wo nicht gestreikt wurde, vermochten es insbesondere Facharbeiter, durch Arbeitsplatzwechsel die Löhne zu verbessern. Dabei bewegten sie sich im Rahmen des Gesetzes, das den Unternehmer dazu verpflichtete, den erforderlichen Abkehrschein zu erteilen, wenn der Arbeiter »eine angemessene Verbesserung der Arbeitsbedingungen« durch Arbeitsplatzwechsel nachweisen konnte.[148] Schränkte diese Bestimmung auch die bisherigen Bewegungsmöglichkeiten ein, so lernten die Arbeiter doch, damit umzugehen und die Konkurrenz der Monopole um die knappen Arbeitskräfte für notwendige Lohnerhöhungen zu nutzen. Für die Reklamierten bedeutete dieser Passus sogar eine Verbesserung ihrer bisherigen Lage, da sie vorher absolut an den Arbeitsplatz gebunden waren. Diese Tatsache zeigt, daß man total entrechtet sein muß, um einige Vorteile aus dem Gesetz zu ziehen.

Das Hilfsdienstgesetz verfehlte seine Mobilisierungsfunktion. Es behob weder den Mangel an Soldaten, noch befriedigte es den Arbeitskräftebedarf der Rüstungsindustrie. Da es somit die Erwartungen seiner Befürworter nicht erfüllte, drängten diese auf noch schärfere Regelungen. Dabei wurden sie von der Generalkommission unterstützt. So ergriff vor allem Schlicke im Auftrage Gustav Bauers die Initiative, die Bindung der Arbeiter an den Arbeitsplatz zu verstärken und somit auch noch die eingeschränkten Möglichkeiten eines Arbeitsplatzwechsels zu beseitigen.[149] Bezeichnend ist, daß dieser Vorstoß sogar vom Vertreter der Reichsregierung abgelehnt wurde, weil er mit Protesten des Reichstages rechnete.[150]

148 Vgl. Umbreit, Krieg, S. 238–245, hier S. 242.
149 Vgl. Feldman, S. 309.
150 Vgl. ebd.

Danach konzentrierten sich Monopolisten und Gewerkschaftsfunktionäre im Kriegsamt auf die Reklamiertenfrage. Im Januar 1917 veröffentlichte das »Correspondenzblatt« einen Aufruf Groeners, in dem er Reklamierten bei Arbeitsplatzwechsel mit dem Schützengraben drohte.[151] Im Laufe der Durchführung des Hilfsdienstgesetzes wurden für die Reklamierten schrittweise auch die letzten Möglichkeiten des Arbeitsplatzwechsels beseitigt und die entsprechenden gesetzlichen Bestimmungen außer Kraft gesetzt.[152] Schließlich stimmten im September 1917 Legien und Bauer in geheimen Gesprächen mit dem Kriegsamtsleiter der Betriebsanbindung für alle Reklamierten zu.[153]

Die Aprilstreiks von 1917

Obwohl der Burgfrieden in der dritten Kriegsphase perfekter denn je sowohl durch die Integration der Gewerkschaftsbürokratie in den bestehenden Staatsapparat als auch mit allen Gewaltmitteln geschützt wurde, verzeichnete man im Jahr 1917 mehr Streikende »als 1915, dem Jahr der größten Streiks in der deutschen Geschichte«.[154] Wie 1905 hatten auch 1917 die revolutionären Ereignisse in Rußland mobilisierenden Einfluß auf die deutsche Arbeiterklasse. Immer offenkundiger wurde den Herrschenden im Laufe der Klassenauseinandersetzungen der letzten beiden Kriegsjahre, daß nicht nur die Fortführung des Krieges fraglich wurde, sondern darüber hinaus die gesellschaftliche Ordnung, die diesen Krieg hervorgebracht hatte, selbst zunehmend in Gefahr geriet. Der Beginn einer Reichstagsdebatte über innenpolitische Reformen im März und die sogenannte Osterbotschaft des Kaisers vom 7. April 1917, in der die Aufhebung des Dreiklassenwahlrechts angekündigt wurde, waren erste Ansätze einer Suche nach neuen Wegen zur

151 Vgl. Correspondenzblatt Nr. 3 v. 27. 1. 1917, S. 35 f.
152 Vgl. Deist, Bd. 1/I, Nr. 216, S. 563–565 und Nr. 217, S. 565–568; Feldman, S. 308 ff.
153 Vgl. Richter, S. 138 ff.; Deist, Bd. 1/I, Nr. 236, S. 620–621.
154 Kuczynski, Bd. 4, S. 269.

Sicherung der bestehenden Gesellschaftsordnung. Ausdruck der gewachsenen Kampfbereitschaft in der Arbeiterklasse war der Zusammenschluß der Kriegsgegner in einer eigenen Partei. Auf dem Gothaer Gründungsparteitag der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD) im April 1917 wurde allerdings zugleich die politisch-ideologische Gespaltenheit der Oppositionsbewegung deutlich. Die Opposition zerfiel in die von Kautsky repräsentierten »Zentristen« und die revolutionären Linken der Spartakusgruppe.[155] Nicht so sehr im Ziel der Kriegsbeendigung, sondern in der Frage, mit welchen Mitteln dieses durchgesetzt werden sollte, gab es grundsätzliche Differenzen. Während die Zentristen allein den Parlamentarischen Kampf akzeptierten, traten die Linken für die Vorbereitung des politischen Massenstreiks ein. Die Linken drangen kaum auf Positionen im Funktionärskörper der Gewerkschaften vor. Soweit die führenden Gewerkschaftsfunktionäre zur Oppositionsbewegung zählten, standen sie unter dem Einfluß der zentristischen Richtung.

In den Aprilstreik[156] des Jahres 1917, die mehrere deutsche Städte erfaßten und mit Zehntausenden bzw. Hunderttausenden streikender Arbeiter in Leipzig und Berlin ihr Zentrum hatten, zeigte sich jedoch, daß die Spartakusgruppe mit ihren Forderungen Massenanklang erzielte. Den unmittelbaren Anlaß dieser Streikbewegung bildete die geplante Kürzung der Brotrationen für den 15. April, der die Generalkommission zugestimmt hatte: Je zwei Gewerkschaftsfunktionäre sollten auf Groeners Vorschlag hin in die Verteilungsstellen des Kriegsernährungsamtes aufgenommen werden, um durch den Schein der gerechten Verteilung von der Tatsache der Kürzung abzulenken. Diese Taktik wurde von der Arbeiterschaft, die auf diesem Gebiet des öfteren durch ähnliche Scheinerfolge getäuscht worden war, dieses Mal durchschaut. Doch die Forderungen der Streikenden gingen überall über das Ernährungs-

155 Vgl. Dokumente und Materialien II/1, Nr. 205, S. 594–597, Nr. 206, S. 598–602.

156 Vgl. hierzu und zum folgenden Richter, S. 108 ff.; Heinrich Scheel, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, in: Revolutionäre Ereignisse und Probleme in Deutschland während der Periode der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution 1917/18, Berlin 1957, S. 1–87.

problem hinaus. Ihr Forderungskatalog enthielt umfassende soziale und politische Aktionslosungen, die mit dem Aufruf der Spartakusgruppe übereinstimmten. Neben ausreichenden und billigen Nahrungsmitteln und der Aufhebung aller Ausnahmegesetze, insbesondere des Hilfsdienstgesetzes, forderten die Streikenden die Beendigung des Krieges ohne Eroberungen und eine demokratische Wahlrechtsreform. Die Beschwichtigungsversuche der rechten und teilweise auch der zentristischen Gewerkschaftsfunktionäre hatten den Streik nicht verhindern können. Ein sächsischer Diplomat schrieb über die Entwicklung in Berlin:

»Das Bedauerlichste ist, daß die alten Arbeiterführer, namentlich Gewerkschaftsbeamte, fast allen Einfluß auf die Massen verloren haben, die vielfach unter dem Einfluß der radikalsten Hetzer stehen.«[157]

Um die Bewegung wieder unter Kontrolle zu bringen, beriefen die rechten Gewerkschafter selbst Versammlungen ein, auf denen sie sich hinter die wirtschaftlichen Forderungen stellten, diese von den politischen abtrennten und als Alternative zum Streik Verhandlungen mit den zuständigen Behörden einleiteten. Dieses Vorgehen war in Leipzig erfolgreich, wo auf Anraten des Kriegsamtes eine Verhandlung zwischen Generalkommission und Rüstungsindustriellen über die wirtschaftlichen Forderungen zustande kam und der Streik mit geringen Zugeständnissen abgebrochen wurde.

In Berlin gelang es den Funktionären Cohen, Siering und Körsten vom Metallarbeiterverband zunächst nicht, die Streikenden mit dem Hinweis auf eine von der Regierung in Aussicht gestellte Lebensmittelkommission zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen. Doch auf getrennt durchgeführten Streikversammlungen setzten sie sich dann durch. Allerdings gelang ihnen dies erst, nachdem zugestanden wurde, daß zwei Vertrauensleute der Streikversammlung in die Kommission aufgenommen würden. Nachdem die Bewegung so gespalten war, vermochte die Regierung Zehntausende noch unter politischen

157 Zit. n. ebd., S. 16.

Forderungen Streikende mit brutaler Gewalt zur Arbeit zu zwingen.

Die Aprilstreiks endeten mit einer Niederlage. Doch wurden einige materielle Zugeständnisse erreicht wie Mindestlöhne und Arbeitszeitverkürzungen bei Lohngarantie. Am wichtigsten war, daß die Berliner Rüstungsarbeiter in den Aprilstreiks neue Organisationsformen entwickelten, die weder durch die Gewerkschaftsbürokratie noch durch den staatlichen Polizeiapparat kontrolliert waren: das illegale System der revolutionären Obleute, das im Zuge der folgenden Klassenauseinandersetzungen mobilisierend und organisierend tätig war.

Nach der Niederschlagung der Aprilstreiks galt die Sorge des Kriegsamtsleiters Groener vor allem der Frage, wie das offenkundige Mißtrauen der Arbeiter gegenüber der Gewerkschaftsführung ausgeräumt werden könnte. Ende April 1917 forderte er die Gewerkschaftsführung auf, ihren Rückhalt in den Massen durch »offensivere« Politik wiederherzustellen.[158] Dabei wies er dem Hilfsdienstgesetz eine wichtige Funktion zu: Die Arbeiter sollten ihre Unzufriedenheit durch die Institutionen des Gesetzes, die Arbeiter- und Schlichtungsausschüsse, äußern. Groener versprach, für die Wahl der Arbeiterausschüsse, die von den Monopolisten der Schwerindustrie boykottiert wurden, zu sorgen. Von den Vertrauensleuten der Generalkommission in den Betrieben und auf regionaler Ebene forderte er, daß sie ständig Farbe bekennen sollten, statt lediglich schwächlich zu reagieren. Sie müßten offen und ehrlich sagen: »Kinder, ihr dürft nicht streiken!«[159]

Eine erste Konsequenz Groeners aus den Aprilstreiks bestand also darin, die Gewerkschaftsführung noch enger an seine Konzeption durch die Propagierung der Institutionen des Hilfsdienstgesetzes zu binden. Notfalls wollte er zu diesem Zwecke auch strafrechtlich gegen die Schwerindustriellen vorgehen, sofern sie weiterhin die Ausschüsse boykottierten. Ferner verfolgte Groener von jetzt an eine differenziertere Behand-

158 Vgl. hierzu und zum folgenden Feldman, S. 345.
159 Paraphrase nach der englischen Übersetzung bei Feldman, ebd.

lung der Oppositionsbewegung. Er bemühte sich um die Zusammenarbeit mit der zentristischen Führung der USPD, da für den 1. Mai erneute Streikgefahr drohte. In einem geheimen Gespräch mit dem 1. Vorsitzenden Hugo Haase erhielt er die Zusicherung, daß am 1. Mai nicht gestreikt würde.[160]

Groener sah also im Gegensatz zu vielen Anhängern der USPD den opportunistischen Charakter der UPD-Führung und griff auf deren Unterstützung zurück, als die Gefolgschaft der Arbeiterklasse den rigoroseren Revisionisten in der Generalkommission verlorenzugehen drohte. Eine weitere Konsequenz Groeners, die ständige Militarisierung der wichtigsten bestreikten Betriebe, stieß auf den energischen und erfolgreichen Widerstand der Fabrikdirektoren. Ebenso erging es seiner Maßnahme, 4000 streikende Reklamierte einzuziehen.[161]

Der Groener'schen Aufforderung zum »Farbe-Bekennen« kam die Gewerkschaftsführung auf verschiedene Weise nach: Zunächst schloß sich der Zentralvorstand der Metallarbeiter dem berüchtigten Groener'schen Drohbrief gegen die Streikenden an, in dem es u. a. hieß: »Wer wagt es, dem Rufe Hindenburgs zu trotzen? Ein Hundsfott, wer streikt, so lange unsere Heere vor dem Feinde stehen!«[162]

Erfolgreicher als diese auf Empörung stoßende Maßnahme waren die Versuche, die Institutionen des Hilfsdienstes zur Sicherung des Masseneinflusses der Gewerkschaftsführung zu propagieren. Parallel zu der Errichtung des Hilfsdienstausschüsses wurde die Wendung vom »sozialistischen Gehalt« des Hilfsdienstgesetzes fallengelassen. Nachdem es in den Aprilstreiks als »schändliches Arbeitszwanggesetz« bezeichnet worden war, mußte die »Sozialismusthese« durch die weitaus wirkungsvollere Variante des »kleineren Übels« ersetzt werden. So verbreitete Alexander Schlicke auf dem Verbandstag des Metallarbeiterverbandes im Juni 1917 sowie in zahlreichen Artikeln in der Metallarbeiter-Zeitung folgenden Gedankengang:

160 Vgl. Groener, S. 363 f.
162 Vgl. Feldman, S. 341, Deist, Bd. 1/II, Nr. 287, S. 720–722, S. 721.
162 Groener, S. 364.

Die Zwangsarbeit sei nicht zu verhindern gewesen. Durch geschickte Verhandlungsführung und Zusammenarbeit mit dem Kriegsamt haben man das Schlimmste, die totale Militarisierung der Arbeitskräfte in Form der von den Unternehmern geforderten Wehrpflichterweiterung, verhindern und wichtige Zugeständnisse erreichen können. Statt durch Streiks die Militarisierung zu provozieren, sollten die Arbeiter deshalb die Ausschüsse zur Interessenvertretung nutzen.[163]

Diese Variante traf vor allem deshalb auf fruchtbaren Boden, weil sie der zentristischen Haltung zum Hilfsdienstgesetz entsprach.[164] Hinzu kam, daß die Militarisierung einzelner Betriebe ein scheinbarer Beweis für diese These war.

Innerverbandliche Opposition und die Ursachen des Mitgliederwachstums

Die ideologische Schwäche der Burgfriedensgegner sowie die geschicktere Taktik der Generalkommission hemmten den Prozeß der Loslösung von der Burgfriedenspolitik und den Gewerkschaftsführern selbst. Dennoch verschärfte sich der Gegensatz zwischen Führung und Mitgliedschaft in den Verbänden im Laufe des Jahres 1917, was durch Austritte und Beitragsverweigerungen sowie in der Diskussion der Verbandstage zum Ausdruck kam. Richter stellte folgende Liste für das Ortskartell Leipzig zusammen: Am 22. April 1917 traten die Leipziger Metallarbeiter aus gem Gewerkschaftskartell aus, was ihre Reaktion auf das Verhalten der Gewerkschaftsinstanzen in den Aprilstreiks war. Am 17. Juni erklärten die Leipziger Tabakarbeiter sowie die Asphalteure und Pappdecker den Austritt.

163 Vgl. Protokoll über die Verhandlungen der 13. o. Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes in Köln a. Rh. Abgehalten v. 27.–30. Juni 1917, in: Metallarbeiter-Zeitung 27/1917.

164 Vgl. Rede Dittmanns (SAG) im Reichstag. Er führte aus, daß seine Fraktion an den Einzelberatungen des Gesetzes teilnehmen, weil »wir die Annahme des von uns als volksfeindlich und -schädlich gehaltenen Gesetzentwurfs (...) nicht verhindern können«. Reichstagsprotokolle, Sp. 2208B.

Am 26. folgten ihnen die Handlungsgehilfen und am 11. September die Steinsetzer. Immer wurden die Austritte mit dem Protest gegen die Burgfriedenspolitik begründet. Ähnlich war die Stimmung bei den Kupferschmieden, Bau- und Transportarbeitern.[165]

Massenweise verließen insbesondere die Gewerkschafter aus den traditionellen Friedensindustrien, die die Folgen der Kriegs- und Burgfriedenspolitik besonders hart spürten, die Organisationen der freien Gewerkschaften aus Protest gegen die Generalkommission. Trotzdem behauptete die Generalkommission, durch ihre Politik, insbesondere durch ihre Mitarbeit im Rahmen des Hilfsdienstgesetzes, den Aufschwung, der seit Mitte 1917 in der Mitgliederentwicklung, insbesondere im Metallarbeiterverband, zu verzeichnen war, herbeigeführt zu haben.[166] Tatsächlich liefen Durchführung des Hilfsdienstgesetzes und Mitgliederaufschwung zeitlich parallel. Ebenfalls parallel läßt sich jedoch der Wiederaufschwung der Streikkämpfe beobachten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Erfolge, die in diesen Kämpfen erreicht wurden, die wahre Ursache für die neue Stärkung der Arbeiterorganisationen waren. Der enorme Aufschwung der Gewerkschaften in der Novemberrevolution unterstützt diese These ebenso wie der Bericht eines Duisburger Delegierten auf dem Metallarbeiterkongreß von 1917. Er meldete, daß seine Verwaltungsstelle wöchentlich neuerdings Hunderte von Neuaufnahmen zu verzeichnen habe. Der Duisburger führte dies allerdings selbst auf das Hilfsdienstgesetz und die Arbeit der Arbeiterausschüsse zurück, erwähnte aber im gleichen Atemzug stolz, daß es gelungen sei, die Massen durch Streikkämpfe aufzurütteln.[167]

Der Zusammenhang zwischen bewußter Sprengung des Rahmens des Arbeitszwanggesetzes, Lohnbewegungen und Mitgliederzuwachs war offensichtlich schwer zu durchschauen. Manchmal gelang es, die Institutionen des Hilfsdienstgesetzes

165 Richter, S. 115 f.
166 Vgl. Feldman, S. 360; Fülberth/Harrer, S. 123.
167 Vgl. Metallarbeiter-Zeitung 27/1917.

zur Organisierung von Arbeitskämpfen einzusetzen. Häufiger war es der Fall, daß die konkreten Erfolge der Streiks in den Schlichtungsausschüssen ausgehandelt wurden. Oft erreichten es die Arbeiter auch allein mit dem Hinweis auf Streiks in anderen Regionen oder Betrieben, die Arbeitgeber zu Zugeständnissen zu zwingen. Paradoxerweise wurden so Erfolge, die objektiv gegen die Ziele und außerhalb des Rahmens des Hilfsdienstgesetzes durchgesetzt worden waren, aber formal mit ihm zusammenhingen, als Erfolg der Generalkommission »eingemeindet«.

Wie sehr die Unzufriedenheit der Arbeiterschaft gegenüber der Führungspolitik auch in den Rüstungsbetrieben gewachsen war, wurde auf dem 13. ordentlichen Verbandstag des Deutschen Metallarbeiterverbandes vom Juni 1917 in Köln deutlich, wo sich der Vorsitzende Alexander Schlicke nur knapp durchsetzen konnte. Die Opposition war auf dem Verbandstag so stark, daß ein oppositioneller Koreferent zum Bericht des Vorstandes, Robert Dißmann, mit 58:55 Stimmen gebilligt wurde.[168] Nur mit 64:53 Stimmen gelang es dem Vorstand, seine Politik bestätigen zu lassen. Die Resolution der Oppositionellen, welche die Burgfriedenspolitik und insbesondere die Hilfsdienstpolitik der Gewerkschaftsinstanzen scharf verurteilte und eine von der Regierung und den bürgerlichen Parteien unabhängige Arbeiterorganisation forderte, die die Prinzipien des Klassenkampfes befolgte, wurde mit 73:44 Stimmen abgelehnt. Gegenüber dem Verbandstag von 1915 hatten die Burgfriedensgegner an Zahl zugenommen, jedoch hatte ihre ideologische Entwicklung mit der quantitativen nicht Schritt gehalten. So verzichteten sie auf die Aufstellung von Alternativkandidaten bei den Vorstandswahlen und gaben weiße Stimmzettel ab. Aber auch ihre inhaltliche Konzeption bot keine echte Alternative zur Vorstandspolitik, da sie wie 1915 innerhalb der Gegebenheiten des imperialistischen Krieges argumentierten und lediglich eine bessere Arbeitervertretung im Rahmen der durch den Krieg gesetzten Bedingungen forderten. Ihre Aufforde-

168 Vgl. hierzu und zum folgenden ebd.

rung, zum Klassenakmpf zurückzukehren, blieb abstrakt. Gegenüber der defensiven Konzeption des »kleineren Übels«, wie Schlicke sie vertrat, waren sie lediglich der Auffassung, daß man das Übel hätte noch kleiner halten können.

Ideologisch gingen die oppositionellen Delegierten weit hinter den im Aprilstreik erreichten Stand zurück. Eine wohl für die Zeit des Krieges einmalige Chance für die Opposition, über die Veröffentlichung des Protokolls in der Metallarbeiter-Zeitung 400 000 Gewerkschafter anzusprechen, wurde nicht wahrgenommen.

Die Zusammenarbeit von Generalkommission und OHL

Im Sommer 1917 zeigte sich, daß die Hilfsdienstpolitik die Schwierigkeiten des deutschen Imperialismus nicht zu beseitigen vermocht hatte, Das Arbeitskräfteangebot konnte zwar ein wenig verbessert werden, und insbesondere die systematische Lenkung der Frauen und Jugendlichen durch das Kriegsamt erbrachte Steigerungen der Rüstungsproduktion. Die illusorischen Ziele des Hindenburg-Programms konnten jedoch, obwohl sie zweimal zurückgeschraubt wurden, nicht erfüllt werden. Vor allem aber hielten die Streiks an, und die Lohnbewegung war nicht aufzuhalten. Angesichts dieser Schwierigkeiten spitzte sich die Auseinandersetzung innerhalb der Monopolbourgeoisie um die Frage der besseren Taktik gegenüber der Arbeiterbewegung wiederum zu. Groener und sein enger Mitarbeiter Merton versuchten den Burgfrieden wiederherzustellen, zunächst indem sie bis Mitte 1917 die Errichtung der im Hilfsdienstgesetz vorgesehenen Arbeiterausschüsse in allen an das Heer liefernden Betrieben durchsetzten. Als weitere Maßnahmen planten sie einen Lohnstopp, der jedoch ihrer Meinung nach nur durchzusetzen war, wenn gleichzeitig eine Beschränkung der auch für die »neuen Industrien« lästigen enormen Gewinnspannen der Schwerindustrie beschlossen wurde.[169]

169 Vgl. z. B. Groener, S. 521–525.

Hierbei dachte Merton vor allem an die Grundstoffpreise, die er als »Wurzel« allen Übels bezeichnete. Das Preisdiktat der Montanindustrie traf die »neuen Industrien« im Krieg besonders empfindlich, da die Rohstoffmonopole jetzt nicht nur durch hohe Zölle, sondern auch durch die Einfuhrblockade der Entente geschützt waren.

Beide Maßnahmen Mertons trafen auf den erbitterten Widerstand der Montanindustrie, welcher es schließlich mit Hilfe der OHL gelang, Groener und seine Anhänger aus dem Kriegsamt zu verdrängen und durch eigene Kandidaten zu ersetzen. Die Politik Groeners wurde vor allem deswegen angegriffen, weil die Arbeiterklasse sich trotz seiner Taktik nicht von Streiks abhalten ließ.[170] Die »konservativ-imperialistischen« Monopolgruppen sahen nicht, daß die Zusammenarbeit Groeners mit der Generalkommission der quantitativen und qualitativen Ausweitung der Streiks vorbeugte. Sie hielten es für möglich, durch die Auswechselung von Personen und allein durch eine Politik des »harten Durchgreifens« den Burgfrieden zu erzwingen. Dementsprechend versuchte diese Richtung zunächst, ihren Plan für eine Verschärfung des Hilfsdienstgesetzes, der auf eine totale Betriebsanbindung hinauslief, ohne die Gewerkschaftsführung durchzusetzen. Die OHL wies die stellvertretenden Generale dazu an, entgegen der von Groener nach den Aprilstreiks befohlenen differenzierenden Behandlung der drei Strömungen innerhalb der Arbeiterbewegung, alle gewerkschaftlichen Aktionen durch eine weite Auslegung des Gesetzes über den Belagerungszustand zu unterbinden.[171]

Die Erkenntnis, daß objektive Faktoren auch den Spielraum der allmächtig erscheinenden OHL einschränkten, gewann diese erst über längere Erfahrungsprozesse. Der neue Kriegsamtschef, Scheuch, sah sich außerstande, die Verschärfung des Hilfsdienstgesetzes offiziell vorzunehmen.[172] Statt dessen schlug er vor, einige Forderungen faktisch, d. h. ohne Gesetze-

170 Vgl. Feldman, S. 341, 361; Sichler/Tiburtius, S. 132 ff.
171 Vgl. Feldman, S. 344, 426 f.
172 Vgl. z. folgenden ebd., S. 415 ff.

sänderung, durchzusetzen, wobei er sich allerdings nur durch eine Absprache mit der Generalkommission Erfolg versprach. Bereits im September 1917 revidierten die Vertreter der »konservativ-imperialistischen« Taktik ihre Konzeption hinsichtlich der Bündnisfrage. Legien und Bauer verhielten sich in den Verhandlungen so, daß diese Konzeption nur formal geändert werden mußte: Sie stimmten der totalen Betriebsanbindung der Reklamierten zu.[173] Diese Tatsache wurde allerdings vor der Mitgliedschaft geheimgehalten. Im Correspondenzblatt wurde lediglich berichtet, Ludendorff wünsche, daß die Gewerkschaften ihre Tätigkeit ungestört fortsetzen könnten. Aus diesem Grund sollten die Mitglieder auf »unüberlegte Streiks« verzichten, den Gewerkschaften vertrauen und die Hilfsdienstausschüsse zur Beschwerdeführung nutzen.[174]

Die Januarstreiks von 1918

Das Bündnis von Gewerkschaftsführung und OHL bewährte sich bereits Ende 1917 im Sinne der Fortsetzung des imperialistischen Krieges, als nach der Oktoberrevolution und dem Brest-Litowsker Waffenstillstandsabkommen mit Rußland die Friedensbewegung starke Impulse erhielt. Doch hätte dieses Bündnis allein den politischen Massenstreik für den Frieden kaum verhindert, wäre es nicht mit Hilfe der USPD-Führung gelungen, Illusionen über ein automatischen Herannahen des Friedens zu verbreiten. Während in den Großstädten Tausende einem Demonstrationsaufruf der USPD trotz verschärfter Militärdiktatur folgten und den sofortigen, annexionslosen Frieden forderten, wurde die Atempause im Osten von der OHL genutzt: In der Hoffnung, doch noch einen militärischen Sieg zu erreichen, warf sie die im Osten abkömmlichen Truppen an die Westfront, um dort die Kriegshandlungen zu forcieren. Die Masse der Arbeiter hatte noch nicht erkannt, daß alle Hoffnun-

173 Vgl. Anm. 153.
174 Correspondenzblatt v. 20. 10. 1917, S. 398 f.

gen auf einen annexionslosen und allgemeinen Frieden trügerisch waren, solange sie nicht die Kriegstreiber im eigenen Lande unter Druck setzten.

Die Januarstreiks 1918[175], die größten Massenstreiks für den sofortigen Frieden und eine demokratische Republik, waren die Folgen des furchtbaren Hungerwinters 1917/18 und der nunmehr beginnenden Desillusionierung der Massen über die angeblichen Friedensabsichten der OHL und der Reichsleitung. Die Forderungen der deutschen Regierung in Brest-Litowsk und die Vorbereitung einer neuen Offensive an der Westfront lieferten den unmittelbaren Anlaß des Streiks. Dieser ging von Berlin aus und erfaßte auf seinem Höhepunkt über eine Million Menschen.

Die Streikenden folgten den Aufrufen der Spartakusgruppe und der revolutionären Obleute. Sie forderten die Aufhebung des Belagerungszustandes, die Herstellung der Presse-, Versammlungs-, Streik- und Koalitionsfreiheit sowie die Freilassung aller politischen Gefangenen. Die Erfüllung dieser Forderungen wurde als Voraussetzung angesehen, um den »Kampf um die Macht, um die Volksrepublik Deutschland und einen sofortigen Frieden frei zu entfalten«.[176] Zur Organisierung des Kampfes schlug die Spartakusgruppe die Wahl von Arbeiterräten in jedem Betrieb nach russischem Vorbild vor. 400 000 Arbeiter streikten allein in Berlin. Sie wählten 414 Betriebsvertrauensleute, die sich zum Groß-Berliner Arbeiterrat konstituierten. Dieser gab sich einen Aktionsausschuß mit 11 Mitgliedern. Während die Hinzuziehung von Mitgliedern der Generalkommission vom Arbeiterrat strikt abgelehnt wurde, kamen je 3 (M)SPD- und USPD-Führer in den Ausschuß. Die Generalkommission hatte jede Vertrauenswürdigkeit in den Augen der Streikenden verloren. Es gelang ihr trotz etlicher Bemühungen nicht, nachträglich in die Streikleitung zu gelangen. Die Parteifunktionäre erfüllten jedoch die gleiche Funktion.[177] Mit ihrer

175 Vgl. hierzu und zum folgenden insbes. Richter, S. 163 ff.

176 Dokumente und Materialien II/2, Nr. 26, S. 71–73, S. 72.

177 Vgl. Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. In XV Kapitalen, Kapital VI, Berlin 1967, S. 33.

Hilfe sowie durch Anwendung brutaler Gewalt wurden die Streiks schließlich am 4. Februar 1918 ohne Erfolg beigelegt.

Am Vorabend der Novemberrevolution

Im Sommer 1918 hatte sich die Euphorie der Siegfriedenspartei zwar gelegt, nachdem die Frühjahrsoffensive an der Westfront als gescheitert betrachtet werden mußte. Die OHL gab indes nicht auf, sondern forderte wiederum – ähnlich wie im Herbst 1916 und 1917 – die letzte Anspannung aller Volkskräfte für die totale Kriegsführung. Zu diesem Zweck verfügte sie die rigorose Steigerung der Einberufungen ohne Rücksicht auf die Belange der Landwirtschaft und der Kriegsindustrie. Die Gefahr des militärischen Zusammenbruchs war mittlerweile so groß geworden, daß der »letzte Mann« an die Front befohlen wurde.[178]

Die Generalkommission leistete bis zum Schluß ideologische, aber auch finanzielle Unterstützung bei der letzten sinnlosen Vergeudung von Menschenleben für den deutschen Imperialismus.[179] Gleichzeitig stellte sie unter dem Druck der heranreifenden Revolution Forderungen im Hinblick auf die Sozialpolitik und die Wahlrechtsreform. Geplante oder tatsächliche Entwürfe der Regierung bzw. der Reichstagskommission zur Wahlrechtsreform oder zum Arbeitskammergesetz wurden dabei bereits als Erfolge dargestellt.[180]

Den Höhepunkt bildete die Beteiligung Philipp Scheidemanns und Gustav Bauers an dem im Oktober 1918 installierten Kabinett Max von Badens, um »Krone und Monarchie zu retten (. . .) aus Furcht vor der Revolution«.[181] Zu den Forderungen der Generalkommission an die neue Regierung, die sie als »Übergang zum parlamentarischen Regierungssystem«

178 Vgl. Zwing, S. 130.
179 Vgl. z. B. Correspondenzblatt v. 21. 9. 1918, S. 350–353.
180 Vgl. ebd., S. 355.
181 Spartakusaufruf v. Oktober 1918, in: Dokumente und Materialien II/2, Nr. 86, S. 221–223, S. 221.

bezeichnete, gehörte die Durchführung der »nationalen Verteidigung (. . .) mit größter Kraft (. . .) Es darf auch im Ausland kein Zweifel darüber aufkommen, daß das deutsche Volk keine Sekunde daran denkt, sich von den Feinden überwinden zu lassen«.[182]

Am gleichen Tag, an dem dieser Artikel erschien, erging das Waffenstillstandsangebot des neuen Reichskanzlers an Präsident Wilson, «um weiteres Blutvergießen zu vermeiden«.[183]

Die Gewerkschaftsleitungen hatten sich bereits Ende 1917 anläßlich der Verhandlungen in Brest-Litowsk einem neuen Arbeitsfeld zugewandt, das jetzt aktuelle Bedeutung erhielt: der Demobilisierungsfrage.[184] Dabei ging es ihnen darum, Millionen Soldaten ohne Gefährdung des Systems an geregelte Lohnarbeit zurückzuführen. Zu diesem Zweck wurde gemeinsam mit den christlichen und Hirsch-Dunckerschen Verbänden sowie der Gesellschaft für soziale Reformen die »Kriegswirtschaftliche Vereinigung« gegründet, die einen Arbeitsausschuß für die Übergangswirtschaft einsetzte.[185]

Erste Gespräche mit führenden Monopolisten der Rüstungsindustrie im Dezember 1917, die auf Drängen der Obersten Heeresleitung zustande gekommen waren[186], hatten die Demobilisierung zum Hauptgegenstand. Doch zu dem Zeitpunkt waren die monopolistischen Siegfriedensvertreter angesichts der Entlastung im Osten zu keinerlei Zugeständnissen an die Generalkommission bereit. Diese arbeitete trotzdem im Rahmen des Kriegsamtes und führend im Reichsarbeitsamt unter Gustav Bauer an den Demobilisierungsplänen mit.

Erst unmittelbar vor Ausbruch der Revolution waren die Monopolverbände zum Entgegenkommen bereit, nicht um die Generalkommission zu gewinnen, die seit Mitte 1915 eine Arbeitsgemeinschaft mit den Arbeitgeberverbänden anstrebte,

182 Correspondenzblatt v. 5. 10. 1918, S. 368.
183 Zit. n. Paul Merker, Sozialdemokratie und Gewerkschaften. 1890–1920, Berlin 1949, S. 209.
184 Vgl. Umbreit, Krieg, S. 263–273.
185 Ebd., S. 273.
186 Vgl. Urkunden, S. 94–97.

sondern um ihr die Möglichkeit zu geben, durch das Verweisen auf gewisse Teilerfolge die Machtergreifung der Arbeiterklasse zu verhindern.

Am 18. Oktober 1918 erkannten als erste Montan-Industriellengruppe die Unternehmer des westfälischen Steinkohlenbergbaus die Gewerkschaften als Vertreter der Arbeiterklasse an und erklärten sich zu Verhandlungen über Lohn- und Arbeitsfragen bereit.[187] In der Novemberrevolution kam schließlich das sogenannte Arbeitsgemeinschaftsabkommen zustande, das die Gewerkschaftsführung als Erfolg ihrer Burgfriedens- und Klassenkooperationspolitik im Kriege bezeichnete. Die im Arbeitsgemeinschaftsabkommen erreichten Zugeständnisse waren jedoch Ergebnisse des revolutionären Drucks.

187 Vgl. Umbreit, Krieg, S. 277.

Jürgen Harrer/Witich Roßmann

Gewerkschaften in der Weimarer Republik

1. Die Novemberrevolution

Von J. Harrer

Am 3. November 1918 machten die Matrosen der kaiserlichen Hochseeflotte in Kiel mit ihrem Aufstand endgültig alle Pläne zunichte, einem militärisch sinnlosen letzten Abenteuer noch zehntausende von Menschenleben zu opfern. Der Aufstand war zugleich der Funken für eine allgemeine Volkserhebung gegen den Krieg und die Hohenzollern-Monarchie. Nachdem sich die Kieler Arbeiter und die meisten Soldaten mit den Matrosen solidarisiert hatten, griff die revolutionäre Bewegung unaufhaltsam auf das ganze Reich über. Sie traf zunächst auf wenig Widerstand. Die Monarchie hatte im Volk und bei der Masse der Soldaten jeden Rückhalt verloren und brach wie ein Kartenhaus zusammen. Die alten Gewalten waren weitgehend handlungsunfähig und außerstande, die Aufstandsbewegung gewaltsam niederzuhalten. Der Staatsapparat war gelähmt, die im Reich stehenden Truppen fielen als Machtinstrument vollkommen aus. Nach russischem Vorbild und anknüpfend an die im Krieg entwickelten illegalen betrieblichen Strukturen entstanden überall Arbeiter- und Soldatenräte. Sie übten in vielen Orten und Betrieben anfangs tatsächliche Macht aus. Ob sie diese Macht zu entschlossenen Eingriffen in die politischen und wirtschaftlichen Entscheidungsstrukturen nutzen und ihre eigene Stellung festigen und ausbauen würden, entschied über den Weg der Revolution.

Die weitere Entwicklung hing davon ab, welcher sozialen Kraft es gelingen würde, die politische Initiative und den entscheidenden Masseneinfluß zu gewinnen. Dabei ging es zuerst um die Frage, wer die Führung der revolutionären Bewegung und der Arbeiter- und Soldatenräte übernehmen würde. Der Spartakus-Bund um Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, der aus der Spartakus-Gruppe hervorgegangen war, und andere, teils auf dem linken Flügel der USPD, teils außerhalb derselben stehende revolutionäre Gruppen waren durch die Verfolgungen im Krieg geschwächt und hatten noch wenig in die Breite wirken können. Die Führung der USPD hingegen hatte keine Alternativkonzeption und ging mit der SPD-Führung zusammen. Diese wurde auch von der Generalkommission der freien Gewerkschaften und ihren Verbandsleitungen unterstützt. So konnte sie ihren zunächst erschütterten Masseneinfluß wiederherstellen, in den Arbeiter- und Soldatenräten die Mehrheit gewinnen und aufgrund fehlender realer Alternativen die führende Rolle in der Novemberrevolution übernehmen.[1]

Die führenden Politiker der SPD lehnten die Revolution entschieden ab und bemühten sich in Berlin wie im übrigen Reich von Anfang an um Zusammenarbeit mit den Behörden, der Generalität und dem Offizierskorps. Nachdem es ihnen nicht gelungen war, den Aufstand zu verhindern, wollten sie

1 Zur Novemberrevolution insgesamt und zur Politik von SPD, USPD und Spartakus-Bund/KPD vgl. J. S. Drabkin, Die Novemberrevolution 1918 in Deutschland, Berlin 1968. Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in 8 Bänden, hrsg. vom IML beim ZK der SED, Band 3: Von 1917–1923, Berlin 1966 (im folgenden: GdA 3). Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution, Berlin 1929 (Reprint Frankfurt a.M. 1968). Ulrich Kluge, Die deutsche Revolution 1918/1919. Staat, Politik und Gesellschaft zwischen Weltkrieg und Kapp-Putsch, Frankfurt a.M. 1985. Wolfgang Ruge, Novemberrevolution. Die Volkserhebung gegen den deutschen Imperialismus und Militarismus 1918/1919, Frankfurt a.M. 1978. Heinrich August Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918–1924, Berlin/Bonn 1985[2].

2 Vgl. Jürgen Harrer, Die Sozialdemokratie in Novemberrevolution und Weimarer Republik 1918–1933, in: Jutta von Freyberg, Georg Fülberth, Jürgen Harrer, Bärbel Hebel-Kunze, Heinz-Gerd Hofschen, Erich Ott, Gerhard Stuby, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, Köln 1975, S. 51–179, hier: S. 68 ff. Detlef Lehnert, Sozialdemokratie zwischen Protestbewegung und Regierungspartei 1848 bis 1983, Frankfurt a. M., 1983, S. 120 ff. Heinz Niemann u. a., Geschichte der deutschen Sozialdemokratie 1917 bis 1945, Frankfurt a. M. 1982.

nun so schnell wie möglich »Ruhe und Ordnung« wiederherstellen, den weiteren Gang der Dinge in »geordnete Bahnen« lenken und die angeschlagene Staatsmacht festigen, um ein »bolschewistisches Chaos« abzuwenden.[2] Ohne die sachkundige Hilfe der bewährten Führungskräfte in Wirtschaft und Staat schien ihnen dies nicht möglich zu sein. Nur auf diese Weise hielten sie einen politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch nach dem verlorenen Krieg für vermeidbar. Sie sahen darin die Grundlage für spätere politische und soziale Fortschritte. Als Alternative zum Auf- und Ausbau von Gegenmachtstrukturen in Gestalt der Arbeiter- und Soldatenräte machten sie sich sofort die Losung des letzten kaiserlichen Reichskanzlers, des Prinzen Max von Baden, zueigen, erst einmal eine verfassunggebende Nationalversammlung zu wählen, der alles Weitere überlassen bleiben sollte. Diese Parole diente dazu, die revolutionäre Bewegung davon abzuhalten, die erschütterte Macht der alten Gewalten zu entschlossenen Eingriffen in Wirtschaft, zivile Staatsapparate und Militär zu nutzen.

Auch den Organisationsspitzen der freien Gewerkschaften reichten die kosmetischen Maßnahmen aus, mit denen im Oktober 1918 die Monarchie hatte verschönert werden sollen, um den aufziehenden Sturm zu beschwichtigen. Wie die SPD-Führung hielten auch sie die Revolution für höchst überflüssig und schädlich. Sie gingen mit deren Konzeption vorbehaltlos konform.[3] So schrieb das Correspondenzblatt im Dezember 1918: «Die industrielle Wirtschaft Deutschlands ist eine so fein

3 Zur Politik der Führung der Freien Gewerkschaften in der Novemberrevolution vgl. Hans-Joachim Bieber, Gewerkschaften in Krieg und Revolution. Arbeiterbewegung, Industrie, Staat und Militär in Deutschland 1914–1920, Teil I und II, Hamburg 1981. Heinrich Potthoff, Gewerkschaften und Politik zwischen Revolution und Inflation, Düsseldorf 1979. Ders., Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution. Kontinuität und Wandel, in: Erich Matthias/Klaus Schönhoven (Hrsg.), Solidarität und Menschenwürde. Etappen der deutschen Gewerkschaftsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bonn 1984, S. 107–131. Werner Raase, Zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung 1914–1917 und 1917–1919, Berlin o.J., S. 124 ff. Michael Schneider, Höhen, Krisen und Tiefen. Die Gewerkschaften in der Weimarer Republik 1918 bis 1933, in: Klaus Tenfelde, Klaus Schönhoven, Michael Schneider, Detlev J. K. Peukert, Geschichte der deutschen Gewerkschaften von den Anfängen bis 1945. Köln 1987, S. 279–446, hier: S. 284 ff.

gegliederte und komplizierte Einrichtung, daß es sich bitter rächen würde, wenn hier mit unkundiger Hand eingegriffen würde. Für Experimente ist hier umso weniger Raum, als mehrere Millionen Volksgenossen aus dem Felde zurückkehren, die Arbeit und Brot fordern. Deutschland steht am Rande des Abgrunds, das Volksvermögen ist größtenteils verpfändet, und die Summen, die man gegen dieses Pfand bekam, sind im Kriege längst verpulvert. Nur die Arbeit kann neue Werte schaffen, aber keine Diktatur der Welt hat es jemals vermocht, die beste Arbeitsleistung aus dem Menschen herauszuholen. Das vermag nur der freie Wille des freien Staatsbürgers, der an seiner Arbeit Freude und für das Wohl der Gesamtheit Verantwortung empfindet und der sich deshalb als dienendes Glied dem Ganzen aus voller Überzeugung anschließt.«[4]

Nachdem am 9. November 1918 die Revolution auch die Reichshauptstadt Berlin erfaßt hatte, sah sich Kaiser Wilhelm II. zur Abdankung genötigt. Sein letzter Reichskanzler, der Prinz Max von Baden, übergab die Regierungsgeschäfte an den Parteivorsitzenden der SPD, Friedrich Ebert. Während Karl Liebknecht die »freie sozialistische Republik« proklamierte, hielt es Philipp Scheidemann von der SPD seinerseits für angebracht, sich »an die Spitze der Bewegung« zu stellen und die »freie deutsche Republik« auszurufen. Er handelte sich dafür die Vorwürfe seines Vorsitzenden ein, der sogar jetzt noch die Monarchie gerettet sehen wollte.

Am 10. November wurde auf einer Vollversammlung der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte als provisorische Revolutionsregierung ein Rat der Volksbeauftragten installiert, dem jeweils drei Vertreter der SPD, darunter Ebert und Scheidemann, und der USPD angehörten. In diesem Gremium war Ebert von Anfang an die dominierende Figur. Noch am Tag seiner Wahl verständigte er sich in einem Telefongespräch mit dem General Groener von der Obersten Heeresleitung über die Grundlinie der einzuschlagenden Politik. »Am Abend«, so schrieb Groener in seinen Lebenserinnerungen, »rief ich die

4 Correspondenzblatt Nr. 49, 7. 12. 1918.

Reichskanzlei an und teilte Ebert mit, daß das Heer sich seiner Regierung zur Verfügung stelle, daß dafür der Feldmarschall (Hindenburg, J. H.) und das Offizierskorps von der Regierung Unterstützung erwarteten bei der Aufrechterhaltung der Ordnung und Disziplin im Heer. Das Offizierskorps verlange von der Regierung die Bekämpfung des Bolschewismus und sei dafür zum Einsatz bereit. Ebert ging auf meinen Bündnisvorschlag ein. Von da ab besprachen wir uns täglich abends auf einer geheimen Leitung zwischen der Reichskanzlei und der Heeresleitung über die notwendigen Maßnahmen. Das Bündnis hat sich bewährt.« Und Groener fuhr fort: »Wir (die OHL, J. H.) hofften, durch unsere Tätigkeit einen Teil der Macht im neuen Staat an Heer und Offizierskorps zu bringen, gelang das, so war der Revolution zum Trotz das beste und stärkste Element des alten Preußentums in das neue Deutschland hinübergerettet.«[5]

Auf Gewerkschaftsseite entsprach dieser Koalitionspolitik mit den Kräften des »Ancien Régime« das Arbeitsgemeinschaftsabkommen mit den wichtigsten Unternehmerorganisationen vom 15. November 1918. Es war Grundlage für die Bildung einer zentralen »Arbeitsgemeinschaft der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Deutschlands« (ZAG) am 4. Dezember 1918. Bereits Anfang Oktober 1918 waren auf Initiative verschiedener »Industrieführer« Spitzengespräche mit Vertretern der freien Gewerkschaften aufgenommen worden. Wie der hieran wesentlich beteiligte Hans von Raumer vom Vorstand des Zentralverbandes der deutschen elektrotechnischen Industrie rückschauend schrieb, ging es den Unternehmern darum, »eine organische Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften zu finden, bevor die Flut der Ereignisse über uns alle hinwegging«.[6] Seit Ende Oktober verhandelten deshalb führende Industrielle, zu denen kurz darauf sogar der Schwerindustrielle Hugo Stinnes kam, mit dem Ersten und Zweiten Vorsitzenden der Generalkommission der Gewerk-

5 Zit. n.: Gerhard A. Ritter/Susanne Miller (Hrsg.), Die deutsche Revolution 1918–1919. Dokumente. 2., erheblich erweiterte und überarbeitete Auflage, Hamburg 1975, S. 98 f.
6 Zit. n.: Ritter/Miller, S. 233.

schaften, Carl Legien und Gustav Bauer, sowie mit den Vorsitzenden des Deutschen Metallarbeiterverbandes und des Holzarbeiterverbandes, Alexander Schlicke und Theodor Leipart. Zu diesem Kreis gesellten sich Anfang November auch Vertreter der übrigen Gewerkschaftsrichtungen, darunter vor allem Adam Stegerwald als Generalsekretär des Gesamtverbandes der Christlichen Gewerkschaften.

Am 15. November unterzeichneten die Unternehmerverbände ein Abkommen, das die Anerkennung der Gewerkschaften »als berufene Vertreter der Arbeiterschaft«, das unbeschränkte Koalitionsrecht sowie den Abschluß von Tarifverträgen in allen Gewerbezweigen festlegte. Des weiteren verpflichteten sich die Unternehmer, künftig von den »gelben Gewerkschaften«, den wirtschaftsfriedlichen Werkvereinen, abzurücken. Weiterhin enthielt das noch am selben Tag von den Volksbeauftragten veröffentlichte Abkommen die allgemeine Einführung des Acht-Stunden-Tags. Gerade die Frage des Acht-Stunden-Tags, gegen dessen Einführung von industrieller Seite bis zuletzt hartnäckig opponiert wurde, illustriert deutlich, wie unmittelbar die Verständigungsbereitschaft der Unternehmer bedingt war durch Entstehung, Ausbreitung und erste Erfolge der revolutionären Massenbewegung. Erst am 11. November, also zwei Tage nach Beginn der Revolution in Berlin, waren die Unternehmervertreter bereit, die Acht-Stunden-Tags-Forderung zu akzeptieren. Den Grund für die Konzessionsbereitschaft der Unternehmer gegenüber Forderungen, die sie zuvor jahrzehntelang bekämpft hatten, hat Stinnes prägnant formuliert: »Geben wir doch«, so schrieb er in jenen Tagen, »den Gewerkschaften ihre ›Anerkennung‹, die geregelte Arbeitszeit, lassen wir doch die Aufhebung der Koalitionsbeschränkungen zu, was wir brauchen ist eine Atempause, die unsere Arbeit ermöglicht, nachher wird sich alles von selbst regeln«.[7]

7 Zit. n.: Helmut Böhme, Prolegomena zu einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1968, S. 112. Vgl. auch Gerald D. Feldman, Die Freien Gewerkschaften und die Zentralarbeitsgemeinschaft 1918–1924, in: Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung. Hrsg. v. Heinz Oskar Vetter, Köln 1975, S. 229–252, hier: S. 237 f.

Die Vereinbarungen zwischen Unternehmern und Gewerkschaften schlugen sich auch in der gesetzgeberischen Tätigkeit der Volksbeauftragten nieder. Diese legten den Acht-Stunden-Tag als gesetzlichen Normalarbeitstag fest, verkündeten das uneingeschränkte Koalitions-, Vereins- und Versammlungsrecht sowie die Presse- und Meinungsfreiheit und bestätigten die Allgemeingültigkeit der Tarifverträge. Außerdem wurde eine Erwerbslosenfürsorge aus staatlichen Mitteln eingerichtet. Darüber hinaus wurden mit der Revolution das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht für alle parlamentarischen Körperschaften sowie das Frauenwahlrecht eingeführt. Damit wurden langjährige politische, soziale und arbeitsrechtliche Teilziele der Gewerkschaften wie der gesamten Arbeiterbewegung verwirklicht. Freilich waren diese Errungenschaften in der revolutionären Situation vom November 1918 schlechterdings nicht zu verhindern. Im Gegenzug erhielten die Unternehmer jene »Atempause«, die sie brauchten, um ihre erschütterte Macht wieder zu festigen. Faktisch legten sich die Führungen der SPD und der freien – und umso mehr die aller anderen – Gewerkschaften darauf fest, jeglichen Struktureingriff in Staat, Militär, Wirtschaft und Betrieben zu unterlassen, auf die Entfernung auch nur der reaktionärsten Elemente aus staatlichen Schlüsselpositionen und sogar die Entmachtung des kaiserlichen Offizierskorps zu verzichten, den in der Arbeiterklasse an die Revolution gerichteten Hoffnungen auf Sozialisierung entgegenzuwirken und alle sozialistischen Bestrebungen zu blockieren oder zu bekämpfen.

Nicht weniger klassisch als das Wort von Friedrich Ebert, er hasse die soziale Revolution »wie die Sünde«, ist die Formulierung von Fritz Paeplow, dem Vorsitzenden des Bauarbeiterverbandes, in einer Vorständekonferenz der freien Gewerkschaften vom 3. Dezember 1918: »Ich bin durchaus kein Freund dieser Vergesellschaftungsbestrebungen, die heute im Gange sind. Es ist mir geradezu ein Greuel, und so lebhaft ich auch immer für den Sozialismus eingetreten bin, heute bangt mir vor einem solchen Sozialismus; ich möchte ihn lieber nicht sehen, ich möchte lieber gewünscht haben, daß wir von dieser ganzen

Revolution vorläufig noch verschont geblieben wären. Aber das können wir ja leider nicht ändern.«[8] Und gab es auch das eine oder andere Bedenken, so hat Paeplow die Haltung der Gewerkschaftsführer doch treffend beschrieben.

Der Zusammenhang zwischen der Nachgiebigkeit der Unternehmer und dem Verzicht auf Sozialisierungsmaßnahmen ist von den Gewerkschaftsführern durchaus bewußt hergestellt worden und findet sich auch in der offiziellen Argumentation. »Zunächst gilt es«, schrieb die Generalkommission Anfang Dezember 1918 in einem Flugblatt, »unser Wirtschaftsleben aufrechtzuerhalten, denn nur dadurch bleibt die Arbeitnehmerschaft vor dem äußersten Elend bewahrt. Soll dies geschehen, so dürfen die Unternehmer nicht willkürlich und regellos aus dem Produktionsprozeß ausgeschlossen werden. Sie dürfen aber nicht mehr das Recht für sich in Anspruch nehmen, einseitig die Arbeitsbedingungen festzusetzen. Dieses Recht ist beseitigt.«[9]

Statt weitergehender Eingriffe taucht bereits im Kontext mit dem Arbeitsgemeinschaftsabkommen vom November 1918 und der auf seiner Grundlage eingerichteten Zentralarbeitsgemeinschaft immer wieder jenes Zauberwort auf, das in der Weimarer Republik zum Schlüsselbegriff freigewerkschaftlicher Strategieentwicklung werden sollte: Volle Parität und paritätische Zusammenarbeit mit den Unternehmern als Grundlage für gewerkschaftliche Interessenvertretung, die die Mobilisierung der Mitgliederbasis zur Entwicklung eines eigenständigen Gegenmachtpotentials nicht mehr nötig zu haben, sondern sogar zu ersetzen schien.

Zusammenfassend konnte der Funktionär der Elektroindustrie von Raumer über die Rolle der Zentralarbeitsgemeinschaft urteilen: »Man geht nicht zu weit mit der Feststellung, daß die

8 Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert. Gegründet von Erich Matthias, Band I: Die Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution 1914–1919. Bearbeitet von Klaus Schönhoven, Köln 1985, S. 551 (im folgenden zitiert als: Quellen I).

9 Ebd., S. 599. Zu dieser Argumentation vgl. z. B. auch schon die erste Konferenz der Verbandsvorstände nach Beginn der Revolution am 14. 11. 1918, ebd. S. 530.

ZAG im ersten Jahre ihres Bestehens Deutschland vor dem Chaos und vor einer bolschewistischen Revolution bewahrt hat. Als alle Autoritäten zusammenbrachen: Monarchie, Staat, Militär und Bürokratie, schuf sie durch den Zusammenschluß der Unternehmer mit den Gewerkschaften eine Macht, die die Wirtschaft und die Betriebe in Ordnung hielt. Der bei allen Revolutionen sonst zu beobachtende Vorgang, daß sich die Arbeiter gegen ihre Arbeitgeber wandten, wurde nicht ausgelöst, weil die Gewerkschaften fest zur Ordnung und zu ihrer Aufrechterhaltung mit den Unternehmenern zusammenstanden.«[10]

Als am 19. Januar 1919 die Nationalversammlung gewählt wurde, war die Entscheidung über den Charakter der ersten deutschen Republik schon gefallen. Ein wichtiges Ereignis war dabei der Reichsrätekongreß vom Dezember 1918 gewesen, auf dem die von der SPD und dem rechten Flügel der USPD beeinflußte Mehrheit die Selbstentmachtung der Räte zugunsten der noch zu wählenden Nationalversammlung beschlossen hatte. Ein grundlegender Einschnitt waren dann die vom SPD-geführten preußischen Ministerium des Inneren provozierten Kämpfe vom Januar 1919. In ihrem Verlauf wurde die Berliner Arbeiterschaft von neugebildeten Freikorps und anderen gegenrevolutionären, von dem Sozialdemokraten Gustav Noske befehligten Truppen blutig niedergeschlagen. Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die Führer der soeben aus dem Spartakus-Bund hervorgegangenen KPD, wurden von Regierungstruppen ermordet. Den Kämpfen in Berlin folgte eine ganze Serie von lokalen und regionalen Massenbewegungen, die sich durch das ganze Frühjahr 1919 hinzogen.Sie wurden von der SPD-geführten Reichsregierung mit militärischen Gewaltmitteln und zum Teil in blutigen Auseinandersetzungen unterdrückt und fanden erst mit der Niederschlagung der Münchner Räterepublik Ende April/Anfang Mai 1919 ihr Ende.[11] In diesen

10 Zit. n.: Ritter/Miller, Die deutsche Revolution, S. 236 f.

11 Vgl. J. S. Drabkin, Die Entstehung der Weimarer Republik, Köln 1983, S. 114 ff., 128 ff., 143 ff., 241 ff. Heinz Habedank, Um Mitbestimmung und Nationalisierung während der Novemberrevolution und im Frühjahr 1919, Berlin o.J., S. 284 ff., 256 ff., 264 ff., 286

Bewegungen drückten sich die um sich greifende Desillusionierung über die Politik der Führungsgruppen von SPD und freien Gewerkschaften und die nunmehr in breiten Schichten der Arbeiterklasse einsetzende Linksentwicklung aus. Die Niederlage der Revolution vermochten sie freilich nicht mehr rückgängig zu machen.

2. Nachkriegskrise, Inflation und Stabilisierung 1919–1923

Von J. Harrer

Betriebsverfassung und Gewerkschaften 1919/20

Obwohl die Novemberrevolution mit der Ausschaltung der Arbeiter- und Soldatenräte als politischen Machtorganen geendet hatte, hatte sich doch der Rätegedanke fest im Massenbewußtsein verankert. In den gewaltigen Massenstreikbewegungen des Frühjahrs 1919, deren zentrale Forderungen Sozialisierung, Produktionskontrolle, umfassende Mitbestimmung und Absicherung der betrieblichen Arbeiterräte waren, zeigte sich auch, welche Mobilisierungskraft die Vorstellung einer eigenständigen betrieblichen Interessenvertretung der Belegschaften entfaltete. Unter dem Druck dieser Bewegungen erklärten sich der Vorstand und die Fraktion der SPD in der Nationalversammlung sowie die nach den Wahlen vom 19. Januar 1919 gebildete und von der SPD geführte Reichsregierung für die Einrichtung von Betriebsräten.[12] Die weitere Auseinandersetzung konzentrierte sich nun auf die Frage nach deren Stellung und Rechten.

ff. Illustrierte Geschichte, S. 311–396. Kluge, Die deutsche Revolution, S. 107 ff., 113 ff., 134 f. Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 159 ff., 175 ff., 178 ff., 184 ff. sowie die klassische Darstellung von Richard Müller, Der Bürgerkrieg in Deutschland, Berlin 1925 (Reprint Westberlin 1974).

12 Vgl. Correspondenzblatt Nr. 10, 8. 3. 1919

In der Weimarer Reichsverfassung vom August 1919 wurden die Betriebsräte verfassungsmäßig verankert. Von den ursprünglichen Sozialisierungs-, Kontroll- und Mitbestimmungsforderungen blieb freilich nur noch ein schwacher Abglanz. So hieß es in Artikel 165: »Die Arbeiter und Angestellten sind dazu berufen, in gleichberechtigter Gemeinschaft mit den Unternehmern an der Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen sowie an der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung der produktiven Kräfte mitzuwirken.« Diese sozialharmonische Vorstellung gab auch den Rahmen ab für das Betriebsrätegesetz, das gegenüber seinem Vorentwurf nach massiver Intervention insbesondere des Reichsverbands der Deutschen Industrie[13] noch erheblich verschlechtert und schließlich im Januar 1920 von der Nationalversammlung verabschiedet wurde. Das Gesetz band den Betriebsrat an die »Unterstützung des Arbeitgebers in der Erfüllung der Betriebszwecke« und verpflichtete ihn, »den Betrieb vor Erschütterungen zu bewahren« und »das Einvernehmen« zwischen »der Arbeitnehmerschaft (. . .) und dem Arbeitgeber zu fördern«.[14] Der Betriebsrat sollte also kein Organ eigenständiger Interessenvertretung der Belegschaften sein. Seine Funktion sollte vielmehr darin bestehen, »die Brücke zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu schlagen«.[15]

Gegen diese sozialpartnerschaftliche Einschränkung von Funktion, Aufgaben und Rechten der Betriebsräte kam es zu heftigen Protesten. Gegen eine große Kundgebung vor dem Reichstagsgebäude in Berlin am 13. Januar 1920, der ein gemeinsamer Aufruf von USPD und KPD sowie der von dem Funktio-

13 Vgl. dazu Die Resolution des Reichsverbandes der Deutschen Industrie vom 24. Februar 1919, in: GdA 3, S. 575. Ferner: Jens Flemming/Claus-Dieter Krohn/Dirk Stegmann/Peter-Christian Witt (Hrsg.), Die Republik von Weimar. Band 2: Das sozialökonomische System, Düsseldorf 1979, S. 255 f. Andeutungsweise auch Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 284 f., 286 ff.

14 Betriebsrätegesetz vom 4. Februar 1920, in: Reichs-Gesetzblatt, Jahrgang 120, Nr. 26, S. 147–174. Auszugsweise abgedruckt in: GdA 3, S. 580 f.

15 Ludwig Preller, Sozialpolitik in der Weimarer Republik, Stuttgart 1949 (Reprint Düsseldorf 1978), S. 138. Vgl. auch Wolfgang Däubler, Das Arbeitsrecht. Von der Kinderarbeit zur Betriebsverfassung. Ein Leitfaden für Arbeitnehmer, Hamburg 1976, S. 189 f.

när des Deutschen Metallarbeiterverbandes und linken USPD-Mitglied Richard Müller geführten Zentrale der Betriebsräte Deutschlands vorausgegangen war, erteilte der General von Lüttwitz den Schießbefehl. Die Arbeiter hatten 42 Tote zu beklagen.[16]

Von den gewerkschaftlichen Führungsgremien wurde gegen die restriktiven Bestimmungen des Betriebsrätegesetzes nicht opponiert.[17] Ihr Verhältnis gegenüber den Räten war von Anfang an von tiefem Mißtrauen bestimmt gewesen. Zumal die auf betrieblicher Basis gebildeten Räte wurden für überflüssig gehalten und lediglich als unliebsame Konkurrenz betrachtet.[18] Die Gewerkschaftsführung sah in ihnen einen Störfaktor für die Arbeitsgemeinschaftspolitik. Noch im März 1919, als Reichsregierung und SPD unter dem Eindruck der Massenstreikwelle die betrieblichen Arbeiterräte anzuerkennen versprochen hatten, widersetzte sich das Correspondenzblatt mit der Begründung, Arbeiterräte »würden die Betriebe in fortwährender Unruhe halten, würden sie politisieren und desorganisieren und die Produktion lahmlegen. Aber auch das kann die Arbeiterräte nicht befriedigen, denn ihr ganzes Wesen drängt nach außen, nach politischer Betätigung im großen. So wird also die Verpflanzung der Arbeiterräte auf das wirtschaftliche Gebiet nicht beruhigend wirken, sondern es wird neuen Zündstoff ansammeln, neue Revolutionsherde schaffen und das Wirtschaftsleben gefährlichen Krisen aussetzen«.[19]

Die sich anbahnende Institutionalisierung der Betriebsräte erforderte allerdings ein Einschwenken.[20] Nunmehr versuchte

16 Vgl. GdA 3, S. 262, 578 ff. Fünfundsiebzig Jahre Industriegewerkschaft 1891 bis 1966. Vom Deutschen Metallarbeiter-Verband zur Industriegewerkschaft Metall. Ein Bericht in Wort und Bild, Frankfurt a. M. 1966, S. 234. Illustrierte Geschichte, S. 433 ff. Arthur Rosenberg, Geschichte der Weimarer Republik, Frankfurt a. M. 1961, S. 90 f. Die offizielle Lesart mit milder Kritik verbindend: Susanne Miller, Die Bürde der Macht. Die deutsche Sozialdemokratie 1918–1920, Düsseldorf 1978, S. 358 f. Dito: Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 288 f.

17 Vgl. Winkler, S. 291.

18 Vgl. Quellen I, S. 540 ff. Kluge, Die deutsche Revolution, S. 76 f. Klaus Schönhoven, Die deutschen Gewerkschaften, Frankfurt a. M. 1978, S. 127 f. Winkler, S. 200 f.

19 Correspondenzblatt Nr. 10, 8. 3. 1919.

20 Vgl. z. B. die Ausführungen Legiens in der Vorständekonferenz vom 25. 4. 1919, in: Quellen I, S. 714 ff.

die Gewerkschaftsführung, die Betriebsräte ihrer Kontrolle und damit der Arbeitsgemeinschaftspolitik unterzuordnen. Auf dem Nürnberger Gewerkschaftskongreß Ende Juni/Anfang Juli 1919 wurden »Richtlinien über die künftige Wirksamkeit der Gewerkschaften« sowie »Bestimmungen über die Aufgaben der Betriebsräte« verabschiedet.[21] Beide Dokumente gaben zwar die Frontstellung gegen die Betriebsräte auf, begriffen aber deren Funktion und Aufgabe sinngemäß und teilweise in analogen Formulierungen wie das spätere Betriebsrätegesetz. Ebenso sprach der Nürnberger Kongreß der Generalkommission das Vertrauen aus und billigte damit deren Politik in Krieg und Revolution. Zusätzlich nahm er eine Resolution an, die die Arbeitsgemeinschaftspolitik ausdrücklich guthieß.

Von der Generalkommission zum ADGB: Zur organisatorischen und politischen Entwicklung der freien Gewerkschaften nach der Revolution

Ferner wurde in Nürnberg beschlossen, die Generalkommission der freien Gewerkschaften umzubilden in einen festen Dachverband, den Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund (ADGB). Bei den freigewerkschaftlich organisierten Angestellten wurde dies im November 1920 durch die Umwandlung der Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände aus einem losen Kartell in die festere Organisation des Allgemeinen freien Angestelltenbundes (AfA-Bund) nachvollzogen. Zu einer Verschmelzung der Angestellten- mit den Arbeitergewerkschaften kam es also nicht. Stattdessen schloß der AfA-Bund einen Kooperationsvertrag mit dem ADGB.[22]

Der Nürnberger Kongreß verabschiedete außerdem eine Resolution, mit der das Mannheimer Abkommen mit der

21 Vgl. Protokoll der Verhandlungen des 10. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands. Abgehalten in Nürnberg vom 30. Juni bis 5. Juli 1919, Berlin 1919, S. 57 ff.

22 Vgl. Eberhard Fehrmann/Ulrike Metzner, Angestellte und Gewerkschaften. Ein historischer Abriß, Köln 1981, S. 79 f. Schneider, Höhen, Krisen und Tiefen, S. 311.

Sozialdemokratischen Partei von 1906 als hinfällig erklärt wurde, da eine einheitliche politische Interessenvertretung der Arbeiterschaft als dessen Voraussetzung nicht mehr vorhanden war. »Die politischen Meinungskämpfe der Arbeiter«, so argumentierte diese Entschließung, dürfen aber »die Stoßkraft ihrer wirtschaftlichen Interessenvertretung, der Gewerkschaften, nicht schwächen«. Deshalb erklärte der Kongreß »die Neutralität der Gewerkschaften gegenüber den politischen Parteien«. Dem wurde aber ein Passus angefügt, der die Vorstellung politischer Neutralität zurückwies und den Charakter der Gewerkschaften als parteienübergreifender Emanzipationsbewegung der Lohnabhängigen ausdrücklich betonte: »Die Gewerkschaften dürfen sich jedoch nicht auf die enge, berufliche Interessenvertretung ihrer Mitglieder beschränken, sie müssen vielmehr zum Brennpunkt der Klassenbestrebungen des Proletariats werden, um den Kampf für den Sozialismus zum Siege führen zu helfen.«[23] Gewiß war dies auch eine Resonanz auf die vorangegangenen großen Streikbewegungen des Frühjahrs 1919. Die Resolution wurde mit nur zwei Gegenstimmen verabschiedet. Sie hatte freilich eher deklamatorischen Charakter, denn die enge Bindung der Gewerkschaftsführung an die sozialdemokratische Parteiführung und ihre Politik lockerte sich dadurch nicht. Demgegenüber sollte sich die Neutralitätsklausel »in der Folgezeit als eine scharfe disziplinarische Waffe erweisen, die vor allem gegen kommunistische Gruppen in den Verbänden eingesetzt wurde«.[24]

Die Politik der Generalkommission traf auf dem Nürnberger Kongreß auf starke Opposition. Deren Kern bildeten die Delegierten des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes (DMV). Ihre profiliertesten Sprecher waren Robert Dißmann vom rechten und Richard Müller vom linken Flügel der USPD. An diesen beiden Namen machen sich auch die unterschiedlichen Strömungen und Quellen der Opposition fest. Müller war neben

23 Protokoll Nürnberg, S. 56.

24 Schönhoven, Die deutschen Gewerkschaften, S. 130. Vgl. Potthoff, Gewerkschaften und Politik, S. 352 ff.

Ernst Däumig führender Vertreter des Rätegedankens und schloß sich 1920 mit der USPD-Linken zeitweilig der KPD an. Als ehemaliger führender Kopf der revolutionären Obleute im Weltkrieg stand er für jene radikale Richtung, die – in allerdings wechselnder Form – während der ganzen Weimarer Zeit existierte und aus den Oppositionsstimmungen in den Betrieben gespeist wurde. Sie mündete dann in die kommunistische Gewerkschaftsopposition. Demgegenüber verkörperte Dißmann als langjähriger hauptamtlicher Funktionär zuerst des DMV, dann der SPD bzw. der USPD oppositionelle Tendenzen im Partei- und Gewerkschaftsapparat selbst.[25] Innerhalb der Opposition vertrat er eine gemäßigte Tendenz. In den noch folgenden Auseinandersetzungen um das Verhältnis von Betriebsräten und Gewerkschaften grenzte er sich scharf von der Konzeption selbständiger Betriebsräte und Betriebsräteorganisationen ab, die der linke Flügel vortrug. Die gemäßigte Opposition faßte die Betriebsräte ähnlich wie die Vorstandsmehrheiten im ADGB und seinen Verbänden als Organe der Gewerkschaften auf.[26]

Noch deutlicher als in Nürnberg akzentuierte sich die gewerkschaftliche Opposition gegen die Arbeitsgemeinschaftspolitik auf der ersten Generalversammlung des DMV nach dem Kriege, die im Oktober 1919 in Stuttgart stattfand.[27] Hier stellte die Opposition die Mehrheit. Der bisherige Vorsitzende Alexander Schlicke, der während des Krieges als Gewerkschaftsvertreter in das mit dem Hilfsdienstgesetz vom Dezember 1916 eingerichtete Kriegsamt eingetreten war und sich damit beson-

25 Vgl. Fritz Opel, Der Deutsche Metallarbeiter-Verband während des 1. Weltkrieges und der Revolution, Hannover und Frankfurt (Main) 1962, S. 54 f., 101 f.

26 Vgl. Fünfundsiebzig Jahre, S. 233 f. Protokoll der Verhandlungen des Ersten Reichskongresses der Betriebsräte Deutschlands. Abgehalten vom 5.–7. Oktober 1920 in Berlin, Berlin o.J. (Reprint Bonn 1981), darin das Referat Dißmanns, S. 179 ff., die Korreferate von Heinrich Brandler und Müller, S. 210 ff., 228 ff. sowie den Diskussionsbeitrag Brandlers, S. 256 ff. und Dißmanns Schlußwort, S. 261 ff.

27 Zu Entwicklung und Binnendifferenzierung der Opposition im DMV vgl. bes. Opel, Der DMV, S. 47, 48 f., 54 f., 65 ff., 84 ff., 86 ff., bes. 97 ff. Ferner: Lothar Wentzel, Inflation und Arbeitslosigkeit. Gewerkschaftliche Kämpfe und ihre Grenzen am Beispiel des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes 1919–1924, Hannover 1981, S. 34 ff.

ders diskreditiert hatte, trat gar nicht mehr zur Wiederwahl an. Die dominante Person im neugewählten Vorstand war Robert Dißmann.

Schon seit Anfang 1919 hatten die Gewerkschaften einen starken Zustrom neuer Mitglieder zu verzeichnen. Im weiteren Verlauf des Jahres schwoll die Mitgliederzahl sprunghaft an. Hatten die freien Gewerkschaften Ende 1918 etwa 2,8 Millionen Mitglieder, so waren es Ende 1919 bereits 7,3 Millionen. Dieser Mitgliederzustrom speiste sich hauptsächlich aus an- und ungelernten Arbeitern der Großbetriebe, insbesondere der Metall- und chemischen Industrie, Landarbeitern, Arbeitern der öffentlichen Betriebe, Transport- und Eisenbahnarbeitern. Daneben strömten erstmals Frauen und Angestellte massenhaft in die Gewerkschaften. Insgesamt waren dies Bereiche, in denen die Gewerkschaften bis dahin nur schwach verankert gewsen waren, nun aber ihren Einfluß rasch ausweiteten. Hierin schlugen sich teils der Wegfall bisheriger Beschränkungen der Koalitionsfreiheit, teils die Politisierung völlig neuer Schichten der Lohnabhängigen nieder.[28] Parallel dazu kam es aber auch zu einem Aufschwung von separaten Arbeiterunionen, die meist unter anarchosyndikalistischem oder kommunistischem Einfluß standen und sich aus Protest gegen die Politik der Vorstände insbesondere in den Bergbaugebieten durch die Abspaltung von Teilen der Gewerkschaftsopposition gebildet hatten. Ihr Aufschwung hielt bis in die frühen 20er Jahre an. Danach zerfiel ihr Einfluß schnell.[29]

Diese politischen und organisatorischen Entwicklungen waren Ausdruck der Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche, unter denen der durch Krieg, Revolution und nachfolgende

28 Vgl. Fehrmann/Metzner, Angestellte und Gewerkschaften, S. 75 ff. Dietmar Petzina/Werner Abelshauser/Anselm Faust, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch II. Materialien zur Statistik des Deutschen Reiches 1914–1945, München 1978, S. 111. Potthoff, Gewerkschaften und Politik, S. 352. Wentzel, Inflation und Arbeitslosigkeit, S. 177.

29 Vgl. bes. Hans Manfred Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918–1923. Zur Geschichte und Soziologie der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalisten), der Allgemeinen Arbeiter-Union und der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands, Meisenheim am Glan 1969. Zum Einfluß der Unionen im Ruhrbergbau vgl. Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 424 f.

Massenstreikbewegungen in Gang gesetzte Politisierungsprozeß in der Arbeiterklasse verlief. Als Folge vertieften sich die Unterschiede in Bewußtseinslage und politischer Verhaltensweise. Die Linksentwicklung von traditionell gut organisierten und arbeitskampferfahrenen Facharbeitergruppen insbesondere in der Metallindustrie hatte schon im Krieg begonnen. Solche Gruppen hatten an der Spitze der Antikriegsopposition und der Revolution gestanden. Sie waren von Anbeginn an Träger des Rätegedankens gewesen. Die Erfahrungen und Impulse der Rätebewegung erhärteten noch ihre Ablehnung der Arbeitsgemeinschaftspolitik, machten sie aber nicht zu Gegnern der gewerkschaftlichen Organisation, zumal sie einen Kurswechsel erzwingen konnten, als nach Krieg und Revolution die innergewerkschaftliche Willensbildung wieder einigermaßen normalisiert werden mußte. Diese Entwicklung schlug sich im Erstarken der innergewerkschaftlichen Opposition nieder.[30]

Zugleich hatten Revolution und Massenstreiks Arbeitergruppen radikalisiert, die bislang – sei es wegen der auf Facharbeiter gestützten Berufsverbandsstruktur, sei es wegen staatlicher oder faktischer Organisationsverbote, wie sie bei den Landarbeitern in Gestalt der preußischen Gesindeordnung am schärfsten waren – nicht gewerkschaftlich aktiv gewesen waren. Ihre Radikalisierung zeitigte ein widersprüchliches Ergebnis, das auch davon bestimmt war, welche gewerkschaftlichen Strukturen und Verhältnisse diese Gruppen jeweils vorfanden. Dieser Radikalisierungsprozeß drückte sich einerseits im enormen Mitgliederzustrom seit der Revolution aus, der somit in erster Linie die Opposition stärkte. Andererseits führte er zu einer schroffen Ablehnung der Gewerkschaften, zumal dort, wo die neu radikalisierten Arbeitergruppen wie besonders im Bergbau auf sehr rechte Verbände trafen, in denen die Opposition gegen die Burgfriedens- und Arbeitsgemeinschaftspolitik nichts hatte bewegen können. Solche politisch und gewerkschaftlich noch

30 Hierzu und zum folgenden vgl. Erhard Lucas, Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt a. M. 1976. Potthoff, Gewerkschaften, S. 40 ff., 177 ff.

wenig erfahrenen Gruppen neigten zum Linksradikalismus und trugen den Aufschwung der Arbeiterunionen. Allerdings war ihre Aktivität, sofern ihr nicht noch gewerkschaftliche Bahnen eröffnet wurden, auf Dauer wenig stabil.

Außerdem waren durch die Revolution und die durch sie erweiterten Spielräume aber auch lohnabhängige Schichten in Bewegung geraten, die bislang eher kleinbürgerlich orientiert gewesen waren. Dies galt etwa für gehobene Arbeitergruppen und Handwerker, Meister, Angestellte, Staats- und Gemeindearbeiter, öffentliche Bedienstete und in geringerem Maße auch für kleine Beamte. Auch sie schlossen sich in großer Zahl den Gewerkschaften an. Davon profitierten neben den freien aber auch die anderen Gewerkschaftsrichtungen.[31] Innerhalb der freien Gewerkschaften verbreiterte sich damit zunächst eher die Basis der arbeitsgemeinschaftlichen Orientierung. Dies war freilich kein Naturgesetz und konnte sich durchaus ändern. Wie sich Bewußtsein und Verhalten dieser Gruppen entwickeln würden, hing wesentlich auch von deren künftigen praktischen Erfahrungen und von der gewerkschaftlichen Führungspolitik und Überzeugungsarbeit ab. Am Beispiel der Eisenbahnbeamten und der Gemeindearbeiter sollte sich bald schon zeigen, daß Konfliktbereitschaft im Arbeitskampf von der Gewerkschaftsführung nicht gefördert, sondern behindert wurde.[32]

Kapp-Putsch

Da die Revolution die gesellschaftlichen Kräfte, die den imperialistischen Krieg gewollt und herbeigeführt hatten, nicht entmachtete, verblieben Gruppen in ihren Machtpositionen in Wirtschaft und Staat, denen die Republik und ihre Errungen-

31 Vgl. Petzina/Abelshauser/Faust, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch III, S. 111 f. Potthoff, S. 40 ff., 177 ff.

32 Vgl. Potthoff, S. 304 f. Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Band II: Die Gewerkschaften in den Anfangsjahren der Republik 1919–1923. Bearbeitet von Michael Ruck, Köln 1985, S. 491, Anm. 10, 510, Anm. 74 (im folgenden zit. als: Quellen II). Arnold Reisberg, An den Quellen der Einheitsfront, 2 Bände, Berlin 1971, Band 1, S. 365 ff., 373 ff.

schaften zwar aufgezwungen worden waren, die sich damit aber allenfalls vorübergehend abfinden mochten. Einflußreiche Unternehmerkreise, Großagrarier, Offizierskorps und Justizapparat verfolgten von Anbeginn an das Ziel, die Republik wieder zu beseitigen, um den Einfluß der Arbeiterbewegung auszuschalten. Damit sollte zugleich der Weg geebnet werden, durch neuerliche Aufrüstung die gescheiterte imperialistische Großmachtpolitik wieder aufzunehmen und die Kriegsniederlage mit ihren Folgen zu korrigieren. Revanche für 1918 nach innen und außen, Revision sowohl der Revolutionserrungenschaften als auch des Kriegsergebnisses waren das erklärte Ziel. Strittig waren dabei lediglich Tempo und Methoden, mit denen das angestrebte Ergebnis am besten zu erreichen war.[33]

Den unternehmerischen Vortrupp eines besonders aggressiven und auf relativ kurzfristigen Erfolg angelegten innen- und außenpolitischen Kurses bildete die rheinisch-westfälische Schwerindustrie. In ihren Reihen zeichnete sich besonders Hugo Stinnes aus, mit dem zusammen bei den Verhandlungen um das Arbeitsgemeinschaftsabkommen Carl Legien »ein glückliches Zweigespann«[34] gebildet hatte. Ohne das grundsätzliche Ziel aus dem Auge zu verlieren, bevorzugten demgegenüber andere Gruppen, insbesondere der Elektro- und chemischen Industrie, einen flexibleren, eher langfristig angelegten und vorerst auf sozialpartnerschaftliche Strategien abstellenden Kurs, der den innen- und außenpolitischen Realitäten stärker Rechnung trug. Als Exponent dieser Linie kann Walther Rathenau von der AEG gelten. Bei den Großbanken spielten die Deutsche Bank und die Disconto-Gesellschaft eine besondere Rolle. Während letztere vorwiegend eine Bank der Schwerindustrie war, war die Deutsche Bank eher der Gruppe um die

33 Hierzu und zum folgenden vgl. bes. Kurt Gossweiler, Großbanken, Industriemonopole, Staat. Ökonomie und Politik des staatsmonopolistischen Kapitalismus in Deutschland von 1914–1932, Berlin 1971, S. 103 ff., 136 ff., 156 ff., 183 ff. George W. F. Hallgarten/Joachim Radkau, Deutsche Industrie und Politik von Bismarck bis heute, Frankfurt a. M./Köln 1974, S. 151 ff. Manfred Nussbaum, Wirtschaft und Staat in Deutschland während der Weimarer Republik, Berlin 1978, S. 87 ff. Wolfgang Ruge, Deutschland von 1917–1933, Berlin 1967, S. 178 ff.

34 So der Bericht von Raumers, zit. in: Ritter/Müller, Die deutsche Revolution, S. 233 f.

Elektro-Chemie-Industrie zuzurechnen. Außenpolitisch machten sich diese strategischen Linien an den Begriffen Katastrophen- und Erfüllungspolitik fest.

Im März 1920 prellten die extremsten Kräfte der Reaktion vor und unternahmen mit dem Kapp-Lüttwitz-Putsch den ersten großangelegten Versuch, die Republik mit ihren verhaßten demokratischen und sozialen Einflüssen und Errungenschaften zu zerschlagen und die Arbeiterbewegung zu liquidieren. Getragen wurde der Putsch insbesondere von Truppenverbänden, die seit Ende 1918 von der Obersten Heeresleitung im Namen des, zu jenem Zeitpunkt nur noch von der SPD besetzten Rats der Volksbeauftragten aus den zuverlässigsten gegenrevolutionären Elementen der kaiserlichen Armee zum Kampf gegen die Revolution gebildet worden waren. Ihre Bewährungsprobe im Bürgerkrieg hatten diese Freikorps im Januar 1919 sowie bei der Unterdrückung der Massenstreikbewegungen vom Frühjahr 1919 bestanden. Sie waren von Anfang an ein Sammelbecken extrem antirepublikanischer, militaristischer und faschistischer Kräfte.

An der Spitze des Putsches standen der ostpreußische Bankdirektor Kapp, der auch dem Aufsichtsrat der Deutschen Bank und dem Vorstand der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) angehörte, sowie der Chef des Reichswehrgruppenkommandos I mit Sitz in Berlin, der Oberbefehlshaber aller Reichswehrtruppen in Nord-, Mittel- und Ostdeutschland also, jener General von Lüttwitz, der erst wenige Wochen vorher mit Billigung des sozialdemokratischen Wehrministers Noske und des ebenfalls sozialdemokratischen Preußischen Innenministers Heine in Berlin auf die Protestkundgebung gegen das Betriebsrätegesetz hatte schießen lassen. Die Putschisten verfügten über weitverzweigte Querverbindungen unter führenden Rechtspolitikern, Militärs, Großagrariern, Bankiers und Industriellen, insbesondere aus den Reihen der Schwerindustrie.[35] Wenn Wirtschaft

35 Vgl. Erwin Könnemann/Hans-Joachim Krusch, Aktionseinheit contra Kapp-Putsch. Der Kapp-Putsch im März 1920 und der Kampf der deutschen Arbeiterklasse sowie anderer Werktätiger gegen die Errichtung der Militärdiktatur und für demokratische Verhältnisse, Berlin 1972, S. 54 ff. Arbeiterklasse siegt über Kapp-Lüttwitz. Quellen ausge-

und Rechtsparteien im allgemeinen dennoch mit Vorsicht reagierten und sich nur einzelne Stimmen offen für den Putsch erklärten, so war dies keineswegs dessen grundsätzlicher Ablehnung, sondern in erster Linie der Furcht vor Gegenaktionen der Arbeiterbewegung und dem damit verbundenen Risiko geschuldet. Doch selbst Kritiker, die sich gegen das Unternehmen aussprachen, wollten es für einen einschneidenden Rechtsruck und einen scharfen Demokratieabbau nutzen.[36]

Am 13. März 1920, einem Samstag, marschierte die Marinebrigade Ehrhardt in Berlin ein und gab damit das Zeichen zum militärischen Losschlagen im ganzen Reich. Soweit sie nicht unmittelbar am Putsch beteiligt war, erklärte sich die übrige Reichswehr durch den General von Seeckt für »neutral«. Sie weigerte sich also, ihrer verfassungsmäßigen Aufgabe nachzukommen und gegen die Putschisten vorzugehen. Großenteils sympathisierte sie sogar mit ihnen. Die Rechtsparteien DNVP und DVP bekundeten ihre Bereitschaft, sich auf den Boden der Tatsachen zu stellen und mit der Putschregierung zusammenzuarbeiten.[37] Reichspräsident Ebert und die von SPD, katholischer Zentrumspartei und liberaler DDP gebildete Reichsregierung des Sozialdemokraten und vormaligen zweiten Vorsitzenden der Generalkommission der Gewerkschaften Gustav Bauer flohen aus Berlin, nachdem sich der drohende General Lüttwitz in den Tagen unmittelbar vor dem Putsch durch Gespräche nicht hatte besänftigen lassen.

---

wählt und bearbeitet von Erwin Könnemann, Brigitte Berthold und Gerhard Schulze, 2 Bände, Glashütten/Taunus 1971, Band 1, S. 55 f. Erhard Lucas, Märzrevolution im Ruhrgebiet. Vom Generalstreik gegen den Militärputsch zum bewaffneten Arbeiteraufstand. März–April 1920. Band 1, Frankfurt a. M. 1970, S. 73 ff.

36 Vgl. Könnemann/Krusch, Aktionseinheit, S. 54 ff. Erwin Könnemann, Neue Dokumente zur Haltung der Deutschen Volkspartei während des Kapp-Putsches. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Heft 7/1988, S. 615–630. Wolfgang Ruge, Deutschnationale Volkspartei (DNVP) 1918–1933. In: Dieter Fricke (Hrsg.), Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789–1945). In vier Bänden, Band 2, Köln 1984, S. 476–528, hier: S. 493 ff. Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 296 f., 305 f.

37 Vgl. Könnemann/Krusch, Aktionseinheit, S. 77 ff., 86 ff. Könnemann, Neue Dokumente zur Haltung der DVP, S. 623 f. Ruge, DNVP, S. 494.

38 Vgl. Könnemann/Krusch, Aktionseinheit, S. 75. Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 295 f.

Nunmehr riefen ADGB, USPD und SPD zum Generalstreik auf. Anders als deren lokale und regionale Organisationen hielt die Zentrale der KPD, von der allerdings nur eine Minderheit gerade in Berlin anwesend war, nicht zuletzt unter dem Einfluß des damals linksradikalen Ernst Reuter[39], einen Generalstreik zunächst nicht für möglich. Sie korrigierte sich allerdings am nächsten Tag.

Am Montag, den 15. März 1920, setzte der Generalstreik mit ungeheurer Wucht und Geschlossenheit ein. In vielen Orten entwaffneten die Arbeiter Freikorps und Reichswehr. Der bewaffnete Widerstand ereichte seinen Höhepunkt im Ruhrgebiet, wo es der aus Mitgliedern der Gewerkschaften und aller Arbeiterparteien gebildeten »Roten Ruhrarmee«[40] binnen kurzem gelang, Freikorps und Reichswehr zu verjagen.[41] In nur drei Tagen fegte der geschlossene Abwehrkampf die Putschregierung Kapp-Lüttwitz hinweg.[42]

Der Generalstreik war jedoch nicht nur für eine einfache Wiederherstellung des Status quo und eine bloße Wiedereinsetzung der alten Reichsregierung geführt worden, sondern für konsequente Maßnahmen gegen die mittelbar und unmittelbar am Putsch Beteiligten, um einer Wiederholung reaktionärer Anschläge auf die Republik einen Riegel vorzuschieben. Gewerkschaftliche Lehren aus Kapp-Putsch und Generalstreik faßte das Korrespondenzblatt wenige Wochen später zusammen: »Wir sind uns bewußt geworden, in welcher Gefahr die Republik geschwebt hat und immer noch schwebt. Wir sind uns weiter bewußt, daß das Schicksal der Republik auf die Kraft der Arbeitnehmerschaft gestellt ist, und wir haben die Verantwortung dafür übernommen, das Vaterland gegen die

39 Vgl. Winkler, S. 304.

40 Vgl. George Eliasberg, Der Ruhrkrieg von 1920, Bonn 1974, S. 77 f. Könnemann/Krusch, Aktionseinheit, S. 268. Winkler, S. 325 f.

41 Zur Entwicklung im Ruhrgebiet vgl. bes. Lucas, Märzrevolution im Ruhrgebiet.

42 Zum Überblick über die Kämpfe gegen den Putsch vgl. Illustrierte Geschichte, S. 473–505. Könnemann/Krusch, Aktionseinheit, S. 185–269. Erhard Lucas, Märzrevolution 1920. Der bewaffnete Arbeiteraufstand im Ruhrgebiet in seiner inneren Struktur und in seinem Verhältnis zu den Klassenkämpfen in den verschiedenen Regionen des Reiches (Band 2), Frankfurt a. M. 1973, S. 132–175.

Reaktion zu verteidigen.«[43] Und weiter heißt es: »Es handelt sich nicht allein um die Beseitigung der hochverräterischen Militärdiktatur, sondern auch um die Unschädlichmachung der an jenem Putsch beteiligten Schuldigen und um die Verhütung der Wiederkehr ähnlicher Umsturzunternehmungen.«

Die Erfahrungen aus Kapp-Putsch und Generalstreik, das gestärkte gewerkschaftliche Selbstbewußtsein und nicht zuletzt der enorme Erwartungsdruck der in höchstem Maße mobilisierten gewerkschaftlichen Basis prägten sich auch in einer veränderten Haltung der ADGB-Führung aus. Unmittelbar nach Rücktritt der Putsch-Regierung, noch vor Rückkehr der alten Reichsregierung nach Berlin und vor Abbruch des Generalstreiks trat Carl Legien an die USPD mit dem Vorschlag heran, über die Bildung einer »Arbeiterregierung« aus beiden sozialdemokratischen Parteien zu verhandeln.[44] Nachdem dieser Vorschlag im Zentralkomitee der USPD gescheitert war, traten ADGB, AfA und Deutscher Beamtenbund in Verhandlungen mit der Reichsregierung. Dabei blieb es, obwohl sich die USPD-Führung noch am selben Tag korrigierte und die KPD einer Arbeiterregierung »loyale Opposition« zusicherte.

Die Verhandlungen mit der Reichsregierung und den sie tragenden Koalitionsparteien wurden auf der Grundlage eines gewerkschaftlichen Neun-Punkte-Programms[45] geführt. Dessen erste Forderung lautete: »Entscheidender Einfluß der genannten Arbeitnehmerverbände auf die Umgestaltung der Regierungen in Reich und den Ländern sowie auf die Neuregelung der wirtschafts- und sozialpolitischen Gesetzgebung.« Angesichts des Versagens sozialdemokratischer Koalitions- und Regierungspolitik wurde damit der gewerkschaftliche Anspruch bekräftigt, unmittelbar auf Regierungsbildung, Regierungstätigkeit und Gesetzgebung einzuwirken. Als Ziel dieser Einflußnahme bestimmte das Neun-Punkte-Programm

43 Korrespondenzblatt Nr. 16, 17. 4. 1920.

44 Hierzu und zum folgenden vgl. Könnemann/Krusch, Aktionseinheit, S. 302 ff., 328 ff., 333 ff., 347 f., 349 ff. Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 315 ff., 337 f.

45 Abgedruckt in: Arbeiterklasse siegt über Kapp und Lüttwitz, Band 1, S. 175 f. und bei Könnemann/Krusch, Aktionseinheit, S. 349 f.

die sofortige Entwaffnung und Bestrafung aller am Putsch beteiligten Truppen und Personen, die Entfernung aller reaktionären Personen insbesondere aus leitenden Stellen in Staatsapparat und Betriebsverwaltungen und ihre Ersetzung durch zuverlässige Kräfte, sofortige Sozialisierung von Bergbau und Energiegewinnung, Auflösung aller konterrevolutionären militärischen Formationen, Übernahme des Sicherheitsdienstes durch die organisierte Arbeitnehmerschaft. Eine Durchsetzung dieser Forderungen hätte die Macht der republikfeindlichen Kräfte wesentlich beschneiden und das politische und gesellschaftliche Kräfteverhältnis nach links verschieben können. Dazu sollte es freilich nicht kommen.

Nachdem sie noch am 18. März zur Fortsetzung des Generalstreiks aufgerufen hatten, forderten ADGB, AfA und Deutscher Beamtenbund am 20. März zu dessen Beendigung auf. Regierungsvertreter und Koalitionsparteien waren ihnen mit Versprechungen entgegengekommen. Irgendwelche Garantien hatten sie freilich nicht, daß die getroffenen Vereinbarungen auch erfüllt würden. Nunmehr bröckelte die Streikfront ab. Damit hatten sich die Gewerkschaften aber selbst des entscheidenden Machtmittels beraubt. Zwar waren die Minister Noske und Heine schlechterdings untragbar und wurden deshalb entlassen. Ansonsten wurde jedoch keine einzige gewerkschaftliche Forderung verwirklicht.

Es ist anzunehmen, daß Carl Legien eine Arbeiterregierung tatsächlich nur aus taktischen Gründen vorgeschlagen hatte. Einerseits wollte er in zutreffender Einschätzung der Massenstimmung auf diese Weise den eminenten Druck der gewerkschaftlichen Basis auffangen, andererseits zugleich die gewerkschaftliche Verhandlungsposition gegenüber Regierung und Koalitionsparteien verbessern.[46] Trotz der anfänglichen Schwankungen bei USPD und KPD sowie der unverhohlenen Ablehnung seitens der SPD-Führung ist indes die Behauptung

46 Vgl. Könnemann/Krusch, Aktionseinheit, S. 350. Erwin Könnemann, Dokumente zur Arbeiterregierung und zum Streikabbruch nach dem Kapp-Putsch 1920. In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Heft 4/1988, S. 487–506. Miller, Bürde der Macht, S. 388 f. Potthoff, Gewerkschaften und Politik, S. 276 ff. Winkler, S. 316, 319 f.

kaum aufrechtzuerhalten, eine Arbeiterregierung sei bloß »eine Schimäre«[47] gewesen, die in Wirklichkeit »niemand«[48] gewollt habe. Denn immerhin war es die unverkennbare Stimmung der streikenden Arbeitermassen gewesen, die sich in Legiens Vorschlag niederschlug. Und auch die Ansicht, eine Arbeiterregierung hätte allein schon an der parlamentarischen Konstellation scheitern müssen, ist nicht stichhaltig. Denn zum einen war keineswegs ausgemacht, daß eine Arbeiterregierung bei umgehenden Neuwahlen, die unter dem Einfluß des Generalstreiks und unter dem Vorzeichen einer geeinten Arbeiterbewegung und der Ausschaltung der offenen Reaktion aus dem politischen Leben gestanden hätten, nicht auch eine Veränderung der parlamentarischen Kräfteverhältnisse hätte herbeiführen können. Zum anderen hätten die Auseinandersetzungen, die nach der Bildung einer Arbeiterregierung und entschlossenen Maßnahmen im Sinne der Gewerkschaftsforderungen unvermeidbar sofort gefolgt wären, auch die Basis der bürgerlichen Mittelparteien mit ihrem beträchtlichen Anteil an Lohnabhängigen und Arbeitern miterfaßt und somit schon während des Generalstreiks im bürgerlichen Lager aufgetretene Differenzierungen gefördert. Vor allem aber hätten diese Auseinandersetzungen notwendig eine politische Dynamik freigesetzt, die zu völlig unvorhersehbaren Entwicklungen und Konstellationen führen konnte.

Deshalb ist die Vorstellung viel zu statisch, daß sich »nichts von dem, was vor dem 13. März versäumt worden war,« danach habe wieder gut machen lassen. »Die Kräfteverhältnisse, die sich nach dem 9. November 1918 herausgeformt hatten, erwiesen sich als so festgefügt, daß sie durch den Kapp-Lüttwitz-Putsch und die durch ihn ausgelösten Gegenaktionen nicht mehr grundlegend geändert werden konnten.«[49] Doch nicht an fehlenden Chancen, sondern an der fehlenden Bereitschaft, sie

47 So Miller, S. 388 in Anlehnung an einen amerikanischen Autor und Winkler, S. 317 in Anlehnung an Miller.

48 Miller. S. 388.

49 Winkler, S. 337. Ähnlich auch Schönhoven. Die deutschen Gewerkschaften, S. 134 u.v.a.

wahrzunehmen, sind die Hoffnungen auf eine Linksentwicklung nach dem Kapp-Putsch gescheitert. So aber kann der Teil, den die SPD-Führung und auch die ADGB-Führung selbst dazu beitrugen, die politischen Kräfteverhältnisse tatsächlich erst unumkehrbar zu machen und die Gewerkschaftsforderungen aussichtslos werden zu lassen, getrost hinter der Ungunst der Umstände verschwinden.

Nach dem Rücktritt der Kapp-Lüttwitz-Regierung war der General von Seeckt am 17. März zum Chef der Heeresleitung und somit zum obersten Militärbefehlshaber befördert worden. Über Nacht wurden nun Truppen »regierungstreu«, die soeben noch den Putsch begünstigt oder sich sogar an ihm beteiligt hatten. Zum »Kampf gegen den drohenden Bolschewismus«, wie Seeckt den vorerst noch anhaltenden Generalstreik mit seinen Forderungen nach einschneidenden Maßnahmen gegen die Putschisten zu nennen beliebte[50], wurde selbst die Marinebrigade Ehrhardt herangezogen. Vielerorts rächten sich die Regierungstruppen blutig an der siegreichen Arbeiterschaft. Am schlimmsten traf ihre Rache das Ruhrgebiet.[51]

Es bleibt nachzutragen, daß die Putschisten mit einer einzigen Ausnahme straffrei ausgingen. Die Ausnahme betraf den wilhelminischen Ex-Polizeipräsidenten von Berlin, Traugott von Jagow, gegen den die gesetzliche Mindeststrafe von fünf Jahren Festungshaft verhängt wurde. Doch nicht einmal diese hatte er zu verbüßen. Er wurde im Dezember 1924 begnadigt und erhielt schließlich auch noch seine Pension nachgezahlt.[52] Auch schreckliche Greueltaten, die während des Putsches oder danach an Arbeitern begangen worden waren, blieben ungesühnt. Dagegen wurden, wegen Hochverrats oder Beihilfe dazu, tausende Arbeiter, die in der »Roten Ruhrarmee« gekämpft hatten, zu hohen Zuchthaus- und Gefängnisstrafen verurteilt. Der extrem reaktionäre, antirepublikanische Charak-

50 Könnemann/Krusch, Aktionseinheit, S. 362.

51 Vgl. Heinrich Hannover/Elisabeth Hannover-Drück, Politische Justiz 1918–1933, Hamburg 1977, S. 77 ff., 87 ff. Illustrierte Geschichte, S. 505 ff. Könnemann/Krusch, S. 363 ff., 403 ff., 415 ff., 419 f., 461 ff. Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 335 f.

52 Hannover/Hannover-Drück, S. 77. Winkler, S. 342.

ter der Weimarer Justiz wird in ihren empörenden Urteilen nach dem Kapp-Putsch besonders deutlich.[53]

Die Chance einer Demokratisierung wurde trotz der Niederschlagung des Kapp-Putsches somit vollkommen vertan. Die Reaktion saß fester im Sattel als zuvor. Die Hauptkontingente der Rechtskräfte hatten freilich eines gelernt: Republik und Arbeiterbewegung waren nicht in einem einmaligen militärischen Handstreich niederzuwerfen. Sie mußten zuvor sturmreif geschossen, in einem längeren Prozeß systematisch geschwächt werden. Dazu mußten vor allem auch jene staatlichen Macht- und Schlüsselpositionen genutzt werden, die die Reaktion in Justiz, Militär und Verwaltung innehatte.

Das erneut nach rechts verschobene gesamtpolitische Kräfteverhältnis sowie eine gleichzeitige Linksentwicklung in der Arbeiterbewegung, die vor allem durch die Enttäuschung über die Politik der SPD-Führung ausgelöst war, schlugen sich im Ergebnis der Reichstagswahlen nieder, die im Juni 1920 stattfanden. Gegenüber den Wahlen zur Nationalversammlung hatte die SPD schwere Einbußen zugunsten der USPD zu verzeichnen. Auch die erstmals kandidierende KPD konnte mit zwei Abgeordneten in den Reichstag einziehen. Zugunsten der Rechtsparteien DNVP und DVP erlitten auch die Regierungsparteien der bürgerlichen Mitte Verluste, so daß die bisherige Reichsregierung der »Weimarer Koalition« aus SPD, DDP und Zentrum ihre Mehrheit einbüßte. Dies führte zu einer Rechtsverschiebung auch auf der Regierungsebene. An der Reichsregierung war die SPD vorerst nicht mehr beteiligt. Sie wurde erst wieder in die Reichsregierung aufgenommen, als es im Sommer 1921 darum ging, die deutschen Reparationspflichten verbindlich festzulegen und innenpolitisch abzusichern.

53 Vgl. bes. bei Hannover/Hannover-Drück, S. 77 ff., 90 ff., 93 ff., 95 ff., 98 ff.

Inflation

Nachdem sich ihre Machtstellung wieder gefestigt hatte, rückten die Unternehmer ihrerseits von der in der Novemberrevolution eingegangenen »Sozialpartnerschaft« Stück um Stück wieder ab. Nun entbrannte der Konflikt um Einschränkung und Beseitigung oder Verteidigung und Ausbau der sozialen Errungenschaften der Revolution, der sich zusammen mit dem Kampf um die demokratischen Rechte wie ein roter Faden durch die Geschichte der Weimarer Republik zieht. Besondere Bedeutung kam dabei dem Acht-Stunden-Tag zu, der wichtigsten sozialpolitischen Errungenschaft der Revolution.

1919/20 eröffneten die Unternehmer eine umfassende Offensive gegen die Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnabhängigen. Dabei erwies sich die Inflation als entscheidender ökonomischer Hebel.[54] Ursprünglich war die Inflation durch eine gewaltige Aufblähung des Umlaufs von Papiergeld zur Deckung der ungeheuren staatlichen Kriegsausgaben ausgelöst worden. Nach dem Kriege wurden die durch die Kriegs- und Kriegsfolgekosten verursachten Lücken im Staatshaushalt zusätzlich noch durch die hohen Reparationszahlungen verschärft. Da es die verschiedenen Reichsregierungen trotz der starken Popularität dieser Forderungen nicht fertig brachten, die Kriegsgewinne und großen Vermögen durch entsprechende Besteuerung zur Sicherung der Reichsfinanzen heranzuziehen, wurde das chronische Haushaltsdefizit weiterhin mit Hilfe der Notenpresse und eines erhöhten Notenumlaufs geschlossen. So beschleunigte sich ab Ende 1919 die Geldentwertung. Sie nahm ab Sommer 1922 enorm an Tempo zu, fing im Frühjahr 1923 an zu rasen und ließ die Mark im Herbst und Winter 1923 in astronomische Tiefen abstürzen. Zu dieser Zeit war die deutsche Währung faktisch zusammengebrochen.

Die durch die Geldentwertung ausgelösten Erhöhungen der Warenpreise führten zu einer enormen Steigerung der Lebens-

54 Zum folgenden vgl. Claus-Dieter Krohn, Die große Inflation in Deutschland 1918–1923, Köln 1977. Nussbaum, Wirtschaft und Staat, S. 18 ff.

haltungskosten sowie zu einer fortschreitenden Senkung der Reallöhne. Zunächst wurde diese noch durch gewerkschaftliche Abwehrkämpfe gebremst, ab Mitte 1922 verschärfte sie sich aber rasch.[55] Am meisten profitierte von der Inflation somit die Großindustrie. Durch die verbilligte Arbeitskraft konnte sie die Lohnkosten senken und damit auch die Preise für den Export. Auf diese Weise sollten die internationale Konkurrenz auf dem Weltmarkt mit Dumping-Preisen aus dem Felde geschlagen und durch den Krieg verloren gegangenes Terrain zurückerobert werden.

Die durch die Inflation bewirkte Umverteilung des Nationaleinkommens verbesserte die Akkumulations- und Reproduktionsbedingungen des Kapitals.[56] Die ungeheuren Inflationsgewinne dienten vorerst dem zügigen extensiven Ausbau und längerfristig der vor allem in der nachfolgenden Stabilitätsphase mit großem Tempo einsetzenden Modernisierung der Produktionsanlagen. Zugleich förderte die Inflation einen massiven Konzentrationsprozeß, insbesondere in der Schwerindustrie, von dem wiederum ganz besonders der Stinnes-Konzern profitierte.[57] Das Großkapital konnte somit die negativen Ergebnisse seines verlorenen Krieges zumindest teilweise kompensieren und sich auf Kosten der großen Mehrheit der Bevölkerung schadlos halten. Auf der anderen Seite wurden die Kriegs- und Kriegsfolgekosten sowie die hohen Reparationsforderungen der Siegermächte dem Volk aufgebürdet.

Der Preis dieser Politik des Kapitals bestand in verschlechterten Lebensbedingungen der Lohnabhängigen. Auf dem Höhepunkt der Inflation im Herbst und Winter 1923 mündete dies in eine »ungeheuerliche Notlage«: »Ein kundiger Beobachter hat für den Oktober dieses Schreckensjahres berechnet, daß

55 Vgl. Gerhard Bry, Wages in Germany 1871–1945, Princeton 1960, S. 7, 55, 74 f., 220 ff., 227 ff., 362, 453 ff. Jürgen Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Teil I, Band 5: Darstellung der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1917/18 bis 1932–33, Berlin 1966, S. 165 ff. Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 378, die Kritik an der marxistischen These zur Reallohnentwicklung in der Inflation muß angesichts der von Winkler selbst zusammengetragenen Daten erstaunen.

56 Vgl. Krohn, Die große Inflation, S. 27.

57 Vgl. Nussbaum, Wirtschaft und Staat, S. 40 ff., 42 ff.

der Lohn eines qualifizierten Facharbeiters für eine volle Arbeitswoche gerade ausreichte, um einen Zentner Kartoffeln zu kaufen. Der Lohn für 9–10 Arbeitsstunden war nötig, um ein Pfund Margarine zu bezahlen. Für ein Pfund Butter hätte der Arbeiter zwei volle Tage schaffen müssen. Ein Zentner Briketts kostete den Lohn von 12 Arbeitsstunden. Ein Paar einfache Stiefel erforderten den Verdienst von 6 Wochen und ein Anzug den Lohn von 20 Wochen.»[58] Bis Ende 1923 sanken die Reallöhne bis auf die Hälfte des Vorkriegsstandes und weniger.[59]

Eine ganze Zeitlang lief dank der Exportkonjunktur die Industrieproduktion auf Hochtouren. Deshalb war die Arbeitslosigkeit, zumal im internationalen Vergleich, niedrig. Erst als die Inflationskonjunktur 1923 zusammenbrach und die deutsche Wirtschaft nach der französischen Besetzung des Ruhrgebiets dem Kollaps nahe war, kam es zur Massenarbeitslosigkeit. Die Arbeitslosenquote stieg nun schnell auf 10% im Jahresdurchschnitt und bis zum Jahresende auf 28%.[60]

Die Inflationsfolgen wurden für die Lohnabhängigen durch die staatliche Steuerpolitik noch verschärft. Im Gegensatz zu den Kapitalbesitzern wurden sie steuerlich »sofort erfaßt, ehe sie die Möglichkeit hatten, Abgaben in entwerteter Mark zu zahlen, denn Lohnsteuern mußten wöchentlich gezahlt werden.«[61] Darüber hinaus wurden die Massensteuern zugunsten der Besitzsteuern erhöht. Während so »die traditionelle Steuerscheu kapitalkräftiger Eliten in Deutschland«[62] noch begünstigt wurde, wurden die Arbeiter zusätzlich belastet.

Kam die Inflation den Sachwert besitzenden Minderheiten insgesamt zugute, so half sie insbesondere der verschuldeten Landwirtschaft, vor allem den Großagrariern, sowie den Hausbesitzern, ihre Verpflichtungen und Hypotheken billig loszu-

58 Arthur Rosenberg, Geschichte der Weimarer Republik, S. 129.
59 Vgl. Bry, Wages in Germany, S. 7, 55, 74 ff., 220 ff., 227 ff., 362, 453 ff. Kuczynski, Lage der Arbeiter, Teil I, Band 5, S. 165 ff.
60 Vgl. Bry, S. 230, 432. Kuczynski, S. 155 f.
61 Krohn, Die große Inflation, S. 12.
62 Ebd., S. 16.

werden. Inflationsgewinner war auch der Staat. Er konnte seine inneren Kriegsschulden mit entwertetem Geld begleichen. Hauptleidtragende hiervon waren jene kleinbürgerlichen Schichten, die im Vertrauen auf den Kaiser und seine Generale für ihre Ersparnisse staatliche Kriegsanleihen gezeichnet hatten. Da die Geldentwertung ihre noch verbliebenen Sparguthaben vernichtete und insgesamt die Bezieher von festen Geldeinkommen traf, standen nunmehr breite Mittelschichten vor dem Ruin. Arthur Rosenberg hat die »systematische Enteignung des deutschen Mittelstandes, nicht etwa durch eine sozialistische Regierung, sondern in einem bürgerlichen Staat, der den Schutz des Privateigentums auf seine Banner geschrieben hatte,« als »eine der größten Räubereien der Weltgeschichte«[63] bezeichnet. Für ihr Unglück machten die ruinierten Mittelschichten indes nicht die imperialistische Großmachtpolitik des Kaiserreichs und den Einfluß des Großkapitals auf die Wirtschafts- und Finanzpolitik des Weimarer Staats verantwortlich. Vielmehr fiel bei ihnen die antirepublikanische und chauvinistische Agitation auf fruchtbaren Boden. Ihr zufolge lag die Wurzel des Übels ausschließlich in den Reparationszahlungen, in der November-Revolution und in dem »Dolchstoß«, den sie den angeblich »im Felde unbesiegten« kaiserlichen Armeen in den Rücken versetzt habe. Kriegsniederlage, Arbeiterbewegung und Republik wurden so von der rechten Propaganda für den Niedergang breiter Teile des Kleinbürgertums verantwortlich gemacht.

Mit der Inflation verschlechterten sich auch mehr und mehr die Kampfbedingungen der Gewerkschaften. Um die gewerkschaftliche Abwehrkraft zu schwächen, setzten die Unternehmer in wachsendem Maße die Aussperrung als Arbeitskampfmittel ein. Dennoch stieß ihre Offensive in der Arbeiterklasse auf starken Widerstand. Nach 1919 war die Streikaktivität in den Jahren von 1920–1923 die höchste in der ganzen Weimarer Zeit.[64] Im Zentrum standen dabei gewerkschaftliche Lohn-

63 Rosenberg, Geschichte der Weimarer Republik, S. 129.

64 Vgl. Petzina/Abelshauser/Faust, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch III, S. 114 f. Kuczynski, Lage der Arbeiter, Teil I, Band 5, S. 245.

kämpfe, aber ebenso die Arbeitszeitfrage, da der Acht-Stunden-Tag schon seit 1920 zunehmend unter Druck geriet.[65]

Eine von den süddeutschen Metallindustriellen geforderte Verlängerung der Wochenarbeitszeit konnte selbst mit einem großen Streik, der von Februar bis Mai 1922 dauerte und sich zum bis dahin größten Arbeitskampf in der Geschichte des DMV[66] auswuchs, nicht abgewehrt werden.[67] Die Unternehmer hatten diesen Konflikt mit Rückendeckung ihres Gesamtverbandes von vornherein ganz bewußt als entscheidende Kraftprobe angelegt. Angesichts dieser Strategie erwies sich der Versuch der DMV-Führung, den Streik mit gebremster Kraft zu bestehen, als illusorisch. Die Metallarbeiter mußten sich schließlich dem Druck von Flächenaussperrungen, unternehmerfreundlichen Schiedssprüchen und Öffentlichkeitskampagnen beugen.

Von den freien Gewerkschaften war zurecht befürchtet worden, daß ein Erfolg die Unternehmer zum allgemeinen Angriff auf den Acht-Stunden-Tag ermuntern würde. ADGB wie DMV hatten die exemplarische Bedeutung dieses Arbeitskampfes betont. Umso erstaunlicher war ihre Politik während des Streiks. Obwohl die Stimmung unter den Metallarbeitern es auch den christlichen und Hirsch-Dunkerschen Verbänden ganz entgegen ihren eigenen Absichten verwehrte, sich aus dem Kampf herauszuhalten, und obwohl »durchaus Ansatzpunkte für eine Verbreiterung der Kampffront«[68] durch Einbeziehung anderer Branchen in die Auseinandersetzung gegeben waren, zog es die DMV-Führung selbst nicht in Betracht, auf eine solche Ausweitung der Streikbasis hinzuwirken. Noch weniger strebte sie einen allgemeinen »Solidaritätsstreik für ganz Süddeutschland« an, den die KPD in einem Aufruf an die Mitglie-

65 Vgl. Preller, Sozialpolitik, S. 146, 248 f., 272 ff. Schneider, Höhen, Krisen und Tiefen. S. 336 ff.

66 Vgl. Gerald D. Feldman/Irmgard Steinisch, Die Weimarer Republik zwischen Sozial- und Wirtschaftsstaat. Die Entscheidung gegen den Achtstundentag, in: Archiv für Sozialgeschichte, XVIII/1978, S. 353–439, hier: S. 374.

67 Zum folgenden vgl. Feldman/Steinisch, S. 364 ff. Schneider, Höhen, Krisen und Tiefen, S. 337 ff. Wentzel, Inflation und Arbeitslosigkeit, S. 129 ff.

68 Wentzel, S. 139.

der von ADGB und AfA-Bund als einzig erfolgversprechende Streiktaktik bezeichnete.[69] Der Streik werde, so kritisierte der Aufruf, »gewissermaßen als Privatangelegenheit der Metallarbeiter« geführt.[70]

Tatsächlich stellte die DMV-Führung nicht darauf ab, die eigene Defensive wie die Defensive der Gewerkschaften insgesamt durch Zusammenfassung des in einzelne Abwehrbewegungen zersplitterten Widerstands zu einer einheitlichen Massenbewegung gegen die Generaloffensive der Unternehmer zu überwinden. Einer solchen Perspektive der bewußten Politisierung der Wirtschaftskämpfe zog auch die Führung des DMV die Linie vor, »die Gewerkschaftsorganisation bei ›hinhaltendem Widerstand‹ über die Krise zu retten.«[71]

Auch Robert Dißmann, der in Anbetracht der Bedeutung dieses Konflikts selbst die Streikleitung übernommen hatte[72], trat im ADGB-Bundesausschuß recht zurückhaltend auf. »Die Solidarität der gesamten Arbeiterschaft« sei »in einer Weise zum Ausdruck gekommen, die beweist, wie bedeutungsvoll die gesamte Arbeiterschaft den Kampf bewertet«, führte Dißmann aus. Der DMV seinerseits führe »den Kampf in dem Bewußtsein, daß an dem Ausgang die Gesamtarbeiterschaft interessiert ist«. Allerdings lasse die Bedeutung des Arbeitskampfes »die Frage entstehen, ob der Ausschuß nicht selbst etwas für diesen Kampf zu tun für angemessen hält«. Dabei ging es ihm aber ausschließlich um finanzielle Unterstützung und selbst hierbei sprach er sich gegen einen öffentlichen Sammel- und Spendenaufruf des Bundesvorstandes aus, »weil dadurch der Kampfwille auf Unternehmerseite gestärkt wird«.[73]

---

69 Vgl. Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Band VII/2, Berlin 1966, S. 43 ff. (im folgenden: DuM VII/2).

70 Auch ein gewisser Hochmut der selbstbewußten traditionellen Vorhut einer kämpferischen Gewerkschaftspolitik ist unüberhörbar, wenn etwa die Metallarbeiterzeitung gegen die Einbeziehung der mitbetroffenen Textilbranche in den Arbeitskampf geringschätzig einwandte, »Frauen und Mädchen aus der Textilindustrie« würden »ganz umsonst zum Sympathiestreik aufgerufen werden«. Zit. n.: Wentzel, Inflation und Arbeitslosigkeit, S. 249/Anm. 85.

71 Wentzel, S. 89.

72 Vgl. Feldman/Steinisch, Weimarer Republik, S. 374 f.

73 Quellen II, S. 522. Vgl. auch ebd., S. 529 f. Korrespondenzblatt Nr. 18, 6. 5. 1922.

Der Antrag auf finanzielle Unterstützung mag schwer gefallen sein, war aber unerläßlich. Denn die Metallindustriellen verfolgten »offenkundig die Taktik, den DMV finanziell langsam ausbluten zu lassen«[74], was dessen Finanzlage bis aufs äußerste strapazierte. Das Ergebnis der vom ADGB beschlossenen Hilfe war freilich ernüchternd. Vier Wochen nach Streikende stellte der Bundesausschuß fest, daß sein Beschluß »bisher nicht durchgeführt worden« sei.[75] Und Georg Reichel, Mitvorsitzender Dißmanns im DMV, erklärte lapidar, »der Metallarbeiterverband werde angesichts des Verlaufs der Sammlung sobald nicht wieder Bundeshilfe beantragen«.[76] Dieser Vorgang belegt, wie wenig sich der DMV des Rückhalts bei den anderen Verbänden sicher sein konnte.

Im süddeutschen Metallarbeiterstreik von 1922 war somit gerade einer Gewerkschaftspolitik, die mit Hilfe gewerkschaftlicher Mobilisierung und eigenständiger Kraftentfaltung den Acht-Stunden-Tag zu verteidigen versuchte, eine ganz entscheidende Niederlage zugefügt worden. Ohne die konkreten Schwierigkeiten zu vergessen, denen sich die DMV-Führung gegenüber sah, ist indes zu fragen, ob sie nicht den Erfolg der Unternehmer selbst noch erleichtert hat, indem sie, wie in anderen Arbeitskämpfen auch, »die von der Kapitalseite vorgegebene Ebene einzelner ökonomischer Kämpfe nicht zu verlassen versuchte und weitgehend reaktiv blieb«.[77] Und als sich der süddeutschen Metallarbeiterstreik schon abzeichnete, stellte sich der DMV nicht anders als der ADGB und der AfA-Bund gegen den reichsweiten Eisenbahnerstreik vom Februar 1922. »Er trug damit bewußt dazu bei, die vielleicht größte Möglichkeit zu blockieren, die Abwehrbewegung zu einer Massenbewegung zusammenzufassen.«[78]

Anders als im Metallbereich verlief die Entwicklung im Bergbau. An der Ruhr schloß der freigewerkschaftliche Bergarbei-

74 Wentzel, Inflation und Arbeitslosigkeit, S. 135.
75 Quellen II, S. 575.
76 Ebd., S. 576. Vgl. dazu auch ebd., S. 521 ff.
77 Wentzel, Inflation und Arbeitslosigkeit, S. 181.
78 Ebd. sowie S. 125. Ferner Anm. 82.

terverband gemeinsam mit den anderen Gewerkschaftsverbänden schon im Februar 1920 ein Überschichtenabkommen mit den Unternehmern, das die Arbeitszeitregelung der Revolutionszeit freiwillig preisgab.[79] Damit begann »jene Revision« in der Arbeitszeitfrage, »die schließlich im Spätherbst 1923 mit der faktischen Aufhebung des Acht-Stunden-Tages enden sollte«. Dies schreibt ein Autor, der das Verhalten der Bergarbeitergewerkschaften als Ausdruck ihrer »Einsicht« in die Notwendigkeit von Mehrarbeit angesichts der schwierigen Nachkriegssituation wertet.[80] Obwohl aber die künftige Verteidigung des Acht-Stunden-Tages gerade durch den Verzicht auf gewerkschaftlichen Widerstand im Steinkohlebergbau erschwert wurde und obwohl der süddeutsche Metallarbeiterstreik unter weitaus ungünstigeren politischen und wirtschaftlichen Bedingungen aufgenommen werden mußte, dient die Niederlage des DMV noch heute als Beleg für die These, daß es fraglich sei, »ob die Gewerkschaften bei einer weniger kooperativen Politik als der, die die vier Bergarbeiterverbände betrieben, eine Verlängerung der Arbeitszeit hätten verhindern können«.[81]

Zur selben Zeit wurden völlig neue Schichten der Lohnabhängigen, die bislang gewerkschaftliche Kampfmittel verworfen hatten, in Arbeitskämpfe hineingezogen. Ein herausragendes Beispiel dafür war der Eisenbahner-Streik vom Februar 1922, der erste große Beamtenstreik in Deutschland überhaupt.[82] Er wurde bemerkenswerterweise von der Reichsgewerkschaft Deutscher Eisenbahnbeamten und -anwärter geführt, die nicht dem ADGB, sondern dem bürgerlichen Deutschen Beamtenbund angehörte. Bei den Führungen der freien Gewerkschaften fand dieser Streik keine Unterstützung. Auch der Deutsche Beamtenbund wandte sich gegen die Kampfmaßnahmen der Eisenbahner. Reichspräsident Ebert sprach per Notverordnung

79 Vgl. Feldman/Steinisch, Die Weimarer Republik, S. 360 f. Preller, Sozialpolitik, S. 248 f. Schneider, Höhen, Krisen und Tiefen, S. 336 f., Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S.- 394 ff.

80 Winkler, S. 394.

81 Ebd., S. 399.

82 Zum folgenden vgl. Reisberg, Quellen der Einheitsfrontpolitik, Band 1, S. 365 ff. Potthoff, Gewerkschaften und Politik, S. 304 f.

ein Streikverbot aus, Mitglieder der Streikleitung wurden verhaftet, die Streikkasse durch die Regierung beschlagnahmt. Trotzdem schlossen sich dem Streik an vielen Orten auch die freigewerkschaftlichen Werkstättenarbeiter an, obwohl ihnen die Verbandsleitung mit Ausschluß aus dem DMV drohte. Unterstützung fand der Streik auch bei zahlreichen Gewerkschaftsversammlungen, lokalen Gewerkschaftsgliederungen und Betriebsräten. In den freien Gewerkschaften wurde sogar der Ruf nach Generalstreik zur Unterstützung der Eisenbahner und gegen die Bedrohung des Streikrechts laut. Dennoch riefen ADGB und AfA-Bund gemeinsam mit dem christlichen DGB und dem Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaftsring die Streikenden zur sofortigen Wiederaufnahme der Arbeit auf.[83] Obwohl sich der Eisenbahnerstreik zum bis dahin größten Streik im Verkehrswesen Deutschlands ausweitete, mußte er schließlich mit einem Kompromiß beendet werden, der einer Niederlage gleichkam.

Die Inflation schwächte auch die gewerkschaftliche Organisationsmacht empfindlich. Die Beitragseinnahmen und die Finanzkraft der Gewerkschaften wurden durch die Geldentwertung drastisch geschmälert.[84] Negativ verlief auch die Mitgliederentwicklung. Hatte der Mitgliederzuwachs seit der Revolution zunächst noch angehalten, so setzte seit 1921 ein allmählicher, gegen Ende der Inflationszeit dramatischer Mitgliederschwund ein. Als die Inflation vorüber war, hatte sich die Mitgliederzahl der freien Gewerkschaften gegenüber ihrem höchsten Stand von 1920 annähernd halbiert.[85] Zu diesem »Legitimationsverlust der Gewerkschaften« trug »maßgebend bei, daß Streiks häufig mit Niederlagen endeten oder durch Schlichtungsentscheidungen beigelegt wurden, die weit hinter den Vorstellungen der Lohnabhängigen zurückblieben«.[86] Dabei darf aber die Frage nicht übergangen werden, wie weit die Gewerkschaften diesen Prozeß selbst mitverursacht, zumin-

83 Vgl. DuM VII/2, S. 30 f.
84 Vgl. Quellen II, S. 926, 940 f. Schneider, Höhen, Krisen und Tiefen, S. 334.
85 Schönhoven, Die deutschen Gewerkschaften, S. 118.
86 Vgl. Petzina/Abelshauser/Faust, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch III, S. 111.

dest aber begünstigt haben, indem es ihnen nicht gelang, eine Strategie zu entwickeln, die der neuen Situation angemessen gewesen wäre. Das Festhalten an der überkommenen Arbeitsgemeinschaftspolitik lieferte sie jedenfalls der Unternehmeroffensive aus. Es mag überspitzt sein, von der »völligen Ausblutung der Gewerkschaften«[87] zu sprechen. Zweifellos vollzogen sich aber von 1921/22 an ein fortschreitender gewerkschaftlicher Machtverfall und eine grundlegende Kräfteverschiebung zugunsten der Unternehmer. So endete die Inflation schließlich mit einer tiefgreifenden politischen, wirtschaftlichen und organisatorischen Schwächung der Gewerkschaften.

Um die grundlegenden wirtschaftlichen Interessen der Lohnabhängigen zu verteidigen, reichten Lohnbewegungen alleine nicht mehr aus. Dies erforderte auch das gewerkschaftliche Eingreifen in die staatliche Politik und eine Veränderung der politischen Machtverhältnisse selbst. Wenn die Inflations- und Reparationslasten nicht auf die Lohnabhängigen abgewälzt werden sollten, mußten für die drängende Sanierung der Reichsfinanzen der Kapital- und Sachwertbesitz belastet und die Kriegs- und Inflationsgewinne herangezogen werden. Dies wollten ADGB und AfA-Bund mit ihren »Zehn Forderungen zur Steuer- und Finanzpolitik«[88] erreichen. Diese stellten auf die »Beteiligung des Reiches an den Sachwerten« ab. Die entschädigungslose Übernahme von 25% des gesamten Aktienkapitals bezweckte eine staatliche Beteiligung an den großen Privatunternehmen. Alle anderen Unternehmen sowie die Landwirtschaft sollten in derselben Höhe steuerlich belastet werden. Dies war auch eine Reaktion auf den provokativen Beschluß des Reichsverbands der Deutschen Industrie, der der Reichsregierung für die anstehenden Reparationszahlungen einen freiwilligen Kredit für den Fall in Aussicht gestellt hatte, daß die Reichsbahn privatisiert sowie Sozialpolitik und Acht-Stunden-

87 Preller, Sozialpolitik, S. 312.
88 Vgl. Korrespondenzblatt Nr. 48, 26. 11. 1921. Quellen II, S. 397 ff.

Tag abgebaut würden.[89] In der Arbeiterschaft löste das Angebot der Industrie Empörung aus. Für viele Gewerkschafter war es ein »schamloser Versuch«, »nicht dem Reiche die Sachwerte des Privatkapitals, sondern dem Privatkapital die Sachwerte des Reiches auszuliefern«.[90]

Des weiteren forderten die Gewerkschaften in ihren zehn Punkten die »Sozialisierung des Kohlenbergbaues« sowie die »Kontrolle der privatwirtschaftlichen Monopole«. Weitere Forderungen zielten auf den »Ausbau der Außenhandelskontrolle« zur Erfassung der Exportdevisen, auf die sofortige Einziehung der Einkommenssteuern sowie die Besteuerung der Spekulationsgewinne. Dieser Katalog war zwar nicht verknüpft mit gewerkschaftlichen und betrieblichen Kontroll- und Mitbestimmungsrechten. Gleichwohl konnten die sehr populären Forderungen Ausgangspunkt breiter gewerkschaftlicher Mobilisierung werden und sich in deren Verlauf weiterentwickeln.

Um »in der Steuer- und Reparationsfrage mit stärkerem Nachdruck vorzugehen«[91], bildeten ADGB und AfA-Bund eine gemeinsame Kommission mit SPD und USPD. An den Einsatz gewerkschaftlicher Kampfmittel und an eine Verbindung von parlamentarischem mit außerparlamentarischem Druck war hingegen nicht gedacht. Die zahlreichen Stimmen, die dies von der Basis her oder, wie Robert Dißmann und Josef Simon, der Vorsitzende des Schumacher-Verbands, im Bundesausschuß des ADGB forderten, konnten sich nicht durchsetzen.[92] Die »Durchführung« der eigenen Forderungen erklärte Theodor Leipart, seit Anfang 1921 neuer Vorsitzender des ADGB, zur Angelegenheit der politischen Parteien und damit des aus-

89 Vgl. Günter Hortzschansky, Der nationale Verrat der deutschen Monopolherren während des Ruhrkampfes 1923, Berlin 1961, S. 50 f. Quellen II, S. 420/Anm. 59. Michael Ruck, Von der Arbeitsgemeinschaft zum Zwangstarif, Die Freien Gewerkschaften im sozialen und politischen Kräftefeld der frühen Weimarer Republik, in: Matthias Schönhoven, Solidarität und Menschenwürde, S. 133–152, hier: S. 142 f.

90 Zit. n.: Quellen II, S. 430/Anm. 79.

91 Vorwärts Nr. 17, 11. 1. 1922. Vgl. Protokoll der Verhandlungen des 11. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands. Abgehalten zu Leipzig vom 19.–24. Juni 1922, Berlin 1922, S. 152.

92 Vgl. Quellen II, S. 422 f., 424 f., 428 f., 449.

schließlich parlamentarischen Vorgehens von SPD und Rest-USPD.[93] Denn außerparlamentarische Kampfmittel mündeten, so Leipart später auf dem Leipziger Gewerkschaftskongreß, »doch schließlich in die parlamentarische Aktion«. »Selbst politische Streiks wirken sich erst im Reichstag aus«, urteilte der Nachfolger des verstorbenen Carl Legien. Deshalb bleibe nur »die systematische Aufrüttelung der Massen zu allmählicher politischer Erkenntnis, die eine innere Gesundung des Volkes und einen Sieg bei den nächsten Wahlen verbürgt«.[94]

So war denn die »gewerkschaftliche Förderung der Zehn Forderungen« tatsächlich »nur eine moralische«[95], wie der Vorsitzende des Fabrikarbeiterverbandes bei der Diskussion im ADGB-Bundesausschuß zustimmend konstatierte. Deshalb blieb es für Sachwerterfassung und Sozialisierung des Bergbaus bei einer folgenlosen programmatischen Erklärung. Das »Schicksal« ihrer Zehn Forderungen habe den freien Gewerkschaften »in aller Deutlichkeit vor Augen geführt«, so heißt es in einer Untersuchung über den ADGB in der Inflationszeit, daß sie »den Unternehmern Anfang 1922 nur noch wenig entgegenzusetzen« hatten.[96] Gewiß waren die Gewerkschaften durch die wirtschaftliche Entwicklung und den politischen Druck auch schon zu dieser Zeit in die Defensive gedrängt. Gleichwohl war die Situation angesichts der durchaus vorhandenen und bei entsprechender Führungspolitik auch noch entwicklungsfähigen Mobilisierbarkeit breiter Massen der Gewerkschaftsmitglieder nicht ausweglos[97]. Dies traf allenfalls dann zu, wenn man die Selbstbeschränkung der ADGB-Führung bei der Wahl ihrer Mittel als unabdingbar voraussetzt, unabhängig

93 Ebd., S. 431.

94 Protokoll Leipzig, S. 151.

95 Quellen II, S. 426.

96 Michael Ruck, Einleitung, in: Quellen II, S. 9–63, hier: S. 15.

97 Vgl. z. B. Quellen II, S. 430/Anm. 79. Im übrigen widerspricht dem ja auch Rucks eigene Argumentation in eklatanter Weise. Als Motiv, den »Einsatz außerparlamentarischer Kampfmittel bis zum Generalstreik aber, welchen die Opposition um den Metallarbeiter-Vorsitzenden Dißmann wie schon bei früherer Gelegenheit befürwortete«, abzulehnen, führt Ruck u. a. an, zu gegenwärtig sei noch die »vor allem im Ruhrgebiet außer Kontrolle geratene Streikbewegung gegen Kapp und Lüttwitz« gewesen. Ruck, Einleitung, in: Quellen II, S. 24. Vgl. auch ders., Zwischen Arbeitsgemeinschaft und Zwangstarif, S. 143.

davon, wie es um die außerparlamentarischen Kampfmöglichkeiten stand. So aber liegt eine andere Schlußfolgerung nahe: »In der Arbeiterschaft ist tiefe Sehnsucht vorhanden, daß es zu solchem entschlossenem Kampf kommen möge«, meinte Robert Dißmann bei der Diskussion im ADGB-Bundesausschuß. »Ein solcher Kampf ist ein Machtkampf zwischen dem Proletariat und der herrschenden Gesellschaft. Ich befürchte aber, daß der Wille nicht vorhanden ist, diesen Kampf zu führen, und damit sind dann auch die Forderungen schon preisgegeben.«[98]

Auf dem Leipziger Gewerkschaftskongreß vom Juni 1922 wurde die Politik des ADGB-Vorstands heftig kritisiert. Die Arbeitsgemeinschaftspolitik wurde von einer Delegiertenmehrheit, die allerdings die Mitgliedermehrheit knapp verfehlte, verworfen.[99] Zur Durchsetzung der Sachwerterfassung wurde der Vorstand aufgefordert, »die Macht der Gewerkschaften in jeder nur möglichen und geeigneten Weise unter Zuhilfenahme aller gewerkschaftlichen Kampfmittel« einzusetzen.[100] Dies blieb freilich folgenlos.

Zur Opposition auf dem Leipziger Kongreß zählte auch eine starke Gruppe kommunistischer Gewerkschafter.[101] Besonders groß war der kommunistische Einfluß im DMV, dessen Führung hierauf mit zum Teil scharfer Disziplinierung reagierte.[102]

Die wirtschaftliche Offensive der Unternehmer war begleitet von wachsendem Druck auf die demokratischen und sozialen Errungenschaften. Forderungen, das Streikrecht einzuschränken, war Reichspräsident Ebert schon bei einem Streik der Berliner Elektrizitätsarbeiter im November 1920 und erneut beim Eisenbahnerstreik vom Februar 1922 mit Notverordnun-

98 Quellen II, S. 423.

99 Vgl. Protokoll Leipzig, S. 517 ff. Dazu auch: Quellen II, S. 578 ff., 590 ff.

100 Protokoll Leipzig, S. 405.

101 Vgl. GdA 3, S. 361 f. Hierzu auch: August Enderle/Heinrich Schreiner/Jakob Walcher/Eduard Weckerle, Das rote Gewerkschaftsbuch, Berlin o.J. (Reprint Frankfurt a. M. 1967), S. 130.

102 Vgl. Enderle u. a., Das rote Gewerkschaftsbuch, S. 130. Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 423. Zu den Konflikten mit der Verbandsleitung vgl. bes. Wentzel, Inflation und Arbeitslosigkeit, S. 104 ff.

gen entgegengekommen.[103] Gleichzeitig war die Technische Nothilfe als staatlich geführte und finanzierte Einrichtung immer mehr zur Streikbrecherorganisation ausgebaut worden.[104] Der Acht-Stunden-Tag war bereits mehrfach durchlöchert.[105] Die Forderungen nach seiner Aufhebung, nach Beschneidung des Streikrechts und Streikverbot, Aufhebung des Tarifrechts und der kollektiven Arbeitsverträge, Beseitigung der Sozialgesetzgebung und Privatisierung von Staatsunternehmen, allen voran der Reichsbahn, wurden im Verlauf des Jahres 1922 zunehmend schärfer. An der Spitze stand dabei einmal mehr Hugo Stinnes.[106]

Auch Terror und Mord rechtsradikaler Feme- und Verschwörerorganisationen sowie konterrevolutionärer Militärformationen, die gefördert wurden aus Großindustrie, Junkertum, Reichswehr und Rechtsparteien, nahmen bedrohlich zu. Schon seit der Novemberrevolution hatten Attentate und Morde rechter Geheimbünde und militaristischer Verbände immer mehr um sich gegriffen. Der Heidelberger Privatdozent Emil Julius Gumbel, der mit seinen Enthüllungen über die Justiz und den rechten Terror die demokratische Öffentlichkeit der Weimarer Republik aufrüttelte, hat für die Zeit von Januar 1919 bis Juni 1922 insgesamt 354 politische Morde aus Kreisen der Reaktion nachgewiesen.[107] Im August 1921 starb der Zentrumspolitiker Matthias Erzberger, der 1918 den Waffenstillstand unterzeichnet hatte, im Juni 1922 Walther Rathenau, Außenminister und Unterzeichner des wenige Wochen alten Rapallo-Vertrags mit der Sowjetunion, unter den Schüssen rechtsradikaler Mörder.

Der Rathenau-Mord löste einen Sturm aus. Der ADGB rief zu einem halbtägigen Proteststreik auf. Am gleichen Tag forder-

103 Vgl. Preller, Sozialpolitik, S. 259 sowie Anm. 63.

104 So selbst Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 407 ff.

105 Vgl. Anm. 65, 67, 79.

106 Vgl. Feldman/Steinisch, Weimarer Republik, S. 383 f., George W. F. Hallgarten, Hitler, Reichswehr und Industrie. Zur Geschichte der Jahre 1918–1933, Frankfurt a. M. 1962, S. 52 ff. Hortzschansky, Der nationale Verrat, S. 73.

107 Vgl. Emil Julius Gumbel, Vier Jahre politischer Mord. Berlin 1922, S. 73 ff. Vgl. auch: Ders., Verschwörer. Zur Geschichte und Soziologie der deutschen nationalistischen Geheimbünde 1918–1924, Frankfurt a. M. 1984, S. 72 ff.

ten ADGB und AfA-Bund in einem gemeinsamen Aufruf mit SPD, USPD und KPD von Reichsregierung und Reichstag ein »Gesetz zum Schutz der Republik«. Sie folgten damit einem Appell des Leipziger Gewerkschaftskongresses, der stattfand, als der Mord geschah[108]. Verwaltungsapparat, Justiz und Reichswehr sollten von antirepublikanischen Personen gesäubert, alle monarchistischen und antirepublikanischen Organisationen sofort aufgelöst sowie weitere Maßnahmen gegen monarchistische Angriffe auf die Republik ergriffen werden. Außerdem wurde eine Amnestie für die politischen Gefangenen der Arbeiterbewegung, insbesondere auch der wegen des Eisenbahnerstreiks Verurteilten gefordert.[109] Um diesen Forderungen Nachdruck zu verleihen, riefen die freien Gewerkschaften und die Arbeiterparteien einige Tage später nochmals zu einem halbtägigen politischen Streik auf.

Allerdings war die Einheitsfront nur von kurzer Dauer. Das im Juli 1922 vom Reichstag verabschiedete Republikschutzgesetz wurde von ADGB, AfA-Bund und beiden sozialdemokratischen Parteien begrüßt. Die KPD lehnte das Gesetz mit der Begründung ab, es entspreche nicht den gemeinsamen Forderungen.[110] In der Folgezeit wurde das Republikschutzgesetz in der Tat in sein Gegenteil verkehrt und vorwiegend gegen die politische Linke eingesetzt.[111] Für eine kurze Zeit hatte es geschienen, so faßt Gumbel zusammen, »als wenn von den illegalen Organisationen zur Fortsetzung der politischen Attentate nur kleine Terroristengruppen übrig bleiben würden. Aber dieser Rückschlag dauerte nur kurze Zeit.«[112]

108 Vgl. Protokoll Leipzig, S. 572.
109 Vgl. Korrespondenzblatt Nr. 26, 1. 7. 1922. Dazu auch: Quellen II, S. 593 f., 595 ff.
110 Vgl. DuM VII/2, S. 111 ff., 115 f. Quellen II, S. 616 ff. Reisberg, Quellen der Einheitsfrontpolitik, Band 2, S. 518 ff.
111 Vgl. Hannover/Hannover-Drück, Politische Justiz, S. 116, 228 ff.
112 Gumbel, Verschwörer, S. 146.

Im November 1922 wurde eine neue Regierung unter dem parteilosen Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie Wilhelm Cuno gebildet. Das Kabinett Cuno war die bis dahin reaktionärste Regierung der Weimarer Republik und auf strikte Katastrophenpolitik eingeschworen. In ihr verschaffte sich insbesondere der Einfluß der Rheinisch-Westfälischen Schwerindustrie und ihres schärfsten Exponenten, Hugo Stinnes, Geltung. Als verlängerter Arm von Stinnes, für den dies auch ein Mittel in seinem Konkurrenzkampf mit der französischen Schwerindustrie um die jeweiligen Anteile an einem noch zu bildenden gemeinsamen westeuropäischen Montankonzern war, ließ es die neue Regierung in der Reparationsfrage zum Konflikt mit Frankreich kommen.[113] Wegen unerfüllter Reparationslieferungen an Kohle und Holz besetzten im Januar 1923 französische und belgische Truppen das Ruhrgebiet. Damit hatten in Deutschland wie in Frankreich die scharfmacherischen Kräfte die Oberhand gewonnen, und es war nicht ausgeschlossen, daß diese Konfrontation noch weiter eskalierte. Die Regierung Cuno rief die Bevölkerung an der Ruhr zum »passiven Widerstand« auf, um die Reparationslieferungen ganz einzustellen und die Anordnungen der Besatzungsbehörden zu boykottieren. Der damit beginnende »Ruhrkampf« gab der äußersten Rechten bedrohlichen Auftrieb. Deren Wehrverbände wurden von der Reichswehr benutzt, um ihre geheime Aufrüstung zu forcieren. Der Übergang der militaristischen und faschistischen Verbände zum »aktiven Widerstand«, d. h. zu Sabotage und bewaffneten Aktionen an der Ruhr, wurde von der Regierung Cuno gedeckt.[114]

Im Bewußtsein einer Mehrheit der SPD- wie der ADGB-Führung überlagerte der Ruhrkonflikt die innenpolitischen

113 Vgl. Gossweiler, Großbanken, S. 196 ff. Hallgarten, Hitler, S. 15 ff. Hallgarten/Radkau, Deutsche Industrie, S. 166 ff. Hortzschansky, Der nationale Verrat, S. 49 ff.

114 Vgl. Kurt Gossweiler, Kapital, Reichswehr und NSDAP 1919–1924, Köln 1982, S. 374 ff., 377 f., 392 ff. Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 567 ff.

Frontstellungen so sehr, daß dahinter alle Interessengegensätze und die erklärten Zielstellungen der Unternehmer verschwanden. Deutschland wurde ausschließlich als Opfer eines unverschuldeten französischen Willküraktes betrachtet, Konfrontationsabsichten der deutschen Politik wurden ausgeschlossen. So stand es für die ADGB-Führung von Beginn an fest, daß dem französischen Übergriff nicht in der internationalen Solidarität der Arbeiterorganisationen, sondern in der »nationalen Solidarität«[115] mit Staat und Unternehmern zu begegnen sei. Und die »freien Gewerkschaften bekannten sich sogleich« zu eben diesem Prinzip. Tatsächlich verzichtete der ADGB-Vorstand freiwillig und von vornherein auf jedwede Art des Protests und der Opposition gegen eine deutsche Politik, die den französischen Einmarsch bewußt in Kauf genommen, wenn nicht provoziert hatte, weil sie »für das Deutsche Reich einen politischen Rang ähnlich dem des Kaiserreiches vor 1914 anstrebte«.[116]

Vor diesem Hintergrund schloß sich der Bundesvorstand des ADGB den Appellen der Reichsregierung an. Daraus entwickelte sich »eine enge Kooperation zwischen Regierung, Behörden und Gewerkschaften aller Richtung. Letztere trugen die organisatorische Hauptlast des passiven Widerstands und unterstützten die deutsche Propaganda im In- und Ausland.«[117] Im Reichstag wurde Cuno von der SPD toleriert. Deren Kooperation ging sogar so weit, daß Sozialdemokraten wie der preußische Innenminister Severing am Aufbau der »Schwarzen Reichswehr« und damit an den verschärften Geheimrüstungen mitwirkten.[118]

115 Winkler, S. 557. Vgl. auch: Achim Buhl, Sozialistische Gewerkschaftsarbeit zwischen programmatischem Anspruch und politischer Praxis. Der ADGB und die freien Gewerkschaften in der Stabilisierungsphase der Weimarer Republik (1923/24–1927), Köln 1983, S. 40 ff.

116 Winkler, S. 554. Nebenbei macht sich Winkler hier die von der marxistischen Historiographie schon lange vertretene These von der Relativität des Unterschieds von Erfüllungs- und Katastrophenpolitik bezüglich ihrer Zielsetzung zueigen.

117 Ruck, Von der Arbeitsgemeinschaft zum Zwangstarif, S. 147.

118 Vgl. Winkler, S. 557. Gossweiler, Kapital, Reichswehr und NSDAP, S. 374 f.

In ihrer »nationalen« Orientierung versuchte die ADGB-Führung erst gar nicht, in Abstimmung mit dem Internationalen Gewerkschaftsbund in Amsterdam auf jenen internationalen Proteststreik hinzuwirken, der für den Fall einer Ruhrbesetzung und der von ihr ausgehenden Kriegsgefahr von zwei internationalen Gewerkschaftskongressen im April und noch im Dezember 1922 beschlossen worden war.[119] Ihr ging es lediglich darum, die Verantwortung für das Ausbleiben internationaler Protest- und Solidaritätsaktionen von sich selbst abzuwälzen und den internationalen Gremien und den Gewerkschaften in den Entente-Ländern zuzuschanzen. Für die deutschen Gewerkschaften lehnte es die ADGB-Führung daher ab, ein Beispiel zu geben, das die internationale Solidarität hätte mobilisieren und den französischen, belgischen und englischen Gewerkschaften ihrerseits ein entsprechendes Vorgehen erleichtern können. Der Vorstand des ADGB erklärte sich nicht einmal bereit, sich an einem internationalen Demonstrationsstreik beteiligen zu wollen und dadurch die unabdingbare Voraussetzung einer solchen Solidaritätsaktion überhaupt erst zu schaffen. Bevor auch nur eine Verständigung mit Amsterdam erfolgen konnte, »waren in Deutschland die Weichen in Richtung des passiven Widerstandes schon gestellt«.[120]

Dies war in internen Gesprächen mit Reichskanzler Cuno, Reichspräsident Ebert und Vertretern des Reichsverbands der Deutschen Industrie sowie mit Hugo Stinnes geschehen.[121] Im Ergebnis hatten sich die ADGB-Vertreter hier bereits eindeutig festgelegt, alle größeren Streiks und vor allem einen Generalstreik im besetzten Gebiet wie im Reich zu unterbinden. Nicht ohne Scheinheiligkeit bestand man aber, wie Theodor Leipart im ADGB-Bundesausschuß berichtete, gegenüber der Amsterdamer Internationale darauf, »daß die Arbeiterschaft der beiden angreifenden Länder Frankreich und Belgien sowie die für den Kohlentransport nach Frankreich in Betracht kommenden hol-

119 Hierzu und zum folgenden vgl. bes. Michael Ruck, Die Freien Gewerkschaften im Ruhrkampf 1923, Köln 1986, S. 104 ff., 109 ff.

120 Ebd., S. 109.

121 Vgl. Quellen II, S. 733 ff., 741 f.

ländischen und englischen Hafenarbeiter den internationalen Beschlüssen Folge zu leisten hätten«.[122] Für sich selbst nahm man als »der angegriffene Teil« indes in Anspruch, an diese Beschlüsse nicht gebunden zu sein, weil »ein Generalstreik in Deutschland«, im Reich wie im besetzten Gebiet also, so erklärte Theodor Leipart für den ADGB-Vorstand, »nur unsere eigene Wirtschaft schädigt, ohne damit den französischen Übergriffen zu begegnen«. Mit ihrem Verhalten verzichtete die ADGB-Führung darauf, auf die Willensbildung im Internationalen Gewerkschaftsbund wie in den nationalen Gewerkschaften der anderen betroffenen Länder positiv einzuwirken und die durchaus einflußreichen Stimmen zu unterstützen, die dort Kampfmaßnahmen und eine einheitliche internationale Protestaktion befürworteten. Umgekehrt wurden die daraufhin unvermeidlichen Reaktionen der internationalen Gremien und in den betroffenen ausländischen Gewerkschaften dann als Bestätigung der eigenen Position gewertet.

Gewiß war das Ausbleiben wirkungsvoller internationaler Protestaktionen im Januar 1923 ein erneuter »Bankrott der internationalen Arbeiterbewegung«[123], vergleichbar mit demjenigen von 1914, wenn auch weniger tragisch. Dabei stellt sich freilich die Frage, inwieweit dieses Fiasko gerade durch die Führung der deutschen Gewerkschaften vorprogrammiert war, was immer auch die übrigen Beteiligten ihrerseits dazu beigetragen haben. Es ist eindimensional und geht an den Widersprüchen in den Gewerkschaften wie im Massenbewußtsein und damit an realen Ansatzpunkten für Alternativen der gewerkschaftlichen Politik vorbei, wenn die hier zitierte Arbeit resümiert: »Der Januar 1923 bewies nur einmal mehr, wie weit die nationale Integration der Arbeiterschaft in den westlichen Ländern seit Kriegsausbruch vorangeschritten war«, und dann fortfährt: Die deutschen Gewerkschaften »waren dafür nur ein Beispiel. Tatsächlich waren die Gräben, welche die nationalen Arbeiterbewegungen voneinander trennten, im Prinzip diesel-

122 Ebd., S. 749.
123 Ruck, Ruhrkampf, S. 120.

ben, die das internationale Staatensystem durchzogen.«[124] Gegen diesen Ansatz gibt der Autor dieser Zeilen selbst einen wichtigen Hinweis. »Schon im Hinblick auf die Hoffnungen, welche Teile der Arbeiterschaft immer noch auf eine internationale Aktion setzten«, so begründet er das Bemühen der ADGB-Führung, die Verantwortung für deren Ausbleiben dem Internationalen Gewerkschaftsbund zuzuschieben, »erschien dieser Versuch geboten.«[125]

Auch wenn, anders als 1914, ein formeller Streikverzicht nicht beschlossen wurde und aufgrund der innergewerkschaftlichen Kräfteverhältnisse wohl auch gar nicht hätte beschlossen werden können, so lief die nationale »Notgemeinschaft mit Staat und Unternehmertum«[126] gleichwohl auf einen neuerlichen »Burgfrieden« und damit auf das freiwillige Stillhalten bei Lohn- und Arbeitskonflikten hinaus. Ende Januar 1923 empfahl die Zentralarbeitsgemeinschaft Zurückhaltung bei Preisgestaltung und Lohnforderungen. Unternehmer und Gewerkschaften wurden aufgefordert, sich bei allen Verhandlungen »vom vorbehaltlosen Willen zur schnellen Verständigung«[127] leiten zu lassen. In einem zweiten Beschluß, dem – anders als beim ersten – mit dem ADGB auch der AfA-Bund zustimmte, rief die Zentralarbeitsgemeinschaft am selben Tag »Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf«, zur Finanzierung der »Abwehr des Einfalls ins Ruhrgebiet«, d. h. von Produktions- und Lohnausfällen infolge des »passiven Widerstands«, sofort »Geldmittel zur Verfügung zu stellen«.[128]. Den Gewerkschaftsmitgliedern wurde empfohlen, einen Stundenlohn zu opfern und »entsprechenden Abzügen bei Lohn- und Gehaltszahlungen zuzustimmen«. Die Mittel dieser »Ruhrhilfe« sollten paritätisch verwaltet werden.

»Mit dieser Einreihung in die ›nationale Einheitsfront‹«, so schreibt M. Ruck, suchte sich die Gewerkschaftsführung bei Regierung und Staat des »Rückhalts zu versichern und zugleich

124 Ebd., S. 120 ff.
125 Ebd., S. 118.
126 Ebd., S. 121.
127 Korrespondenzblatt Nr. 4, 27. 01, 1923. Vgl. auch: Ruck, Ruhrkampf, S. 137.
128 Korrespondenzblatt, Nr. 4, 27. 01. 1923.

die Offensive des übermächtigen sozialen Gegenspielers zu blockieren«.[129] Diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Denn Unternehmer und Reichsregierung ließen sich hiervon wenig beeindrucken. Der ADGB aber opferte seine Eigenständigkeit. Er verzichtete auf wirksame Druckmittel und verlor vollends seine Handlungs- und Durchsetzungsfähigkeit. Weder konnte er den katastrophenpolitischen Konfrontationskurs der Regierung bremsen oder diese zum Abbruch des schon nach kurzer Zeit aussichtslos gewordenen Ruhrunternehmens veranlassen, noch war es ihm möglich, Widerstand gegen die nach einer kurzen anfänglichen Pause bald schon verstärkt wiederaufgenommenen Angriffe auf den Acht-Stunden-Tag und gegen die weitere Abwälzung der jetzt auch noch um die Folgekosten des »Ruhrkampfes« erhöhten Inflationslasten auf die Lohnabhängigen zu entfalten. Es kennzeichnet Ratlosigkeit und Autonomieverlust der ADGB-Führung, wenn Theodor Leipart im April 1923 angesichts der verfahrenen Situation einen Ausweg aus dem Ruhrkonflikt nur noch in einer neuen Regierung sah, die auf einer Großen Koalition unter Einschluß der SPD beruhen und von Gustav Stresemann von der großindustriellen Deutschen Volkspartei (DVP) als Kanzler geführt werden sollte.[130]

Der Kurs des ADGB-Vorstands ging aber selbst vielen Gewerkschaftern zu weit, die ansonsten durchaus auf seiner Linie lagen. Der gemeinsame Aufruf mit den Unternehmern zur Lohn- und Preispolitik wurde vom AfA-Bund gar nicht erst unterschrieben, weil er ihm zu sehr auf Burgfrieden abgestellt war, der »ganz und gar unangebracht« sei.[131] Im ADGB-Bundesausschuß widersetzte sich eine ganze Reihe von Sprechern sofort der gemeinsamen »Ruhrhilfe« mit den Unternehmern, so daß selbst in diesem Spitzengremium die Gegenstimmen weitaus zahlreicher waren als gewöhnlich. »Den internationalen Standpunkt müssen wir in den Vordergrund stellen und alle nationalen Bestrebungen ablehnen. Wir wehren uns

129 Ruck, Von der Arbeitsgemeinschaft zum Zwangstarif, S. 147.
130 Vgl. Quellen II, S. 818.
131 Zit. nach: Buhl, Sozialistische Gewerkschaftsarbeit, S. 42.

gegen jede Gewaltpolitik, und die Kameraden des Auslandes würden nicht verstehen, wenn wir uns mit der Bougeoisie in eine Linie stellen«, erklärte Robert Dißmann im Bundesausschuß. »Wollen wir«, so argumentierte er, »besonders in Frankreich eine Massenbewegung auslösen, so müssen wir uns den Genossen tatkräftig an die Seite stellen.« Eine internationale Protestaktion werde »der Anfang des Abwehrkampfes gegen die Gewalt sein. Die Arbeiter des Auslands können dem Abwehrkampf der Ruhrarbeiter ein größeres Echo geben.« Dem fügte er das nüchterne Urteil an: »Das günstigste erreichbare Resultat wären den Konflikt lösende Verhandlungen. Uns droht keine größere Gefahr als ein Überhandnehmen nationaler Gesten. Damit werben wir keine Sympathien im Auslande. Darum Seite an Seite halten mit der internationalen Arbeiterschaft.« Und: »Hüten wir uns auch vor der Gemeinschaft mit den Unternehmern bei der notwendigen Unterstützungsaktion. Die Bezahlung des Lohnes ist Sache der Unternehmer. Fallen weitere Opfer der Arbeiterschaft, so wollen wir diese selbst unterstützen.«[132]

Wenn auch die »Ruhrhilfe« an den Widerständen im ADGB scheiterte, so konnte dessen Gesamtkurs doch nicht korrigiert werden. Eine Konzeption, wie Dißmann sie formuliert hatte, war aber von einer einzelnen Gewerkschaft alleine nicht zu realisieren. Sie erforderte die Bündelung aller Kräfte der deutschen Arbeiterbewegung, nicht nur der Gewerkschaften, sondern auch der Arbeiterparteien, zu politischen Massenaktionen gegen den französischen Übergriff ebenso wie gegen die Katastrophenpolitik der deutschen Regierung und die gefährlich anwachsende militaristische Reaktion im eigenen Land. Einzig auf dieser Grundlage eines selbständigen Vorgehens war, kurz- oder längerfristig, auch auf internationale Solidarität zu hoffen. Dem DMV fehlte aber, zumal nach der Niederlage im süddeutschen Metallarbeiterstreik, offenkundig die Kraft, möglicherweise auch der Wille[133], diese Konzeption, die im Grundsatz mit der der KPD korrespondierte, gegen die Mehrheit im

132 Quellen II, S. 754 f.

ADGB und in den Führungsinstanzen der SPD[134] durchzusetzen. So blieb es bei der Ablehnung der gemeinsamen »Ruhrhilfe« mit den Unternehmern durch den DMV. Dieser »verlangte zwar um einiges früher als der ADGB eine baldige Verhandlungslösung des Ruhrkonflikts, blieb aber ansonsten genauso passiv gegenüber der weiteren Entwicklung wie der ADGB.«[135] In der Folgezeit näherte sich der Metallarbeiterverband dann in der Praxis tatsächlich dem »von der Führung des ADGB und der Sozialdemokratie verfolgten Kurs«.[136]

Die nach der Besetzung erfolgte Abtrennung des Ruhrgebiets durch eine Zollmauer vom Reich wirkte sich auf die deutsche Wirtschaft schon nach kurzer Zeit verheerend aus. Es zeigte sich schnell, daß die deutsche Seite ihre Möglichkeiten gewaltig überschätzt hatte. Die Zahlungen aber, mit denen die Reichsregierung tatsächliche oder auch nur behauptete Produktionsausfälle der Ruhrindustrie im Rahmen des »passiven Widerstandes« ersetzte, trugen wesentlich zur weiteren Zerrüttung der Währung bei. Nun wurde vollends deutlich, wie einseitig die Opfer von »Ruhrkampf« und Inflation verteilt waren. Während die Unternehmer die »Ruhrhilfe« häufig für profitable Devisenspekulationen oder dafür nutzten, um »lange unterlassene Vorrichtungs- und Instandsetzungsarbeiten«[137] vorzunehmen, wurden die Lohnabhängigen durch die Geldentwertung nunmehr schlechterdings pauperisiert.

Im April 1923 erfuhr die Inflation einen neuen Schub, nicht zuletzt aufgrund von Manipulationen der Industrie, allen voran die Schwerindustrie mit Hugo Stinnes an der Spitze.[138] Die Regierung aber blieb untätig. Ende Mai unternahm der Reichsverband der Deutschen Industrie einen neuen Vorstoß für

133 Eine Antwort auf diese Frage fällt angesichts des Forschungsstandes schwer. Sicher ist, daß Dißmann im ADGB-Bundesausschuß weiterhin die Mehrheitspolitik immer wieder heftig attackierte.

134 Zu den Auseinandersetzungen mit einer starken Opposition in der SPD vgl. Alfred Kastning, Die deutsche Sozialdemokratie zwischen Koalition und Opposition 1919–1923, Paderborn 1970, S. 111 f. Ruck, Ruhrkampf, S. 127 ff.

135 Wentzel, Inflation und Arbeitslosigkeit, S. 160.

136 Fünfundsiebzig Jahre Industriegewerkschaft, S. 243.

137 Zit. nach: Buhl, Sozialistische Gewerkschaftsabriet, S. 43.

138 Vgl. Hallgarten/Radkau, Deutsche Industrie, S. 171 f.

Steuererleichterungen, eine weitere Durchbrechung des Acht-Stunden-Tags und Lohnsenkungen, an deren Erfüllung wiederum die Bereitschaft der Industrie geknüpft wurde, sich an der Aufbringung der Reparationen zu beteiligen.[139] Im Zeichen des »aktiven Widerstandes« nahmen die Aktivitäten militaristischer Stoßtrupps und faschistischer Gruppen wie der Deutsch-Völkischen und der NSDAP auch im Reich bedrohliche Dimensionen an. Ihre Bürgerkriegsvorbereitungen gegen die Arbeiterbewegung wurden von Reichsregierung und Reichswehr gedeckt und entwickelten sich zu einer realen Gefahr.[140]

Vom Frühsommer 1923 an häuften sich ausgedehnte Streikbewegungen im Reich wie im besetzten Gebiet. Sie waren großenteils gegen den Widerstand der freien Gewerkschaften oder zumindest ohne deren Zutun zustandegekommen und signalisierten einen rasch steigenden Masseneinfluß der KPD. Zur gleichen Zeit griffen Hunger- und Teuerungsrevolten um sich. Besonders explosiv war die Situation an der Ruhr. Hier konnten sich im Mai Streiks »einem Lauffeuer gleich ausbreiten«.[141] »Die Gewerkschaften aller Richtungen«, auch der DMV, »wurden von den Streiks und Unruhen förmlich überrollt«[142] und bemühten sich, sie so schnell wie möglich zu beenden. In den folgenden Wochen griff diese Entwicklung auf das ganze Reich über. Offenkundig spitzte sich die Situation auf eine politische Krise zu.

Obwohl nun der Vorstand des ADGB nach mehr als einem halben Jahr »Ruhrkampf« und Monaten der »Hyperinflation« auf Distanz zur Regierung ging, lehnte er Kampfmaßnahmen weiterhin ab. Forderungen, gewerkschaftliche Kampfmittel einzusetzen, um den Rücktritt Cunos, die Bildung einer Arbeiterregierung, die Auflösung des Reichstags und Neuwahlen herbeizuführen, wurden »aus den Betrieben, von den Ortsaus-

139 Vgl. Feldman/Steinisch, Weimarer Republik, S. 386. Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 575 f.

140 Vgl. z. B. Gossweiler, Hitler, Reichswehr und NSDAP, S. 372 ff. Gumbel, Verschwörer, S. 146 ff.

141 Ruck, Ruhrkampf, S. 384. Vgl. auch Wentzel, Inflation und Arbeitslosigkeit, S. 158.

142 Ruck, S. 381.

schüssen usw. dem Vorstand tagtäglich vorgelegt«.[143] Hiergegen führte das Korrespondenzblatt an, ein Regierungssturz sei nicht Aufgabe der Gewerkschaften, sondern der politischen Parteien. »Schritte zur Beseitigung der Regierung Cuno« seien von zahllosen Deputationen verlangt worden, berichtete später auch Theodor Leipart. Und er fügte hinzu, daß »wir ablehnen mußten, um dem Reichstag die Verantwortung nicht abzunehmen.«[144] Dementsprechend wurde eine Arbeiterregierung, wie die KPD sie mit wachsender Resonanz auch in Gewerkschaften und SPD propagierte, gar nicht erst in Betracht gezogen. Und selbst eine gemeinsame Mobilisierung der Arbeiterorganisationen gegen die faschistische Gefahr wies die ADGB-Führung zurück. Denn die Republik, so erklärte der Bundesvorstand, komme erst dadurch in Gefahr, »daß Faschisten und Kommunisten zugleich den Bürgerkrieg entfachen«.[145] So war es denn ein Generalstreik, den eine von der KPD initiierte Berliner Betriebsräte-Vollversammlung und tags darauf die KPD-Zentrale und der ihr nahestehende Reichsausschuß der Betriebsräte ausgerufen hatten, der im August 1923 die Regierung Cuno stürzte. ADGB und AfA-Bund traten freilich gegen den Streik auf[146], und die Bewegung flaute nach dem Rücktritt der Regierung wieder ab.

Die neue Regierung unter dem Kanzler Gustav Stresemann, an der sich auch die SPD beteiligte, verkündete nach einigem Zögern Ende September schließlich die Beendigung des »passiven Widerstands«. Um einer immerhin möglichen Linksentwicklung vorzubeugen, wurden Ende Oktober und Anfang November die sozialdemokratisch-kommunistischen Landesregierungen von Sachsen und Thüringen von Reichspräsident Ebert mit Hilfe der Reichswehr des Amtes enthoben. Damit war auch der Versuch gescheitert, doch noch eine revolutionäre Veränderung der politischen Machtverhältnisse herbeizuführen. Daran konnte auch ein von der KPD ausgelöster, auf Hamburg

143 Korrespondenzblatt Nr. 32, 11. 08. 1923.
144 Quellen II, S. 910 f.
145 Korrespondenzblatt Nr. 30, 27. 07. 1923.
146 Vgl. Quellen II, S. 910 f.

begrenzter Aufstand nichts mehr ändern. Unbehelligt blieb hingegen die auf einen Staatsstreich im Reich hinarbeitende, verfassungsbrüchige bayrische Regierung, die mit der NSDAP und den rechtsextremistischen Wehrverbänden paktierte, bis ihr deren Umtriebe mit dem fehlgeschlagenen Hitler-Putsch vom November 1923 schließlich über den Kopf wuchsen.[147]

Nun offenbarte sich, wie sehr der Machtverfall der durch Inflation und Massenarbeitslosigkeit ohnehin geschwächten Gewerkschaften von »Ruhrkampf« und Stillhaltepolitik noch gefördert worden war und in einen, wie es im ADGB-Bundesausschuß hieß, »rapiden Vertrauensverlust«[148] in der Arbeiterklasse eingemündet hatte. Ein »Gewaltstreich der Schwerindustrie von der Ruhr«[149], der unter Bruch gesetzlicher Bestimmungen und bestehender Vereinbarungen einseitig wieder die Vorkriegsarbeitszeit einführen sollte, konnte zwar formal noch zurückgewiesen werden. In der Folge wurden jedoch im Dezember 1923 durch neue Tarifvereinbarungen zuerst für den Bergbau, dann für die Eisen- und Stahlindustrie die Arbeitszeitverhältnisse der Vorkriegszeit wiederhergestellt.[150] Wirksame Gegenwehr gegen diese Entwicklung hielten die gewerkschaftlichen Führungsgremien, nunmehr auch konfrontiert mit der Drohung neuerlicher Diktaturpläne, diesmal des Generals von Seeckt[151], nicht für möglich. Einen Generalstreik gegen einen Gesetzentwurf zur Arbeitszeit und gegen die Untätigkeit der Regierung angesichts der katastrophalen Ernährungslage war schon Mitte Oktober im ADGB-Bundesausschuß verworfen worden.[152] Auch Simon und Dißmann sprachen sich dabei nur verhalten für Kampfmaßnahmen aus. Allerdings zeigt, neben anderen, mit großer Erbitterung geführten Arbeitskämpfen, gerade die Entwicklung in der Eisen- und Stahlindustrie, daß die Widerstandspotentiale in der Arbeiterklasse durchaus noch

147 Vgl. bes. Gossweiler, Hitler, Reichswehr und NSDAP, S. 419–543. Dazu auch: Gumbel, Verschwörer, S. 231–259.
148 Quellen II, S. 940.
149 Preller, Sozialpolitik, S. 74.
150 Vgl. Feldman/Steinisch, Weimarer Republik, S. 407 f., 408 ff.
151 Winkler, S. 617 ff., 670 f.
152 Vgl. Quellen II, S. 955 ff.

nicht erschöpft waren und deshalb noch immer Mobilisierungschancen bestanden. In einer Urabstimmung des DMV an der Ruhr sprachen sich 42 580 Mitglieder gegen und nur 560 für die Annahme des Tarifabkommens aus, mit dem der Acht-Stunden-Tag beseitigt wurde. Allerdings endete der anschließende Abwehrkampf ohne Erfolg.[153]

Schließlich schaffte eine Arbeitzeitverordnung der Regierung Marx, die ohne Beteiligung der SPD inzwischen gebildet worden war, im Dezember 1923 den Acht-Stunden-Tag auch per Gesetz faktisch wieder ab. Diese Maßnahme war auf ein Ermächtigungsgesetz gestützt, dem im Reichstag auch die Mehrheit der SPD-Fraktion zugestimmt hatte. Ebenfalls auf dem Verordnungswege waren zuvor schon von der Regierung der Großen Koalition unter Stresemann die staatliche Zwangsschlichtung ausgebaut und damit die Tarifautonomie eingeschränkt, außerdem im öffentlichen Dienst die Löhne und Gehälter drastisch gekürzt und Stellen in großem Umfang abgebaut, Unterstützungssätze und Renten gesenkt sowie Massensteuern erhöht worden.[154] Somit stand einer Währungsstabilisierung nichts mehr im Wege, die die Verteilungseffekte der Inflation bestätigte und damit die Abwälzung der Kriegs- und Kriegsfolgelasten auf die Masse der Bevölkerung, insbesondere die Lohnabhängigen, festschrieb.

3. Die Stabilisierungsperiode 1924–1929

Von W. Roßmann

Am Anfang der ebenso kurzen wie brüchigen Stabilitätsperiode der Weimarer Republik (1924–1928/29) standen das Ende der Ruhrkrise und Inflation, begleitet von schweren politischen und sozialen Niederlagen der Arbeiterbewegung. Separatisti-

153 Vgl. Feldman/Steinisch, Weimarer Republik, S. 410 f.

154 Vgl. Preller, Sozialpolitik, S. 260 f., 275, 285 f. Winkler, von der Revolution zur Stabilisierung, S. 674, 686.

sche Versuche zur Abtrennung einer »Rheinischen Republik« vom Deutschen Reich hatten zwar ebenso verhindert werden können wie faschistische und reaktionäre Putschpläne. Aber alle Ansätze, auf Reichs- und Landesebene Arbeiterregierungen zu bilden und eine durchgreifende Demokratisierung der Staatsapparate und der Wirtschaft in Angriff zu nehmen, waren an der Spaltung der Arbeiterbewegung gescheitert. Die weitreichenden Ermächtigungsgesetze, die der sozialdemokratische Reichspräsident Friedrich Ebert – gestützt auf den Notverordnungsparagraphen 48 der Weimarer Reichsverfassung – erlassen und an deren Umsetzung die SPD sich im Rahmen der Stresemann-Regierung 1923 aktiv beteiligt hatte, führten zwar zu einer Stabilisierung der Währung und der ökonomischen Entwicklung. Aber sie waren eng mit dem Vorgehen der Reichswehr gegen die Arbeiterregierungen in Sachsen und Thüringen, der Aufhebung des Achtstundentages und dem Verbot der KPD verbunden und stießen auf heftige Kritik in den linksorientierten Teilen der Industriearbeiterschaft. In den zwei Reichstagswahlen im Mai und Dezember 1924 verloren die Arbeiterparteien zusammen über 7% der Stimmen. Die KPD, nach der Vereinigung mit der USPD zur Massenpartei aufgestiegen, erhielt im Mai 1924 3,7 Mill. und im Dezember 1924 2,7 Mill. Wählerstimmen. Die SPD steigerte ihre Stimmenzahl in den beiden Wahlen 1924 von 6 auf 7,8 Millionen. Aber insgesamt verschoben sich die politischen Kräfteverhältnisse nach Rechts. Vor allem die strikt antiparlamentarische DNVP konnte ihre Position deutlich verstärken. Die großindustrielle DVP und die katholische Zentrumspartei stabilisierten ihre Positionen.

Die Bürgerblock-Kabinette unter dem Zentrumspolitiker Wilhelm Marx und dem der großindustriellen DVP nahestehenden Hans Luther, auf wechselnde Tolerierung durch die DNVP oder die SPD angewiesen, regierten von 1924 bis 1928. In Preußen hingegen, dem größten Land des Reiches, bestand weiterhin eine Regierung der Großen Koalition unter sozialdemokratischer Führung. Erst die Wahlerfolge der SPD und KPD bei den Reichstagswahlen im Mai 1928 führten auch im Reich wieder zu einer sozialdemokratischen geführten Großen Koali-

tion unter Reichskanzler Hermann Müller. Einen erheblichen politischen Machtzuwachs für die reaktionären Kräfte, vor allem die Großgrundbesitzer, die Schwerindustriellen und die Reichswehr bedeutete die Wahl des ehemaligen Generalfeldmarschalls Hindenburg zum Reichspräsidenten. Er trat die Nachfolge des verstorbenen Sozialdemokraten Friedrich Ebert an.[155] Unter diesen politischen Konstellationen konnte sich die geheime Aufrüstung der Reichswehr und die reaktionäre Klassenjustiz gegen die Arbeiterbewegung nahezu ungehemmt entfalten.

Der Umbruch in den ökonomischen und politischen Verhältnissen konfrontierte die Gewerkschaftsbewegung mit neuen Arbeits- und Konfliktfeldern. Die ADGB-Führung verband große Hoffnungen mit der Stabilisierung der Ökonomie. Aber der geradezu dramatische Mitgliederrückgang und der finanzielle Ruin der Gewerkschaftsfinanzen stellten denkbar schlechte Ausgangsbedigungen für die gewerkschaftliche Politik in der nun beginnenden Stabilitätsphase der Weimarer Republik dar. Angesichts des Verfalls der Reallöhne und der Aufhebung des Achtstundentages behielt die gewerkschaftliche Lohn- und Arbeitszeitpolitik einen hohen Stellenwert. Aber auch die Rationalisierungswelle in den Betrieben und die überaus hohe, strukturell bedingte Massenarbeitslosigkeit forderten neue gewerkschaftliche Handlungsstrategien.

Im Unterschied zu den Gewerkschaften und Arbeiterparteien hatte die deutsche Groß- und Schwerindustrie in der Krisen- und Inflationsperiode ihre Machtpositionen restaurieren können. Die kapitalfreundliche Steuer- und Finanzpolitik der bürgerlichen Kabinette und die nach Annahme des Dawes-Reparationsplanes reichlich fließenden US-Kredite verbesserten deren Reproduktions- und Verwertungsbedingungen deutlich. Zeitweilig gewannen in der Stabilitätsperiode gemäßigtere, zu einer begrenzten Kooperation mit den Gewerkschaften bereite Strömungen innerhalb des Reichsverbandes der Indu-

155 Heinrich A. Winkler, Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924 bis 1930, Berlin/Bonn 1985, S. 177 ff., 229 ff., 521.

strie (RDI) an Gewicht, die sich vornehmlich auf Kräfte aus der Chemie-, Elektro- und der verarbeitenden Industrie stützten. Aber bestimmend blieben die antiparlamentarisch und antigewerkschaftlich ausgerichteten Machtgruppen der Schwerindustrie, die mit dem Langnam-Verein über den politisch einflußreichsten Regionalverband im Kapitallager verfügten. Mehrwöchige Massenaussperrungen im Bergbau und in der Eisen- und Stahlindustrie am Beginn und Ende der Stabilitätsperiode, gleichermaßen gegen die gewerkschaftliche Tarifpolitik wie gegen die staatliche Zwangsschlichtung gerichtet, wurden zum Symbol ihrer Konfrontationsstrategie gegen den ihnen verhaßten »Weimarer Sozialstaat«.[156]

Ökonomische und soziale Entwicklung 1924–1928/29

Die Aufhebung des »passiven Widerstands« gegen die Ruhrbesetzung (26. 10. 1923), die Beendigung der Inflation durch Ermächtigungsgesetz (13. 10. 1923) und Einführung der Rentenmark (16. 10. 1923) sowie schließlich die Annahme des Dawes-Plans (August 1924), der die reparationspolitischen Verpflichtungen Deutschlands regelte[157], bildeten die geld- und währungspolitischen Voraussetzungen für eine ökonomische Stabilisierung im Deutschen Reich. Die Durchsetzung des Dawes-Planes, unter amerikanischer Hegemonie ausgearbeitet, bedeutete zugleich das Scheitern aller separatistischen Pläne, für die sich das französische Kapital und einflußreiche Gruppen

156 Zu den Kapitalgrupen und -strategien in der Stabilitätsperiode vgl. Kurt Gossweiler, Großbanken, Industriemonopole, Staat, Berlin 1971; Reinhard Neebe, Großindustrie, Staat und NSDAP 1930–1933, Göttingen 1981, 24–49; Bernd Weisbrod, Schwerindustrie in der Weimarer Republik, Wuppertal 1978.

157 Vgl. Hans Mottek u. a., Wirtschaftsgeschichte Deutschlands, Bd. III, Berlin 1974, S. 259; der Dawes-Plan setzte die Reparationszahlungen für das erste Jahr aus und sah für die Jahre 1925–1929 eine sukzessive Steigerung der jährlichen Reparationssumme von 1 auf 2,5 Mrd. RM vor. 2,5 Mrd. RM waren als Dauerbeitrag für die folgenden Jahre vorgesehen. Zugleich beinhaltete der Plan eine einmalige Anleihe für Deutschland in Höhe von 800 Mill. RM.

der rheinisch-westfälischen Industrie engagiert hatten.[158] Er beendete die französische Vorherrschaft innerhalb der Reparationskommission und führte – von der Reichsbank unter Hjalmar Schacht aktiv initiiert und gesteuert – zu einem breitem Zustrom englischen und vor allem US-amerikanischen Kreditkapitals in die deutsche Wirtschaft. Die Dawes-Plan Anleihe von 800 Mill. RM beendete die erste Kreditnot und bildete den Auftakt für 135 langfristige, öffentlich aufgelegte Anleihen in einer Gesamthöhe von 1,43 Mrd. $ für deutsche Industrieunternehmen und Kommunen zwischen 1924 und 1930 aus den USA, die damit zu zwei Dritteln an dem langfristigen Anleihevolumen Deutschlands beteiligt waren. Hinzu kamen kurzfristige amerikanische Anleihen, die jährlich etwa 22,95 Mill. $ ausmachten. Von beträchtlichem industriellen Gewicht waren die US-Direktinvestitionen: Bis 1930 errichteten 79 US-Unternehmen Zweigwerke in Deutschland mit einem Kapitalwert von 138,93 Mill. $, begleitet von vielfältigen Kapitalbeteiligungen an deutschen Großunternehmen und -banken.[159] Dies schnelle und intensive Eindringen des US-Kapitals in die deutsche Ökonomie sicherte US-Industriellen und -Politikern zugleich einen erheblichen ökonomischen wie politischen Einfluß in Deutschland und leitete eine erste Welle der »Amerikanisierung« ein.[160]

Die Währungsstabilisierung Ende 1923/Anfang 1924 wurde – Forderungen des RDI folgend – von tiefgreifenden steuerpolitischen Umverteilungen zugunsten des Kapitals und drastischen Kürzungen der Reichsausgaben begleitet. Durch Entlassung von 25% aller Beamten und Angestellten des öffentlichen Dienstes und drastische Gehaltskürzungen wurde der Reichshaushalt 1923 um 100 Mill. RM monatlich, ein Sechstel der Gesamtausgaben, vermindert. Drei Steuernotverordnungen

158 Vgl. Kurt Gossweiler, Großbanken, S. 281 ff.; Werner Link, Der amerikanische Einfluß auf die Weimarer Republik in der Dawes-Planphase, in: Hans Mommsen u. a. (Hg.), Industrielles System und politische Entwicklung in der Weimarer Republik, Bd. 2, S. 485 ff.

159 Werner Link, Der amerikanische Einfluß, S. 488/89.

160 Vgl. Detlev J. K. Peukert, Die Weimarer Republik, Frankfurt/M. 1987, S. 178 ff.

1923/24 brachten dem Kapital erhebliche Steuersenkungen und pauschal erleichterte Steuerabschlüsse. Im Rahmen der Ruhrentschädigung erhielt die Schwerindustrie mehr als 900 Mill. RM unter skandalösen, nie aufgeklärten Begleitumständen.[161] Eine Inflationsgewinnbesteuerung des Kapitals unterblieb ebenso wie eine Entschädigung der durch die Inflation schwer betroffenen Mittelschichten. Umfangreiche Erhöhungen der Umsatz- und Verbrauchssteuern belasteten demgegenüber die Masse der Lohnabhängigen, verminderten deren Lebensniveau und Kaufkraft und schränkten so die Aufnahmefähigkeit des Binnenmarktes erheblich ein. Die Erwerbslosenfürsorge wurde unter das Existenzminimum gedrückt. Diese rigorose steuerpolitische Umverteilung wurde mit der großen Finanzreform vom Sommer 1925 abgeschlossen und gesetzlich zementiert.[162]

Währungsstabilisierung, Steuerentlastungen des Kapitals sowie insbesondere die US-Kredite begünstigten eine Neubelebung der privaten und öffentlichen Investitionstätigkeit. Die Bruttoanlageinvestitionen der Industrie stiegen von 1924 bis 1928 von 1,4 Mrd. RM auf 2,6 Mrd. RM jährlich an, die gesamten Investitionen von 7,4 auf 13,3 Mrd. RM.[163] Die volkswirtschaftliche Netto-Investitionsquote blieb allerdings mit 11% (1925/29) unter dem Vorkriegsniveau von 15,2% (1910/13).[164] Die öffentlichen Investitionen stiegen zwar stetiger und stärker an als die Neuinvestitionen in der Industrie, aber sie konnten die Schwankungen der Industrieinvestitionen nicht ausgleichen.[165]

161 »Die Gewerkschaften nehmen Stellung zur Ruhrkampf-Entschädigung«, in: GZ, Nr. 6/7. 2. 1925, S. 74.

162 Vgl. Claus-Dieter Krohn, Steuerpolitik und Industrie in der Stabilisierungsphase: Von den Steuernotverordnungen im Winter 1923 zur Finanzreform im August 1925, in: Hans Mommsen u. a. (Hg.), Industrielles System, S. 426 ff.; Nußbaum, Wirtschaft und Staat, S. 129 ff.

163 Ernst Wagemann (Hg.), Konjunkturstatistisches Handbuch 1936, Berlin 1935, S. 61.

164 Vgl. Werner Abelshauser/Dietmar Petzina, Krise und Rekonstruktion. Zur Interpretation der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung im 20. Jahrhundert, in: dies. (Hg.), Deutsche Wirtschaftsgeschichte im Industriezeitalter, Königstein/Ts. 1981, S. 64/65.

165 Nußbaum, Wirtschaft und Staat, S. 159–160; Wagemann (Hg.), Konjunkturstatistisches Handbuch 1936, S. 61; besonders ausgeprägt waren die Schwankungen in der Vorratshaltung.

Die deutsche Industrieproduktion, die im Rahmen der Inflationskonjunktur von 1919 bis 1922 eine schnelle Aufwärtsentwicklung vollzogen hatte, war im Jahr der Hyperinflation und der Ruhrbesetzung 1923 erneut tief abgesunken.[166] Nach einer kurzen Stabilisierungskrise, die der Währungsreform an der Jahreswende 1923/24 folgte, setzte ein Konjunkturaufschwung ein, kurzzeitig durch die Zwischenkrise im Herbst 1925/Frühjahr 1926 unterbrochen. 1928 hatte die Industrieproduktion das Vorkriegsniveau von 1913 knapp überschritten und stagnierte 1929 auf diesem Niveau.[167] Die Konjunkturbewegung war also im Verlauf der Weimarer Republik heftigen, ökonomisch wie politisch bedingten Schwankungen unterworfen: Dem tiefen Produktionseinbruch im ersten Nachkriegsjahr 1919 folgte in den Jahren 1920–22 eine Verdopplung der Industrieproduktion, der Krise 1923 eine Erhöhung der Industrieproduktion um 45% zwischen 1924 und 1927/28. Die Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre hingegen führte zu einer Halbierung der Industrieproduktion. Innerhalb der industriellen Produktion vollzogen sich weitreichende Strukturveränderungen: Die Gas- und Elektrizitätswirtschaft, die Chemie-, Elektro- und Metallindustrie übertrafen 1929 ihr Vorkriegsproduktionsniveau (1913) um über 70%. Die Eisen- und Stahlindustrie, die Bauwirtschaft und die klassischen Verbrauchsgüterindustrien hingegen erreichten trotz des konjunkturellen Aufschwungs bis 1928/29 ihr Vorkriegsniveau nicht mehr.[168] Sowohl im Vergleich zur Vorkriegszeit wie zu anderen Industrieländern verzeichnete Deutschland bis 1929 nur ein unterdurchschnittliches Wachstum des realen Sozialprodukts und der Industrieproduktion. Während die Weltindustrieproduktion 1929 um 53% über dem

166 Vgl. Rolf Wagenführ, Die Industriewirtschaft. Entwicklungstendenzen der deutschen und internationalen Industrieproduktion 1860 bis 1932; in: Vierteljahreshefte zur Konjunkturforschung, Sonderheft 31, Berlin 1933, S. 27; Manfred Nußbaum, Wirtschaft und Staat in Deutschland während der Weimarer Republik, Berlin 1978, S. 28–37.

167 ebenda, S. 23, 27; nach Walther G. Hoffmann, Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Berlin 1965, S. 391/92, lag die Gesamtproduktion von Industrie und Handel um 21,4% über dem Niveau von 1913; vgl. auch Nußbaum, Wirtschaft und Staat, S. 113 ff.

168 Hoffmann, Das Wachstum der deutschen Wirtschaft, S. 392/93.

Vorkriegsniveau von 1913 lag, betrug der deutsche Anstieg lediglich 17%.[169]

Die Stabilisierung der Währung und der ausländische Kreditstrom initiierten in Deutschland nur eine kurze und labile ökonomische Prosperität. Sie war mit der internationalen Prosperität – insbesondere der in den USA, aber auch in jungen Industrieländern wie Japan und der UdSSR – nicht zu vergleichen. Die deutsche Konjunkturbewegung geriet in eine enge Abhängigkeit von den Auslandskrediten, die den Aufbau von Überkapazitäten in der Industrie ebenso förderten wie eine zunehmende Verschuldung der Gemeinden, die diese Kredite für ihre öffentlichen Investitionen nutzten. Trotz der von 1924 bis 1928 langsam wieder ansteigenden Reallöhne[170], die erst 1928 wieder das Vorkriegsniveau überstiegen, setzte die durch die Steuerpolitik, die Arbeitslosigkeit und die Reallohnentwicklung beschränkte Massenkaufkraft der Investitions- und Produktionsentwicklung enge Grenzen. 1928 begann eine rückläufige Entwicklung in der Verbrauchsgüterindustrie.[171] Sie verursachte schon vor Ausbruch der internationalen Weltwirtschaftskrise Ende 1929 und dem Versiegen des Kreditstroms 1930/31 eine Stagnation der deutschen Industrieproduktion auf dem 1928 erreichten Niveau.[172] Die Währungsstabilisierung offenbarte die umfassende Restauration der Kapitalmacht und die gewaltige Umverteilung des Volksvermögens, die sich in die Inflationsjahren vollzogen hatten. Die Inflation hatte die Reallöhne der Lohnabhängigen seit 1922 rapide sinken lassen und die Mittelschichten weitgehend ruiniert. Das Privatvermögen von Einzelpersonen war 1924 gegenüber der Vorkriegszeit zurückgegangen. Gleichzeitig aber hatten 53% des Aktienkapitals für nur 21% des Geldwerts die Besitzer gewechselt. Das

169 Vgl. Werner Abelshauser/Dietmar Petzina, Krise und Rekonstruktion. Zur Interpretation der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung im 20. Jahrhundert, in: dies. (Hg.), Deutsche Wirtschaftsgeschichte im Industriezeitalter, Königstein/Ts. 1981, S. 56 ff.

170 Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch III, D. Petzina u. a. (Hg.), München 1978, S. 98.

171 Wagemann, Konjunkturstatistisches Handbuch 1936, S. 49 ff.; dies gilt insbesondere für die Verbrauchsgüter des elastischen Bedarfs.

172 ebenda; das reale Sozialprodukt je Einwohner wuchs 1928 nur noch um 1% und sank schon 1929 um -5%; vgl. Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch III, S. 78.

Vermögen der Aktiengesellschaften war von 1913 bis 1924 von 4,5 Mrd. RM auf 23 Mrd. RM angewachsen, die Sachwerte der deutschen Wirtschaft hatten auf identischem Territorium um 26% zugenommen. 1925 besaßen 0,4% aller Industriebetriebe 30% des gesamten Industrievermögens.[173]

Unrationelle, in der Inflation zusammengekaufte Konglomerate wie der mächtige Stinnes-Konzern und die Siemens-Rhein-Elbe-Schuckert-Union zerfielen zwar in der Deflationskrise 1924 wieder. Aber die Stabilitätsjahre bis 1928 gingen mit einer beträchtlichen Konzentrations- und Zentralisationswelle von Kapital einher. Im Frühjahr 1926 wurde die »Vereinigte Stahlwerke AG« gegründet, der seinerzeit größte Montankonzern Europas. Aus den Rheinischen Stahlwerken, der Phoenix-AG, der Rhein-Elbe-Union (einer Hinterlassenschaft des Stinnes-Konzerns) und dem Thyssen-Konzern entstanden, beschäftigte er 1927 172 767 Arbeiter und 15 801 Angestellte. Die Gründergruppe dehnte ihren dominierenden Einfluß durch den Anschluß der Flick'schen Charlottenhütte 1926, erheblicher Teile des Stumm-Konzerns und der Rombacher Hüttenwerke sowie durch Beteiligungen an der »Mitteldeutschen Stahlwerke AG« und den »Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerken AG«, ebenfalls Produkten der Konzentration im schwerindustriellen Montansektor, aus. In den Händen der Vereinigten Stahlwerke AG lag Ende der 20er Jahre 50% der gesamten deutschen Roheisenerzeugung, 43% der Rohstahlproduktion und 40% der Walzstahlherstellung.

Schon im Jahr 1925 war aus den sechs führenden Chemieunternehmen der IG-Farben-Konzern entstanden, in dessen Besitz sich 35% des in der chemischen Industrie investierten Kapitals befanden. Mit 74 000 Arbeitern und 22 000 Angestellten beschäftigte er ein Drittel aller Lohnabhängigen der Chemieindustrie. Der IG Farben Konzern, der selbst über große Stein- und Braunkohlelager verfügte, war zugleich über seine

173 Vgl. Nußbaum, Wirtschaft und Staat, S. 120/21.

Kapitalbeteiligung an Rheinstahl Miteigentümer der Vereinigten Stahlwerke AG.[174]

Rationalisierung und Massenarbeitslosigkeit

Als »goldene zwanziger Jahre« konnten diese wenigen Jahre relativer ökonomischer und sozialer Prosperität den Lohnabhängigen nur im Vergleich zum sozialen Elend der Kriegsjahre, des Inflationsjahrs 1923 und der Zeit der Weltwirtschaftskrise erscheinen. Arbeitslosigkeit und Arbeitshetze prägten Alltag und Lebensweise der industriellen Arbeiterklasse seit Mitte der zwanziger Jahre, verursachten Existenzunsicherheit und -angst und bestimmten so Atmosphäre und Milieu ihrer Lebenswelt.[175] Sie waren eng mit der Rationalisierungswelle in der Industrie vernetzt.

Die Rationalisierung setzte unmittelbar am Beginn der Stabilitätsperiode auf breiter Front in der deutschen Wirtschaft ein. Das deutsche Kapital hatte den Zwang des Weltmarktes zur kostengünstigen Produktion mit der inflationären Entwertung der Löhne und der Währung zeitweilig unterlaufen können. Mit der Währungsstabilisierung forderte auch der Weltmarkt wieder seinen Tribut. Unter Rationalisierung begriff die zeitgenössische Diskussion in der Weimarer Republik nicht allein die Effektivierung der Produktions- und Arbeitsorganisation, sondern insgesamt eine rationellere Organisation der Volkswirtschaft. Insofern galten auch die Konzentration des Kapitals, die umfassende Kartellbildung sowie die Modernisierung der Produktivkraft- und Infrastruktur als Formen der gesellschaftlichen Rationalisierung. Wesentliche Produktivitätssteigerungen gingen, insbesondere im Bergbau, in der Stahl-, Chemie- und Maschinenbauindustrie, vom Einsatz neuer Maschinen, Werk-

174 Vgl. Bernd Weisbrod, Schwerindustrie, S. 96 ff; Heinrich A. Winkler, Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarere Republik 1924 bis 1930, Berlin/Bonn 1985, S. 34 ff.

175 Jürgen Kuczynski, Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. 5, Köln 1982, S. 89 ff.

zeuge und modernerer Produktionsverfahren aus.[176] Die fortschreitende Umstellung auf Elektrizität als industriellem Energieträger erhöhten die Produktivität. Die Chemisierung der Produktion und der Übergang der chemischen Industrie zur Herstellung von synthetischem Benzin, Kunstseide und Zellstoff verdrängten herkömmliche Produktionsverfahren und Rohstoffe. Im Kohlebergbau trat seit ungefähr 1925/26 an die Stelle der traditionellen Werkzeuge wie der Kreuzhacke preßluftbetriebene Arbeitsmittel, die das Produktionsergebnis steigerten und außerdem von den Fähigkeiten und Fertigkeiten des individuellen Arbeitsvermögens unabhängiger machten.

In der Eisen- und Metallgewinnung ergriff die Rationalisierung alle drei Produktionsstufen. Neue Hochöfen mit größerem Fassungsvermögen, der Übergang von Schweißeisen- zu Flußstahlwerken, die Umstellung von Koks- auf Gasfeuerung, die zunehmende Beschickung der Martinöfen mit flüssigem Roheisen sowie neue Walzstraßen, Walzenzugmaschinen und Warmbettanlagen führten zu beträchtlichen Produktivitätssteigerungen.

Auch im Maschinen-, Kessel-, Apparate- und Anlagenbau wurde der Maschinenpark umfassend modernisiert. Fräs- und Hobelmaschinen, Revolverbänke mit Flüssigkeitsantrieb sowie hochmechanisierte Druckknopfsteuerungen an modernen Werkzeugmaschinen ersetzten die traditionellen Produktionsmittel und vervielfachten die Leistung nicht nur hinsichtlich des Produktionsausstosses sondern auch hinsichtlich der gebrauchswertmäßigen Seite der Produktion: Die Präzision, Gleichförmigkeit und Haltbarkeit der Halbfabrikate und der Fertigprodukte nahm zu.

Die hochkonzentrierten Großunternehmen erzielten beträchtliche Produktivitätssteigerungen durch die Stillegung alter und die Verlagerung der Produktion auf die modernsten Anlagen. So konnte das Produktionsvolumen trotz unausgela-

176 Vgl. zum folgenden Peter Hinrichs/Lothar Peter, Industrieller Friede? Arbeitswissenschaftliche Rationalisierung in der Weimarer Republik, Köln 1976, S. 25 ff.

steter Kapazitäten und zum Teil drastisch gesenkter Beschäftigungszahl gesteigert werden.

Den eigentlichen Kern der Rationalisierung bildete aber die Effektivierung der Produktions- und Arbeitsorganisation. Kein Großunternehmen versäumte es in diesen Jahren, seine Manager zum Studium der Ford'schen Fließbandproduktion und der Taylor'schen Arbeitsorganisation in die USA zu schicken. Zahlreiche gesellschaftliche Institutionen zum Studium und zur Verbreitung arbeitswissenschaftlicher Erkenntnisse entstanden: Das im Juni 1921 gegründete »Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit in Industrie und Handwerk« (RKW) widmete sich vor allem der Auswertung und Übertragung der amerikanischen Rationalisierungserfahrungen auf die deutsche Wirtschaft. Kategorisch forderte RKW-Präsident C. F. von Siemens im Dezember 1925, die Steigerung der »Produktion pro Kopf« – Leitlinie jedes amerikanischen Managers – müsse auch zur Richtschnur des deutschen Unternehmers werden.[177] Zusammen mit dem am 30. September 1924 vom »Gesamtverband Deutscher Metallindustrieller« (GDM) gegründeten »Reichsausschuß für Arbeitszeitermittlung« (REFA) setzte er sich für die Einführung mittels Stoppuhren durchgeführter Zeitstudien ein, die dem Übergang vom Geld- zum Zeitakkord in der deutschen Industrie einleiteten. »Gegen Ende der Zwanziger Jahre arbeiteten nach einer Erhebung des Vorstandes des DMV weit über 65% aller Betriebe der deutschen metallverarbeitenden Industrie nach den Akkordrichtlinien des REFA. 68,6% aller befragten Betriebe hatten neben zum Teil erheblichen Leistungssteigerungen deutlich spürbare Akkordabzüge zu melden. Die Kürzung der Akkordlöhne, beispielsweise der Automobilindustrie, betrug 50%, während eine Leistungssteigerung um 70% zu verzeichnen war. Durch die Anwendung der Stoppuhr gelang es der Elektroindustrie sogar, die Akkorde bis zu 60% zu senken.«[178] Das REFA-Verfahren entwickelte sich zur

177 Hinrichs/Peter, Industrieller Friede?, S. 53.

178 ebenda, S. 59; Vgl. DMV (Hg.), Die Rationalisierung in der Metallindustrie, Berlin 1932.

deutschen Variante des Taylorismus.[179] Gleichzeitig trat die Fließ- und Fließbandarbeit, die sich in den Chicagoer Schlachthöfen und den Detroiter Ford-Betrieben schon vor dem ersten Weltkrieg verbreitet hatte, in deutschen Großbetrieben ihren Siegeszug an. 1923 wurde bei Opel das erste Fließband auf deutschem Boden in Betrieb genommen. Vor allem in zentralisierten und montageorientierten Zweigen der Metall- und Leichtindustrie (z. B. Fahrzeug-, Elektro-, feinmechanische und optische Industrie, Maschinen- und Apparatebau) verbreiteten sich die Fließ- und Fließbandarbeit.[180]

Die Rationalisierung ermöglichte in vielen Industriezweigen Produktivitätssteigerungen zwischen 1925 und 1929, die von 25% (z. B. Maschinenbau, Steinkohlenbergbau, Kaliindustrie) über 40% (z. B. Zementindustrie) bis zu 100% (Autoindustrie) reichten.[181]

Die Rationalisierungswelle blieb nicht ohne soziale Folgen für die betroffenen Lohnabhängigengruppen. Die gesteigerte Intensität der Arbeit sowie die Einführung neuer Maschinen und Produktionsverfahren ließen insgesamt zwischen 1924 und 1928/29 die Berufskrankheiten und Betriebsunfälle um bis zu 50% ansteigen. Fließarbeit und Akkordsystem führten zu drastischen Veränderungen des Arbeitstempos und forderten den Arbeitern und Arbeiterinnen beträchtliche Leistungssteigerungen ab.

Da mit den Produktivitätssteigerungen kein entsprechend hohes Wirtschaftswachstum einherging, stieg die Zahl der Arbeitslosen zwischen 1924 und 1929 in zwei Wellen drastisch an. Sie betrug an der Jahreswende 1923/24 fast zwei Millionen, sank 1924/25 relativ schnell auf 646 000 (1925) ab und stieg in der Zwischenkrise 1925/26 wiederum auf über zwei Millionen an. 1927/1928 sank die Arbeitslosenzahl im Jahresdurchschnitt nicht mehr unter 1,3 Millionen ab. Im Winter 1928/29 blieb sie

179 Vgl. Rudi Schmiede/Edwin Schudlich, Die Entwicklung der Leistungsentlohnung in Deutschland, Frankfurt/M. 1978, S. 271.

180 Vgl. Gunnar Stollberg, Die Rationalisierungsdebatte 1908–1933. Freie Gewerkschaften zwischen Mitwirkung und Gegenwehr, Frankfurt/M. 1981, S. 49–52.

181 ebenda, S. 54; Nußbaum, Wirtschaft und Staat, S. 176/77.

nur knapp unter der 3 Millionen-Grenze.[182] Die Arbeitslosenquote schwankte also in den Stabilitätsjahren der Weimarer Republik – mit Ausnahme des Jahres 1925 – zwischen 5 und 10% aller Lohnabhängigen und zwischen 8,4 und 18% aller Gewerkschaftsmitglieder.[183] Wachstumsschwäche und Rationalisierung begründeten so einen weit über der Vorkriegszeit liegenden Sockel von struktureller Massenarbeitslosigkeit. Die Entwertung zahlreicher Facharbeiterqualifikationen durch die Mechanisierung und die Rationalisierung der Produktion konfrontierte seit der Krise 1925/26 auch ehemals hochqualifizierte Arbeitergruppen mit dem Problem der Arbeitslosigkeit.[184]

Zusammen mit der Expansion solcher Industriezweige wie der Chemie-, Elektro- und Autoindustrie und dem weiteren Vordringen großbetrieblicher Produktionsweisen bewirkte die Rationalisierung erhebliche Strukturveränderungen innerhalb der Arbeiterklasse. In der industriellen Produktion gewannen die un- und angelernten Arbeitskräfte an Gewicht gegenüber den gelernten Facharbeitern. Und damit ging ein überdurchschnittlicher Anstieg der Arbeiterinnen in der Industrie einher.[185] Der Produktivitätsanstieg förderte zugleich die Expansion des Dienstleistungssektors und der Angestellten. Die Zahl der männlichen Angestellten und Beamten wuchs zwischen 1907 und 1925 um 74%, die der weiblichen Angestellten um 21,9%.[186] Unter den Angestellten aber verbreiteten sich vor allem die minderqualifizierten weiblichen Angestellten an den Schreib- und Rechenmaschinen. Die Betriebszählung im Jahr 1925 wies gegenüber 1907 einen erheblichen Konzentrationsprozeß der Lohnabhängigen in Großbetrieben mit mehr als 1000 Beschäftigten aus: Während die Zahl der Beschäftigten in Industrie und Handwerk insgesamt um 28,6% angewachsen

182 Wagemann, Konjunkturstatistisches Handbuch 1936, S. 16; die Zahlen beziehen sich auf die Arbeitslosen bei den Arbeitsämtern insgesamt.

183 Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch III, S. 119.

184 Vgl. E. C. Schoeck, Arbeitslosigkeit und Rationalisierung, Frankfurt/M. 1977, S. 165 ff.

185 Vgl. Stollberg, Die Rationalisierungsdebatte, S. 57–60.

186 Winkler, Der Schein der Normalität, S. 16. die Zahlen beziehen sich auf die Volks- und Berufszählungen von 1907 und 1925.

war, betrug die Steigerung in den Großbetrieben 79,4%. 1925 arbeiteten 2,1 Millionen Beschäftigte (=16,6%) in solchen Großbetrieben gegenüber 1,2 Million (=12%) im Jahre 1907.[187] Im Bergbau war ihr Anteil noch von 58,2 auf 71,7% angestiegen.[188] Die Großbetriebe gehörten nahezu ausschließlich zum Bergbau, der Eisen- und Stahlindustrie, dem Maschinenbau, der Chemie-, Elektro- und Textilindustrie. Die Zahlen zeigen aber auch, daß weiterhin beträchtliche Teile der Arbeiterklasse in Klein- und Mittelbetrieben (etwa 58%) der Industrie, des Handwerks und der Landwirtschaft arbeiteten. 58,5% der Erwerbstätigen lebten in kleinen Gemeinden mit weniger als 20 000 Einwohnern; 14% in Mittelstädten und 27,5% in Großstädten mit mehr als 100 000 Einwohnern.[189]

Entwicklung der Gewerkschaften

Dem explosionsartigen Anstieg der Mitgliederzahl der freien Gewerkschaften auf über 8 Millionen Mitglieder in den Jahren 1918 bis 1920 folgte nach einer kurzen Stagnationsperiode der Mitgliederzahlen in den Jahren 1921/22 eine tiefe Krise 1923/24.[190] Am Jahresende 1924 registrierten die Arbeiter- und Angestelltenverbände nur mehr knapp 4 Millionen Mitglieder in ihren Reihen. Gegenüber dem Höchststand von 1920 waren die Mitgliederzahlen um nahezu die Hälfte gefallen. Von 1926 bis 1929 verzeichneten die freien Gewerkschaften wieder einen leichten Mitgliederzuwachs um etwa 1 Million Mitglieder auf 5,2 Mill. Mitglieder. Aber die hohen Mitgliederzahlen der Nachkriegszeit blieben in unerreichbarer Ferne, und in der Weltwirtschaftskrise sank die Mitgliederzahl erneut unter die 4 Millionen-Grenze. Besonders gravierende Mitgliederverluste

187 Winkler, Der Schein der Normalität, S. 23.
188 Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch III, S. 64.
189 Winkler, Der Schein der Normalität, S. 24/25.
190 zu den statistischen Angaben im folgenden siehe: Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften 1918–1933. Der ADGB in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1987, S. 42–58, 348–380.

erlitten die freien Gewerkschaften in den Ballungsgebieten, insbesondere in Rheinland-Westfalen sowie im Berliner und Stuttgarter Raum. Überdurchschnittlich sank die Zahl der weiblichen und der jugendlichen Mitglieder der freien Gewerkschaften. Unter den 10 größten Verbänden erlitten insbesondere die Landarbeiter- sowie die Metall- und Bergarbeiterverbände einschneidende Mitgliederverluste. Wesentlich geringer blieben die Verluste unter den Bau- und Holzarbeitern sowie den Arbeitnehmern der öffentlichen Betriebe. Relativ stabil blieben auch die Mitgliederzahlen einiger Berufsorganisationen hochqualifizierter handwerklicher Facharbeiter wie z. B. der Buchdrucker, der Kupferschmiede, der Lederarbeiter und der Zimmerer. In den dramatischen Mitgliederverlusten des Jahres 1924 drückte sich am deutlichsten die politische und soziale Niederlage der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung aus. Mehrere Faktoren spielten bei diesen Massenaustritten im Jahre 1924 ein Rolle;

Die verheerenden Niederlagen in den Kämpfen um den Achtstundentag 1923/24, die Ohnmacht der gewerkschaftlichen Tariflohnpolitik in der Inflationszeit, der gewerkschaftliche Funktionsverlust durch die staatlichen Zwangsschlichtungen und die nach der Beendigung des Ruhrkampfes und der Währungsstabilisierung offen demonstrierte Restauration der Kapitalmacht. Insbesondere die Landarbeiter sowie die ungelernten und angelernten Arbeitskräfte der Großindustrie reagierten mit Massenaustritten auf die neuen Kräfteverhältnisse.

Aber auch die Verelendung großer Teile der Arbeiterklasse durch die Inflation und die nach der Währungsstabilisierung sprunghaft ansteigende Arbeitslosigkeit förderten den Massenexodus aus den Gewerkschaften. Viele Arbeiter sahen sich nach der Währungsstabilisierung außer Stande, ihren Gewerkschaftsbeitrag weiter zu bezahlen. Auch die Christlichen Arbeitergewerkschaften verloren von 1920 bis 1925 44% ihrer Mitglieder (von 1 076 792 zu 606 349). Stabiler hingegen verlief die Mitgliederentwicklung der drei Angestellten-Dachverbände. Ihre Mitgliederzahlen sanken von 1,4 Mill. (1920) um 26% bis auf 1,1 Mill. (1925). Bis zum Jahr 1930 vereinten sie wieder insgesamt 1,4 Mill. Mitglieder in ihren Verbänden. Dabei kam es

Mitgliederentwicklung der Gewerkschaften von 1919 bis 1932

Jahr	Dachorganisationen: Freie Gewerkschaften (ADGB und AfA-Bund)	Christlich-nationale Gew. (incl. DHV)	Hirsch-Duncker-sche Gew. (incl. DHV)	Dachorg. insgesamt
1919	6 058 748	1 432 136	451 831*	7 942 715
1920	8 490 478	1 690 782	487 998*	10 669 258
1921	8 125 522	1 563 790	524 944	10 214 256
1922	8 451 468	1 631 776	523 866	10 616 110
1923	7 646 044	1 449 963	479 031	9 575 038
1924	4 999 993	1 042 393	410 576	6 452 962
1925	4 502 991	1 012 398	430 587	5 945 976
1926	4 310 062	0 972 303	439 804	5 722 169
1927	4 482 779	1 074 526	455 772	6 013 077
1928	5 015 084	1 170 279	470 510	6 655 873
1929	5 296 357	1 252 167	488 843	7 037 367
1930	5 220 018	1 273 096	498 730	6 991 844
1931	4 798 548	1 190 023	477 546	6 466 027
1932	3 932 947*	1 100 000*	450 000*	5 482 947
	1920/26	1920/26	1921/24	1920/26
Rückgang Phase I	4 180 416 = 49,2%	718 479 = 42,5%	114 368 = 21,8%	4 947 089 = 46,4%
	1929/32	1930/32	1930/32	1929/32
Rückgang Phase II	1 363 410 = 25,7%	173 096 = 13,6%	48 730 = 9,8%	1 554 420 = 22,1%

Anmerkungen

* Diese Zahlen setzen sich aus geschätzen und überlieferten Werten zusammen. Quellen: Jahrbücher des ADGB, Berlin 1928–1932; Internationales Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens, 2. Bd., Berlin 1932, verstreute Angaben und eigene Berechnungen. Unstimmigkeiten gegenüber der Reichsstatistik erklären sich durch abweichende Erhebungsdaten und unterschiedliche Verrechnungsweisen.

Quelle: G. Beier, Das Problem der Arbeiteraristokratie, in: Herkunft und Mandat, Frankfurt/M. 1976, s. 59.

allerdings zu erheblichen Verschiebungen zwischen dem freigewerkschaftlichen AfA-Bund, dessen Mitgliederanteil kontinuierlich von 47,5% (1920) bis auf 32,9% (1930) abfiel, und dem Gesamtverband der Deutschen Angestelltengewerkschaft (GEDAG), der seinen Mitgliederanteil von 31,8% (1920) kontinuierlich bis auf 40,6% (1930) steigern konnte.

Wichtigster Einzelverband innerhalb des GEDAG, der sich mit den Christlichen Arbeitergewerkschaften in Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB) zusammengeschlossen hatte, war der nationalistisch und antisemitisch orientierte Deutschnationale Handelsgehilfenverband (DHV). In den Mitgliederverlusten des linksorientierten freigewerkschaftlichen AfA-Bundes und den Mitgliedergewinnen des DHV spiegelte sich die Rechtsentwicklung unter den Angestellten in den letzten zehn Jahren der Weimarer Republik.

Die gravierenden Mitgliederverluste bei gleichzeitigem Anstieg der Lohnabhängigen führten zu einem dramatischen Absinken des gewerkschaftlichen Organisationsgrades von 54,7% im Jahre 1920 auf 27,6% im Jahre 1926. Im Bergbau und in der Metallindustrie (insbesondere in Rheinland-Westfalen und Berlin) beeinträchtigten die Unorganisierten die gewerkschaftliche Streik- und Arbeitskampffähigkeit erheblich.

Organisationsentwicklung

Von den 52 Einzelverbänden, die sich bei vollständiger Organisations-, Finanz-, Satzungs- und Tätigkeitsautonomie im Jahre 1919 zum föderativen Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund (ADGB) zusammengeschlossen hatten, gehörten 42 schon vor dem ersten Weltkrieg der Generalkommission an. Der ADGB verfügte mit 83 Angestellten (1931) nur über einen bescheidenen bürokratischen Apparat.[191] Bis zum Ende der Weimarer Republik wurde der vom Leipziger Kongreß 1922 geforderte »Zusammenschluß der bestehenden Berufsorganisationen« nur im geringen Umfang realisiert. Durch Vereinigung

191 Vgl. ebenda, S. 25–41.

oder Anschluß kleinerer Berufsverbände reduzierte sich die Gesamtzahl auf 35 (1928) und 28 (1932). Die von der Dißmann-Kommission des ADGB entworfene industriegewerkschaftliche Reorganisation nach dem Prinzip »Ein Betrieb – Eine Gewerkschaft« hingegen, die vierzehn Industriegewerkschaften vorsah, scheiterte vor allem an den Eigeninteressen der betroffenen Verbandsbürokratien. Die tiefgreifendste Veränderung stellte der Zusammenschluß des aus dem Transportarbeiterverband hervorgegangenen Verkehrsbundes mit dem Gemeinde- und Staatsarbeiterverband im Jahre 1930 dar. Dieser »Gesamtverband der Arbeitnehmer der öffentlichen Betriebe« repräsentierte 700 000 Mitglieder.

An der grundlegenden Zersplitterung der Gewerkschaftsbewegung in erstens drei politische Richtungsgewerkschaften (Freie Sozialistische, die zumeist die kommunistische Strömung einschloß, Christliche und Sozialliberale), zweitens vollständig selbständige Arbeiter-, Angestellten- und Beamten-Dachverbände und drittens in Berufsverbände änderte sich im Verlauf der Weimarer Zeit wenig. Insbesondere in Großbetrieben behinderte die Konkurrenz zahlreicher Einzelverbände vielfach ein abgestimmtes, solidarisches Handeln. Zwar dominierte in der betrieblichen und tarifpolitischen Alltagspraxis wie in der politischen Vertretung gegenüber staatlichen Institutionen ein zunehmend kooperativeres Verhältnis zwischen den drei Richtungsgewerkschaften, aber gerade in zugespitzten Konflikten führte die eher auf Kooperation mit Kapital und Staat orientierte Position der Christlichen Gewerkschaften[192] immer wieder zum vorzeitigen Abbruch von Arbeitskämpfen.

Kommunistische Opposition im ADGB

Die Verdichtung sozialer wie politischer Krisen 1922/23 löste einen breiten Radikalisierungsprozeß in der industriellen Arbeiterklasse aus, der sich nicht allein in der Militanz ihrer

192 Vgl. Michael Schneider, Die Christlichen Gewerkschaften 1894–1933, Bonn 1982, S. 422–687.

betrieblichen und regionalen Arbeitskämpfe reflektierte. Er schlug sich gleichermaßen im starken Zulauf zur kommunistischen Opposition aus. In den Betriebsrätewahlen, lokalen Mitgliederversammlungen und Verbandsgliederungen erzielte diese beachtlichen Einfluß. Zu den traditionellen Oppositionszentren in der qualifizierten Facharbeiterschaft der Metallindustrie (Berlin, Stuttgart, Mitteldeutschland) stießen nun die Ballungsgebiete mit großbetrieblichen Strukturen des Bergbaus sowie der Chemie- und Textilindustrie im Ruhrrevier, in Leuna-Halle, Ludwigshafen und am Niederrhein. Diese Opposition blieb indes organisatorisch zersplittert. Während sie sich im linkssozialistisch geführten DMV auf den Aufbau innergewerkschaftlicher Bastionen konzentrierte, dominierte im Bergbau die syndikalistische »Union der Hand- und Kopfarbeiter«. Im Verlauf von Arbeitskämpfen und heftigen Konflikten mit der Verbandsführung kam es 1923/24 auch in der Chemie- und anderen Industriezweigen zu oppositionellen Verbandsgründungen. Das zumeist praktizierte Mehrheitswahlrecht und ein die organisationsschwachen örtlichen Verwaltungseinheiten bevorzugender Delegationsschlüssel verringerte die innergewerkschaftlichen Einflußchancen der Opposition, deren Zentren die Ballungsgebiete und Großbetriebe waren. So erzielte die kommunistische Opposition bei den Wahlen zu den DMV-Verbandstagen 1924 43,6% der Stimmen, stellte aber nur ein Drittel der Delegierten, 1926 bei 31,8% Stimmenanteil sogar nur ein Sechstel. Auf statuarische Veränderungen gestützt, die die Einsetzung von Kommissaren, die Annullierung von Mandaten u.ä. erlaubten, eskalierte in einzelnen Verbänden schon 1923 der Kampf gegen die kommunistische Opposition zu rigoros organisierten Ausschlußwellen. Sie betrafen z. B. im Bauarbeiterverband ca. 20 000 Mitglieder und zum Teil ganze Verwaltungsstellen. Anfang 1924 beschloß auch der ADGB selbst eine rigorose Säuberungswelle. Anlaß bot ihm die von 180 – vor allem kleineren – oppositionellen Ortsausschüssen einberufene »Weimarer Konferenz« (25. 11. 1923 in Erfurt), die unter dem Motto »Rettet die Gewerkschaften« zur Bekämpfung der Austrittswelle, zur Gründung von Industrieverbänden und zur Durchsetzung

einer klassenorientierten, revolutionären Politik in den Gewerkschaften aufgerufen hatte. Der ADGB begriff die Fraktionsarbeit der Opposition und ihre Aktivitäten als Aufbau einer »Sonderorganisation« die »zur wirksamen Abwehr« zwinge.[193] Der stellvertretende ADGB-Vorsitzende Peter Graßmann formulierte offen, daß »eine Spaltung im gegenwärtigen Augenblick ... ein Heilungsprozeß für die gesamte Gewerkschaftsbewegung«[194] sei. Nur Simon (Schuhmacherverband) und Dißmann (DMV), die lediglich zur Ahndung konkreter statutenwidriger Aktivitäten und zu einer politischen Auseinandersetzung mit der kommunistischen Opposition bereit waren, widersetzten sich im ADGB-Bundesausschuß dem Säuberungsbeschluß[195], dem dann zahlreiche ADGB-Ortsausschüsse unterlagen.[196]

Die generelle Austrittswelle enttäuschter jüngerer Gewerkschaftsmitglieder, die linkssektiererische Phase der KPD 1924/25 trugen zusätzlich zum Einflußverlust der kommunistischen Opposition bei, die sich erst 1926/27 rekonsolidierte. Mit dem erneuten Übergang zu einer linkssektiererischen Politik nach dem Weddinger Parteitag (1928) und dem Aufbau der »Revolutionären Gewerkschaftsopposition« beraubte sie sich dann selbst weitgehend ihres innergewerkschaftlichen Einflusses.

Die »Überpolitisierung«[197] gewerkschaftlicher Kämpfe durch die kommunistische Opposition stellte ein permanentes Spannungs- und Konfliktfeld in den Arbeitskämpfen der zwanziger Jahre dar. Die Opposition überschritt dabei häufig Satzungsreglements der Verbände – z. B. mit ihrer Mobilisierung Unorganisierter und Erwerbsloser in Arbeitskämpfen –, provozierte Ausschlüsse und untergrub mit häufig überzogener Polemik gegen Führungsorgane die gewerkschaftliche Geschlossen-

193 Bundesausschuß des ADGB 15./16. 1. 1924, in: Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung, Bd. 3/1, Köln 1986, S. 133.

194 ebenda, S. 131.

195 ebenda, S. 131–132.

196 Buhl, Sozialistische Gewerkschaftsarbeit, S. 115/116; der härteste Konflikt entbrannte um die Ausschaltung des oppositionellen Bezirksausschusses Halle-Merseburg.

197 Frank Deppe/Witich Roßmann, Kommunistische Gewerkschaftspolitik in der Weimarer Republik, in: Matthias/Schönhoven (Hg.), Solidarität und Menschenwürde, Bonn 1984, S. 220.

heit.[198] Die erfolgreiche Ausschaltung der Opposition erbrachte zwar eine größere innere Homogenität des ADGB unter sozialdemokratischer Hegemonie, aber sie absorbierte gleichzeitig »in einem unverhältnismäßig hohen Ausmaß Aufmerksamkeit und Kraft, lenkte dadurch von Sachproblemen ab und vertiefte den Graben in der Arbeiterbewegung mit der Folge einer weiteren Desintegration der Arbeiterschaft«[199]. Die nunmehr erneut vom älteren Stamm qualifizierter Facharbeiter aus den traditionellen Organisationsfeldern getragene Gewerkschaftsbewegung hatte ihr aktivistisches Element verloren. Aus diesen Konflikten verblieben tiefsitzende Ängste vor dem vermeintlichen »Irrationalismus« und »Radikalismus« der Massen und hochgradig zentralisierte Entscheidungs- und Kommunikationsstrukturen, die nicht wenig zum häufig konstatierten »Immobilismus« der ADGB-Führung beitrugen.

Programmatik und Politik des ADGB in der Stabilitätsperiode

Wie aber reagierten nun die Gewerkschaften auf die neuen ökonomischen, sozialen und politischen Problem- und Stabilitätsjahre? Mit welchen gesellschaftspolitischen Konzepten antworteten sie auf die Restauration der Kapitalmacht, die Monopolisierung der Wirtschaft, auf Rationalisierung und Massenarbeitslosigkeit? Und mit welchen Handlungsstrategien begegnete der ADGB der institutionalisierten staatlichen Zwangsschlichtung, den sozialökonomischen und politischen Spaltungs- und Segmentierungsprozessen innerhalb der Arbeiterklasse sowie den Konfrontationsstrategien des Kapitals, die einen beredten Ausdruck in den zahlreichen Massenaussperrungen zwischen 1924 und 1928 fand?

198 ebenda, S. 225; dem Arbeitskampfverständnis des ADGB, der Streiks als »Ultima Ratio« begriff, widersprach das auf Politisierung und Revolutionierung ökonomischer Streiks hin angelegte KPD-Konzept diametral.

199 Potthoff, Freie Gewerkschaften, S. 214.

Der Austritt des ADGB aus der Zentralarbeitsgemeinschaft Anfang 1924 – vor dem Hintergrund der zugespitzten Arbeitskämpfe um den Achtstundentag – beendete die nahezu bedeutungslos gewordene Kooperation mit den Unternehmerverbänden.[200]

Programm und Politik der Wirtschaftsdemokratie

Ihren programmatischen Ausdruck fand die Politik der freien Gewerkschaften im Konzept der »Wirtschaftsdemokratie«, das der Hamburger ADGB-Kongreß 1928 als programmatisches Dokument beschloß.[201] Der Leiter der »Forschungsstelle für Wirtschaftspolitik« des ADGB, Fritz Naphtali, faßte im Hauptreferat vor dem Kongreß und im dem Buch »Wirtschaftsdemokratie. Ihr Wesen, Weg und Ziel«[202] die theoretischen Diskussionen der Freien Gewerkschaften seit dem Breslauer Kongreß (1925) über die Strukturveränderungen des ökonomischen und politischen Systems in der Weimarer Republik zusammen.[203] Die Monopolisierung des Kapitals und die wachsenden Staatsfunktionen in der Wirtschaft interpretierte der ADGB als Ausbildung eines »Organisierten Kapitalismus«. Dieser beinhalte einen »prinzipiellen Ersatz des kapitalistischen Prinzips der freien Konkurrenz durch das sozialistische Prinzip planmäßiger Produktion« (Rudolf Hilferding).[204] Die mit der Weimarer Reichsverfassung erkämpfte politische Demokratie biete der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung die politischen Macht-

200 Bundesausschuß des ADGB 15./16. 1. 1924, in: Quellen, Bd. 3/1, S. 134/35; Gerald D. Feldman/Irmgard Steinisch, Industrie und Gewerkschaften 1918–1924. Die überforderte Zentralarbeitsgemeinschaft, Stuttgart 1985, S. 124 f.

201 Vgl. Frank Deppe/Witich Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften 1929–1933, S. 51 ff.

202 Berlin 1928; das Programm hatte eine Kommission des ADGB erarbeitet, der u. a. Fritz Baade, Lothar Erdmann, Rudolf Hilferding, Erik Nölting, Fritz Tarnow und Hugo Sinzheimer angehörten.

203 Vgl. dazu Hans Willi Weinzen, Gewerkschaften und Sozialismus: Naphtalis Wirtschaftsdemokratie und Agartz' Wirtschaftsneuordnung, Frankfurt/New York 1982, S. 31 ff; Winkler, Der Schein der Normalität, S. 320 ff., 337 ff., 468 ff., 606 ff.

204 so Rudolf Hilferding auf dem SPD-Parteitag 1927, zitiert nach: Winkler, Der Schein der Normalität, S. 337.

instrumente, um »mit Hilfe der bewußten gesellschaftlichen Regelung diese von den Kapitalisten organisierte und geleitete Wirtschaft«[205] schrittweise und friedlich zu demokratisieren und in eine sozialistische zu verwandeln. Der Hamburger ADGB-Kongreß bestimmte die Wirtschaftsdemokratie »nicht als fernes Zukunftsziel«, sondern als »täglich fortschreitenden Entwicklungsprozeß«.[206] Staats- und gemeinwirtschaftliche Unternehmen galten dem ADGB ebenso als Ansätze einer demokratisierten Wirtschaft wie die sozialen Schutzgesetze, die die Gewerkschaften erkämpft hatten. Zwei Wege empfahl der ADGB-Kongreß »zur Verwirklichung der Wirtschaftsdemokratie«: »Auf der einen Seite stehen die Forderungen an die Gesetzgebung und die öffentliche Verwaltung. Sie werden sich in dem Maße durchsetzen, als die Gewerkschaften und die politische Macht der Arbeiterschaft im demokratischen Staat sich Geltung und Einfluß erringen. Auf der anderen Seite stehen die Aufgaben des Aufbaues neuer demokratischer Wirtschaftsformen, die unmittelbar von der organisierten Arbeiterschaft selbst, ohne den Umweg über den Staat, zu erfüllen sind. Zu diesen Aufgaben und Forderungen gehören die Ausgestaltung des kollektiven Arbeitsrechts, des sozialen Arbeitsschutzrechts, der Ausbau und die Selbstverwaltung der Sozialversicherung, die Erweiterung des Mitbestimmungsrechts der Arbeitnehmer im Betrieb, die paritätische Vertretung der Arbeiterschaft in allen wirtschaftspolitischen Körperschaften, die Kontrolle der Monopole und Kartelle unter voller Mitwirkung der Gewerkschaften, die Zusammenfassung von Industrien zu Selbstverwaltungskörpern, die Ausgestaltung der Wirtschaftsbetriebe in öffentlicher Hand, die Produktionsförderung in der Landwirtschaft durch genossenschaftliche Zusammenfassung und Fachschulung, die Entwicklung der gewerkschaftlichen Eigenbetriebe, die Förderung der Konsumgenossenschaften, die Durchbrechung des Bildungsmonopols.«[207]

205 ebenda.
206 Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, S. 51.
207 ebenda, S. 52.

Mit der Forderung nach »Wirtschaftsdemokratie« formulierten die Gewerkschaften, die sich vor dem ersten Weltkrieg im Rahmen der Arbeitsteilung zwischen Partei und Gewerkschaften auf den sozial- und tarifvertraglichen Sektor beschränkt hatten, erstmalig ein politisches Programm zur strukturellen Demokratisierung der Unternehmensverfassung und der Wirtschaftspolitik.

Im Mittelpunkt des ADGB-Programms standen die Forderungen nach einer Ausweitung des öffentlichen und Gemeinwirtschaftssektors und nach einer paritätischen Mitbestimmung der Arbeiterorganisationen in allen Wirtschaftsunternehmen und staatlichen Wirtschaftslenkungsinstitutionen.

Es war somit eindeutig staats- und parlamentsfixiert und setzte politische Mehrheiten voraus, die nach den Reichstagswahlen im Mai 1928 wieder gegeben schienen. In den konkreten Zielen stimmte das ADGB-Programm mit zentralen Forderungen der Christlichen und der liberalen Hirsch-Duncker'schen Gewerkschaften überein, die indes die »Gleichberechtigung« der Arbeit gegenüber dem Kapital als Endziel postulierten. Demgegenüber erklärte nach heftigen inneren Diskussionen der ADGB die Wirtschaftsdemokratie als Weg zum Sozialismus.[208] Dennoch wurden Fragen der Sozialisierung und der staatlichen Planung im Unterschied zu den konkreten Mitbestimmungsforderungen nur vage angesprochen. Erst nach den Erfahrungen der Weltwirtschaftskrise formulierte das ADGB-Programm »Umbau der Wirtschaft« (1932) konkrete Sozialisierungsforderungen.[209]

Die kommunistische und linkssozialistische Opposition inner- und außerhalb des ADGB lehnte das Programm der Wirtschaftsdemokratie ab, weil es die Vergesellschaftung ausklammerte und Illusionen über die Möglichkeiten der Gemeinwirtschaft und der Mitbestimmung im Kapitalismus verbreite. Nach Auffassung führender KPD-Theoretiker gab die ADGB-

208 Fritz Tarnow hatte die Wirtschaftsdemokratie 1925 als Ideal bezeichnet, das der Arbeiterbewegung anstelle der »geplatzten sozialistischen Illusion« zu vermitteln sei, vgl. Tarnow, Die Wirtschaft und die Gewerkschaften, Berlin 1925, S. 42.

209 Vgl. Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, S. 65 ff.

Führung mit dem Programm das sozialistische Ziel auf und integrierte sich auch programmatisch in die monopolkapitalistische Gesellschaft.[210]

Tatsächlich stellte das Programm vor allem eine Verallgemeinerung der korporatistischen Praxis wie der politischen Hoffnungen dar, die sich in den Stabilitätsjahren der Weimarer Republik im ADGB ausgebildet hatten.

Der gemeinwirtschaftliche Sektor erlebte in dieser Periode seine Blütezeit. Neue gemeinwirtschaftliche und gewerkschaftseigene Unternehmen, wie z. B. die »Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten AG« (1923/24), entstanden und erlebten einen ebenso rasanten Aufschwung bis 1928/29 wie die im »Verband sozialer Baubetriebe« zusammengeschlossenen Unternehmen, die »Deutsche Wohnungsfürsorge AG«, die »Volksfürsorge Versicherungen« und die »Konsumgenossenschaften«.[211] Gestützt auf die Dawes-Plan-Kredite florierte auch der genossenschaftliche und kommunale Wohnungsbau.[212]

Gewerkschaftliche Rationalisierungspolitik

Große Hoffnungen verband die ADGB-Führung mit der Rationalisierungswelle in der deutschen Wirtschaft. Vor dem ersten Weltkrieg war der Taylorismus noch auf eine sehr differenzierte Kritik in den Gewerkschaften gestoßen.[213] Aber schon in den Konflikten um die Wiedereinführung der Akkordarbeit und andere arbeitsintensivierende Lohnanreizsysteme, die während der Novemberrevolution in zahlreichen Großbetrieben von den Belegschaften abgeschafft worden waren, blieb den kämpfenden Belegschaften Anfang der 20er Jahre zumeist eine gewerkschaftliche Unterstützung versagt.[214] Führende ADGB-Funk-

210 Weinzen, Gewerkschaften und Sozialismus, S. 133 ff.; Fritz David, Der Bankrott des Reformismus. Wandlungen in der Politik und in der Theorie der deutschen Gewerkschaften, Berlin 1932, S. 90–99.

211 Vgl. Jahrbuch 1928 des ADGB, Berlin 1929, S. 240–49.

212 Vgl. Klaus Novy, Genossenschafts-Bewegung. Zur Geschichte und Zukunft der Wohnreform, Berlin 1983.

213 Stollberg, Die Rationalisierungsdebatte, S. 67 ff.

214 Schmiede/Schudlich, Die Entwicklung der Leistungsentlohnung in Deutschland, S. 31 ff.; Uta Stolle, Arbeiterpolitik im Betrieb, Frankfurt/M. 1980, S. 56 ff.

tionäre wie Fritz Tarnow profilierten sich als Propagandisten der Rationalisierung. Sie galt als unabdingbare Voraussetzung für den Wiederaufstieg der deutschen Wirtschaft, für Lohnerhöhung und den Achtstundentag. Die positive Stellung des ADGB zur Rationalisierung war eng mit dem Ford-Mythos und dem Vorbild der amerikanischen Prosperität verknüpft. So entnahm Fritz Tarnow nicht nur den Titel seiner Schrift »Warum arm sein?« wörtlich der 1923 in deutscher Sprache erschienenen Autobiographie von Henry Ford. Er feierte sie überdies »als die revolutionärste Schrift der ganzen bisherigen Wirtschaftsliteratur«[215]. Die Verbindung von rationeller Massenproduktion in hochkonzentrierten Betrieben mit hohen Löhnen, die Ford in seinen Detroiter Autobetrieben vorexerzierte und die führende ADGB-Funktionäre auf ihrer Amerikareise 1925 in allen Wirtschaftsbereichen studierten, erschien dem ADGB als Lösung des kapitalistischen Krisenproblems. Das amerikanische Beispiel demonstriere, so formulierten die ADGB-Funktionäre in ihrem Reisebericht, daß auch »unter der Herrschaft einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung für die Arbeiterklasse die Möglichkeit besteht, bei wachsender Produktivität an der Vermehrung des Wohlstandes teilzunehmen . . .«[216] Die traditionellen Vorstellungen der sozialistischen Arbeiterbewegung, daß der technische Fortschritt und steigende Produktivität zu Überkapazitäten, Krisen, Unterjochung ausländischer Märkte und zur allgemeinen Verelendung führen müsse, seien durch die amerikanischen Erfahrungen widerlegt: »Die Erschließung des eigenen Marktes durch planmäßige Aufzucht einer starken Kaufkraft bei den breiten Massen, das ist das Geheimnis der amerikanischen Wirtschaft. Hohe Löhne und niedrige Preise, großer Umsatz und kleiner Stücknutzen: Aus dieser Praxis erwuchsen die Wunder der Technik und der Arbeitsorganisation wie von selbst.«[217]

215 Fritz Tarnow, Warum arm sein?, Berlin 1928, S. 19.
216 Amerikareise deutscher Gewerkschaftsführer, Berlin 1926, S. 258.
217 ebenda, S. 255.

Fritz Tarnow verallgemeinerte seine amerikanischen Eindrücke wenig später in der »Kaufkrafttheorie«, die eine bedeutende Rolle in der gewerkschaftlichen Lohnpolitik – insbesondere in den staatlichen Schlichtungsverhandlungen – der 20er Jahre spielte.[218] Der Übergang von der Einzelproduktion zur Massenproduktion – so Tarnows Argumentation – erweitere den Markt und den Massenkonsum. Dies wiederum wirke krisenhemmend. Mit dem technischen Fortschritt finde die einseitige Abhängigkeit der Verbraucher vom kapitalistischen Wirtschaftssystem ein Ende und werde durch eine wechselseitige Abhängigkeit abgelöst: »Dieser Übergang ist aber nicht nur sozial, sondern auch technisch bedingt, d. h. auch wenn die kapitalistische Wirtschaftsführung keine Produktionsverhältnisse wollte, die sie in Abhängigkeit bringt von der Konsumptionskraft der breiten Massen, so wäre sie durch die Zwangsläufigkeit der technischen Entwicklung doch dazu gezwungen. Das ist die neue Seite der sozialen Klassenverhältnisse, daß der Abhängigkeit der Lohnarbeit vom Kapital die Abhängikeit des Kapitals vom Arbeiterkonsumenten an die Seite wächst«.[219] »Je höher der Produktionsprozeß technisiert ist, umso größer ist der Zwang, den Absatz zu sichern, um so empfindlicher und verlustreicher macht sich jede Absatzstockung im Produktionsmechanismus und am Produktionskapital bemerkbar. Auch von diesem Gesichtspunkt aus hat die Arbeiterschaft alle Ursache, die weitere Technisierung als einen günstigen Faktor für die Hebung ihrer sozialen Lage zu fördern.«[220]

Der Breslauer ADGB-Kongreß (1925) kritisierte in seiner »Entschließung zur Wirtschaftslage und zur Wirtschaftsdemokratie« folgerichtig die mangelnde Rationalisierung in Deutschland und stellte kategorisch fest: »Nur durch die Demokratisierung der Wirtschaft neben umfassender Rationalisierung der Arbeit durch betriebsorganisatorische und technische Maßnah-

218 Manfred Buhl, Sozialistische Gewerkschaftsarbeit zwischen programmatischem Anspruch und politischer Praxis. Der ADGB und die freien Gewerkschaften in der Stabilisierungsphase der Weimarer Republik (1923/24–1927/28), Köln, S. 232 ff.

219 Tarnow, Warum arm sein?, S. 71.

220 ebenda, S. 56.

men kann die Lösung der wirtschaftlichen Probleme erfolgen.«[221] Die Gewerkschaftspresse thematisierte die betrieblichen Rationalisierungsprobleme, wie Dequalifikation, Entleerung der Arbeit, Intensivierung der Arbeit und Lohndruck, nur in geringem Umfang. Erstmalig berichtete die »Gewerkschaftszeitung« Ende 1930 über »Tatsachen und Probleme der Rationalisierung».[222] In dieser Auswertung von Jahrbüchern der einzelnen Verbände wird eine kritischere Sicht der Rationalisierungsfolgen sichtbar. Nur in wenigen Einzelfällen konnten Rationalisierungsprobleme tariflich geregelt werden. Der Schuhmacher-Verband vereinbarte bezahlte Pausen für Bandarbeiter[223] und der DMV setzte in einem Grundsatzstreit mit den Rüsselsheimer Opelwerken durch, daß Bandarbeiten im Zeitlohn eine den Akkordarbeitern gleichwertige Entlohnung garantiert werden müsse.[224]

Erst 1931 beschäftigte sich der ADGB-Vorsitzende Theodor Leipart in einem Grundsatzartikel kritischer mit der Rationalisierung.[225] Er konstatiert drei Grundfehler, die zur Fehlrationalisierung geführt hätten: Die technischen Rationalisierung habe zwar einen glänzenden Ausbau des Produktionsapparates erbracht, dem aber die Absatzmöglichkeiten fehlten. Die Unternehmer hätten Preissenkungen und Lohnerhöhungen versäumt. Zweitens seien in den nichtkartellierten Industriezweigen Überkapazitäten aufgebaut worden. In den kartellierten Zweigen hingegen seien drittens die überschüssigen Kapazitäten nicht rechtzeitig stillgelegt und bereinigt worden. So sei es insgesamt zu beträchtlichen Fehlleitungen von Kapital gekommen, die die Arbeiter mit Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit bezahlen müßten.

221 Gewerkschaftszeitung, Nr. 38/19. 9. 1925, S. 552.
222 Gewerkschaftszeitung, Nr. 51/20. 12. 1931, S. 803 ff.
223 ebenda, S. 805.
224 Vgl. Stollberg, Die Rationalisierungsdebatte, S. 121/22.
225 Theodor Leipart, Gewerkschaften und Rationalisierung, Gewerkschaftszeitung Nr. 13/28. 3. 1931, S. 193–195; Leipart knüpft hier an die Studie des österreichischen Marxisten Otto Bauer über »Rationalisierung – Fehlrationalisierung« an, vgl. Stollberg, Die Rationalisierungsdebatte, S. 102–104.

Aber weder in der Krise 1925/26[226] noch inmitten der Weltwirtschaftskrise 1931 ließ sich der ADGB durch die inzwischen strukturelle Massenarbeitslosigkeit in dieser grundsätzlich positiven Haltung zur Rationalisierung beirren: »Es ist richtig«, so Leipart 1931, »daß die Rationalisierung Arbeitskräfte freisetzt, und es ist die Pflicht der Allgemeinheit, für diese schuldlosen Opfer volkswirtschaftlicher Fortschritte einzutreten. Aus diesem Grunde haben die Gewerkschaften eine umfassende Arbeitslosenversicherung als notwendige Ergänzung aller volkswirtschaftlichen Einsparungsmaßnahmen von jeher gefordert. Worauf es hier ankommt, ist folgendes: Die Arbeitslosigkeit ist zwar unvermeidlich, jedoch – wenn die . . . Fehler (einer Fehlrationalisierung – WR) vermieden werden – nur vorübergehend.«[227]

Auch der ADGB begriff also das am 7. Juli 1927 vom Reichstag mit überwältigender Mehrheit verabschiedete »Gesetz über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung«[228] als soziale Flankierung der Rationalisierungsfolgen. Es wandelte, Forderungen aller drei Gewerkschaftsdachverbände seit 1924 folgend, die Erwerbslosenfürsorge in eine Arbeitslosenversicherung um, die sich zu gleichen Teilen aus Arbeitgeber und -nehmerbeiträgen finanzieren sollte. Das Reich verpflichtete sich, die Zahlungsfähigkeit der Arbeitslosenversicherung durch unbegrenzte Darlehen sicherzustellen. Kontrovers bieb zwischen den Unternehmerverbänden und den Gewerkschaften lediglich die Höhe der Beiträge und der Unterstützungssätze. Die Beitragssätze von 3% und die 39wöchige Höchstunterstützungsdauer gingen von einer optimistischen Einschätzung der Wirtschafts- und

226 Vgl. Fritz Tarnow, Rationalisierung und Lohnpolitik, Gewerkschaftszeitung Nr. 11/13. 3. 1926: »Nichts wäre kurzsichtiger, als darin (in der »Freisetzung von Arbeitskräften«, W.R.) unter allen Umständen eine Gefahr sehen zu wollen, denn es ist ja einleuchtend, daß auf diese Weise die gesellschaftliche Produktivität der Wirtschaft, von deren Größe die Lebenhaltungsmöglichkeit der großen Masse abhängt, gewaltig vermehrt werden kann«. Winkler, Der Schein der Normalität, S. 467/68.

227 Gewerkschaftszeitung, Nr. 13/28. 3. 1931, S. 194; zu diesem Zeitpunkt waren bereits 34% aller ADGB-Mitglieder arbeitslos.

228 Vgl. Volker Hentschel, Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1880–1980, Frankfurt/M. 1983, S. 110 ff.

Beschäftigungslage aus (6–700 000 Arbeitslose), die schon bald von der Realität überholt wurde. Die Finanzierung der Arbeitslosenversicherung funktionierte nur in der kurzen Zeit günstiger Konjunkturentwicklung 1927/28 und rief seitdem heftige Konflikte innerhalb der Großen Koalition hervor. Das Gesetz über die Arbeitslosenversicherung blieb das letzte sozialpolitische Reformwerk der Weimarer Republik.

Die Idee der »Wirtschaftsdemokratie« entfaltete im proletarischen Alltag nicht die »ungeheure Werbekraft«, die sich Tarnow 1925 von ihr versprochen hatte. Sie konnte nur schwerlich zum »Ideal einer Massenbewegung« werden, denn der ADGB erarbeitete keinerlei politische Mobilisierungsstrategien für ihre Realisierung. Und das Programm selbst enthielt keine mobilisierungsfähige Konzeption für eine Entfaltung gewerkschaftlicher Gegenmacht an der betrieblichen Basis. Seinem inneren Charakter nach blieb es ein abgehobenes »Regierungsprogramm«, eine programmatische Leitlinie für die politische Praxis der Gewerkschaftsfunktionäre in der Reichstagsfraktion der SPD und den zahllosen staatlichen Institutionen, Beiräten, Ausschüssen und Gremien, in die sie nach der Gründung der Weimarer Republik eingezogen waren.[229] Es reflektierte somit nicht zuletzt die Integration der Gewerkschaften in das politische System der Weimarer Republik.[230] Im korporatistischen Politikgeflecht der Weimarer Stabilitätsjahre festigte sich die enge Zusammenarbeit der Freien Gewerkschaften mit den Christlichen und den Hirsch-Duncker'schen Gewerkschaften. Der politische Einfluß der Christlichen Gewerkschaften, aus deren Reihen der Reichsarbeitsminister Heinrich Brauns (1920–1928) entstammte, auf die Zentrumspartei ließ sie zu einem begehrten Kooperationspartner für den ADGB werden.

229 zum Umfang der gewerkschaftlichen Repräsentanz in den Parlamenten und staatlichen Institutionen sowie zu den Kommunikations- und Kooperationsbeziehungen zu Regierungen und Ministerien vgl. Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften 1918–1933, Düsseldorf 1987, S. 238 ff.; Gerard Braunthal, Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund, Köln 1981, S. 132 ff.

230 Vgl. Franz Neumann, Wirtschaft, Staat, Demokratie. Aufsätze 1930–1954, Frankfurt/M 1978, S. 161 ff.

Die wirtschaftsdemokratische Politik fand in den Stabilitätsjahren der Republik eine solide Verankerung unter den beschäftigten industriellen Facharbeitern, kleineren Angestellten und Beamten vornehmlich des Öffentlichen Dienstes sowie insgesamt unter den Arbeitnehmern kleinerer Städte und Gemeinden. Sie vor allem profitierten von der wirtschaftlichen Erholung, von der Expansion des öffentlichen Sektors und des genossenschaftlichen wie kommunalen Wohnungsbaus. Sie teilten die letztlich illusionären Hoffnungen der ADGB-Führung auf eine krisenfreie Prosperität nach amerikanischem Vorbild und eine schrittweise Wohlstandssteigerung.

Aber die seit Anfang 1924 erheblich verlängerten Arbeitszeiten, die immer wieder hochschnellende und sich strukturell verfestigende Massenarbeitslosigkeit, der Lohndruck und die Arbeitsintensivierung in der rationalisierten Arbeitswelt schlossen große Gruppen der industriellen Arbeiterklasse, vornehmlich in den Großbetrieben sowie den industriellen und städtischen Ballungszentren (Groß-Berlin, Rheinland-Westfalen, Sachsen, Stuttgart) vom sozialen Fortschritt aus. Ihre sozialen Probleme als Erwerbslose, als un- und angelernte Arbeitskräfte in der rationalisierenden Großindustrie fanden in der wirtschaftsdemokratischen Politikkonzeption und -praxis des ADGB keinen angemessenen Niederschlag.[231]

Unter diesen Gruppen fand die KPD mit ihrer aktivistischen Erwerbslosenarbeit, deren Höhepunkt die »Reichskonferenz der Erwerbslosen« (1926) bildete, und ihrer kritischen Haltung zur kapitalistischen Rationalisierung eine weitaus größere Resonanz und profilierte sich als die Erwerbslosenpartei der Weimarer Republik. Die kommunistische Opposition trat inner- und außerhalb der ADGB-Gewerkschaften sowie in den Betrieben besonders hartnäckig gegen Arbeitszeitverlängerung, Überstunden und steigende Lohndifferenzierung auf. Ihre Forderungen nach dem Siebenstundentag für Berg- und Chemiearbeiter, nach stündlichen Pausen für Bandarbeiter und Mitbestimmung der Betriebsräte bei der Bestimmung des Arbeitstempos und

231 Vgl. Schoeck, Arbeitslosigkeit und Rationalisierung.

der Leistungsbemessung sprachen die vornehmlich von Rationalisierung betroffenen un- und dequalifizierten Arbeitskräfte an.[232] Darüber hinaus behielt die KPD auch in den Stabilitätsjahren der Republik wegen ihrer entschiedeneren Militanz in den Arbeitskämpfen und ihrer sozialistisch-revolutionären Orientierung einen festen Rückhalt in der Facharbeiterschaft der Metallindustrie.[233] In diesen Bereichen stieß die »Wirtschaftsdemokratie« häufig auf Desinteresse, Skepsis und Ablehnung.[234]

Einen politischen Mobilisierungserfolg erzielte die KPD mit ihrer Initiative für ein Volksbegehren zur Fürstenenteignung. Die außerordentlich hohen Entschädigungsforderungen der 1918 verjagten Fürsten, die nach der Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten Morgenluft für ihr Ansinnen witterten, erregten im Krisenwinter 1925/26 helle Empörung unter den zwei Millionen Erwerbslosen und den entschädigungslos gebliebenen Opfern der Inflation. Der ADGB konnte sich dem Einheitsfrontangebot der KPD in dieser Situation nicht entziehen und vermittelte Gespräche zwischen der KPD und der SPD, die in einem gemeinsamen Gesetzentwurf zur entschädigungslosen Fürstenenteignung mündeten. Obwohl alle bürgerlichen Parteien, die Kirchen und Reichspräsident Hindenburg zum Boykott des Volksentscheids, den sie als folgenschweren Angriff auf das Privateigentum verurteilten, aufriefen, unterstützten 12,5 Millionen Wahlberechtigte mit ihrer Unterschrift das Volksbegehren und 14,5 Mill. den Volksentscheid. Dieses Ergebnis lag um vier Millionen über dem Stimmergebnis von SPD und KPD bei der Reichstagswahl im Dezember 1924. Diese politische Mobilisierung förderte den Aufschwung der Arbeiterparteien und Gewerkschaften, wenngleich das Ergebnis

232 Vgl. Frank Deppe/Witich Roßmann, Kommunistische Gewerkschaftspolitik in der Weimarer Republik, in: Matthias/Schönhoven (Hg.), Solidarität und Menschenwürde, Bonn 1984, S. 221 ff.

233 Vgl. Winkler, Der Schein der Normalität, S. 695 ff., 446/47.

234 Vgl. die Kritik des DMV-Vorsitzenden Dißmann und des kommunistischen DMV-Funktionärs Krauß auf dem Breslauer ADGB-Kongreß, Protokoll der Verhandlungen des 12. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands, 31. 8.–4. 9. 1925, Berlin 1925, S. 234, 228 f.

für einen Sieg des Volksentscheids nicht ausreichte. Sie wär zugleich ein Erfolg der Einheitsfrontpolitik, die sich in der KPD nach der linkssektiererischen Phase 1924/25 wieder durchgesetzt hatte, aber schon auf dem Weddinger Parteitag 1928 erneut zugunsten einer linksradikalen Kurskorrektur verlassen wurde.[235] Der Volksentscheid für die Fürstenenteignung demonstrierte eindrucksvoll die politische Dynamik einer Einheitsfront der beiden Arbeiterparteien und der Gewerkschaften. Aber auch diese Erfahrung konnte die gleichermaßen politisch und sozial verankerte Spaltung der Arbeiterbwegung in der Weimarer Republik nicht mehr aufbrechen.[236]

Der staats- und parlamentsfixierte Charakter, das fehlende Mobilisierungskonzept, die mangelnde Resonanz und die innere Spaltung der Arbeiterklasse erklären jedoch nur unzureichend das politische Fiasko des Programms der Wirtschaftsdemokratie in der Weltwirtschaftskrise. Ihm lag zugleich eine grundsätzliche Fehlbeurteilung der kapitalistischen Akkumulations- und Krisendynamik zugrunde. Die Weltwirtschaftskrise erwies am amerikanischen Beispiel eindrucksvoll, daß auch hohe Löhne die dem Kapital immanente Tendenz zur Überakkumulation nicht beseitigen. Und insbesondere in Deutschland schwächte die monopolistische Konzentration, Kartellierung und Preispolitik die Krisentendenzen nicht ab – wie es die Hilferding'sche Theorie des »Organisierten Kapitalismus« angenommen hatte –, sondern vertiefte und verlängerte die Krise.

Und nicht zuletzt unterschätzte der ADGB die Macht der deutschen Großindustrie, die alle Formen von Wirtschaftsdemokratie kompromißlos als »schleichende Sozialisierung« ablehnte und sich ab 1928/29 zu einer Offensive gegen den Weimarer Sozialstaat formierte.

---

235 Vgl. Wolfgang Abendroth, Einführung in die Geschichte der Arbeiterbewegung, Heilbronn 1985, S. 223 ff.

236 Vgl. Frank Deppe, Einheit und Spaltung der Arbeiterklasse, Marburg 1981; Helmut Drüke u. a., Spaltung der Arbeiterbewegung und Faschismus, Hamburg 1980.

Die Lohn- und Arbeitszeitpolitik des ADGB

Der Kampf der deutschen Industrie um die Rückeroberung ihrer Weltmarktstellung, um die Revision des Versailler Vertrages, um die Abwälzung der Reparationslasten auf die Arbeiterklasse und die Vorherrschaft in Betrieb und Staat fand in der Stabilitätsperiode ihren deutlichsten Ausdruck in den tarifpolitischen Konflikten um Lohn und Arbeitszeit.

Allein schon die Statistik der Streiks und Aussperrungen belegt die »bewußte Mobilmachung« der Unternehmer gegen die Arbeiterschaft. »In der Stabilisierungsphase der Weimarer Republik übertraf die Zahl der Aussperrungen, gemessen an den verlorengegangenen Arbeitstagen, unzweideutig die Zahl der Streiks, was ein einzigartiges Phänomen in der deutschen Geschichte ist. Gemessen ferner an dem Erfolg, mit dem die Arbeitgeber ihre Ziele und Wünsche durchsetzen konnten, nahm gleichzeitig auch die Zahl der auf ganzer Linie erfolgreichen Aussperrungen zu.[237] Im Mittelpunkt der Streiks und Aussperrungen stand 1924 der Kampf um die Verteidigung des Achtstundentages. Mit aufsteigender Konjunktur beherrschten 1927/28 zumeist erfolgreiche Streiks um Lohnerhöhungen das Arbeitskampfgeschehen. Ihren Kulminationspunkt erreichten die Arbeitskämpfe im »Ruhreisenstreit« des Jahres 1928.

Die Arbeitskämpfe der Stabilitätsperiode unterlagen in mehrfacher Hinsicht einschneidend veränderten politischen und ökonomischen Konstellationen:

1. Am 17. 11. 1923 war die Demobilmachungsordnung über die Arbeitszeit, die 1918 den Achtstundentag festgelegt hatte, endgültig ausgelaufen. Die Schwerindustriellen des Ruhrgebiets nutzten die gesetzesfreie Zeit. Sie machten die Wiederinbetriebnahme ihrer während der Ruhrkrise teilweise stillgelegten Betriebe von einer Arbeitszeitverlängerung abhängig und erpreßten damit von den ausgehungerten Berg- und Stahlarbei-

237 Gerald D. Feldman/Irmgard Steinisch, Die Weimarer Republik zwischen Sozial- und Wirtschaftsstaat. Die Entscheidung gegen den Achtstundentag, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. XVIII (1978), S. 354.

tern im Bergbau eine zusätzliche Arbeitsstunde und in der Großeisenindustrie die Rückkehr zur Zehnstundenschicht.[238] Die neue Arbeitszeitverordnung der Regierung Marx vom 21. Dezember 1923 hob faktisch den Achtstundentag auf. Sie behielt den Achtstundentag nur noch als formelle Regelarbeitszeit aufrecht, die durch tarifvertragliche Vereinbarung oder behördliche Genehmigung nahezu schrankenlos verlängert werden konnte.[239]

2. Auf die Generalklausel des Ermächtigungsgesetzes gestützt hatte, die Regierung Stresemann am 30. Oktober 1923 eine Schlichtungsverordnung erlassen, die dem Reichsarbeitsministerium ein direktes Interventionsrecht in den Arbeitskämpfen einräumte. Vom Reichsarbeitsministerium eingesetzte Schlichtungsausschüsse und Schlichter sowie der Reichsarbeitsminister selbst konnten von Amts wegen – nicht nur durch Anrufung einer Tarifvertragspartei – tätig werden, Schiedssprüche erlassen und vor allem für verbindlich erklären. Damit war eine staatliche Zwangsschlichtung installiert, die alle Tarifkonflikte bis zum Ende der Weimarer Republik beherrschen und politisieren sollte.[240]

3. Der dramatische Mitgliederverlust, der finanzielle Ruin der Gewerkschaften und die soziale Verelendung der Lohnabhängigen am Beginn der Stabilitätsperiode sowie die hohe Massenarbeitslosigkeit seit 1926 minderten die gewerkschaftliche Streik- und Arbeitskampffähigkeit erheblich. Diese verbesserte sich indes mit aufsteigender Konjunktur und dem erneuten Mitgliederzuwachs seit Ende 1926.

Arbeitskämpfe um den Achtstundentag 1924

Die mit Stillegungen erpreßten Mehrarbeitsabkommen im Bergbau und der Stahlindustrie vom Dezember 1923 hatten der Metall- und der übrigen Industrie den Weg vorgezeichnet und

238 ebenda, S. 381–412; Weisbrod, Schwerindustrie, S. 301 ff.
239 Vgl. ebenda, S. 381 ff, 411/12; Buhl, Sozialistische Gewerkschaftsarbeit, S. 74 ff.
240 Vgl. Buhl, Sozialistische Gewerkschaftsarbeit, S. 57 ff.

gebahnt. »Überall ... bestand die Schwerindustrie mit einer fast fanatischen Einseitigkeit auf Arbeitszeitverlängerung und versuchte, die verarbeitende Industrie zu schnellem Handeln zu drängen und selbst zu der Einführung von längeren Arbeitszeiten zu verleiten, damit die Position der Schwerindustrie in der Arbeitszeitfrage die größtmögliche Unterstützung erfuhr. Zwar konnte die Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände ihren Mitgliedern übermitteln, daß für ca. anderthalb bis zwei Millionen von den fünf Millionen verbandsmäßig erfaßten Arbeitern eine Arbeitszeitverlängerung verfügt worden sei, doch stellte sie gleichzeitig fest, daß die Schiedssprüche zum überwiegenden Teil von der Arbeiterschaft abgelehnt würden und sich die Arbeitgeber jetzt in einen ›Kampf um die Arbeitszeitverlängerung, der durch die Verordung so unselig heraufbeschworen ist‹[241], verstrickt seien, da die Arbeiter kaum noch zu freiwilligen Vereinbarungen bereit wären und in einigen Fällen sich sogar Verbindlichkeitserklärungen widersetzen würden«.[242]

Schon am 15. Dezember 1923 hatten die im DMV organisierten Hüttenarbeiter mit 42 580 gegen 580 Stimmen die Wiedereinführung des Zehnschichtensystems und einer Arbeitszeit von 59 Wochenstunden abgelehnt. Die Stillegungen, Erwerbslosigkeit und der nackte Hunger nötigten die Hüttenarbeiter des Ruhrgebiets jedoch zur Annahme der verlängerten Arbeitszeiten, nachdem der DMV-Hauptvorstand die Generalstreikforderung der Essener DMV-Bezirksleitung in den ersten Januartagen abgelehnt hatte.[243] Generalstreikaufrufe kommunistisch orientierter Betriebsräte- und Erwerbslosenkongresse blieben

241 VDA-Rundschreiben vom 14. 3. 1924; die VDA bezieht sich auf die von ihnen abgelehnte Zwangsschlichtungsverordnung.

242 Feldman/Steinisch, Weimarer Republik, S. 412.

243 Vgl. ADGB-Bundesausschuß v. 15./16. 1. 1924, in: Quellen 3/1, S. 114–127, insb. 118: »Am 3. Januar sind vier Kollegen nach Stuttgart gefahren, um vom Vorstand des Metallarbeiterverbandes zu verlangen, daß der Generalstreik erklärt werden soll. Der Vorstand hat den Generalstreik abgelehnt. Trotzdem hat am 8. Januar eine neue Konferenz für das Gebiet wieder den Generalstreik verlangt, und zwar auch Kollegen, die nicht auf der linken Seite stehen.« (Wolf, DMV-Bezirksleiter Essen).

zwar im Ruhrgebiet ohne Resonanz[244], führten aber in den Gebieten zwischen Hagen, Düsseldorf, Wuppertal, Remscheid und Solingen zu zahllosen Streiks, die – trotz entsprechender Verurteilung durch den ADGB und DMV – zum Teil generalstreikähnliche Dimensionen annahmen.[245] Auch die Streikenden in diesen zumeist kommunistisch dominierten DMV-Verwaltungsstellen mußten sich Ende Februar 1924 verbindlich erklärten Schiedssprüchen mit 57stündiger Wochenarbeitszeit unterwerfen.[246] Nach Massenaussperrungen erfolgten Arbeitszeitverlängerungen in der Berliner und der mitteldeutschen Metallindustrie. Zwölf Wochen (Mitte Februar bis Ende Mai) streikten die norddeutschen Werftarbeiter hartnäckig um den Achtstundentag. Den Schiedsspruch, der eine 54stündige Arbeitszeit vorsah, lehnten zwar 63,8% der Werftarbeiter ab. Einer weiteren Fortsetzung des Streiks aber fehlte damit die Dreiviertelmehrheit.[247] Gleichermaßen erbittert und erfolglos verliefen Arbeitszeitkämpfe in Großbetrieben der Chemie und in der Bauwirtschaft.[248] Einen exemplarischen Einblick in diese Kämpfe und die neue Praxis der Zwangsschlichtungen vermittelt der Arbeitskampf im Ruhrbergbau.

244 Bernd Weisbrod, Schwerindustrie, S. 312: »Der Aufruf zum Generalstreik der DMV-Ortsstellen Essen und Gelsenkirchen fand nur ein geringes Echo. Regelrechte Ausstände erlebten vor allem die Kruppsche Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen und die Henrichshütte in Hattingen sowie die Stadt Düsseldorf, wo sämtliche Berufsgruppen der Freien Gewerkschaften den Kampf des DMV unterstützten und vorübergehend dem Aufruf, die Betriebe – auch die öffentlichen Verkehrsbetriebe – nach acht Stunden zu verlassen, Folge leisteten.«

245 ebenda, S. 120, im Bezirk Niederrhein (Krefeld) hatten sich die Textilarbeiter, Buchdrucker u.a. den Metallarbeitern angeschlossen. Der DMV Ortsausschuß übernahm die Kampfführung, weil sonst »die Syndikalisten und Unionisten das Feld erobert hätten«. Im Bezirk Remscheid, Solingen und Opladen stand die gesamte Arbeiterschaft im Generalstreik. Die Leitung hatte sie den Ortsausschüssen übertragen.

246 ebenda, S. 99–108; Lothar Wenzel, Inflation und Arbeitslosigkeit. Gewerkschaftliche Kämpfe und ihre Grenzen am Beispiel des DMV 1919–1924, Hannover 1981, S. 166 ff.

247 Vgl. Wentzel, Inflation und Arbeitslosigkeit, S. 170/71.

248 Vgl. Dieter Schiffmann, Von der Revolution zum Neunstundentag. Arbeit und Konflikt bei BASF, Frankfurt/New York 1983, S. 304 ff., 334 ff.; Bundesausschuß ADGB 16. 5. 1924, in: Quellen, Bd. 3/1, S. 192–196.

Nach Abschluß der Mehrarbeitsabkommen am 29. 11. und 19. 12. 1923, die die achtstündige Schicht unter Tage und die neunstündige Schicht über Tage erbracht hatte, konzentrierten sich die Montanindustriellen auf die Lohnfrage.[249] Obschon im November 1923 die Löhne der Bergarbeiter keinesfalls mehr zu den industriellen Spitzenlöhnen zählten (z. B. in der Eisen- und Stahlindustrie lagen sie um fast 25% höher), verfügte der westfälische Schlichter Mehlig (SPD) den Wegfall der Teuerungszulage für die Bergarbeiter – das entsprach einer 25prozentigen Lohnsenkung.

Am 24. 3. kündigten die vier Bergarbeiterverbände das Lohnabkommen zum 1. April. Sie forderten eine 30%ige Lohnerhöhung. Die Verbitterung unter der Arbeiterschaft an der Ruhr, die sich als Dank für ihr loyales Verhalten während des Ruhrkampfes bitter betrogen fühlte, ließ eine soziale Explosion befürchten. Teilstreiks zählten fast zur Tagesordnung im Ruhrgebiet. Besorgt stellten die Gewerkschaftsführer eine Radikalisierung in der Ruhrarbeiterschaft fest. Bei den Betriebsratswahlen mußte der alte Verband seine traditionelle Führungsrolle abgeben, denn mit 927 Mandaten und 34,26% der Stimmen hatte die kommunistische »Union der Hand- und Kopfarbeiter« den sozialistischen Bergarbeiterverband mit 891 Mandaten und 32,20% der Stimmen knapp, aber eindeutig den Rang abgelaufen. Der Christliche Gewerkverein hatte mit 526 Mandaten seinen Anteil gegenüber 1922 weitgehend gehalten. Mit der hohen Lohnforderung wollten die vier Bergarbeiterverbände nicht zuletzt der Abwanderung aus den etablierten Gewerkschaften Einhalt gebieten.

Am 23. April begannen die Schlichtungsverhandlungen. Der Schlichter Mehlig verfügte noch am gleichen Tage eine 15%ige Lohnerhöhung rückwirkend vom 15. April. Am 26. April wurden die Einigungsverhandlungen über Arbeitszeit und den

249 Vgl. zum folgenden insb. Feldman/Steinisch, Weimarer Republik, S. 412–435; Buhl, Sozialistische Gewerkschaftsarbeit, S. 119–139.

Manteltarif fortgesetzt. Während die Bergarbeiter den Lohnschiedsspruch vom 23. 4. trotz Halbierung ihrer 30%igen Lohnforderung angenommen hatten, stieß der Schiedsspruch vom 28. 4. über Arbeitszeit und Manteltarif auf eisige Ablehnung. Mit großer Mehrheit sprach sich die am 30. 4. tagende Revierkonferenz des sozialistischen Bergarbeiterverbandes gegen die Annahme des Schiedsspruchs aus. Die gleiche Position bezogen der Christliche und der Hirsch-Dunckersche Gewerkverein. Der Schiedsspruch veränderte zwar die exisitierende Regelung der Arbeitszeit im Bergbau unter und über Tage in der Praxis nicht. Doch mit der Einverleibung der Mehrarbeit in die Normalzeit fiel der bisherige Schein der weiteren Gültigkeit der 7-Stunden-Schicht bzw. des 8-Stunden-Tages. Aus einer zeitweiligen Notregelung drohte jetzt eine endgültige Dauerregelung zu werden. Die Unternehmer im Ruhrbergbau hatten trotz verschiedentlicher Rückschläge ihr Ziel nicht aufgegeben, doch noch zu einer völligen Wiederherstellung der Vorkriegsverhältnisse zu kommen. Die Zechenbesitzer bestanden daher kompromißlos auf ihrer Forderung nach Einführung der Achteinhalb-Stunden-Schicht unter Tage und Beibehaltungbzw. Verbesserung der durch Schiedsspruch vom 4. 1. 1924 festgelegten Arbeitszeit in den Tagesbetrieben. Die Lohnerhöhung und den Manteltarif in seiner bestehenden Form lehnten sie ab. Sie setzten auf die Schwäche der organisierten Arbeiterschaft und die zentrale wirtschaftliche Stellung der Schwerindustrie.

Die vier Bergarbeiterverbände einigten sich in einer gemeinsamen Erklärung am 2. Mai auf eine defensive Arbeitskampftaktik und stellten sich geschlossen gegen die Forderung nach einem Generalstreik. Sie forderten die Bergarbeiter auf, lediglich ihren rechtlichen Verpflichtungen nachzukommen und die zuletzt tariflich vereinbarte Normalarbeitszeit zu verfahren, also die Sieben-Stunden-Schicht unter und die Acht-Stunden-Schicht über Tage. Fast ausnahmslos befolgten die Bergarbeiter den Beschluß ihrer Organisationen und verweigerten die Mehrarbeit, obwohl die Zechenverwaltungen mit Aussperrungen drohten und diese zum Teil sogar sofort durchführten. Am 3. 5. griff der Reichsarbeitsminister Brauns persönlich in die

Verhandlungen ein und verfügte noch am gleichen Tage eine Zwangsschlichtung. Mit der Auflage einer Tarifverständigung bis zum 17. 5. erklärte Brauns sowohl den Lohnschiedsspruch vom 23. 4. als auch den Schiedsspruch über Arbeitszeit und Manteltarif vom 28. 4. für den Monat Mai für verbindlich, allerdings mit einigen Veränderungen.[250] Damit hatte sich der Reichsarbeitsminister erneut auf die Seite der Ruhrbergbauunternehmer gestellt. Da der Reichsarbeitsminister die vorherigen Schiedssprüche abgeändert hatte, bedurfte der neue Schiedsspruch nach § 25 der Schlichtungsverordnung einer erneuten Zustimmung beider Tarifparteien.

Die Führer der vier Bergarbeiterverbände beschlossen intern, ihren Revierkonferenzen am 6. Mai die Annahme des Schiedsspruches zu empfehlen, verzögerten aber ihre öffentliche Zustimmung im Hinblick auf die Reichstagswahlen vom 4. Mai 1924. Sie hofften insgeheim auf eine Veränderung der politischen Mehrheitsverhältnisse im Reich durch die Reichstagswahlen. Aber die Stimmengewinne der Deutsch-Nationalen Reaktion ermutigten die Zechenbesitzer zu einer Verschärfung ihres Konfrontationskurses. Trotz des Appells der vier Bergarbeiterverbände und des Reichsarbeitsministers Brauns an den Zechenverband, bis zum Entscheid der Bergrevierkonferenzen auf Kampfmaßnahmen zu verzichten, griffen die Zechenverwaltungen teilweise schon vor deren Zusammentritt zu Aussperrungen. Schon am 6. 5. – dem Verhandlungstag der Revierkonferenzen – verfügten sie die fristlose Entlassung aller Bergarbeiter, die weiterhin die Acht-Stunden-Schicht verweigerten.

Mit 146:40 Stimmen lehnte daraufhin die Revierkonferenz des freigewerkschaftlichen Bergarbeiterverbandes noch deutlicher als am 30. 4. (116:62) den staatlichen Zwangsspruch ab.[251] Die übrigen Revierkonferenzen schlossen sich dem an. Daraufhin erklärten alle vier Bergarbeiterverbände die Verbindlich-

250 Die Lohnerhöhung sollte erst ab 1. 5. in Kraft treten und die überlange Arbeitszeit der Tagesarbeiter an den Koksöfen, in den Nebenproduktgewinnungsanlagen, den Stockkesselhäusern und Brikettfabriken sollten unverändert bestehen bleiben.

251 Buhl, Sozialistische Gewerkschaftsabriet, S. 122.

keitserklärung des Arbeitsministers für nichtig und hielten an ihrem Beschluß fest, nur die reguläre Sieben-Stunden-Schicht zu fahren.

Der Zechenverband antwortete mit der sofortigen Gesamtaussperrung von ca. 380 000 Ruhrbergarbeitern, d. h. über 90% der Zechenbelegschaften. In großen Massenversammlungen der Ausgesperrten drückte sich der Wille der Arbeiterschaft aus, »dieses Mal nicht eher locker zu lassen, bis das gesteckte Ziel erreicht sei«.[252] Bergarbeiterfrauen demonstrierten und baten Ladenbesitzer um Hilfe. Die Vorstände des ADGB und des AfA-Bundes erließen angesichts der grundsätzlichen Bedeutung des Kampfes einen Spendenaufruf. In Gelsenkirchen erregte ein gemeinsamer Spendenappell der Stadtverwaltung, der Vereinigung selbständiger Kaufleute und der Gewerkschaften große Aufmerksamkeit.

Die eng mit den Zechenbesitzern verflochtenen Stahlindustriellen sorgten für eine zusätzliche Eskalation des Arbeitskampfes. Nur einen Tag nach der erfolgten Gesamtaussperrung verfügte die Gutehoffnungshütte in Oberhausen die Stillegung der Hüttenwerke – wegen Kohlenmangel »infolge des Vorgehens der Bergarbeiter«.[253] Diese »kalten« Aussperrungen verbreiteten sich in zahllosen Betrieben der Stahlindustrie und der Metallverarbeitung. Allein Essen registrierte Mitte Mai deshalb 250 000 beschäftigungs- und einkommenslose Arbeiter der verarbeitenden Industrien. Nur 30–40% der ausgesperrten Bergarbeiter waren gewerkschaftlich organisiert und erhielten Streikunterstützung. Die Regierung lehnte Unterstützungszahlungen für die kalt Ausgesperrten prinzipiell ab. Das verletze die Neutralität und erschwere die Durchsetzung des staatlichen Zwangsschiedsspruches. Die Ruhrkommunen gerieten in ein finanzielles Desaster. Sie mußten die Erwerbslosen und kalt Ausgesperrten mit dem Notdürftigsten versorgen, obwohl ihnen gleichzeitig Steuereinnahmen fehlten.

252 zitiert nach Buhl, Sozialistische Gewerkschaftsarbeit, S. 124.
253 Feldman/Steinisch, Die Weimarer Republik, S. 432.

Der Reichskanzler Marx vermittelte am 14. Mai neue Schlichtungsverhandlungen. Diese endeten am 16. Mai mit der Verkündung eines neuen Schiedsspruches. Zwar trennte dieser Schiedsspruch erneut zwischen Normalarbeitszeit und Mehrarbeitszeit, jedoch ohne letztere mit einem besonderen Überstundenzuschlag zu honorieren. Die 15%ige Lohnerhöhung sollte erst ab 1. 5. Gültigkeit haben und die überlangen Arbeitszeiten für die Tagesarbeiter im Bergbau wurden nur sehr geringfügig eingeschränkt. Darüber hinaus stieß die lange Laufzeit des Schiedsspruches auf heftige Kritik. Der Arbeitszeitteil sollte bis zum 31. 3. 1925 und der Manteltarif bis zum 30. 6. 1925 unkündbar sein. Der Zechenverband nahm den Schiedsspruch an und stellte sogar den Antrag auf Verbindlichkeitserklärung. Mit diesem Schiedsspruch wäre beinahe der Stand der Vorkriegsarbeitszeit wieder erreicht worden. Zudem gewährte er dem Zechenverband einen fast einjährigen Waffenstillstand.

Die Revierkonferenzen der Bergarbeiter lehnten den Schiedsspruch ab. Die Bergarbeiter fühlten sich offensichtlich einig und stark genug, bis zur Durchsetzung ihrer Minimalforderungen nach temporärer Regelung der Arbeitszeitverlängerung, Gewährung eines Überstundenzuschlags und größerer Lohnerhöhung ausharren zu können. Angesichts der extremen Notlage der Arbeiter, die durch Inflation im Ruhrkampf jedes finanziellen Rückhalts entbehrten, traf der Durchhaltewillen der Bergarbeiter auf Bewunderung und Sympathie. Die zunehmend kompromißloser werdende Haltung der Bergarbeiterverbände zwang Reichsarbeitsminister Brauns, am 26. 5. eine dritte und letzte Schlichtungsrunde unter dem Vorsitz Dr. Syrups vom Reichsarbeitsministerium einzuleiten. Sie endete am 27. Mai mit der erneuten Verkündung eines Schiedsspruches, der nunmehr einigen Forderungen der Arbeitnehmer Rechnung trug. Zunächst machte der Schiedsspruch wieder eine deutliche Trennung zwischen Normalarbeitszeit und Mehrarbeitszeit. Durch seine kurze Laufzeit bis zum November 1924 kam er der Auffassung der Bergarbeiter entgegen, daß nach Auslaufen der Micum-Verträge auch die verlängerte Arbeitszeit nicht länger notwendig sei, was die Arbeitgeber

energisch bestritten. Der Schiedsspruch verzichtete auf einen Überstundenzuschlag, gewährte aber mit der 15%igen Lohnerhöhung ab 1. Mai für die Dauer des Mehrarbeitszeitabkommens eine 5%ige Lohnerhöhung auf die April-Löhne. Damit war zumindest zur Hälfte die Arbeitnehmerforderung nach einer weiteren 10%igen Lohnerhöhung auf die schon zugestandene 15%ige Lohnerhöhung erfüllt. Der Manteltarifvertrag – und damit auch die verlängerten Arbeitszeiten – indes blieben unverändert. Auch hinsichtlich der überlangen Arbeitszeiten im Übertagebau gab es nur geringfügige Zugeständnisse. Nicht zuletzt deshalb dürfte sich auf der Bergrevierkonferenz des alten Verbandes eine schwache Mehrheit (113 zu 83 Stimmen) gegen die Annahme des Schiedsspruches ausgesprochen haben, während der Gewerkverein Christlicher Bergarbeiter sich mit überwältigender Mehrheit für seine Annahme entschied. Damit war erstmals die gemeinsame Front der Bergarbeiter auseinandergebrochen. Nach der Verbindlichkeitserklärung des Schiedsspruches am 29. 5. stimmte auch die am 30. 5. zusammengetretene Revierkonferenz des alten Verbandes für die Arbeitsaufnahme.

Der Zechenverband hingegen verband seine Zustimmung mit einem finanziellen Erpressungsmanöver gegenüber dem Staat. Ohne eine Kreditzusage – so ihre kategorische Forderung – seien sie nicht bereit, ihre Betriebe wieder zu öffnen. Erst die Bereitstellung eines großzügigen 50 Mill. Reichsbankkredites, der die Wiederinbetriebnahme der stillgelegten Bergwerke und Hüttenbetriebe ermöglichen sollte, sorgte für ihren Verzicht auf die alte Forderung nach Anerkennung des Mehrarbeitszeitabkommens als endgültiger Dauerregelung sowie für ihr Zugeständnis in der Lohnfrage. Die verlängerten Arbeitszeiten indes blieben faktisch zementiert. Der einmonatige Ausstand im Ruhrgebiet hatte sein Ende gefunden, und Anfang Juni war durchweg die Arbeit in den Zechen wieder aufgenommen. Der erbitterte Arbeitskampf im Ruhrbergbau 1924 erwies die trotz Ruhrkrise, Hunger und sozialer Verelendung verbliebene Energie in der industriellen Arbeiterklasse und den hohen Symbolgehalt des Achtstundentages. Zugleich demonstrierte er den

Schwerindustriellen die Grenzen ihrer Konfrontationspolitik. Den staatlichen Institutionen wurde ein vorsichtiger Umgang mit dem Mittel der staatlichen Zwangsschlichtung nahegelegt. Auch staatliche Zwangsschlichtungen müssen die Interessen der Arbeiterschaft berücksichtigen, wenn langanhaltende Konflikte vermieden werden sollen.

Arbeitszeitentwicklung

Im Mai 1924 arbeiteten schon mehr als die Hälfte aller Vollarbeitskräfte über 48 Stunden in der Woche. In der Chemischen Industrie waren es 44%, in der Metallindustrie 63,5% und in der Textilindustrie sogar 82,4%. Die durchschnittliche Arbeitszeit stieg 1924 auf 50 Stunden pro Woche. Überproportional entwickelten sich die durchschnittlichen Wochenarbeitszeiten vor allem in der Chemie- und der Textilindustrie (53–54 Std.), in der Eisen- und Stahlindustrie (58–60 Std.) und in der Metallindustrie (57 Std.). Bis 1928 vermochten die Gewerkschaften die Arbeitszeiten wieder sukzessive zu vermindern. Nur mehr 27% aller Vollarbeitskräfte arbeiteten nach Untersuchungen des ADGB 1928 noch länger als 48 Stunden pro Woche.[254] In einer Denkschrift vom Sommer 1924 brandmarkte die »Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände« den »schematischen Achtstundentag« und die »Sozialpolitik« als Ursachen für den Niedergang der deutschen Wirtschaft.[255] Die Gewerkschaften wiederum verwiesen auf die Produktivitätszuwächse der Industrie, betonten die kulturelle Bedeutung des Achtstundentages und attackierten im Herbst 1926 den Widersinn, daß angesichts der »unmäßigen Ausdehnung der Arbeitzeit und einem unerträglichen Überstundenwesen zugleich etwa zwei Millionen Menschen die Möglichkeit zur Verwertung ihrer Arbeitskraft nicht

254 Vgl. Die 40-Stunden-Woche. Untersuchungen über Arbeitsmarkt, Arbeitsertrag und Arbeitszeit, hg. v. ADGB, Berlin 1931, S. 200; Winkler, Der Schein der Normalität, S. 58–62; Michael Schneider, Höhen, Krisen und Tiefen. Die Gewerkschaften in der Weimarer Republik 1918 bis 1933, in: Ulrich Borsdorf (Hg.), Geschichte der deutschen Gewerkschaften, Köln 1987, S. 358/59.

255 Die Arbeitszeitfrage in Deutschland. Eine Denkschrift des VDA, Berlin 1924.

finden können«.[256] Ein von allen gewerkschaftlichen Dachverbänden dringlich gefordertes und am 14. 4. 1927 verabschiedetes Arbeitszeitnotgesetz, schaffte lediglich die Straffreiheit für die Annahme freiwilliger Mehrarbeit ab, machte mehr als zehnstündige tägliche Arbeitszeit von behördlicher Genehmigung abhängig und legte einen 25prozentigen Lohnzuschlag für Mehrarbeit ab der achten Stunde fest.[257]

Lohnkonflikte und staatliche Zwangsschlichtung

Nur wenig später entzündeten sich die heftigsten Debatten und Konflikte an der Lohnfrage: Während die Unternehmerverbände unter Verweis auf den Weltmarkt auf Kostensenkungen drängten, forderten die Gewerkschaften angesichts der Produktivitäts- und Preissteigerungen die Wiederherstellung des Reallohnniveaus der Vorkriegszeit.[258] Von 1924 bis 1928 setzten die Gewerkschaften beträchtliche prozentuale Lohnzuwächse gegenüber dem extrem niedrigen Lohnniveau der Jahreswende 1923/24 durch – der Wochen-Reallohn war unter das Niveau von 1871 gefallen.[259] Dabei kam ihnen die seit Mitte 1926 günstigere Konjunkturentwicklung entgegen. Das *Reallohn*niveau indes erreichte und überschritt erst 1928 wieder das Vorkriegsniveau von 1913.

Die *Tariflohn*sätze der ungelernten Arbeiter wuchsen dabei bis Ende 1928 gegenüber dem Vorkriegsniveau stärker an (+ 73,9%) als die der Facharbeiter (+ 50,7% bei einem Lebenskostenanstieg von 53,1%). In dieser Periode trat also, trotz verstärkter Einführung leistungsdifferenzierender Lohnsysteme, eine gewisse soziale Nivellierung ein. Im Verhältnis zu den Männerlöhnen stiegen die Frauenlöhne der Facharbeiterinnen minimal an, die der quantitativ wichtigeren Gruppe der

256 Entschließung des Bundesausschuß ADGB, 4./5. 10. 1926, in: Quellen Bd. 3/II, S. 788.

257 Vgl. Michael Schneider, Streit um Arbeitszeit, Köln 1984, S. 130–133.

258 Vgl. zu den lohnpolitischen Kontroversen ausführlich Buhl, Sozialistische Gewerkschaftsarbeit, S. 172–195, 242–248, 271–282; Winkler, Der Schein der Normalität, S. 50–57.

259 Potthoff, Freie Gewerkschaften, S. 101.

Ungelernten hingegen sanken gegenüber dem Vorkriegsniveau (71%) weiter ab (66% 1928).[260]

1924/25 waren jeweils etwa 10% aller Beteiligten an Lohnbewegungen mit Streiks und Aussperrungen konfrontiert. Diese Quote sank 1926 auf 0,12% ab und stieg 1927 erneut auf 5,5% an.[261] Die Rheinisch-Westfälische Schwerindustrie unternahm im Verlauf des Jahres 1927 intensive organisatorische Anstrengungen, um einen einheitlichen Unternehmerblock gegen die Lohn- und Arbeitszeitforderungen der Gewerkschaften und die staatliche Schlichtungspolitik des Reichsarbeitsministers Brauns zu formieren. Die Schwerindustrie rüstete sich, »um dem Reichsarbeitsminister bei der ersten Gelegenheit endlich einmal die Stirne zu bieten und einen möglicherweise daraus entstehenden Kampf restlos und mit allen Mitteln durchzuführen«[262] Im rheinisch-westfälischen Industriegebiet wurden »Gefahrengemeinschaften« zum Aufbau antigewerkschaftlicher Kampffonds gebildet. Durch die Einbeziehung der Rheinisch-Westfälischen Industrie- und Handelskammern erlangte der schwerindustrielle »Langnamverein«, seit 1919 zugleich eine Bezirksorganisation des Reichsverbandes der deutschen Industrie, beherrschenden Einfluß auch auf die verarbeitende Industrie.[263] Massenaussperrungen in der Kölner Metallindustrie (22 000, Juli 1927)[264], in der Tabakindustrie (85 000, Oktober 1927), im mitteldeutschen Braunkohlerevier (100 000, Oktober 1927)[265], die Stillegungsdrohung in der rheinisch-westfälischen

260 ebenda, S. 98–107; Winkler, Der Schein der Normalität, S. 50–57.

261 eig. Berechn. Jahrbuch 1927 des ADGB, Berlin 1928, S. 131.

262 So die Zusammenfassung eines Arbeitgeber-Rundschreibens zur Einrichtung von Anti-Streikkassen, in: Der Deutsche Nr. 128, 17. 9. 1927, zitiert nach: Paul Ufermann, Die Gefahrengemeinschaften des westdeutschen Unternehmertums, Gewerkschaftszeitung Nr. 42/15. 10. 1927, S. 587.

263 Vgl. Ufermann, Die Gefahrengemeinschaften, S. 587–589, verweist auf den Zusammenhang mit der Kapitalkonzentration im Montansektor; Weisbrod, Die Schwerindustrie, S. 143 ff., hat diesen differenzierten und effektiven Formierungsprozeß detailliert nachgezeichnet.

264 Kölnische Zeitung, Nr. 474/9. 7. 1927; Kölnische Volkszeitung Nr. 511/14 7. 1927; Metallarbeiterzeitung Nr. 32/6. 8. 1927.

265 Buhl, Sozialistische Gewerkschaftsarbeit, S. 282 ff.; Winkler, Der Schein der Normalität, S. 478–82.

Eisen- und Stahlindustrie (Dez. 1927)[266], Massenaussperrungen in der mitteldeutschen Metallindustrie (100 000, Jan./Febr. 1928)[267] sowie der fünfwöchige Arbeitskampf von 35 000 Schneidern (Sommer 1928) und 60 000 Werftarbeitern (Ende 1928)[268] signalisierten die »Wende zur offenen Konfrontation« gegenüber den Gewerkschaften.

In diesen Arbeitskämpfen wie insgesamt in den tarifpolitischen Bewegungen kam der staatlichen Schlichtung eine beherrschende Rolle zu. Die Gewerkschaften hatten ihr zwar zunächst kritisch gegenübergestanden, nahmen sie faktisch indes wesentlich häufiger in Anspruch als die Unternehmerverbände, die sie als marktwidrig grundsätzlich ablehnten. Die hohe und stabile Differenz zwischen den Tarif- und Effektivlohnsätzen insbesondere in der chemischen, der eisen- und stahlerzeugenden und der metallverarbeitenden Industrie sowie in der Textilindustrie, in denen die behördliche Schlichtung bei der Lohnfestsetzung eine überragende Rolle spielte, belegt, daß die staatliche Zwangsschlichtung »eine tariflohnbremsende Funktion erfüllt«[269]. Sie hinterließ dem Kapital in diesen großbetrieblich strukturierten Sektoren erhebliche tariffreie Lohnspielräume; für die Gewerkschaften hingegen erzeugten sie beträchtliche Legitimationsprobleme gegenüber der Mitgliedschaft.

Die Zahl der frei ausgehandelten Tarifverträge übertraf die der Zwangstarife bei weitem. Aber staatliche Schiedssprüche und Verbindlichkeitserklärungen dominierten vor allen die großen tarifpolitischen Bewegungen und Arbeitskämpfe. Von den über 5000 Verfahren vor Schlichtungsausschüssen im Jahr 1926 wurden nur 800 auf Antrag der Arbeitgeber, 3600 hingegen auf Antrag der Gewerkschaften eingeleitet. Die Unternehmer beantragten in 187 Fällen, die Gewerkschaften in 938 Fällen eine

266 Weisbrod, Die Schwerindustrie, S. 333 ff.
267 Buhl, Sozialistische Gewerkschaftsarbeit, S. 285–291.
268 Jahrbuch 1928 des ADGB, Berlin 1929, S. 178/79.
269 Potthoff, Freie Gewerkschaften, S. 105.

Verbindlichkeitserklärung von Schiedssprüchen.[270] Insbesondere in den seit Anfang 1924 schwach organisierten Industriezweigen meinten die Gewerkschaften, nicht auf die Nutzung der staatlichen Zwangsgewalt zur Durchsetzung von Tarifverträgen verzichten zu können. Innerhalb des ADGB konnte sich keine ablehnende Haltung gegenüber der staatlichen Zwangsschlichtungspolitik durchsetzen.[271] Ein Teufelskreis war entstanden. Die seit den dramatischen Mitgliederverlusten 1923/24 existierende Organisationsschäwche zwang die meisten Verbände des ADGB zur Inanspruchnahme der staatlichen Schlichtung. Diese aber ging mit einem zunehmenden Funktions- und Vertrauensverlust der Gewerkschaften gegenüber ihren Mitgliedern einher und reproduzierte so die Organisationsschwierigkeiten. Der Bundesausschuß des ADGB hielt deshalb im November 1927 zwar am Ideal der Tarifautonomie fest, wollte aber dennoch nicht grundsätzlich auf die staatliche Zwangsschlichtung verzichten.[272]

Die Unternehmerverbände verstärkten unter Führung der Schwerindustrie seit 1927 ihre Kritik am staatlichen Zwangstarif, der zu einem marktwidrigen »politischen Lohn« führe[273]. Zum Grundsatzkonflikt um die staatliche Schlichtung eskalierte im Spätherbst 1928 der sogenannte Ruhreisenstreit.

---

270 Bruno Broecker, Wirtschaftliche Selbstverwaltung und staatliche Schlichtung III, in: Die Arbeit, H. 4/1928, S. 213/14.

271 Vgl. Bundesausschuß ADGB 13. 9. 1927/25. 11. 1927, Quellen Bd. 3/II, S. 967–969, 1010–1025; Buhl, Sozialistische Gewerkschaftsarbeit, S. 57 ff, S. 30 ff.; Winkler, Der Schein der Normalität. S. 472–76.

272 ebenda, S. 1022 ff.: »Die Debatte ... hat die eindeutige Tendenz und einheitliche Meinung zutage gefördert, daß die Gewerkschaften nicht wie 1924 den Grundsatz ›gewerkschaftlicher Kampffreiheit über alles‹ uneingeschränkt vertreten. ...Ich habe aus der Debatte die Überzeugung gewonnen, daß wir den staatlichen Schlichtungszwang und Zwangstarife bejahen müssen« (Tarnow). »Ist nicht unsere Schwäche erst Ergebnis des heutigen Systems? ...Durch die uneingeschränkte Inanspruchnahme der behördlichen Schlichtungsstellen nehmen wir den Arbeitern das Gefühl der Notwendigkeit der Organisation« (Spliedt). »Noch können die Gewerkschaften auf Schlichtungsbehörden mit Befugnis zu Zwangsschiedssprüchen nicht verzichten. Aber es ist die Zeit gekommen, diese Befugnisse einzuschränken« (Leipart).

273 Bernd Weisbrod, Die Befreiung von den Tariffesseln, in: Geschichte und Gesellschaft 11 (1985), S. 300/301: »Solange man sich in der Schwerindustrie darauf verlassen konnte, daß mit Hilfe der staatlichen Verbindlichkeitserklärungen die 1923 wieder verlängerte Arbeitszeit – vor allem das Zweischichtensystem in den durchgehenden Betrieben

Den 15%igen Lohnforderungen der Metallarbeiterverbände für die nordwestdeutsche Eisen- und Stahlindustrie stand im Herbst 1928 ein Nullangebot des Unternehmerverbandes »Arbeit Nordwest« gegenüber.[274] Schon im Vorfeld der Auseinandersetzungen hatten die Unternehmer ihre uneingeschränkte Aussperrungsbereitschaft öffentlich zu erkennen gegeben. Ihr seit Mai 1928 amtierender Geschäftsführer Grauert trat mit radikalen Vorschlägen zur Neuorganisation der Tarifpolitik auf, die selbst im RDI und der VDA auf Ablehnung stießen. Er empfahl eine Vergrößerung der Tarifbezirke, in denen nur Mindestlöhne tariflich festgelegt werden sollten. Ein darauf aufbauender Leistungslohn sollte nicht mehr Gegenstand der tariflichen Regelung sein, sondern mit Betriebs- und Einzelvereinbarungen geregelt werden.

Diese Konzeption war indes nur tarifpolitischer Ausdruck der schwerindustriellen Offensive gegen den gewerkschaftlichen und sozialstaatlichen »Kollektivismus«. Schon im Vorfeld des Ruhreisenstreits hatten sich die Schwerindustriellen darauf festgelegt, dem von ihnen geforderten »Individualismus«durch eine konsequente Ablehnung der staatlichen Zwangsschlichtung zum Durchbruch zu verhelfen.[275] Der Schiedsspruch des staatlichen Schlichters Joetten sah eine Erhöhung der Zeitlöhne um 6 Pfg. und die der Akkordlöhne um 2 Pfg. pro Stunde vor. Noch bevor dieser, vom Reichsarbeitsminister Wissell für verbindlich erklärte Schiedsspruch in Kraft trat (1. 11. 1928), wurden sorgsam vorbereitete Kündigungen aller Arbeiter der nordwestdeutschen Stahlindustrie wirksam. Mit dieser Aussperrung

---

der Eisen- und Stahlindustrie – gehalten werden konnte, solange bediente man sich des staatlichen Zwangsinstrumentariums nur zu gerne. Als Mitte 1927 jedoch die Schonzeit in der Arbeitszeitfrage ablief, war auch die Schonzeit für das Schlichtungswesen, zumindest was die westliche Schwerindustrie angeht, endgültig vorbei.

274 Vgl. zum folgenden Weisbrod, Die Schwerindustrie, S. 415–456; Winkler, Der Schein der Normalität, S. 557–572.

275 Vgl. den Bericht über Tagungen schwerindustrieller Unternehmerverbände im Sommer 1928: »Stellungswechsel in der Schwerindustrie?«, Gewerkschaftszeitung Nr. 26/30. 6. 1928, S. 409/10.

von etwa 230 000 Arbeitern – so argumentierten die Stahlindustriellen – existiere kein Arbeitsverhältnis mehr in ihrem Tarifbereich. Der Schiedsspruch sei damit hinfällig. Die Gewerkschaften, aber auch die öffentliche Meinung, reagierten empört auf diese Provokation. Selbst die bürgerliche Frankfurter Zeitung betonte am 30. Oktober, »daß die Sabotierung eines verbindlichen Schiedsspruchs durch Stillegung sich nicht etwa bloß gegen die Arbeiter, sondern gegen eine staatliche Einrichtung, also gegen den Staat richtet und daher eine Art revolutionären Aktes darstellt. Die Allgemeinheit kann sich dem unter keinen Umständen unterwerfen«.[276]

Auch im Reichstag traf diese Aktion der Schwerindustrie auf heftige Kritik bis in die Reihen der bürgerlichen Parteien hinein. Auf Antrag seines sozialpolitischen Ausschusses beschloß der Reichstag mit großer Mehrheit, den Gemeinden Geldmittel zugunsten der ausgesperrten Arbeiter zur Verfügung zu stellen. Die Zuspitzung des Arbeitskampfes, dessen volkswirtschaftliche Verluste sich auf ca. 100 Mill. RM beliefen, führten auf Unternehmerinitiative zur Einleitung einer staatlichen Sonderschlichtung unter dem sozialdemokratischen Innenminister Carl Severing. Der DMV, der mit einer Verschlechterung des ursprünglichen Schiedsspruches rechnen mußte, erklärte sich nur unter erheblichen Vorbehalten mit der Sonderschlichtung Severings einverstanden. Eine relativ starke Opposition (14:27) hatte sich innerhalb der DMV-Bezirkskonferenz dagegen ausgesprochen, nicht zuletzt weil Severing eine Vorabzustimmung zu seinem Schiedsspruch verlangt hatte. Nachdem auch die Gewerkschaften ihre Zustimmung abgegeben hatten, verwirklichten die Unternehmer ihre Zusage zur Aufhebung der Aussperrung. Am Morgen des 3. Dezember öffneten die Betriebe wieder ihre Tore. Damit ging die einmonatige Aussperrung von 230 000 Stahlarbeitern zu Ende. Severings Schiedsspruch vom 21. 12. 1928 blieb beträchtlich hinter der ursprünglichen Vereinbarung zurück. Die Zeitlöhne sollten lediglich zwischen 1 und 6 Pfg. erhöht werden, wobei die am schlechtesten gestellten

276 Weisbrod, Die Schwerindustrie, S. 420/21.

Arbeiter den größten Zuwachs hatten. Für Akkordarbeiter entfiel die allgemeine Zulage des ursprünglichen Schiedsspruches von 2 Pfg. Severing verordnete lediglich eine Anhebung der Akkordsicherung von 10 auf 15%. In der Arbeitszeitfrage überging Severing die Forderungen des DMV. Nur einzelne Arbeitergruppen (etwa 15 000) sollten in den Genuß von Arbeitszeitverkürzungen kommen. Die Verlängerung der Laufzeit bis zum 30. 9. 1930 stellte eine deutliche Verbesserung für die Unternehmer gegenüber dem ursprünglichen Schiedsspruch dar.»Während der Joetten-Schiedsspruch ohne Arbeitszeitverkürzung nach Angaben von Arbeit Nordwest eine Lohnerhöhung von 4 bis 5% bzw. nach Angaben des Reichsarbeitsministeriums von 2 bis 3% erbracht hätte, machten die Zulagen und Arbeitszeitverkürzungen des Severing-Schiedsspruches nach einer Berechnung der Gutehoffnungshütte lediglich eine Erhöhung der Löhne von 1,5% aus . . .«.[277]

Der Schiedsspruch Severings, der zugleich rückwirkend für den Zeitraum des Arbeitskampfes die Wiedereinsetzung des ursprünglichen Schiedsspruches einschloß, traf – trotz heftiger Basiskritik – bei der DMV und ADGB-Führung auf zurückhaltende bis positive Zustimmung. Innerhalb der Schwerindustrie hingegen wurde trotz des materiellen Erfolgs heftige Kritik an der Zustimmung zur Sonderschlichtung laut. Der Generaldirektor des Gutehoffnungshütte Aktienvereins (GHH), Paul Reusch, legte aus Protest schon am 10. 12. 1928 den Vorsitz bei »Arbeit Nordwest« und im Langnam-Verein nieder. Er war bis zuletzt für eine bedingungslose Fortsetzung der Aussperrung eingetreten und demonstrierte mit seiner Reaktion auf die Sonderschlichtung, daß die Interpretation der Aussperrung als »Widerstand gegen die Staatsgewalt« nicht nur »leeres Gerede« war. Mit dem Protest von Reusch, der sich an der Jahreswende 1929/30 aktiv für die Ausschaltung der SPD aus der großen Koalition engagierte und seit Ende 1930 sukzessive für eine enge Kooperation zwischen NSDAP und Schwerindustrie ein-

277 ebenda, S. 448.

trat[278], warf die prinzipielle Aufkündigung des sozialstaatlichen Verfassungskompromisses durch führende Kapitalkreise in der Weltwirtschaftskrise ihre langen Schatten voraus.[279]

4. Die Weltwirtschaftskrise 1929–1932/33

Von W. Roßmann

Ökonomische Krise und Massenarbeitslosigkeit

Mit dem großen New Yorker Börsenkrach begann am 29. Oktober 1929 die bis dahin tiefste Weltwirtschaftskrise des Kapitalismus. Sie zerstörte blitzartig die in den Vorjahren erweckten Illussionen von einem krisenfreien »organisierten Kapitalismus« und einer anhaltenden Prosperität.[280]

Die ungeheure Konzentrations- und Rationalisierungswelle der 20er Jahre vertiefte nunmehr in den USA wie in Deutschland die Krise und blockierte ihre Überwindung. Die Produktionskapazitäten waren weit über die Aufnahmefähigkeit der Märkte hinaus expandiert. In den monopolisierten und kartellierten Industriezweigen, die ihre Preise weitgehend aufrechterhalten konnten, sanken Produktion und Beschäftigung dramatisch ab.[281] Eine besondere Zuspitzung erfuhr die Weltwirtschaftskrise in Deutschland durch die Abhängigkeit der Wirtschaft vom ausländischen Kreditkapital, mit dessen Hilfe die

278 Neebe, Großindustrie, S. 55 ff., S. 119 ff.

279 Weisbrod, Die Schwerindustrie, S. 456.

280 Vergl. Charles P. Kindleberger, Die Weltwirtschaftskrise 1929–1933, München 1973, S. 11 ff.; Eugen Varga, Die Krise des Kapitalismus und ihre politischen Folgen, Frankfurt/M. 1969, S. 88 ff.;

281 Vergl. Gerhard Kroll, Von der Weltwirtschaftskrise zur Staatskonjunktur, Berlin 1958, S. 83 ff.; Mottek, u. a., S. 276 ff.; Jürgen Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 15, Berlin 1963, S. 43 ff,; W. Abelshauser, D. Petzina, Krise und Rekonstruktion. Zur Interpretation der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands im 20. Jahrhundert, in: W. H. Schröder, R. Spree (Hrsg.), Historische Konjunkturforschung, Stuttgart 1981, S. 47–93;

Reparationszahlungen finanziert und der kriegs- und inflationsbedingte Kapitalmangel ausgeglichen worden waren. Die zumeist kurzfristigen Kredite hatte die deutsche Wirtschaft zu großen Teilen für langfristige Rationalisierungsinvestitionen genutzt. Sie wurden nun in mehreren Wellen im Verlauf der Weltwirtschaftskrise (nach dem Börsenkrach 1929, den Septemberwahlen 1930 und dem Bekanntwerden der Zollunionspläne mit Österreich) abgezogen. Das löste im Sommer 1931 eine umfassende Banken- und Finanzkrise aus, die die industrielle Krise verschärfte, einige Großbanken und -unternehmen in den Konkurs und nahezu alle Großbanken an den Rand des Ruins trieb, der nur durch umfassende Staatshilfe abgewehrt werden konnte.[3]

In Deutschland hatte sich die industrielle Krise schon seit der Jahreswende 1928/29 mit einer Stagnation und z. T. mit Rückgängen der Produktion angekündigt.[4] Der Index der deutschen Industrieproduktion (1928= 100) sank bis 1932 auf 58 Indexpunkte ab. In der Eisenindustrie fiel er sogar bis auf 38,9, in der Maschinenindustrie auf 26,0, in der Bauwirtschaft auf 37,7 zurück. Lediglich in den lebenswichtigen Energie- und Verbrauchsgütersektoren fielen die Produktionseinbrüche weniger dramatisch aus. 1929 förderte der deutsche Bergbau noch 163 Mill. to Steinkohle, 1932 nur noch 104 Mill.to. Die Roheisenerzeugung sank im gleichen Zeitraum von 13,2 auf 3,2 Mill. to ab, die Herstellung von Lastkraftwagen von 20 000 auf 4000 Stück.

Auch der Verfall der Aktienkurse nahm katastrophische Dimensionen an. Vom Höhepunkt im Jahr 1927 mit 158 Indexpunkten (1924/26= 100) sank der Gesamtindex bis auf 54,5 (1932) ab.

Die volkswirtschaftlichen Anlageinvestitionen fielen von 13,7 Mrd. RM (1928) über 10,3 (1930) auf 6,4 Mrd. RM (1931) und

282 Vergl. Karl Born, Die deutsche Bankenkrise 1931, München 1967; Kindleberger, S. 153 ff.; Kurt Gossweiler, Großbanken Industriemonopole, Staat, Berlin 1971, S. 355 ff.; OMGUS, Ermittlungen gegen die Dresdner Bank, bearb. v. d. Stiftung f. Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Nördlingen 1986;

283 Vergl. zum folgenden, Kroll, S. 94 ff.;

4,2 Mrd. RM (1932) ab. In der Industrie fand seit 1930 sogar ein Desinvestitionsprozeß statt.

Dem Produktionseinbruch entsprach die verheerende Beschäftigungs- und Arbeitslosenentwicklung und die ungeheure soziale und psychische Verelendung großer Teile der deutschen Arbeiterklasse in der Weltwirtschaftskrise. Die endlosen Schlangen abgestumpfter, apathischer, hoffnungsloser Erwerbsloser vor den Stempelstellen der Arbeitsämter, deren Verzweiflung nur vereinzelt in Rebellion und Widerstand umschlug, sind bis heute Sinnbild der großen Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre geblieben. Mit 1,8 Millionen Arbeitslosen im Verlauf des Jahres 1929 war Deutschland in die Weltwirtschaftskrise eingetreten. Ihre Zahl stieg explosionsartig an, schon 1930 betrug sie 3,0 Millionen, 1931 4,5 Millionen und im Februar 1932 wurden 6,128 Millionen Arbeitslose offiziell registriert. Der ADGB Gewerkschaftsstatistiker Woytinski errechnete darüber hinaus für 1932 eine zusätzliche »unsichtbare Arbeitslosigkeit« von 2,4 Millionen Arbeitnehmer: 37,2% waren noch vollbeschäftigt, 25,6% arbeiteten kurz, 25,6% waren offiziell arbeitslos registriert und 11,6% zählt er zur verborgenen Arbeitslosigkeit.[285] Im September 1930 empfingen noch 49,7% aller Erwerbslosen Unterstützung aus der Arbeitslosenversicherung. Im September 1931 waren es noch 30,9%, im September 1932 nur noch 12,1%. Der Anteil der Wohlfahrtsunterstützten stieg im gleichen Zeitraum von 18 auf 40% oder in absoluten Zahlen ausgedrückt von 541 342 Arbeitslosen 1930 auf 2 046 537 im September 1932.[286]

Dem schnellen Abbau der Löhne – die durchschnittlichen Jahreseinkommen der beschäftigten Arbeitnehmer sanken von

284 Wl. Woytinski, Unsichtbare Arbeitslosigkeit: Über 2 Millionen Menschen, in: GZ Nr. 47, 19. 11. 1932, S. 743/44: »Zu diesem Heer gehören die ausgesteuerten Arbeitslosen, die Jugendlichen, die keinen Zutritt in den Erwerb finden, überhaupt Menschen, die keine Hoffnung haben, über die Arbeitsämter in Arbeit zu kommen oder Unterstützung zu erhalten, und daher auch keinen Grund sehen, sich bei den Arbeitsämtern zu melden. Die Zahl dieser Menschen ist im letzten Jahre infolge der Verschärfung der Bestimmungen über die ›Hilfsbedürftigkeit‹ immer stärker angestiegen.«

285 ebenda, s. 744;

286 Heinrich August Winkler, Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933, Berlin/Bonn 1987, S. 26;

1867 RM (1929) auf 1117 RM (1932) – folgten die wöchentlichen Unterstützungssätze: Bei einem wöchentlichen Arbeitszeitentgelt von 24–30 RM zahlte die Arbeitslosenversicherung nach den bis Juni 1931 gültigen Richtsätzen nur 17,55 RM Höchstunterstützung einschließlich Familienzuschlag.[287] Somit standen einer Familie täglich gerade 2,50 RM für den täglichen Lebensunterhalt zur Verfügung. Und selbst diese Sätze wurden 1932 erneut drastisch reduziert: Durch die Absenkung der Tariflöhne, der Unterstützungssätze der Arbeitslosenversicherung und den Übergang vieler Arbeitsloser in die Wohlfahrtsunterstützung. Das amtlich errechnete Existenzminimum hingegen lag 1932 für eine Familie mit zwei Kindern bei wöchentlich 39,05 RM.[288] Viele Arbeitslose konnten unter diesen Bedingungen selbst ihre Wohnungen nicht mehr bezahlen und bezogen zu hunderttausenden die Laubenkolonien in den Großstädten. Besonders betroffen waren vom Lohnabbau (durch Streichung übertariflicher Lohnbestandteile und Überstunden, durch Kurzarbeit und mehrmalige Tariflohnsenkungen) und den Massenentlassungen die Arbeiter der Produktions- und Investitionsgüterindustrien sowie die Bau- und Textilarbeiter in den deutschen Industriezentren, also vor allem die gewerkschaftlich hochorganisierten Wirtschafts- und Industriezweige. So verwundert es nicht, daß der Anteil der arbeitslosen Gewerkschaftsmitglieder jeweils wesentlich höher als die durchschnittliche Arbeitslosenquote lag. So waren 1930 13,1% und 1932 43,7% aller Gewerkschaftsmitglieder arbeitslos, also nahezu jedes zweite Mitglied.[289] Doch trotz aller sozialen Nivellierungsprozesse nach unten verstärkten sich gleichzeitig in der Krise die Momente der Spaltung und Fraktionierung innerhalb der Arbeiterklasse, zwischen den einzelnen Beschäftigtengruppen, zwischen Beschäftigten und Arbeitslosen. Und selbst unter den Arbeitslosen verblieben hinsichtlich ihrer sozialen Absicherung wesentliche Unterschiede zwischen den Empfän-

287 Vergl. ebenda, S. 26 ff, 82/83;
288 Vergl. Kuczynski, Die Geschichte, Bd. 5, Berlin 1966, S. 222;
289 Vergl. Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch II, D. Petzina u.a. (Hrsg.) München 1978, S. 119;

gern der Arbeitslosenunterstützung und den Wohlfahrtsempfängern.

Kapitalstrategie und Brüningsche Notverordnungspolitik

Der zyklische Kriseneinbruch im Winter 1928/29 und die nachfolgende Stagnation der Produktion im Jahresverlauf 1929 waren eng mit der Finanzkrise der Reichs-, Länder und Gemeindehaushalte vernetzt, die mit ihren kreditfinanzierten öffentlichen Investitionen den Konjunkturaufschwung der Vorjahre wesentlich mitgetragen hatten. Die schon am Krisenbeginn 1929 außerordentlich hohe, z. T. durch die Rationalisierung strukturell bedingte Arbeitslosigkeit von 1,9 Millionen Erwerbstätigen, konnte nicht mehr allein von der erst 1927 eingerichteten »Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung« (RAA) finanziell bewältigt werden und belastete die ohnehin mit sinkenden Einnahmen und hohen Kreditzinsen belasteten öffentlichen Haushalte zusätzlich.

Die im Jahresverlauf 1929 immer deutlicher erkennbaren Krisentendenzen verstärkten schon vor dem New Yorker Börsenkrach die Rechtsentwicklung im Kapitallager, dessen Offensive gegen den Weimarer »Sozial- und Gewerkschaftsstaat« sich in den Aussperrungswellen der Jahre 1927/29 angekündigt hatte. Die Denkschrift des RDI, unter dem provozierenden Titel »Aufstieg oder Niedergang« veröffentlicht, und die programmatischen Reden führender Kapitalvertreter auf der außerordentlichen Mitgliederversammlung des RDI im Dezember 1929, die die Denkschrift verabschiedete, offenbarten Krisenprogramm und -strategie des Kapitals. Die kapitalistische Überakkumulations- und Regulierungskrise wurde ausschließlich als gesellschaftliche und politische Krise diagnostiziert. Die »sozialistisch-kollektivistische Steuer- und Finanzwirtschaft« und die Lohnpolitik hätten die Kapitalbildung und ihre Rentabilität untergraben.[290] Die Politik der »pathologisch bewilligungsfreu-

290 Außerordentliche Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie (RDI) am 12. Dezember 1929 in Berlin; in: Veröffentlichungen des RDI, Nr. 50, Januar 1950, S. 22, 38;

digen Parteien«, die unter Koalitions- und Kompromißzwang handelten, einer »Massenpsychologie des Wählers« und »Stimmzettelrücksichten« folgten[291], hätten diese Politik und damit die ökonomische und finanzielle Krise Deutschlands zu verantworten. Unter diesen Bedingungen, so der stellvertretende RDI-Vorsitzende Paul Silverberg, könne die »Privatwirtschaft, die individualistische, kapitalistische Wirtschaft ... nicht mit Erfolg betrieben werden.«[292]

Unvermeidlich richteten sich die Kapitalstrategien gegen die gewerkschaftliche Gegenmacht, das Tarifvertragssystem, die sozialstaatlichen Elemente der Weimarer Reichsverfassung und gegen das parlamentarische System. Der politischen Krisendiagnose entsprach die Krisentherapie der Denkschrift: »Die Wiederherstellung der Rentabilität in den Betrieben und die Eigenkapitalbildung in den Unternehmungen sind entscheidend für die Wiederbelebung und den Aufstieg der deutschen Wirtschaft.« Dazu seien die Steuerbelastungen der Industrie und auf Besitz, die »kapitalzerstörend« wirkten, zu senken und der Reichshaushalt durch strikte Beschneidung der öffentlichen Ausgaben, vor allem durch Senkung der Leistungen der Sozial- und Arbeitslosenversicherung auf der einen Seite und durch Anhebung der indirekten Steuern auf Massenkonsumgüter, wie z. B. Tabak und Alkohol, zur Deckung zu bringen.[293] Der Finanzminister Rudolf Hilferding (SPD) kam in seinen Vorlagen zur Deckung des Haushalts im Verlauf des Jahres 1929 diesen Forderungen der Unternehmerverbände immer näher.[294] Auf der außerordentlichen Mitgliederversammlung des RDI wurde diese Finanzreform dennoch in aller Öffentlichkeit ver-

291 Hauptausschußsitzung des RDI, 27. 11. 1930, in: ebenda. Nr. 55, Dezember 1930, S. 28 (Paul Silverberg);

292 Außerordentliche MV des RDI, S. 22;

293 Aufstieg oder Niedergang? Deutsche Wirtschafts- und Finanzreform 1929. Eine Denkschrift des Präsidiums des RDI, in: ebenda, Nr. 49, Dezember 1929, S. 10, S. 12–14;

294 Bernd Weisbrod, Schwerindustrie in der Weimarer Republik, Wuppertal 1978, S. 463: »Abgesehen von ein paar ›Feigenblättern‹ handelt es sich im Urteil von Hilferdings Amtsnachfolger Moldenhauer um ein ›kapitalistisches Steuerprogramm‹, in dem zugunsten der Kapitalbildung in der Wirtschaft und zur Eindämmung der Kapitalflucht die Besitzsteuern gesenkt und die Massensteuern erhöht wurden.« Manfred Nußbaum, Wirtschaft und Staat in Deutschland während der Weimarer Republik, Berlin 1978, S. 276–81;

rissen: »Wir vermissen in den Vorschlägen der Regierung die große wirtschaftliche Linie einer Finanzreform«, formulierte der RDI-Vorsitzende Carl Duisberg (IG Farben). »Es darf nicht halbe, es muß ganze Arbeit sein, die gemacht wird. Kompromisse helfen nicht mehr. Es geht ums Prinzip, ums ganze System.«[295] Und der erste Referent der Tagung, das Präsidialmitglied des RDI Georg Müller, ergänzte, die »Frage der Finanzreform«können nur »eine Etappe auf der großen politischen Linie (sein), welche uns für Deutschlands Entwicklung vorgeschrieben ist«. Eine radikale Ausgaben- und Lohnsenkung zur Kapitalbildung könne nur durchgesetzt werden, wenn »endlich eine völlige Einheitlichkeit der Führung in der Staatspolitik« erreicht werde.[296] Gegen »politische Kompromisse« und eine »Koalitionspolitik, die sich auf unterschiedliche Parteiprogramme stütze« habe man sich zu stellen. Beifall war auf dieser Versammlung dem Vorsitzenden der Sächsischen Industriellen, Wittke, für die Forderung nach einer Regierungstätigkeit mittels »Ermächtigungsgesetz« sicher, und der Berliner Direktor Schnaas erntete ein begeistertes »Bravo« und den Zuruf»Mussolini« für seine Bemerkung: »In Deutschland wird nicht eher Wirtschaftsfriede sein, als bis 100 000 Parteifunktionäre außer Landes gewiesen sind«.[297] Grund genug für die Referenten, in ihren Schlußworten zu fordern, der »Überlastung (der Wirtschaft) zu Leibe zu gehen und zu zeigen, daß nur ihre radikale Ausmerzung die Krankheit der Volkswirtschaft zu heilen vermag« (Georg Müller) und für »eine sofortige und radikale Umkehr« sowie für eine »Phalanx aller aufbauenden Kräfte« (Carl Duisberg) zu plädieren.[298] Schon vorher war dem Reichswirtschaftsminister Moldenhauer (DVP, Aufsichtsratstglied der IG Farben), der seine Ergebenheit gegenüber dem RDI-Programm erklärt hatte, vom Vorsitzenden Duisberg die Unterstützung des RDI zugesichert worden. Unter »stürmischem allseitigem Beifall« – wie das Protokoll vermerkte –

293 Außerordentliche MV des RDI, S. 6;
296 ebenda, S. 19;
297 ebenda, S. 38/41;
298 ebenda, S. 43/44;

hatte Duisberg hinzugesetzt: »Aber gegenüber allen anderen Bestrebungen, die nicht das kapitalistische System, sondern das Gegenteil wollen, rufen wir ihnen das bekannte Wort zu: Landgraf werde und bleibe hart!«[299]

Reichsbankpräsident Hjilmar Schacht, Berater und Förderer Adolf Hitlers in der Großindustrie und -finanz und auf dieser Versammlung ebenfalls mit »stürmischen, langanhaltendem, immer wiederholt einsetzenden Beifall« begrüßt, zwang Finanzminister Rudolf Hilferding – durch die Verweigerung notwendiger Aus- und Inlandsanleihen zur Deckung des Reichshaushaltes – wenige Tage nach dieser Verammlung (am 20. Dezember 1929) zum Rücktritt.[300] Auch das im März 1930 vom neuen Finanzminister Moldenhauer vorgelegte Steuer- und Finanzprogramm wurde von den Spitzenverbänden der Industrie brüsk abgelehnt. Hinter den Kulissen war zwischen führenden Vertretern der Großindustrie und der Reichswehr der Sturz der sozialdemokratisch geführten Regierung der Großen Koalition, die Ausschaltung der Sozialdemokratie aus der Regierungsverantwortung und die Installation einer »Präsidialdiktatur«, die auf der Grundlage von Ermächtigungsgesetzen regierte, beschlossene Sache. Für die damit vollzogene Aufkündigung des sozialstaatlichen Klassenkompromisses der Weimarer Reichsverfassung traten Ende 1929 mit Paul Silverberg und Carl Duisberg auch prominente Industrielle ein, die sich zeitweilig für eine Kooperation mit den Gewerkschaften und der Sozialdemokratie innerhalb der Industrie eingesetzt hatten.[301] Die überwältigende Mehrheit der kapitalistischen Führungseliten war somit auf die harte Konfrontationsstrategie der Ruhrindustriellen gegen Gewerkschaften und Sozialstaat eingeschwenkt. Lediglich der Zeitpunkt und der Anlaß des Regie-

299 ebenda, S. 8;

300 M. Vogt, Die Stellung der Koalitionsparteien zur Finanzpolitik 1928–1930, in: Mommsen/Petzina/Weisbrod (Hrsg.), Industrielles System und politische Entwicklung in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1974/77, Bd. 1, S. 443; Nußbaum, Wirtschaft und Staat, S. 280;

301 Reinhard Neebe, Großindustrie, Staat und NSDAP 1930–1933. Paul Silverberg und der Reichsverband der Deutschen Industrie in der Krise der Weimarer Republik, Göttingen 1981, S. 51 ff;

rungssturzes blieben offen.[302] Die Sozialdemokratie sollte noch mit der Verabschiedung des auch von der Mehrheit der Industrie gewünschten Young-Plans (11. März 1930) belastet werden. Über die industrieabhängige DVP wurde diese Strategie Anfang 1930 vorbereitet und durchgeführt. Der DVP-Abgeordnete Erich von Gilsa (politischer Vertreter des GHH-Konzerns in Berlin), berichtete am 5. Februar 1930 seinem Auftraggaber Paul Reusch nach Oberhausen, auf welches taktische Konzept sich führende DVP-Kreise geeinigt hätten:

»Nach Erledigung des Young-Planes sollen dann die innerpolitischen Dinge mit größter Beschleunigung in Ordnung gebracht werden. Hier steht Scholz (Vorsitzender der DVP – W.R.) völlig auf dem von mir Ihnen schon öfter vorgetragenen Standpunkt. Er beabsichtigt, in ultimativer Form an das Kabinett die Aufforderung zu richten, gesetzlich festgelegte Bindungen für die Finanz- und Steuerreform vorzunehmen. Dabei sagte Scholz uns vertraulich, daß er hierbei *bewußt* auf einen Bruch mit der Sozialdemokratie hinarbeiten wolle. Er hat im Ausblick auf diesen Bruch auch schon Verbindungen mit Schiele, Treviranus und Brüning aufgenommen.«[303]

Eine geschickte öffentliche Diskussion über die Arbeitslosenversicherung, deren steigende Ausgaben zur Hauptdefizitquelle des Reichshaushaltes erklärt wurden[304], sollte die wirklichen Absichten verdecken. Die bürgerlichen Zeitungen beklagten den »Mißbrauch« der Arbeitslosenversicherung und diffamier-

302 zu den Hintergründen des Regierungssturzes und den treibenden Kräften in der Industrie und Reichswehr liegen inzwischen vielfältige historische Forschungsergebnisse vor, vergl. K. Mammach, Der Sturz der großen Koalition im März 1930, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 5/1968, S. 565 ff.; M. Vogt, Die Stellung der Koalitionsparteien zur Finanzpolitik 1928–1930, S. 439 ff.; Politik und Wirtschaft in der Krise 1930–1933, Quellen zur Ära Brüning, eingel. v. Gerhard Schulz, Düsseldorf 1980, S. 1–102 (Dokumente 1–43); Heinrich Brüning, Memoiren 1918–1934, Stuttgart 1970, S. 145 ff.; B. Weisbrod, Schwerindustrie in der Weimarer Republik, S. 457 ff.;

303 v. Gilsa an Reusch, 5. Februar 1930, Historisches Archiv des Gutehoffnungshütte Aktienvereins (GHH) HA/GHH 400101293/4a; zitiert nach: Reinhard Neebe, Großindustrie, Staat und NSDAP 1930–1933, Göttingen 1981, S. 55;

304 Ludwig Preller, Sozialpolitik in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1978, S. 418 ff.;

ten sie als »Faulheitsprämie«.[305] Vorschläge der SPD und der Gewerkschaften, die Defizite durch eine Anhebung der Beiträge zur Arbeitslosenversicherung von 3 auf 4% zu decken,. wurden von den Unternehmerverbänden, die die Hälfte der Versicherungsbeiträge zu tragen hatten, strikt abgelehnt. Sie wollten rigide Leistungssenkungen durch umfassende Bedürftigkeitsprüfungen bei Verheirateten, Jugendlichen, Alten, Saisonarbeitern usw., denn so konnte gleichzeitig die ohnehin nur minimale lohnstabilisierende Funktion der Arbeitslosenversicherung für alle Beschäftigten ausgehebelt werden.[306] Die Reform der Arbeitslosenversicherung war schon am 24. Januar 1930 auf einer internen Sitzung rechter DVP-Kreise als möglicher Bruchpunkt für die Koalition ins Auge gefaßt worden.[307]

Die Gewerkschafter in der SPD-Reichstagsfraktion lehnten angesichts der inzwischen über zwei Millionen Arbeitslosen weitere Leistungskürzungen der Arbeitslosenversicherung ab.[308] Eine andere Entscheidung war unmöglich geworden, denn ihre Glaubwürdigkeit und Identität, die ohnehin unter der Zustimmung zu dem noch im Wahlkampf 1928 heftig bekämpften Panzerkreuzerbau erheblich gelitten hatte, stand auf dem Spiel. Der DVP diente diese Ablehnung als willkommener Anlaß zum Bruch der Koalition. Eine echte Alternative existierte zu diesem Zeitpunkt nicht mehr, denn alle Anzeichen hatten – wie die »Gewerkschaftszeitung« am 5. April 1930 schrieb – auf eine »wohlüberlegte Aktion« zur Ausschaltung der Sozialdemokratie aus der Großen Koalition und zum »tödlichen Stoß« gegen die »verhaßte Arbeitslosenversicherung« hingedeutet.[309] Fritz Tarnow, Vorsitzender des Holzarbeiterver-

305 E. Bandmann, Wege zur Reform der Arbeitslosenversicherung, in: Wirtschaftsdienst H. 15 v. 11. 4. 1930, S. 621 ff.; C. Krämer, Das deutsche Finanzsystem II. Der Sozialetat, in: Wirtschaftsdienst, H. 32, 8. 8. 1930, S. 1353;

306 B. Weisbrod, Schwerindustrie in der Weimarer Republik, S. 472, Anm. 300;

307 Reinhard Neebe, Großindustrie, Staat und NSDAP, S. 224, Anm. 72;

308 Vergl. Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften. Dokumente zur Gewerkschaftspolitik 1929–1933, Köln 1981, S. 72–75; vergl. auch Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, hrsg. v. H. Weber, Bd. 3/II, Köln 1986, S. 1391 ff. (Sitzung des ADGB-Bundesausschusses am 17./18. 2. 1930);

309 Gewerkschaftszeitung, Nr. 16/19. 4. 1930, S. 250; vergl. auch Gewerkschaftszeitung Nr. 14/5. 4. 1930, S. 209—213; Nr. 15/12. 4. 1930, S. 236; Nr. 16/19. 4. 1930, S. 249–251;

bandes und Bundesvorstandsmitglied des ADGB, bestimmte – durchaus exemplarisch für den Tenor fast aller gewerkschaftlichen Kommentare zu diesem Zeitpunkt – die Brennpunkte des Konflikts und die strategischen Ziele der Unternehmerverbände so:

»Die Unternehmer sind fest davon überzeugt, daß ihnen die furchtbare Krise auf dem Arbeitsmarkt die alleinige Herrschaft über die Festsetzung der Arbeitsbedingungen wieder in die Hand geben würde, wenn nur nicht das soziale System der Republik dazwischenstände. Darum heraus aus einer Koalition mit sozialen Bindungen, fort mit dieser Regierung! Die Volkspartei (DVP) hat die Regierung gesprengt, um in einer anderen Regierung einen anderen sozialen Kurs zu erzwingen. . . .(Die Arbeiterschaft) muß sich . . . bewußt sein, daß es die sozialen Lebensinteressen der breiten Massen sind, an denen sich der Konflikt entzündet hat. . . Das Einzelproblem der Arbeitslosenversicherung, so wichtig es auch ist, ist doch nur ein Teil des wirklichen Kampfobjektes. Um die soziale Frage in ihrer Totalität geht es, um die Rolle der Arbeiterklasse im Staate und in der Wirtschaft. Im Hintergrund lauern Angriffe gegen das parlamentarische System und die Grundlagen der Republik.«[310]

Die weitere Entwicklung bestätigte diese gewerkschaftlichen Einschätzungen schneller und deutlicher als erwartet. Der Bruch der Großen Koalition und die Bildung der Brüning-Regierung (30. März 1930) führten zur ersten von vier Präsidialregierungen ohne parlamentarische Mehrheitsbasis. Sie stützten sich letztendlich allein auf die verfassungswidrige Anwendung des Notverordnungartikels 48 der Weimarer Reichsverfassung und verkörperten die Aufkündigung des sozialstaatlichen Klassenkompromisses, der für zehn Jahre die politische Basis der Weimarer Republik gebildet hatte. Das System der Präsidialherrschaft verurteilte den Reichstag und die parlamentarischen Kräfteverhältnisse zur politischen Bedeutungslosigkeit. Während 1930 noch 94 Reichstagssitzungen stattgefunden hatten, waren es 1931 nur noch 41 und 1932 bloße 13. Von 1925 bis

310 ebenda, Nr. 16/19. 4. 1930, S. 250/51:

1929 waren keine Notverordnungen erlassen worden. 1930 hingegen standen den 52 vom Reichstag erlassenen Gesetzen schon 5 Notverordnungen von erheblichem sozialen und politischen Gewicht gegenüber. 1931 wurden nur noch 19 und 1932 5 Reichsgesetze verabschiedet, aber 41 bzw. 60 Notverordnungen erlassen. »Die Diktaturgewalt des Reichspräsidenten war nun nicht mehr bloß eine Drohung, sondern die Grundlage der Staatsmacht im Reich.«[311] Damit hatte sich zugleich das politische Machtzentrum unmittelbar zum Reichspräsidenten Hindenburg und den ihn tragenden und beeinflussenden Führungseliten der Reichswehr, der Großindustrie und der Großagrarier verlagert. Deren Forderungen wurden zur unmittelbaren Leitlinie einer Regierungspolitik, die lediglich noch damit befaßt war, die zum Teil widersprüchlichen und gegensätzlichen Interessen dieser Machtgruppen und ihre unterschiedlichen taktischen Zielsetzungen zu einem Gesamtprogramm zusammenzufassen.

Die Regierung Brüning verabschiedete in relativ rascher Folge vom 26. Juli 1930 bis zum 1. Dezember 1931 umfangreiche Wirtschafts- und Finanzprogramme, die neben Steuerentlastungen für Unternehmen, Subventionen für die Großagrarier (Osthilfe), vor allem Erhöhungen der indirekten Massensteuern und einschneidende Kürzungen der staatlichen Sozialleistungen beinhalteten. Sie beschleunigten die Verelendung der Erwerbslosen, der Rentner, aber auch breiter Teile der Arbeiterklasse. Dazu trugen nicht zuletzt mehrfache Einkommenskürzungen der Beschäftigten der öffentlichen Dienste bei, die gleichzeitig zur Leitlinie der staatlichen Schlichter für den Lohnabbau in der Industrie wurden. Die vierte Notverordnung im Dezember 1931 verfügte zusätzlich für die Masse der Beschäftigten Lohntarifkürzungen zwischen 10 und 15%.[312]

Die rigide Haushaltssanierungs- und Deflationspolitik ver-

311 H.-A. Winkler, Der Weg in die Katastrophe, S. 178;

312 ebenda, S. 179, 216, 339 ff., 423 ff., 454 ff.; Nußbaum, Wirtschaft und Staat, S. 291–295; Wilhelm Adamy/Johannes Steffen, Arbeitsmarktpolitik in der Depression. Sanierungsstrategien in der Arbeitslosenversicherung 1927 bis 1933, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 3/1982;

minderte die Massenkaufkraft, engte den Binnenmarkt ein, vertiefte zusätzlich die ökonomische Krise und ließ die Arbeitslosigkeit weiter emporschnellen, ohne die Finanzkrise lösen zu können.[313] Brüning war der krisenverschärfende Charakter einer deflationären Wirtschaftspolitik nicht unbekannt.[314] Sie zielte am Krisenbeginn nicht auf die Überwindung der Krise, sondern vielmehr – in Realisierung der Interessen und strategischen Zielsetzungen des Kapitals – auf die Senkung des Lohn- und Unterstützungsniveaus, den generellen Abbau sozialstaatlicher Leistungen, die Ausschaltung der gewerkschaftlichen Gegenmacht sowie die Beseitigung der Reparationslasten, mithin auf die Instrumentalisierung der Krise für eine generelle Neuordnung der gesellschaftlichen Verteilungs- und Machtverhältnisse zwischen Kapital und Arbeit.

Nur so erschien dem deutschen Kapital die Rückeroberung eines Spitzenplatzes auf dem Weltmarkt möglich. Das schon im Kaiserreich und im Ersten Weltkrieg verfolgte Konzept einer europäischen Großraumwirtschaft unter deutscher Führung bestimmte seit der Neukonstituierung des »Mitteleuropäischen

313 zur keynesianisch orientierten Kritik an der Brüning'schen Wirtschaftspolitik vergl. Gerhard Kroll, Von der Weltwirtschaftskrise zur Staatskonjunktur, Berlin 1958; bis Ende der 70er Jahre existierte ein breiter wirtschaftswissenschaftlicher Konsens über die Fehler der Brüning'schen Wirtschaftspolitik, die indes zumeist verkürzt als Ausfluß des individuellen Sparsamkeitsfetisch von Brüning, der verbreiteten Inflationsängste, der Vorherrschaft neoklassischer Dogmen in der Nationaökonomie oder der politischen Zwangslagen (Reparationsproblem, Abhängigkeit von Auslandskrediten) begriffen wurden. Die Renaissance neoklassischer wie monetaristischer Wirtschaftstheorien sowie die konservativen Angriffe auf die sozialliberale Bundesregierung führten Anfang der 80er Jahre zu verschiedenen Versuchen einer Neuinterpretation und Rehabilitierung der Brüning'schen Wirtschaftspolitik, die eine umfassende wirtschaftshistorische Kontroverse auslösten, die sich vornehmlich an den Beiträgen des Münchner Wirtschaftshistorikers Knut Borchardt entzündeten, vergl. Knut Borchardt, Wachstum, Krisen, Handlungsspielräume der Wirtschaftspolitik, Göttingen 1982; zur Kritik vergl. u. a. die Beiträge in »Geschichte und Gesellschaft«, 11 (1985), S. 273–376, insbesondere von Charles S. Maier, Die Nicht-Determiniertheit ökonomischer Modelle (S. 275–294), Bernd Weisbrod, Die Befreiung von den »Tariffesseln« (S. 295–325), Gottfried Plumpe, Wirtschaftspolitik in der Weltwirtschaftskrise (326–357).

314 vergl. D. Hertz-Eichenrode, Wirtschaftskrise und Arbeitsbeschaffung, Frankfurt/M. 1982, der darauf verweist, daß in der Krise 1925/26 im vollen Bewußtsein der Akteure wie ihrer Kritiker, unter ihnen H. Brüning, eine pragmatische antizyklische Politik betrieben wurde; sowie Michael Held, Sozialdemokratie und Keynesianismus, Frankfurt/M. 1982, der die Rezeptionsgeschichte J. M. Keynes in Deutschland in den 20er/30er Jahren rekonstruiert; Nußbaum, Wirtschaft und Staat, S. 285 ff.;

Wirtschaftstages« (MWT) 1929 wieder verstärkt die Politik des Kapitals. »Ein geschlossener Wirtschaftsblock von Bordeaux bis Odessa wird Europa das Rückgrat geben, dessen es zur Behauptung seiner Bedeutung in der Welt bedarf«, formulierte Carl Duisberg als »Zukunftsproblem der deutschen Wirtschaft« vor Bayrischen Industriellen im März 1931.[315] Das Konzept richtete sich gleichermaßen gegen die französische Vormachtstellung in Europa wie gegen die Expansion der US-Konzerne und die Sowjetunion. Führende Konzerne der Elektro- und Chemieindustrie und der Banken standen ebenso hinter diesen Plänen wie die Schwerindustrie.[316]

Diesen innen- und außenpolitischen Interessen und strategischen Zielsetzungen setzten der Versailler Vertrag, die Weimarer Sozialverfassung und die Machtpositionen der Arbeiterbewegung Grenzen, die die Brüning'sche Politik – durch die Notverordnungspolitik von wechselnden Parlamentsmehrheiten unabhängiger geworden – beseitigen sollte.[317]

Bis Mitte 1931 fand Brüning für diese Politik eine breite Unterstützung der Unternehmerverbände. Vor dem Hauptausschuß des RDI bekräftigte er am 27. November 1930 seinen Willen, »Unpopularität auf Monate und ein ganzes Jahr (zu tragen)« und erntete dafür »langanhaltenden, stürmischen Beifall«. Der stellvertretende RDI-Vorsitzende Paul Silverberg konnte befriedigt feststellen, »daß man auf der Regierungsseite zum ersten Mal seit 12 Jahren auf alle Warnungen, alle die Wünsche und alle die Forderungen, die von unserer Seite aufgestellt worden sind, ernstlich hört . . .«.[318]

---

315 zitiert nach Reinhard Opitz (Hg.), Europastrategien des deutschen Kapitals 1900–1945, Köln 1977, S. 581/82; in der 1933 veröffentlichten Fassung hatte Duisberg Odessa (UdSSR) durch Sofia (Bulgarien) ersetzen lassen.

316 Vgl. Dirk Stegmann, Kapitalismus und Faschismus in Deutschland 1929–1934, in: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 6, Frankfurt/M. 1976, S. 27;

317 vgl. Reinhard Kühnl, Die Weimarer Republik, Reinbek b. Hamburg 1985, S. 205–221;

318 Hauptausschußsitzung des RDI am 27. 11. 1930, in: Veröffentlichungen des RDI, Nr. 55/Dezember 1930, S. 23–26, 27;

Die Tolerierungspolitik des ADGB

Die Krise, die Ausschaltung der Sozialdemokratie und der Strategiewechsel innerhalb der herrschenden Klasse entzog den ADGB-Gewerkschaften wesentliche Grundlagen ihrer tarif- und gesellschaftspolitischen Strategie, wie sie noch 1928 im Programm der Wirtschaftsdemokratie formuliert worden war. Die überaus bedrohlichen Gefahren für die Arbeiterklasse und die Gewerkschaft wurden zwar 1929/30 mehrfach eindringlich analysiert und lösten eine erhebliche Verunsicherung sowie lebhafte Diskussionen aus. Doch die Staats-, Legalitäts- und Parlamentsfixierung der wirtschaftsdemokratischen Programmatik, das Festhalten am staatlichen Zwangsschlichtungsmechanismus, die Integration in das politische System, die Staatsapparate sowie die enge Bindung an die SPD, aber auch die starke innere Bürokratisierung und Zentralisierung der Organisationsstrukturen und die sich in der Krise vertiefende soziale wie politische Spaltung und Fragmentierung der Arbeiterklasse blockierten die notwendige Umorientierung der gewerkschaftlichen Politik. Bis zum bitteren Ende am 2. Mai 1933 dominierte eine pragmatische und staatsfixierte Tolerierungs- und Anpassungspolitik, deren soziale und politische Basis die Krise längst entzogen hatte. Die Gewerkschaften versäumten eine umfassende tarifpolitische und gesellschaftspolitischen Mobilisierung gegen den Lohnabbau und die Notverordnungspraxis.

Der ADGB forderte zwar am Krisenbeginn die Stärkung der Massenkaufkraft und Einführung der 40 Stundenwoche, erkannte aber gleichzeitig die Forderung des Kapitals nach »Förderung der Kapitalbildung und -rentabilität« an. Im Sommer und im Winter 1930 kam es, trotz vehementer Kritik am gesellschaftspolitischen Kurs der Unternehmerverbände, zu Spitzenverhandlungen zwischen dem ADGB und den Unternehmerverbänden. Der ADGB sollte, nicht zuletzt gegen die Schutzzollforderungen der Großagrarier, in die Deflationspolitik der Unternehmerverbände und der Brüning-Regierung eingebunden werden. Die gewerkschaftliche Bereitschaft, den Lohnabbau im öffentlichen Dienst und in der Privatwirtschaft

u. a. durch freiwillige Korrektur von Tarifverträgen mitzutragen, honorierten die Unternehmerverbände lediglich mit vagen Versprechungen zu Preissenkungen, zur Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnausgleich und zum Festhalten am Arbeitslosenversicherungs- und Tarifvertragssystem. Die Verhandlungen, die im Juni gescheitert waren, gediehen im Dezember 1930 bis zum Entwurf einer »Erklärung der Spitzenverbände der Arbeiter- und Unternehmerorganisation«, der aber lediglich von den christlichen Gewerkschaften vorbehaltlos unterstützt wurde. Sie sahen darin eine politische Unterstützung für die Brüning-Regierung und ihren ehemaligen christlichen Gewerkschaftsführer und jetzigen Arbeitsminister Stegerwald. Änderungsanträge des RDI und vor allem der »Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände« (VdA) unter Führung von Ernst von Borsig am ursprünglichen Text, dem im ADGB-Bundesvorstand eine Zweidrittelmehrheit zugestimmt hatte, führten zur endgültigen Ablehnung einer gemeinsamen Vereinbarung durch den ADGB-Bundesausschuß.

Ausschlaggebend für die Ablehnung waren die Einzelgewerkschaften und Fachverbände, die einen wesentlich engeren Kontakt zur Mitgliederbasis als der ADGB besaßen. Sie befürchteten von einer solchen Neuauflage der »Arbeitsgemeinschaftspolitik« eine weitere Entfremdung von der Basis, in der sich ohnehin heftige oppositionelle Stimmungen Bahn brachen. Seit dem Sommer 1930 waren sie mit vielfältigen Versuchen der Arbeitgeberverbände konfrontiert, die Löhne zu senken und Tarifverträge zu unterschreiten. Unter Führung der Schwerindustrie forcierten sie den Kampf gegen die »falsche Ideologie des Tariflohns«, der sich infolge der »monopolistischen Übermacht der Gewerkschaften« in der Wirtschaft festgesetzt habe. Im Hintergrund standen Pläne, den Tariflohn auf ein reines Existenzminimum zu reduzieren und alle darüber hinausgehenden Lohnbestandteile in direkten Verhandlungen mit den Belegschaften zu vereinbaren oder in die Tarifverträge selbst Öffnungsklauseln für Lohnsenkungen einzubauen. In der von Stillegung bedrohten Stahlwerke Becker AG bei Krefeld setzten die Arbeitgeber im April 1930 die Billigung eines 10- bis 15pro-

zentigen Lohnverzichts der Belegschaft durch den Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband und den Christlichen Metallarbeiterverband durch.[319] Am 26. Mai 1930 liquidierte der »Oeynhausener Schiedsspruch« die Akkordsicherungsklausel, die im Ruhreisenstreit 1928 für die nordwestliche Eisen- und Stahlindustrie vereinbart worden war, und leitete damit eine Lohnkürzung um etwa 10% ein. Diese Lohnsenkung war von den Schwerindustriellen als Voraussetzung für eine Senkung der kartellierten Eisen- und Stahlpreise gefordert worden. Trotz heftiger Proteste im DMV erklärte der Reichsarbeitsminister Stegerwald den Schiedsspruch am 10. Juni 1930 für verbindlich. Der DMV leitete keine Abwehrbewegung ein. So kam es bei Inkrafttreten der Kürzungen im Juli nur in einigen Großbetrieben zu Arbeitsniederlegungen und zur Aussperrung von 15 000 Stahlarbeitern.[320] Zur gleichen Zeit führten die Pläne der Mansfelder Kupferbergbau AG, den Verfall der Kupferpreise durch eine 15prozentige Lohnsenkung aufzufangen, zu einem Streik der Mansfelder Bergleute, der im wesentlichen auf die Initiative der RGO zurückging.[321]

Unmittelbar nach den Reichstagswahlen im September 1930 löste der Schiedsspruch eines staatlichen Sonderschlichters, der eine 8prozentige Tariflohnkürzung für die Berliner Metallindustrie vorsah und die vom DMV geforderte Arbeitszeitverkürzung verweigerte, einen zweiwöchigen Streik aus.[322] In einer

319 Jahr- und Handbuch des DMV 1930, S. 272–75: »Nach dieser Vereinbarung wurden Abzüge in dem Werk vorgenommen, die in ihrer Auswirkung der einzelne Betroffene nicht ahnte. Darüber hinaus war dieses ein Signal für das Vorgehen und Verlangen von Abzügen des gesamten deutschen Unternehmertums.« Weisbrod, Die Befreiung von den »Tariffesseln«, S. 303;

320 GZ Nr. 25/21. Juni 1930m S. 385 ff.; Nr. 28/12. Juli 1930, S. 442/43; Jahr- und Handbuch des DMV 1930, S. 237–243; H.-A. Winkler, Der Weg in die Katastrophe, S. 144 ff.; M. Grübler, Die Spitzenverbände der Wirtschaft und das erste Kabinett Brüning, Düsseldorf 1982, S. 157 ff.;

321 vergl. Werner Imig, Streik bei Mansfeld 1930, Berlin 1958; Wolfgang Jonas, Das Leben der Mansfeld-Arbeiter 1924–1945, Berlin 1957, S. 252–286; GZ Nr. 25/21. 6. 1930, S. 390–92;

322 vergl. Dokumentation in: Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise Faschismus Gewerkschaften, S. 77–93; Eberhard Heupel, Reformismus und Krise. Zur Theorie und Praxis von SPD, ADGB und AFA-Bund in der Weltwirtschaftskrise von 1929 bis 1932/33, Frankfurt/M. 1981, S. 187 ff.

Urabstimmung in der schlecht organisierten Berliner Metallindustrie, an der sich auch die Unorganisierten beteiligten, stimmten 90 600 von 106 000 Berliner Metallarbeiter (etwa 85%) für den sofortigen Streik, der vom 15.–29. Oktober 1930 dauerte. Der ADGB-Bundesausschuß sagte dem DMV jegliche Unterstützung in diesem von allen Beteiligten als exemplarisch begriffenen Konflikt zu. Im Reichstag verabschiedeten SPD, KPD und NSDAP einen Antrag, wonach der Reichsarbeitsminister den Schiedsspruch nicht für verbindlich erklären durfte. Auf Initiative des Reichsarbeitsministers wurde eine neue Schlichtungsstelle aus drei Unparteiischen eingesetzt. Der DMV brach den Streik ab und erklärte seine Bereitschaft, sich einem neuen Schiedsspruch dieses Gremiums vorbehaltlos zu unterwerfen. In einer überstürzt anberaumten Urabstimmung stimmten 40 431 Metallarbeiter für und 32 847 gegen dieses Vorgehen, 57 00 beteiligten sich überhaupt nicht daran. Schon der Streikabbruch und die vorbehaltlose Anerkennung eines noch unbekannten Schiedsspruches lösten heftige Kritik aus. Der DMV gab sich der Hoffnung hin, er habe den Lohnabbau vorerst verhindert und damit »den Metallindustriellen und ihren amtlichen Helfershelfern einen Denkzettel versetzt«. Aber die neue Schlichtungsstelle mit dem ehemaligen Reichsarbeitsminister Brauns, dem Vertrauten des Klöckner-Konzerns und Duisburger Oberbürgermeisters Dr. Jarres sowie dem prominenten sozialdemokratischen Arbeitsrechtler Prof. Sinzheimer erneuerte mit ihrem Schiedsspruch vom 8. November 1930 einstimmig den Lohnabbau um 8%. Das Urteil der »Metallarbeiter-Zeitung« fiel eindeutig aus: »Ein solcher Betrug ist noch nicht dagewesen. Die an den Verhandlungen beteiligten Gewerkschafter empfinden den Spruch als eine Täuschung des Vertrauens, die Berliner Metallarbeiter als einen gemeinen Raub und die gesamte deutsche Arbeiterschaft als einen unerhörten Anschlag auf die Lohnhöhe.«[323]

Mehrfach verschobene und dann ergebnislose Schlichtungsverhandlungen für den Ruhrbergbau führten ab 1.Januar 1931

323 Metallarbeiter-Zeitung Nr. 47/22. November 1930, S. 369;

zu einem tariflosen Zustand. Der Zechenverband bereitete die Kündigung der Gesamtbelegschaft zum 15. Januar 1931 vor, die nur mit einer Zustimmung zu einer 10prozentigen Lohnkürzung wiedereingestellt werden sollte. Diese Massenkündigungen und die Streikaufrufe der RGO führten in vielen Ruhrgebietszechen zu wilden Streiks, an denen sich bis zu 45 000 Bergleute und viele Erwerbslose beteiligten. Die mit äußerster Erbitterung ausgetragenen Kämpfe, in denen es mehrfach zu Polizeieinsätzen und zu mehreren Toten kam, wurden wiederum mit einer staatlichen Sonderschlichtung, die durch eine Notverordnung des Reichspräsidenten vom 9. Januar 1931 ermöglicht worden war, beendet. Um 6% wurde den Bergarbeitern der Lohn gekürzt.[324] Der Druck der Arbeitgeberverbände und die staatlichen Zwangsschlichtungen hatten somit im Verlauf des Jahres 1930 zu umfangreichen Lohnkürzungen geführt.

In diesem tarifpolitischen Klima mußten die Spitzenverhandlungen notwendig scheitern, zumal einflußreiche Kreise – insbesondere der Schwerindustrie – nach dem Konflikt im Ruhrbergbau ihre Kampagne gegen die staatliche Zwangsschlichtung und gegen das Tarifvertragssystem weiter verschärften.[325] In einer Besprechung mit dem Reichskanzler Brüning forderten führende Vertreter des RDI und des VDA am 29. 1. 1931 eine »allgemeine gesetzliche Suspendierung der staatlichen Verbindlichkeitserklärung von Schiedssprüchen«. Ohne sie könne die erforderliche Selbstkostensenkung der Produktion von 20–25% nicht erreicht werden.[326] Nach der Bankenkrise im Sommer 1931 eskalierte diese Kampagne und richtete sich seit dem Herbst zunehmend auch gegen die Brüning-Regierung. Der einflußreiche Ruhrindustrielle Paul Reusch forderte vom RDI nachdrücklich eine Veränderung der Taktik gegenüber den Gewerkschaften:

---

324 vergl. H.-A. Winkler, Der Weg in die Katastrope, S. 283–86; M. Grübler, Die Spitzenverbände der Wirtschaft, S. 329–335;

325 B. Weisbrod, Die Befreiung von den »Tariffesseln«, S. 309 ff.M

326 Akten der Reichskanzlei Weimarer Republik. Die Kabinette Brüning I und II, Boppard 1982, Bd. 2, S. 229, S. 822;

»Die Industrie war bisher zu feige, den Kampf mit den Gewerkschaften in aller Schärfe aufzunehmen. Das ganze Unheil, das über uns gekommen ist, ist nicht zum geringsten Teil auf die Gewerkschaften zurückzuführen, von denen sich seit den Revolutionstagen alle Regierungen mehr oder weniger beeinflußen ließen und die im Hintergrund tatsächlich regiert hatten. Wir haben den Fehler gemacht, in der Vergangenheit die Regierungen zu bekämpfen, statt wir die Gewerkschaften mit aller Schärfe bekämpft haben, und sollten aus diesem Fehler der Vergangenheit nunmehr die entsprechende Folgerung ziehen.«[327]

Die »Gemeinsame Erklärung aller deutschen Wirtschaftsverbände«, am 30. September 1931 veröffentlicht, forderte unmißverständlich neben dem weiteren Aufgaben- und Ausgabenabbau der öffentlichen Hand und Leistungssenkungen der Sozial- und Arbeitslosenversicherungen eine »Reform des Tarif- und Schlichtungswesens« als Hauptvoraussetzung für eine »individuellere Lohngestaltung«. Nur wenn »die Regierung in der gekennzeichneten Richtung schnell handelt, aber auch nur dann«, so drohten die Unternehmerverbände, könne sie weiterhin auf die Unterstützung durch Industrie und Wirtschaft rechnen.[328]

Im Verlauf des Jahres 1930 hatte sich ein tiefgreifender Umbruch der gesellschaftlichen Klassen- und Kräfteverhältnisse und der Kapitalstrategien vollzogen. Die Notverordnungspolitik der Brüning-Regierung wie der Lohnabbau durch die staatlichen Zwangsschlichtungen forderten ebenso neue Antworten und Strategien von den Gewerkschaften, wie die an der Jahreswende 1930/31 auf über 4 Millionen angewachsene Zahl der Erwerbslosen und der bedrohliche Aufstieg der faschi-

327 Politik und Wirtschaft in der Krise 1930–1932, Düsseldorf 1980, Nr. 303, S. 944, Reusch an Kastl, 6. 9. 1931;

328 Akten der Reichskanzlei, Nr. 496, S. 1764–1769; Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 103–105; vergl. die Gespräche des Reichskanzlers mit dem RDI vom 18. 9. 1931, in: Politik und Wirtschaft in der Krise, Nr. 317, S. 967–975; sowie die Stellungnahme führender Industrieller zur Finanz- und Wirtschaftspolitik der Regierung Brüning vom 30. 7. 1931, in: Akten der Reichskanzlei, Nr. 422, S. 1470–1477;

stischen Massenbewegung. Die NSDAP hatte bei den Reichstagswahlen im September 1930 6,4 Millionen Stimmen, vor allem zu Lasten der bürgerlichen Parteien, errungen und zwischen den Arbeiterparteien war es zu einer deutlichen Verschiebung zugunsten der KPD gekommen, die 4,5 Millionen Stimmen erhalten hatte (SPD 8,5 Mill. Stimmen).

Eine solche Umbruchsituaion erforderte eine politische Führung, die die kollektive Gegenmacht der Lohnabhängigen mobilisiert, überkommene und wirkungslos werdende Politikmuster und Verhaltensweisen überwindet und den Lohnabhängigen neue Handlungsperspektiven eröffent. Die Politik des ADGB indes blieb den traditionellen Politikmustern verhaftet. Der Empörung über den Regierungssturz und die Notverordnungspraxis folgte ebensowenig eine gewerkschaftliche Abwehrbewegung wie der tarifpolitischen Lohnabbauoffensive der Industrie. Nach den Septemberwahlen, die zu einer gefährlichen Rechtsverschiebung der parlamentarischen Kräfteverhältnisse geführt und die Basis der Brüning-Regierung noch weiter vermindert hatte, unterstützte die ADGB-Führung schließlich den Beschluß der SPD zur »Tolerierung« der Brüning-Regierung.[329]

In dieser politischen Konstellation kam dem Berliner Metallarbeiterstreik im Oktober 1930 eine exemplarische Bedeutung zu. Erstmalig seit Krisenbeginn mobilisierten der DMV und der ADGB die Lohnabhängigen zum Abwehrkampf in einem industriellen Schlüsselsektor, noch dazu im politischen Zentrum Deutschlands, in Berlin. Das Ergebnis der Urabstimmung, in die die Unorganisierten einbezogen waren, wie der geschlossene Streikverlauf unterstrichen die trotz Massenarbeitslosigkeit und politischer Spaltung der Arbeiterbewegung

329 zur ausführlichen Darstellung der Begründung der Tolerierungspolitik und der inneren Konflikte, die sie in der SPD hervorrief, vergl. H.-A. Winkler, Der Weg in die Katastrophe, S. 207 ff.; E. Heupel, Reformismus und Krise; W. Luthardt (Hrsg.), Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Weimarer Republik, Frankfurt 1978, S. 150 ff.; G. Fülberth/J. Harrer, Die deutsche Sozialdemokratie 1890–1933, Darmstadt u. Neuwied 1974; W. Abendroth, Einführung in die Geschichte der Arbeiterbewegung, Heilbronn 1985, S. 253 ff.;

noch ungebrochene gewerkschaftliche Führungs- und Mobilisierungskraft. Der unerwartete Streikabbruch, mit der Unterwerfung unter eine staatliche Schlichtung gekoppelt – verständlich nur durch die zeitgleich erfolgte Wende der SPD zur Tolerierungspolitik – sowie der demütigende Schiedsspruch im November kamen einer Selbstpreisgabe gewerkschaftlicher Gegenmacht gleich.[330]

Gewerkschaftlicher Widerstand reduzierte sich bis zur vierten Notverordnung im Dezember 1931, die den allgemeinen Lohnabbau um 10–15% verfügte, auf Eingaben und Protestnoten. Nur vereinzelt konnten in den Beratungen einige Härten der Notverordnungen abgemildert werden. Ohnmächtig formulierte die »Gewerkschaftszeitung« am 26. Dezember 1930 das strategische Dilemma, in das sich die Gewerkschaften mit der Tolerierungspolitik begeben hatten: »Die neue Notverordnung legt dem Volke ungeheure Lasten auf. Trotz aller Bemühungen, diese Lasten nach verschiedenen Seiten hin zu verteilen, ist die Arbeiterklasse von der schwersten Belastung betroffen worden. Und gerade jetzt muß auf die letzte Möglichkeit, diese Notverordnung abzuwehren, verzichtet werden, weil die noch größere Gefahr des Sturzes der Republik und der Zerschlagung der Verteidigungskräfte des arbeitenden Volkes dahinter lauert. Mit Zähneknirschen muß das Ärgste hingenommen werden, um das Allerärgste zu verhüten. . . .eine faschistische Diktatur würde dem Volke mit blutiger Gewalt noch schlimmere Opfer auferlegen. Wir wollen den Bürgerkrieg nicht heraufbeschwören. Es liegt deshalb im Interesse der Arbeiterschaft, die Schlacht, die wir in den letzten Wochen gegen die Notverordnung geführt haben, abzubrechen . . .«[331]

---

330 die KPD entschloß sich im Verlauf dieses Streiks erstmals zur Bildung eines selbständigen RGO-Metallarbeiterverbandes, vgl. dazu Paul Merker, Deutschland. Sein oder Nichtsein, Bd. 1, Mexiko 1944, S. 200: »Aber es zeigte sich bald an dem geringen Erfolg dieser von revolutionärer Ungeduld diktierten Maßnahmen, daß die ›kleinere-Übel-Politik‹ der ADGB-Führung sich nicht nur revolutionierend, sondern auch deprimierend und atomisierend unter den Arbeitern auswirkte.«

331 GZ, Nr. 52/26. 12. 1931, S. 817/18; vergl. Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschimsus, Gewerkschaften, S. 107–113;

Das Jahrbuch des ADGB 1931 zog Anfang 1932 eine düstere sozialpolitische Bilanz. Die gewerkschaftliche Hoffnung, mit materiellen Konzessionen die rechtlichen Grundlagen des sozialpolitischen und parlamentarischen Systems der Weimarer Republik zu erhalten, hatte sich nicht erfüllt:
»Das Tarifrecht hat an realem Wert gewaltig verloren, seitdem der Tariflohn unter staatlicher Förderung einen kaum mehr lebenssichernden Tiefstand erreicht hat. Das staatliche Schlichtungswesen ist seiner sozialen Funktion beraubt und zu einer Waffe gegen die Arbeiterschaft dort geworden, wo sie aus eigenen Kräften noch Widerstand zu leisten in der Lage wäre. Der wirtschaftliche Druck, der auf den Belegschaften ruht, bedroht die freie Ausübung der Betriebsratsrechte. Die gesetzlichen Arbeitszeitbestimmungen sind durch die wirtschaftliche Entwicklung überholt, da die Normalarbeitszeit der heutigen Lage des Arbeitsmarktes in keiner Weise mehr gerecht wird, andererseits durch Kurzarbeit das für einen ausreichenden Lohn erforderliche Maß der Arbeitszeit vielfach unterschritten ist. Die Sozialversicherung erfüllt heute in wesentlichen Teilen, namentlich soweit die Invalidenversicherung in Betracht kommt, weniger denn je die Aufgabe einer ausreichenden Versorgung. Die Arbeitslosenversicherung ist nicht nur auf einen Bruchteil der Zahl der Arbeitslosen und der Dauer der Arbeitslosigkeit beschränkt worden, sondern in ihren Leistungen selbst bereits dem Niveau der untersten Fürsorge angepaßt. Die Mauern des einst stolzen Gebäudes, das sich die Arbeiterschaft in dem kollektivistischen System moderner Sozialpolitik geschaffen hatte, stehen noch. Aber im Innern ist dieses Gebäude bereits zerbröckelt und teilweise zerstört. Mit dieser Entwicklung einher ging die Zurückdrängung des Einflusses der Gewerkschaften in allen öffentlichen Funktionen.«[332]

Die Notverordnungspraxis und die Tolerierungspolitik entwerteten die Schutzfunktion der Tarifverträge, der gesetzlichen Sozial- und Arbeitslosenversicherung und erschütterten die Stellung der Gewerkschaften. So erklärte der Vorsitzende der

332 Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 113–115;

Schuhmacher, Josef, Simon, auf der Bundesausschußsitzung des ADGB am 15. Dezember 1931: »Im gegenwärtigen Kampf leiden unsere Organisationen außerordentlichen Schaden. Einer unserer größten Betriebe hat uns die Beitragssperre angedroht; man sagt, was brauchen wir die Gewerkschaften, wenn die von den Gewerkschaften tolerierte Regierung die Löhne festsetzt. Wenn man sehen würde, daß die Notverordnung wirklich der Ankurbelung der Wirtschaft dient, könnten wir Opfer in Kauf nehmen. Aber das können wir ja nicht annehmen, denn weitere Schrumpfung wird eintreten.«[333]

Ein großer Teil der Lohnabhängigen – vor allem der unorganisierten – wurde durch die Tolerierungspolitik auf individuelle Existenzsicherungsstrategien zurückgeworfen und entfremdete sich zusehends der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung. Statt kollektiver Handlungsbereitschaft verbreiteten sich politische Apathie und Resignation. Ein nicht geringer Teil der erwerbslosen Jugend sowie der Angestelltenschaft wurden in dieser existentiellen Krise von der faschistischen Ideologie und Politik angezogen. Während der Allgemeine freie Angestelltenbund (AfA-Bund) in der Krise stark an Mitgliedern verlor, verzeichnete der antisemitische Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband (DHV) noch Mitgliederzuwächse.[334]

Erhebliche Teile der jüngeren Lohnabhängigen und Arbeitslosen, die auf aktiven Widerstand drängten, wandten sich der »radikalen« Alternative, der KPD zu, die nach dem Berliner Metallarbeiterstreik und den wilden Streiks im Ruhrbergbau mit dem Aufbau eigener Gewerkschaftsverbände begonnen hatte. Diese Umwandlung der »Revolutionären Gewerkschaftsopposition» (RGO), die anfangs nur ausgeschlossene Mitglieder, Zahlstellen und Verbände organisiert hatte und seit 1929

333 ebenda, S. 317/18;

334 ebenda, S. 42; zum Bewußtsein der Angestellten in der Weltwirtschaftskrise und zur Politik der Angestelltengewerkschaften vergl. Hans Speier,. Die Angestellten vor dem Nationalsozialismus, Göttingen 1977; Erich Fromm, Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches. Eine sozialpsychologische Untersuchung, Stuttgart 1980; speziell zur politischen Entwicklung des DHV, der dem christlichen Gewerkschaftsdachverband »DGB« angehörte, vergl. Michael Schneider, Die christlichen Gewerkschaften 1894–1933, Bonn 1982.

mit eigenen Listen zu den Betriebsräten kandidierte, ließ jetzt jeden gewerkschaftlichen und betrieblichen Abwehrkampf zum erbitterten Konflikt innerhalb der Arbeiterbewegung werden und vollendete deren soziale und politische Spaltung nun auch auf der betrieblichen und gewerkschaftlichen Ebene.

Die RGO-Politik der KPD in der Weltwirtschaftskrise

Die ultralinke Wende der kommunistischen Gewerkschaftspolitik 1928/29 war insgesamt eingebettet in eine Neubewertung der internationalen Kräftekonstellationen und ihrer Entwicklungstendenzen, die auf dem IX. EKKI-Plenum, dem IV. RGI-Kongreß und dem VI. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale vorgenommen worden waren.[335] Auf die ökonomischen Analysen Eugen Vargas gestützt, prognostizierte die KI 1928/29 das bevorstehende Ende der »relativen Stabilisierung« des Kapitalismus und das Heranreifen einer tiefgreifenden ökonomischen und politischen Krise, verbunden mit höchster Kriegsgefahr.

Diese keineswegs unrealistische Analyse wurde jedoch mit zwei ebenso zentralen wie verhängnisvollen Fehlern verknüpft. Erstens mit der »Sozialfaschismus«-These, die die SPD und den ADGB nurmehr als Träger und Vermittler finanzkapitalistischer Herrschaft innerhalb der Arbeiterbewegung begriff. Dies blockierte weithin eine Differenzierung zwischen der faschistischen Gefahr und der reformistischen Tolerierungspolitik der Gewerkschaften. Und zweitens mit einer fatalen Fehlbewertung der sozialen Kämpfe 1927/28, die als erste Anzeichen einer breiten Linksentwicklung und Radikalisierung der Arbeiterschaft begriffen wurden. Die KPD verkannte dabei den ökono-

335 vergl. zum folgenden Abschnitt Deppe/Roßmann, Kommunistische Gewerkschaftspolitik in der Weimarer Republik, in: Matthias/Schönhoven (Hg.), Solidarität und Menschenwürde. Etappen der deutschen Gewerkschaftsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bonn 1984, S. 225 ff.; eine rein typologisierende, organisationsinterne Quellenanalyse zur RGO-Politik findet sich bei Werner Müller, Lohnkampf, Massenstreik, Sowjetmacht. Ziele und Grenzen der »Revolutionären Gewerkschaftsopposition« (RGO) in Deutschland von 1928–1933, Köln 1988.

misch-sozialen Defensivcharakter dieser Kämpfe und verlor zugleich die Einsicht in die wachsende Schutzfunktion der Gewerkschaften gerade in ökonomischen Krisenperioden. In der Konsequenz dieser strategischen Bestimmungen konzentrierte sich die KPD auf das Ziel, innerhalb der Arbeiterbewegung die Hegemonie der SPD – nun als »Hauptstütze der Bourgeoisie bezeichnet – zu brechen; denn die Arbeiterklasse sei nur unter Führung der KPD erfolgreich gegen die Kapitaloffensive und die faschistische Gefahr zu mobilisieren. Selbständige Kampfleitungen, Betriebsdelegiertenkonferenzen als Einheitsfrontorgane »von unten« und eine revolutionäre Betriebsratsarbeit sollten eine autonome Kampfführung in den Wirtschaftskämpfen gewährleisten, die organisierten, unorganisierten und erwerbslosen Lohnabhängigen vereinheitlichen und den Kämpfen selbst eine revolutionäre Perspektive geben (Überleitung in den politischen und Generalstreik). Noch der 10. Parteitag der KPD (1925) hatte jeden Kommunisten zur Kandidatur auf den freigewerkschaftlichen Betriebsratslisten verpflichtet. Mit der Durchführung des 1. Reichskongresses der Revolutionären Gewerkschaftsopposition (30. 11./1. 12. 1929 in Berlin) etablierte sich die kommunistische Opposition als eigenständige Organisation unter dem Namen RGO. 1929 wurde die Aufstellung oppositioneller Listen – unter Einschluß von Unorganisierten – beschlossen. Mit der organisatorischen Verselbständigung der RGO ab 1930 wurden diese Listen unabhängig vom Votum der Betriebs- und Gewerkschaftsversammlungen zur Pflicht erklärt. Das Ende 1929 gebildete »Reichskomitee zur Förderung der RGO« bestand bis dahin im wesentlichen als Funktionärskörper, der die Arbeit oppositioneller Betriebsräte und Vertrauensleute koordinieren und anleiten sollte.

Die RGO-Politik war auch in der kommunistischen Bewegung heftig umstritten. Insbesondere zahlreiche kommunistische Gewerkschafter in den Betrieben sowie Mitarbeiter der Gewerkschaftsabteilung der KPD schlossen sich wegen des RGO-Kurses der KPD der Kommunistischen Partei-Opposition (KPO) an. Auch in der Führungsgruppe der KPD gab es

offensichtlich beträchtliche Vorbehalte gegen die Verselbständigung eigener »revolutionärer« Gewerkschaftsverbände, die erst nach dem Berliner Rohrlegerstreik, vor allem aber nach dem Abbruch des Berliner Metallarbeiterstreiks im Oktober 1930 in Angriff genommen wurde. In nur wenigen Industriesektoren und Regionen verbreitet, blieben sie, wie der »Einheitsverband der Metallarbeiter Berlin« (EVMB) und der »Einheitsverband der Bergarbeiter Deutschlands« (EVBD), periphere Splitterorganisationen. Bis zum Frühjahr 1932 erreichte die gesamte RGO nur eine Mitgliederzahl zwischen 260 000 und 310 000, die in 4021 Betriebsgruppen und 1400 Erwerbslosengruppen zusammengefaßt waren. 75% der Mitglieder waren parteilos. Nur noch 300 Zahlstellen und Ortskartelle in den Verbänden der freien Gewerkschaften wurden von Kommunisten geleitet. Bei den Betriebsratswahlen des Jahres 1931 (die Wahlen von 1932 und 1933 wurden durch Notverordnungen ausgesetzt) errangen die Kandidaten der RGO 4664 Mandate gegenüber 115 671 der freien, 10 956 der Christlichen und 1560 der Hirsch-Duncker'schen Gewerkschaften.[336]

Allein schon diese Daten verdeutlichen die erhebliche Diskrepanz zwischen dem organisatorischen Einfluß der RGO und dem politischen Einfluß der KPD in dieser Zeit. Nach Schätzungen der »Deutschen Führerbriefe« waren etwa 1,5 bis 2 Millionen der 6 Millionen KPD-Wähler 1932 freigewerkschaftlich organisiert.[337] Die RGO war bis auf wenige Ausnahmen nie in der Lage, selbständige Wirtschaftskämpfe auszulösen bzw., sofern ihr dies doch gelang, sie über einen längeren Zeitraum aufrechtzuerhalten oder gar zum Erfolg zu führen. Aber ihre Mobilisierungsarbeit setzte, zusammen mit der kommunistischen Presse, die freien Gewerkschaften immer wieder unter erheblichen Legitimations- und Aktionsdruck. Die verselbständigte, gegen die Tolerierungspolitik und Passivität des ADGB gerichtete RGO-Politik reflektierte zwar verbreitete Stimmungen unter den Lohnabhängigen, die im sozialen Elend der

336 ebenda, S. 226 u. 229;
337 Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 239;

Weltwirtschaftskrise dem kapitalistischen System keinerlei Perspektiven mehr zubilligten. Aber als politische Strategie stieß sie selbst innerhalb der KPD-Mitgliedschaft auf Passivität und Widerstand. Die KPD, ohnehin überdurchschnittlich stark von der Massenarbeitslosigkeit betroffen, verlor durch den RGO-Kurs, der 1932 nur zögernd und widersprüchlich korrigiert wurde, trotz ihrer erheblichen Stimmengewinne bei den Wahlen nahezu jeglichen innergewerkschaftlichen Einfluß.

Vom »Krisenkongreß« zum »Papen-Putsch«

Die Spaltung der Arbeiterbewegung erreichte an der Jahreswende 1931/32 ihren Höhepunkt. Die Tolerierung der dritten und vierten Notverordnung im Dezember 1931 löste heftige innergewerkschaftliche Kontroversen aus. In der SPD führte sie im Oktober 1931 zur Abspaltung der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP). Die KPD wiederum rief 1931 – wenn auch widerstrebend und von weiten Teilen ihrer Wähler nicht befolgt – zur Beteiligung an dem von der NSDAP initiierten Volksentscheid gegen die SPD-geführte preußische Regierung auf. Bei den Reichspräsidentenwahlen im April 1932 unterstützte der ADGB unter der Parole »Jede Stimme für Hindenburg ist ein Hammerschlag gegen die Feinde Eurer Freiheit« die von Brüning betriebene Wiederwahl Hindenburgs als Alternative zu Hitler. Die KPD hatte Ernst Thälmann nominiert, da die SPD auf Druck Brünings zugunsten Hindenburgs auf einen eigenen Kandidaten verzichtet hatte.

Die Jahreswende 1931/32 markiert nicht nur den Tiefpunkt der ökonomischen Entwicklung mit inzwischen über 7 Millionen Erwerbslosen, sondern zugleich auch den Tiefpunkt der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung. In beiden Flügeln der Arbeiterbewegung wie in den Gewerkschaften zeichneten sich aber seit Ende 1931 auch Tendenzen einer Neuorientierung ab. Sie begann zögernd und widersprüchlich und wurde nur begrenzt handlungswirksam. Dennoch war sie ein Ergebnis wachsender Einsicht in den Charakter der kapitalistischen

Krise und der faschistischen Gefahr. Insbesondere die Diskussionen über die Arbeitsbeschaffung und die Einheitsfront ließen Ansätze von Lernprozessen erkennen.

Die Bankenkrise im Sommer 1931 erschütterte auch in den Gewerkschaften die letzten Illusionen über die weitere konjunkturelle Entwicklung. Ein Ende der Depression war nicht absehbar und die tarifpolitische Gegenmacht durch die erschöpften gewerkschaftlichen Finanzmittel und die hohe Arbeitslosigkeit (1931 33,7, 1932 43,7% aller Gewerkschaftsmitglieder) ernsthaft gefährdet. Schon Anfag 1931 hatten Fritz Tarnow und Wladimir Woytinski für den ADGB die Grundlagen eines gewerkschaftlichen Arbeitsbeschaffungsprogramms konzipiert, das im Juni 1931 als »Konzept aktiver Wirtschaftspolitk« veröffentlicht wurde.[338] Gefordert wurde eine unverzügliche Inangriffnahme öffentlicher Arbeiten und die Vergabe öffentlicher Aufträge zur Entlastung des Arbeitsmarktes. Als Aufgabengebiete nannte der ADGB Straßenerhaltung und Straßenbau, landwirtschaftliche Meliorationen und Siedlungen, Hochwasserschutz, Kleinwohnungsbau und Altbausanierung sowie Aufträge der Reichsbahn und Reichspost. Finanziert werden sollte das Programm durch staatliche Geld- und Kreditschöpfung. Der ADGB formulierte damit erstmals eine alternative wirtschaftspolitische Konzeption gegenüber der restriktiven und krisenverschärfenden Finanz- und Wirtschaftspolitik der Brüning-Regierung: Durch die staatliche Nachfragepolitik sollte die Konjunktur wiederbelebt und die Massenarbeitslosigkeit bekämpft werden. Diese Konzeption des ADGB griff in der internationalen Diskussion stehende und in Deutschland schon in der Krise 1925/26 ansatzweise praktizierte Methoden der Arbeitsbeschaffung und der Konjunkturbeeinflussung durch staatliche Geld- und Kreditschöpfung auf. Zusammen mit dem Programm zum »Umbau der Wirtschaft« (Juli 1932) markierte dieses Arbeitsbeschaffungsprogramm, das erst nach langen Diskussionen mit der SPD auf dem »Krisenkongreß«

338 Vgl. M. Schneider, Das Arbeitsbeschaffungsprogramm des ADGB. Zur gewerkschaftlichen Politik in der Endphase der Weimarer Republik, Bonn-Bad Godeberg 1975;

des ADGB im April 1932 verabschiedet wurde, eine Abkehr von der passiven gewerkschaftlichen Haltung gegenüber der Krise.[339] Obgleich diese Programme auf eine Wiederbelebung der alten Weimarer Koalitionspolitik zielten[340], so gab es doch – selbst innerhalb der Führungsgruppen des DGB – Überlegungen, die eine Neuorietierung der gewerkschaftlichen Politik ermöglicht hätten. Erstens gab es – trotz Differenzen in der Finanzierungsfrage – Übereinstimmungen mit dem Arbeitsbeschaffungsprogramm der KPD von 1931. Zweitens rückte insbesondere das »Umbauprogramm« erneut die sozialistischen Ziele der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung – Vergesellschaftung der Schlüsselindustrien, volkswirtschaftliche Planung und Mitbestimmung – stärker in den Vordergrund. Und drittens war es Fritz Tarnow, der – wenn auch nur in internen Diskussionen – die Auffassung vertrat, eine »Diktatur auf wirtschaftlichem Gebiet« und eine »Überwindung des privaten Wirtschaftssystems«[341] seien die Voraussetzungen für ein wirksames und großzügiges Arbeitsbeschaffungsprogramm. Wenig später sprach er von der Notwendigkeit, ein »revolutionäres sozialistisches Wirtschaftsprogramm« zu entwerfen, »das uns mit den Kommunisten und dem ehrlichen Teil der Nationalsozialisten näher zusammenbringt«.[342]

Aber weder das »Arbeitsbeschaffungs-« noch das »Umbauprogramm« des ADGB wurden mit einer gewerkschaftlichen Mobilisierung der Lohnabhängigen verbunden. Selbst eine Versammlungs-, Demonstrations- oder Flugblattkampagne unterblieb. Und die traditionellen reformistischen Einflußkanäle waren politisch und strukturell blockiert: Die SPD, die sich nur mit Widerständen der ADGB-Pläne angenommen hatte, verlor mit den Preußen- und den Reichstagswahlen im April und Juli 1932 weiter an Gewicht. Der Reichstag selbst war

339 M. Held, Sozialdemokratie und Keynesianismus, Frankfurt/M. 1982, S. 91 ff.;
340 H. W. Weinzen, Wirtschaftsdemokratie und deutsche Arbeiterklasse in der Weimarer Republik. 1928–1933, in: Deutsche Arbeiterbewegung vor dem Faschismus, Argument-Sonderband 74, Berlin 1981, S. 99;
341 Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 164;
342 ebenda, S. 189;

durch die Notverordnungspolitik ohnehin nahezu bedeutungslos geworden. Reichskanzler Brüning, auf den der ADGB große Hoffnungen gesetzt hatte, wurde kurze Zeit nach dem Krisenkongreß auf Druck der Industrie vom Reichspräsidenten Hindenburg entlassen.

Unter den industriellen Führungseliten, die sich seit Herbst 1931 zusehends von der Brüning-Regierung absetzten, nahm die Kooperationsbereitschaft mit der NSDAP immer konkretere Züge an. Der gemeinsame Auftritt führender Industrieller, DNVP- und NSDAP-Politiker auf der Tagung der »Harzburger Front« 1931, die begeistert aufgenommene Rede Hitlers vor dem Düsseldorfer Industrieclub sowie die von Hjalmar Schacht betreute Anpassung der NSDAP-Wirtschaftsprogrammatik an die großindustriellen Wirtschaftsinteressen rückten eine faschistische Regierungsbeteiligung immer näher.[343] Führende Politiker des Zentrums und der DNVP, die seit dem Mai 1932 mit dem Reichskanzler von Papen die Regierungsmacht innehielt, unternahmen nach den Preußen- und den Reichstagswahlen ernsthafte, von der Industrie unterstützte Versuche, Regierungskoalitionen mit der NSDAP zu bilden, die nach den Reichstagswahlen im Juli 1932 mit 13,7 Millionen Wählerstimmen im Zenit ihres politischen Wählereinflusses stand. Die faschistischen Wahlerfolge gingen mit einem kaum noch gebremsten Straßenterror der SA und der NSDAP in den Arbeitervierteln der Großstädte einher.

Unter dem Eindruck dieser politischen Entwicklung schlossen sich SPD, ADGB-Gewerkschaften, Reichsbanner und sozialdemokratische Sportlerverbände zur antifaschistischen »Eisernen Front« zusammen. In den Betrieben gründeten die Gewerkschaften sogenannte »Hammerschaften«, um das vermehrte Eindringen von Nazis in die Betriebe zu verhindern. Mit diesen Initiativen konnten wieder Jugendliche politisch

343 vgl. R. Neebe, Großindustrie, Staat und NSDAP 1930–1933, S. 127 ff.; D. Stegmann, Kapitalismus und Faschismus in Deutschland 1923–34, in: Gesellschaft Nr. 6 (1976), Frankfurt/M. 1976, S. 19–91; E. Czichon, Wer half Hitler zur Macht? Zum Anteil der deutschen Industrie an der Zerstörung der Weimarer Republik, Köln 1967; U. Hörster-Philipps, Wer war Hitler wirklich? Großkapital und Faschismus 1918–1945, Köln 1978;

mobilisiert werden. Die KPD gründete im Frühjahr 1932 die »Antifaschistische Aktion« und bekundete erstmals wieder eine begrenzte Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit der SPD und dem ADGB auch auf der Ebene der Führungen. In dem Maße, wie der Antifaschismus in den Mittelpunkt der Auseinandersetzungen rückte, mehrten sich Anzeichen für die Erkenntnis, daß der Konflikt innerhalb der Arbeiterbewegung qualitativ von der prinzipiellen Klassengegnerschaft gegenüber dem Faschismus unterschieden werden müsse. Gegenüber dem brutalen Naziterror auf den Straßen und in den städtischen Arbeitervierteln waren gemeinsame Widerstandsaktionen im Frühjahr und Sommer 1932 oft eine Selbstverständlichkeit. In der Gewerkschaftspresse wurden wieder häufiger die Wahlergebnisse von SPD und KPD zum »marxistischen Block« gegenüber den Faschisten zusammengefaßt.

Nach der Einsetzung des Kabinetts Papen im Mai 1932 intensivierte sich die Diskussion um die »Einheitsfront«. Auch der ADGB-Bundesvorstand und Bundesausschuß mußten sich mit diesem Thema beschäftigen. Alle Teilnehmer dieser Diskussionen berichteten von dem starken Bedürfnis nach der Einheitsfront unter den Mitgliedern. Fritz Tarnow warnte nachdrücklich vor einer negativen Stellungnahme zum Einheitsfrontproblem: »Die Parole ›Einheit‹ hat solche Zugkraft, daß jeder abfällt, der in den Verdacht der Sabotagegerät.«[344] Der Vorsitzende des ADGB. Theodor Leipart, stellte seine Bereitschaft, vermittelnde Gespräche zwischen Otto Wels (SPD) und Ernst Thälmann (KPD) zu initiieren, – wenn auch ohne Erfolg – zur Diskussion.[345] Aber der Einheitsdrang der Massen fand keine wirkliche Entsprechung in den Führungsorganen des ADGB, der SPD und der KPD. Hier dominierten auch im Sommer

344 Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 145; die Diskussionen in den gewerkschaftlichen Führungsgremien vermitteln indes auch einen plastischen Eindruck davon, wie stark die Frage der Einheitsfront von taktischen Überlegungen bestimmt wurde.

345 ebenda, S. 116–126, 141–147; Henryk Skrypzak, Kanzlerwechsel und Einheitsfront. Abwehrreaktion der Arbeiterbewegung auf die Machtübergabe an Franz von Papen, IWK 18. Jg. (Dez. 1982), H. 4, S. 482–499;

1932 weiterhin taktische Überlegungen und enge parteipolitische Interessen.[346]

Mitten in diese Diskussionen um »Arbeitsbeschaffung«, »Umbau der Wirtschaft« und »Einheitsfront« platzte der »Preußen-Putsch» der Regierung Papen. Mit der putschartigen und verfassungswidrigen Absetzung der sozialdemokratisch geführten Koalitionsregierung fiel die letzte sozialdemokratische Machtbastion im Reich. Eine politische Widerstandsaktion mit Generalstreikaufruf des ADGB, die angesichts des noch lebendigen Vorbild des Widerstands gegen den Kapp-Putsch 1920 vielfach erwartet wurde, blieb aus. In vielen Orten warteten die Mitglieder des Eisernen Front auf einen Widerstandsaufruf ihrer Führung. Aber der ADGB-Bundesvorstand und -ausschuß ebenso wie SPD und Reichsbanner verwarfen am 20. und 21. Juli alle Generalstreikpläne – und diesbezügliche Einheitsangebote der KPD. Sie begriffen den Preußen-Putsch vornehmlich als »politische Provokation«, der man nicht nachgeben dürfe und vertrauten auf eine positive Entscheidung des preußischen Staatsgerichtshof sowie die Reichstagswahlen am 31. Juli 1932. Diese brachten indes nur weitere Stimmenverluste für die SPD, Gewinne zugunsten der KPD und das bis dahin höchste Stimmergebnis für die NSDAP.[347] Die vertrauliche Industriellenkorrespondenz »Deutsche Führerbriefe« beschrieb die sozialpsychologische Wirkung der widerstandslosen Preisgabe der Preußen-Regierung: ». . . es sind nicht Gegner, sondern Sozialdemokraten selbst, die offen feststellen, daß mit diesem Tage die sozialistische Bewegung einen guten Teil ihres Selbstvertrauens verloren hat . . . Unter der Oberfläche der disziplinierten Regie bohrt der Wurm des Zweifels und der Schwäche weiter. Die Eiserne Front . . . ist seit dem 20. Juli ein etwas fataler, hohlklingender Begriff geworden. . . .Der einfache Arbeiter, der bereit ist, für seine Partei zu opfern und marschieren, versteht nicht, daß am 20. Juli nur ein rhetorischer

346 Die Generallinie. Rundschreiben des ZK der KPD an die Bezirke 1929–1933, eingel. v. Hermann Weber, Düsseldorf 1981, S. 483–510;

347 Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 168–183;

Protest gegen die Gewalt erfolgte, daß alles unterblieb, was er, vielleicht etwas romantisch und hitzig, erhofft hatte: Widerstand, Märtyrertum und Generalstreik.«[348]

Eine letzte große Chance, das Widerstands- und Gegenmachtpotential der Arbeiterklasse unter Beweis zu stellen, dem Kapital die Gefahren einer faschistischen Machtübertragung zu demonstrieren und der Arbeiterbewegung selbst ihre Identität und ihr Selbstvertrauen zu erhalten, wurde durch die Kapitulation am 20. Juli 1932 vertan. Die Erfolgschancen waren bei 6 Millionen Arbeitslosen sicher geringer als zur Zeit des Kapp-Putsches. Aber die Papen-Regierung konnte sich nur auf einen schmalen Massenanhang stützen und war im Volk als »Kabinett der Barone« verhaßt. Der Widerstand der preußischen Regierung hätte die Verfassung für sich in Anspruch nehmen und die vereinheitlichende Wirkung einer Abwehrforderung nutzen können. Darüber hinaus bestand die Chance, diese verfassungspolitische Auseinandersetzung mit den sozialen und politischen Forderungen (wie z. B. dem SA-Verbot und der Arbeitsbeschaffung) zu verbinden, die auch von Teilen des Bürgertums unterstützt wurden. Innerhalb der Reichswehrführung bestanden erhebliche Bedenken vor einem Einsatz der Reichswehr in einem Generalstreik oder Bürgerkrieg. Die Erwerbslosen hatten sich in den sozialen Kämpfen der vorausgegangenen Jahre nicht als Streikbrecher mißbrauchen lassen, und die KPD stand in dieser Frage nicht gegen die preußische Regierung, sondern hatte ausdrücklich an die Führungen der SPD und des ADGB einen Appell zum gemeinsamen Generalstreik gerichtet.

Gewerkschaftliche Erwerbslosenarbeit in der Krise

Bereits 1920 war es auf dem 1. Reichskongreß der Betriebsräte (5.–7. Oktober 1920 in Berlin) zu Auseinandersetzungen zwischen Arbeitslosen und den Gewerkschaften gekommen. Die Vertreter des »Reichsarbeitslosenrates«, die ein eigenständiges Stimmrecht für den Kongreß forderten, unterstützten gleichzei-

348 Deutsche Führerbriefe, Nr. 83/25. 10. 1932;

tig die Forderungen des linken Flügels der Arbeiterbewegung nach Sozialisierung der Betriebe. An der Arbeitslosenfrage polarisierten sich schon im Verlauf der 20er Jahre linke und rechte Gewerkschaftspositionen.

Mit der Gründung von Erwerbslosenausschüssen, Aktionen für staatliche und kommunale Sonderhilfen, dem Aufgreifen der Erwerbslosenforderungen auf Konferenzen und Parteitagen sowie mit der Organisierung einer eigenständigen »Reichskonferenz der Erwerbslosen« (1926) profilierte sich insbesondere die KPD als Vertreterin der Arbeitslosen. Die Gewerkschaften beschränkten sich vornehmlich, in enger Kooperation mit den SPD-Vertretern in den Kommunalparlamenten, auf parlamentarische Initiativen zugunsten der Erwerbslosen.

Erst 1932 entbrannte eine intensivere innergewerkschaftliche Diskussion über die Arbeitslosenarbeit und die gewerkschaftliche Organisierung der Erwerbslosen.[349] Bis dahin beschränkte sich der ADGB auf die Verteidigung des Systems der Arbeitslosenversicherung gegen die Unternehmerangriffe. Am Beginn der Krise traten die Gewerkschaften mehrfach gegen Kürzungen der Unterstützungsleistungen auf. Sie setzten sich stattdessen für eine Erhöhung der Beiträge ein. Im Rahmen der Tolerierungspolitik gelangen ihnen jeweils nur geringfügige Korrekturen der Notverordnungen, die mit drastischen Verschlechterungen für die Erwerbslosen einhergingen.

Das im April 1932 verabschiedete »Arbeitsbeschaffungsprogramm« blieb, abgesehen von einigen kommunalpolitischen Initiativen, angesichts der politischen Machtverhältnisse und fehlender gewerkschaftlicher Mobilisierung folgenlos.

Der Ausbau des Freiwilligen Arbeitsdienstes (FAD) in der Endphase der Weimarer Republik, der nicht unwesentlich auf die Agitation der NSDAP und anderer rechter Formationen für eine »Arbeitsdienstpflicht« zurückging, richtete sich in mehrfacher Hinsicht gegen gewerkschaftliche Positionen. Im Rahmen des FAD wurden Arbeiten durchgeführt, die die Einstellung

349 Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 152–157; 350 GZ Nr, 28/9. 7. 1932, S. 443 ff.;

regulärer Arbeitskräfte vor allem in der Bauindustrie verhinderten und die mit der Durchbrechung des Tariflohnsystems weitere Lohnsenkungen vorbereiteten. In den Arbeitslagern des FAD, organisatorisch vor allem von rechten Wehrverbänden getragen, wurden die Jugendlichen Opfer einer hemmungslosen militaristischen Propaganda. Die relativ breite Entwicklung des FAD[350] führte, trotz massiven Widerstands der Baugewerkschaft, zu einem Einstellungswandel im ADGB: Durch eigene Initiativen sollte Einfluß auf die inhaltliche Gestaltung dieser Arbeitslager genommen werden. Dem diente insbesondere die Gründung des »Sozialen Dienst. Hilfswerk der Arbeiterschaft für die erwerbslose Jugend«, einer Gemeinschaftsinitiative des ADGB, des AfA-Bundes, der Arbeiterwohlfahrt, des Reichsausschusses für sozialistische Bildungsarbeit. der Sozialistischen Arbeiterjugend, des Reichsbanner und der Arbeitersportvereine. Er sollte fachliche Fortbildungskurse und die praktische Betätigung in Werkstätten organisieren, sich um die Beschäftigung im Rahmen des FAD kümmern und eigene Initiativen für eine »kollektive Selbsthilfe« entwickeln.[351] Schon auf dem 13. ADGB-Kongreß 1931 war angeregt worden, stillgelegte Unternehmungen durch arbeitslose Arbeiter und Angestellte wieder in Betrieb zu setzen und dort für den Eigenbedarf der Arbeitslosen zu produzieren. Für arbeitslose Jugendliche sollten in stillgelegten Betrieben Sammellehrwerkstätten gegründet werden.[352]

Solche alternativen Organisationsformen sollten die Jugendlichem dem Einfluß der rechten Organisationen entziehen. Zusammen mit anderen sozialistischen Organisationen geplante Projekte der kollektiven Selbsthilfe wurden jedoch bereits im Ansatz durch den Machtantritt des Faschismus erstickt.

Zu spät kamen auch Überlegungen, die Arbeitslosen in die Gewerkschaften einzubeziehen. Auf der 5. Sitzung des ADGB-

351 GZ Nr. 35/27. 8. 1932, S. 558–59;
352 ebenda Nr. 17/23. 4. 1932, S. 263;

Bundesausschusses vom 22. 3. 1932[353] forderte der Bergarbeiterverband, die Organisierung von Erwerbslosen nicht mehr den Einzelgewerkschaften allein zu überlassen, weil vielen Erwerbslosen jegliche Chance fehlte, einen Beruf zu ergreifen und Gewerkschaftsmitglied zu werden. Die Erwerbslosen sollten in loser Form auf der Ebene des ADGB und seiner Ortsausschüsse organisiert werden. Mit Eintritt in das Berufsleben könne der Übertritt zur zuständigen Einzelgewerkschaft erfolgen. Schwerpunkte der Arbeitslosenarbeit sollten Vortragsveranstaltungen und gewerkschaftlicher Rechtsschutz sein.

Andere Gewerkschaften traten für die einzelgewerkschaftliche Organisierung der Erwerbslosen ein, wieder andere schlugen vor, auf die Eintrittsgelder zu verzichten; eine Beschlußfassung unterblieb, da die Vorbehalte gegen die einzelnen Vorschläge zu stark waren. Ein wesentlicher Grund waren die gewerkschaftlichen Unterstützungsgelder, die arbeitslose Mitglieder erhielten. Durch die Aufnahme Arbeitsloser, insbesondere solcher, die vor der Austrittswelle 1924 Mitglieder gewesen waren, befürchteten viele Gewerkschaften den finanziellen Ruin.

Hinzu kamen Bedenken, die Ausdruck der politischen Spaltung der Arbeiterbewegung waren. Die KPD hatte zu Beginn der Weltwirtschaftskrise durch Aufbau von Erwerbslosenausschüssen, Herausgabe von Arbeitslosenzeitungen, Aktionen für Sonderhilfen und gegen Wohnungsräumung, Demonstrationen gegen Unterstützungskürzung usw. ihre Erwerbslosenarbeit reaktiviert. Die Erwerbslosenausschüsse waren organisatorisch in die Revolutionäre Gewerkschaftsopposition (RGO) eingebunden.

Während der ADGB auf die Entwicklung parlamentarischer Initiativen fixiert blieb, orientierten KPD und RGO die Arbeitslosen auf den revolutionären Bruch mit dem kapitalistischen System. Durch diese »Überpolitisierung« der Erwerbslosenarbeit trat, trotz vielfach übereinstimmender konkreter

353 vgl. Protokoll der 5. Sitzung des Ausschusses des ADGB vom 23. 3. 1932; Protokoll der 8. Sitzung des Vorstandes des ADGB am 2. 3. 1932 (DGB-Archiv, NW4, Bl. 42–48);

Einzelforderungen zwischen KPD, SPD und ADGB zumeist das Trennende in den Vordergrund und wurde nur allzu oft eine produktive Kooperation verhindert.[354]

Auch die KPD konnte, nicht zuletzt angesichts der verbreiteten Entmutigung, Resignation, Passivität und Vereinzelung der Erwerbslosen, keine größeren Organisationserfolge unter den Arbeitslosen erzielen. Doch der fortwährende Verweis auf die gesellschaftlichen Ursachen der Arbeitslosigkeit wirkte zumindest innerhalb der Arbeiterschaft – im Unterschied zu den Angestellten – der individuellen Selbstzerstörung im Prozeß der Arbeitslosigkeit entgegen. Diese Arbeit der KPD wie ihre wiederholten Versuche, Erwerbslosenvertreter in die Organisation von Streiks einzubeziehen, trugen in den betrieblichen und gewerkschaftlichen Streiks zwischen 1930 und 1932 wesentlich zur Verhinderung von Streikbrucharbeiten bei. Die in der Weltwirtschaftskrise verbreitete Identifizierung der KPD als »Partei der Erwerbslosen«, die sich nicht zuletzt in den großen Wahlerfolgen der KPD in den industriellen Ballungszentren ausdrückte, bildete zugleich eine wichtige Barriere gegen die faschistische Agitation unter der erwerbslosen Arbeiterschaft.

Herbststreikwelle: Widerstand gegen Lohnabbau

Im Sommer 1932 waren die politischen Voraussetzungen für einen wirtschaftspolitischen Kurswechsel herangereift. Das Abkommen von Lausanne (9. Juli 1932) beendete mit einer einmaligen Abfindungssumme von 3 Mrd. RM die deutsche Reparationsschuld. Da die Notverordnungspolitik inzwischen für einen weitreichenden Lohn- und Sozialabbau bewirkt hatte, war der Zeitpunkt für eine konjunkturstimulierende Wirtschaftspolitik herangereift. Auch die Brüning-Regierung hatte für diesen Zeitpunkt den Übergang zu einer aktiven Konjunk-

354 H. Caspar, Die Politik der RGO. Dargestellt am Beispiel der Arbeitslosenpolitik in Hamburg, in: Deutsche Arbeiterbewegung vor dem Faschismus, Argument Sonderband 74, Berlin 1981, S. 50–80;

turpolitik vorbereitet.[355] Aber einflußreiche Kapitalgruppen befürchteten bei ansteigender Konjunktur eine Wiederbelebung der gewerkschaftlichen Macht.[356]

Das Papen-Kabinett arbeitete in enger Kooperation mit dem Reichsverband der Industrie den sogenannten »Papen-Plan« aus, der eine aktive Kreditschöpfung durch ein System von Steuergutscheinen vorsah. Zugleich berechtigte der Papen-Plan, wiederum in Form einer Notverordnung in Kraft gesetzt (4./5. September 1932) die Unternehmen – unter Mißachtung geltender Tarifverträge, ohne Beratung mit Betriebsräten, nur durch Anschlag am Schwarzen Brett – für die Neueinstellung von Arbeitern den Lohn aller Arbeiter in der 31. bis 40. Stunde zwischen 10 und 50% zu senken. Bei »Gefährdung der Weiterführung des Betriebes« erlaubte die Notverordnung generelle Kürzungen der Tariflöhne bis zu 20% durch die staatlichen Schlichter. Der Papen-Plan kam damit den im August 1932 erneut massiv vorgetragenen Forderungen der Industrie nach einer »Tariflockerung« entgegen.[357] Das bedeutete nicht allein eine weitere Verelendung für die betroffenen Belegschaften, sondern stellte zugleich die Unabdingbarkeit der Tarifverträge und damit das Tarifvertragsrecht selbst infrage.

Nun endlich entschloß sich der ADGB zur Gegenwehr: »Auch auf die Gefahr hin, daß Schadensersatzklagen gegen die Gewerkschaften anhängig gemacht werden«, so faßte Theodor Leipart die neue Leitlinie zusammen, »müssen wir die Arbeiter zum Widerstand ermutigen. Diese Parole ist notwendig. . . Wir müssen den Widerstand organisieren und werden dadurch einen Auftrieb unserer Bewegung erhalten.«[358] Schon Mitte Oktober 1932 hatte sich der Widerstand zu einer Streikwelle in ganz Deutschland ausgeweitet.[359] Für die bis Anfang November 1932 andauernde Herbststreikwelle meldete die RGO 753

355 Nußbaum, Wirtschaft und Staat, S. 373 ff.;
356 Deutsche Führerbriefe Nr. 85/1. 11. 1932 (Jena oder Sedan);
357 GZ Nr. 34/20. 8. 1932; Deutsche Führerbriefe Nr. 62/12. 8. 1932;
358 Protokoll der 9. Sitzung des Ausschusses des ADGB vom 9./10. 9. 1932, S. 134;
359 E. Kücklich, Streik gegen Notverordnungen, Phil. Diss. Berlin 1972; Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 201–236;

Streiks in der Privatwirtschaft und im Öffentlichen Dienst, von denen viele mit Erfolg und Teilerfolgen endeten. Die Pläne der Schwerindustrie und des Papen-Kabinetts, die den Lohn- und Sozialabbau vervollständigen, Beschäftigte und Erwerbslose spalten, die Arbeiterklasse demoralisieren und die Gewerkschaftsmacht durch Unterminierung des Tarifvertragsrechts weiter aushebeln sollte, schlugen auf die Urheber selbst zurück. Die Verblüffung im Kapitallager formulierte schon wenige Wochen später der »Deutsche Volkswirt«: »Es scheint, daß die Unternehmer in sehr zahlreichen Fällen nicht in der Lage sind, von dieser Vorschrift Gebrauch zu machen, weil sie auf einen unüberwindlichen Widerstand der Arbeiter stoßen – oder mindestens auf einen Widerstand, dessen Überwindung Opfer kosten würde, die den Unternehmern unlohnend scheinen. In einer Reihe von Fällen sind Lohnsenkungen zurückgenommen worden... Aber nicht überall kommt es zu raschem Friedensschluß, es sind eine ganze Reihe von Streiks ausgebrochen, und der größte Teil von ihnen ist von den Arbeitern gewonnen worden oder steht für die Arbeiter günstig. Inmitten einer Riesenarbeitslosigkeit scheint das allen gewerkschaftlichen Erfahrungen zu widersprechen. Aber die Solidarität der Arbeitslosen mit den Streikenden ist vorerst erstaunlich stark...«[360] Etwa 60% aller Konflikte wurden in Betrieben mit weniger als 300 Beschäftigten ausgetragen. In kampfstärkeren Sektoren, in Großbetrieben oder bei gut organisierten Belegschaften bzw. Berufsgruppen genügten angesichts der drohenden Streikwelle oft schon Belegschaftsversammlungen, Streikbeschlüsse, Demonstrationen oder passive Resistenz, um die Anwendung der Notverordnung zu stornieren. Je nach innerbetrieblichen Kräfteverhältnissen spielten in diesen betrieblichen Abwehrkämpfen Vertreter der freien und der christlichen Gewerkschaften, der RGO oder Unorganisierte eine führende Rolle. In zahlreichen Betrieben kam es zu gemeinsamen Streikleitungen, nicht selten waren Nazi-Arbeiter einbezogen. Neben erfolgreicher Zusammenarbeit kam es auch immer wie-

360 Der Deutsche Volkswirt, Nr. 53/30. 9. 1932;

der zu heftigen Auseinandersetzungen, insbesondere zwischen den freien Gewerkschaften und der RGO.

Ihren Höhepunkt und Abschluß fand die Herbststreikwelle im Berliner Verkehrsarbeiterstreik.[361] Die Papen'sche Notverordnung sah die Angleichung der Löhne aller Arbeiter öffentlicher Betriebe und Verwaltungen an das insgesamt niedrigste Niveau der Reichsarbeiter vor. Der freigewerkschaftliche »Gesamtverband« handelte in diesem Zusammenhang für die Belegschaft der Berliner Verkehrsbetriebe eine Vereinbarung aus, die eine Lohnkürzung um 2 Pfg. bei monatlicher Kündigungsmöglichkeit vorsah. Er verstieß damit nicht nur gegen die Orientierung des ADGB, »freiwillig kein Tarif mit Lohnabbau«, sondern unterschätzte auch die Stimmung in der Belegschaft. Eine auf Basisdruck vom Betriebsrat durchgeführte Urabstimmung, die die Verantwortung auf die Belegschaft selbst verlagern sollte, zeigte breite Ablehnung. Zur Urabstimmung waren organisierte und unorganisierte Beschäftigte aufgerufen. 14 471 der 18 537 Abstimmenden bzw. der 21 902 Beschäftigten (78 bzw. 66%) stimmten für Streik.

Für den Gesamtverband war damit die nötige Streikmehrheit verfehlt – obwohl dessen Satzung die 75%-Klausel als Kann- und nicht als Muß-Bestimmung formulierte. Eine betriebliche Streikleitung, der neben RGO-Vertretern auch oppositionelle Gewerkschafter anderer Strömungen (KPO, SAP) und vier Mitglieder der Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation (NSBO) angehörten, rief dennoch erfolgreich zum Streik auf.[362] Von Donnerstag, dem 3. November, bis Sonntag, dem 6.

361 vergl. H. Zangemeister (Vorstandsmitglied der BVG), Bericht über den Berliner Verkehrsstreik im November 1932, Berlin 8. November 1932, BVG-Archiv; KPD (Hrsg.), Der Streik der Berliner Verkehrsarbeiter, Düsseldorf o. J. (Ende 1932); J. Oltmann, Das Paradepferd der Totalitarismustheorie. Der Streik der Berliner Verkehrsarbeiter im November 1932, in: Blätter f. dtsch. u. int. Politik, 11/1982, S. 1374–1390; W. Roßmann, Gewerkschaftliches und betriebliches Handlungspotential in der Weltwirtschaftskrise. Der Berliner Verkehrsarbeiterstreik im November 1932, in: Staatliche Kunsthalle Berlin (Hrsg.), Bericht 1983. Vorträge Aufsätze Dokumente, S. 47–57; Henryk Skrzypczak, »Revolutionäre« Gewerkschaftspolitik in der Weltwirtschaftskrise. Der Berliner Verkehrsarbeiterstreik 1932, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 4/5 1983, S. 264 ff.;

362 vergl. J. Wieszt, Die KPD-Politik in der Krise 1928–1932, Frankfurt/M. 1976, S. 559 ff.;

November (gleichzeitig Tag der Reichstagswahlen), lag der Berliner Verkehr still, obwohl die Gewerkschaft zum Abbruch des Streiks aufforderte, eine Verbindlichkeitserklärung des Lohnabbaues erfolgte, Teile der Streikleitung verhaftet sowie mehr als 2000 Streikende gemaßregelt wurden und die massiv eingesetzte Polizei auch vor Schußwaffengebrauch nicht zurückschreckte. Erst am Montag, dem 7. November, als die Streikfront abbröckelte, brach die Streikleitung den Arbeitskampf ab.

Trotz dieser politisch komplizierten Konstellation wurde der Streik, der über den unmittelbaren Anlaß hinaus zugleich das allgemeine Bedürfnis nach Widerstand symbolisch ausdrückte, von einer breiten Sympathiewelle in Berlin getragen. Der »Deutsche Volkswirt« resümierte: ». . . daran ist kein Zweifel möglich: Die Streikbewegung war trotz der Unbequemlichkeit, die sie für die Masse der Bevölkerung mit sich brachte, und trotz der zahlreichen Sabotageakte, die auch das große Polizeiaufgebot nicht verhindern konnte, von der Sympathie breitester Schichten getragen. Hier wirkten sich Dinge aus, die logisch mit dem Streik in keinen Zusammenhang zu bringen waren: Der Unterstützungsabbau, die Regierungsparole gegen den Wohlfahrtsstaat, der 20. Juli. Zahllose unbeteiligte Arbeiter und Angestellte empfanden tiefe Befriedigung darüber, daß trotz Ausschaltung der großen Arbeitnehmerparteien von der Regierungsmacht der Arbeiterschaft eine so scharfe Waffe geblieben sei. Die Waffe hat sich, wie bei ruhiger Überlegung vorauszusehen war, schließlich doch als stumpf erwiesen. Aber wir haben ein ganz kleines Vorspiel dessen erlebt, was sich ereignen mag, wenn ein Industriestaat wie Deutschland aufhört, eine Demokratie zu sein.«[363]

In den Reichstagswahlen am 6. November verlor die NSDAP erstmals 2 Milionen Stimmen. Die SPD und KPD, letztere wies erneut einen Gewinn von 700 000 Stimmen auf, besaßen zusammen wieder mehr Stimmen als die NSDAP. Die großagrarisch

363 Der deutsche Volkswirt, Nr. 66/11. 11. 1932; zu ähnlichen Ergebnissen kam auch die der Reichswehrführung nahestehende jungkonservative Zeitschrift »Die Tat«, vergl. Heinz Ulfen, Was wird der Arbeiter tun? in: Die Tat, H. 9/Dezember 1932, S. 742/43, sowie ebenda, S. 804/05;

und schwerindustriell orientierte Papen-Politik, insbesondere ihre Konfrontationsstrategie gegen die Arbeiterklasse und die Gewerkschaften war gescheitert. Ihr fehlte jegliche parlamentarische und politische Massenbasis. Die Papen-Regierung mußte abtreten.

Unmittelbar unter dem Eindruck des Reichstagswahlergebnisses und des BVG-Streiks prüfte die Reichswehrführung die Möglichkeit einer militärischen Niederwerfung eines Generalstreiks, den man bei Fortsetzung der konfrontativen Notverordnungspolitik des Papen-Kabinetts zu befürchten hätte und der von ADGB, SPD, KPD sowie oppositionellen Teilen der NSDAP getragen werden könnte.[364] Der Ausgang war negativ. Eine rein militärische Niederwerfung erschien bei gleichzeitigem Generalstreik und passiver Resistenz in mehreren strategisch wichtigen Reichsteilen nicht möglich. Der ADGB war über die Ergebnisse des Planspiels informiert. Leipart zitierte Überlegungen aus dem Umkreis des Papen-Kabinetts: »Der Verkehrsstreik habe gezeigt, welche Kräfte in der Arbeiterschaft ausgelöst werden könnten. Wenn etwa die erfahrenen Gewerkschaftsführer solche Dinge in die Hand nehmen würden, dann sei das eine ernste Gefahr.«[365] Nach Gesprächen mit dem Initiator des Reichswehrplanspiels notierte der Mitarbeiter Leiparts, Lothar Erdmann: »Die zweite Reichskanzlerschaft von Papen ist offenbar nicht zuletzt aus Sorge, daß ein Generalstreik von unberechenbaren Dimensionen ausbrechen könnte«, verhindert worden.[365]

In dieser Situation forderten zahlreiche Großindustrielle, Bankiers und Großagrarier den Reichspräsidenten Hindenburg auf, Adolf Hitler zum Reichskanzler zu ernennen. Aber in dem Macht- und Intrigenkampf um die Reichskanzlerschaft setzte sich der bisherige Reichswehrminister General von Schleicher durch. Er bemühte sich, Teile der NSDAP (Strasser-Flügel), der Christlichen und der Freien Gewerkschaften für seine Kon-

364 F. Arndt, Vorbereitungen der Reichswehr für den militärischen Ausnahmezustand, in: Zeitschrift für Militärgeschichte, 2/1965, S. 197–201;
365 Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 237;
366 ebenda, S. 243;

zeption einer »Querfront« zu gewinnen.[367] Diese »Querfront« sollte den Aufrüstungsplänen der autoritären Reichswehrdiktatur, die mit der Erklärung des »Staatsnotstandes« erneute Reichstagswahlen im Jahre 1933 zu verhindern suchte, eine politische Massenbasis verleihen. Schleicher scheiterte damit gleichermaßen am Widerstand der NSDAP, in der der kooperationsbereite Strasser-Flügel ausgeschaltet wurde, und der SPD, die Kooperationsversuche der ADGB-Führung bremste. Gleichzeitig wandten sich die Großagrarier und gewichtige Teile vor allem der rheinisch-westfälischen Groß- und Schwerindustrie, aber auch der Chemie- und Autoindustrie (IG-Farben, Daimler Benz) von der Schleicher-Regierung ab.

Nun kamen die seit Sommer 1932 vielfältig vorbereiteten Pläne für eine Machtübertragung an den Faschismus zum Tragen.[368] Die Gespräche zwischen Hitler und Papen am 4. Januar 1933 in der Villa des Kölner Bankiers Freiherr von Schröder ebneten den Weg für die Berufung Adolf Hitlers zum Reichskanzler durch den Reichspräsidenten Hindenburg, zu dessen Wahl noch im April 1932 auch die Freien Gewerkschaften und die SPD aufgerufen hatten.

Anpassung, Unterwerfung und Zerschlagung der Gewerkschaftsbewegung

Aber selbst mit dem Machtantritt des deutschen Faschismus endeten noch nicht die Illusionen führender Kräfte des ADGB. Sie glaubten, durch eine vorsichtige Loslösung von der SPD, durch eine weitgehende Entpolitisierung und eine betont nationalistische Sprache ihr eigenes organisatorisches Überleben auch unter dem neuen Regime retten zu können. Dieser Anpassungsprozeß hatte schon im Sommer 1932 eingesetzt. Die SPD

367 vgl. A. Schildt, Militärdiktatur mit Massenbasis? Frankfurt/New York 1981, S. 116 ff.;

368 Joachim Petzold, Großbürgerliche Initiativen für die Berufung Hitlers zum Reichskanzler, ZfG 1/1983, S. 38–54; K. H. Roth, Der Weg zum guten Stern des »Dritten Reiches«, in: Das Daimler-Benz-Buch, Hamburg 1987, S. 109 ff.;

war als politischer Macht- und Kooperationsfaktor für die Gewerkschaften durch die Präsidialdiktaturen seit Brüning (1930), durch den Funktionsverlust des Reichstages sowie die Entmachtung der sozialdemokratisch geführten preußischen Regierung (20. Juli 1932) weitgehend entwertet worden. Führende Kräfte im ADGB empfanden die historischen Bindungen wie die engen personellen und politischen Verflechtungen mit der SPD zunehmend als politischen Ballast für eine engere Kooperation mit den nunmehr politisch herrschenden Kräften in den Staatsapparaten.

Nur wenige Tage nach dem Preußen-Putsch, unmittelbar vor den Reichstagswahlen, trafen sich Leipart und führende ADGB-Funktionäre zu einem geheimgehaltenen Gespräch mit dem Reichskanzler Papen und dessen Reichswehrminister Schleicher. Die Gewerkschaften, so erklärte Leipart, verständen ihre Arbeit als »Dienst am Volke« und »hätten erreicht, daß die Arbeiter positiv zum Staat«[369] eingestellt seien. Sie kritisierten die Aufhebung des Uniformverbotes für Nazis, die Denunziation von Sozialdemokraten und Gewerkschaften als »vaterlandsfeindlich« und forderten Arbeitsbeschaffungsprogramme. Obwohl von Regierungsseite keinerlei Zugeständnisse erfolgten, stellte Leipart als Ergebnis der Besprechungen fest, man habe es »bei aller politischen Meinungsverschiedenheit doch mit klugen und anständigen Leute zu tun. . .«[370] Selbst im internen Führungskreis des ADGB rief dieses Geheimgespräch, in dem die ADGB-Vertreter keinerlei Kritik am Preußen-Putsch äußerten, scharfe Kritik hervor.[371]

Trotz der Widerstandswelle gegen die Papen'schen Notver-

369 Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 185–86; zu den Kontakten zwischen Papen, Schleicher und dem ADGB – vgl. auch: H. Heer, Burgfrieden oder Klassenkampf, Zur Politik der sozialdemokratischen Gewerkschaften 1930–1933, Neuwied/Berlin 1971, S. 46 ff.; Henryk Skrzypczak, Fälscher machen Zeitgeschichte. Ein quellenkritischer Beitrag zur Gewerkschaftspolitik in der Ära Papen und Schleicher, in: IWK Jg. 11 (1975, S. 452–471); D. Emig/R. Zimmermann, Das Ende einer Legende: Gewerkschaften, Papen und Schleicher. Gefälschte und echte Protokolle, in: IWK Jg. 12 (1976, S. 19–43):

370 ebenda, S. 186;

371 ebenda, S. 190–91;

ordnungen im Herbst 1932 setzte der ADGB in verschiedenen Teilgebieten seine Kooperation mit der Papen-Regierung fort. Bei der praktischen Durchführung der Notverordnung standen die ADGB-Experten in ständigem Kontakt mit dem Reichsarbeitsministerium, ebenso im Hinblick auf den Freiwilligen Arbeitsdienst. Gegen den ausdrücklichen Willen der SPD setzte sich der ADGB, zusammen mit Führern des Reichsbanner, für eine Beteiligung am »Reichskuratorium für Jugendertüchtigung« ein – einer Initiative der Reichswehr zur Förderung des »Wehrsports«: »Wir sollten auf die Partei einwirken«, so formulierte Leipart auf einer Sitzung des ADGB-Bundesvorstandes am 26. Oktober 1932, »daß sie ihren Widerstand fallen läßt. Überhaupt sollte sie eine Schwenkung der Reichswehr gegenüber vornehmen. Das mißliche Verhältnis der Vorkriegszeit dürfe nicht wiederkehren.«[372] Schon wenige Tage zuvor hatte eine ausgesprochen nationalistisch gehaltene Rede Leiparts in der Bernauer Bundesschule des ADGB reichsweites Aufsehen erregt. Er verwahrte sich vehement gegen den Vorwurf, die Gewerkschaften seien nicht national eingestellt: »Keine soziale Schicht kann sich der nationalen Entwicklung entziehen. Auch wir haben es nicht getan, als wir im Weltkrieg bis zum traurigen Zusammenbruch für unser Vaterland gekämpft haben, als wir 1918 die ganze Last des zusammengebrochenen Reiches auf uns genommen haben... Unsere Arbeit ist Dienst am Volke. Sie kennt den soldatischen Geist der Einordnung und der Hingabe an das Ganze... Wir wehren uns dagegen, als Pazifisten zu gelten, die kein Gefühl für unsere Ehre und für die Interessen unseres Volkes hätten... Wir führen unseren sozialen Kampf im Interesse der Nation.«[373] Leipart wandte sich zwar auch gegen nationalistische und rassistische Verengungen im Kulturbereich und betonte die historische Verbindung zur SPD, fügte jedoch gleichzeitig auf die Zukunft gerichtet hinzu: »Unsere Bestrebungen gehen jedoch über jede enge Parteigebundenheit

372 Protokoll der 31. Sitzung des Bundesvorstandes des ADGB vom 26. 10. 1932, S. 63–64;

373 Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 197 ff.;

hinaus. Wir sind zu sehr auf das Ganze gerichtet, um Parteifesseln zu tragen.«[374] Diese Äußerungen wurden in der Presse als deutliche Indizien für die Loslösungsbestrebungen des ADGB von der SPD interpretiert. Die Rede war vom Leiter der ADGB-Bundesschule Bernau Hermann Seelbach formuliert worden, der wenige Monate später der NSDAP beitrat.[375] Sie spiegelte den ideologischen Einfluß des konservativen »TAT-Kreises«[376], der eng mit führenden Reichswehrkreisen um General Schleicher verbunden war, auf zahlreiche intellektuelle Referenten des ADGB wider, wie den Schriftleiter der Gewerkschaftszeitung Lothar Erdmann, Walther Pahl, F. J. Furtwängler, Hermann Seelbach und Clemens Nörpel.[377]

Den ersten Nachdruck der Leipart-Rede veröffentlichte folgerichtig die Berliner »Tägliche Rundschau«, die im August 1932 vom »TAT-Kreis« mit finanzieller Hilfe der Reichswehr übernommen worden war. Ausdrückliches Lob erwarb sich Leipart für diese Rede von Stahlhelm-Funktionär Theodor Bertram und insbesondere vom Reichsorganisationsleiter der NSDAP, Gregor Strasser.[378] Am 2. Dezember 1932 erfuhren die industriellen Abonnenten der vertraulichen Privatkorrespondenz »Deutsche Führerbriefe«, daß Leipart Lothar Erdmann den Auftrag erteilt habe, »ihm ein Gutachten über den staatsrechtlichen Charakter der Gewerkschaften auszuarbeiten in dem Sinne, daß die Gewerkschaften für ihre Stellung zum Staat durchaus auf eigenen Füßen stehen und daher unabhängig von

374 ebenda, S. 199;

375 Hermann Seelbach, Das Ende der Gewerkschaften. Aufzeichnung über den geistigen Zusammenbruch eines Systems, Berlin 1934; Seelbach behauptet, im April/Mai 1933 der NSDAP beigetreten zu sein, L. Frey (Pseudonym f. Walther Pahl), Deutschland wohin?, Zürich 1934, S. 125, nennt hingegen schon den 30. 1. 1933;

376 vgl. K. Fritzsche, Politische Romantik und Gegenrevolution. Fluchtwege in der Krise der bürgerlichen Gesellschaft: Das Beispiel des »Tat-Kreises«, Frankfurt/M. 1976, insbes. S. 260 ff.;

377 vgl. zur Biographie dieser Gruppe und ihren Kontakten zum Tat-Kreis, Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 316/17, 321/22, S. 325;

378 Vor NSBO-Funktionären erklärte Strasser am 20. 10. 1932 im Berliner Sportpalast, in der Konsequenz dieser Rede müßten sich die Gewerkschaften »freimachen von Klassenkampf und Internationale und sich zur Gemeinschaft aller Schaffenden bekennen. Ich freue mich, daß solche Rede aus der Konsequenz der neuen Zeit, die wir gebracht haben, gehalten werden mußte und konnte«

jeder Bindung an eine Partei gleichsam die ständische Staatsunmittelbarkeit für sich in Anspruch nehmen dürfen. Es ist in der Tat kein Zweifel, daß Leipart und sein immer noch stattlicher Anhang... zur Loslösung von der Sozialdemokratie bereit ist, sobald es die Regierung für richtig hält, ihm auf diesem Wege entgegenzukommen.«[379]

Auf dieser Linie lag ein Artikel von Clemens Nörpel[380](Arbeitsrechtreferent des ADGB), den die »Gewerkschafts-Zeitung« am 24. 12. 1932 unter dem beziehungsreichen Titel veröffentlichte: »Selbständige Gewerkschaften oder parteipolitische Agitationsausschüsse«. Das Wesen der Gewerkschaften, so Nörpel, liege »in der stets gleichbleibenden Aufgabe, unter *jeder Regierung* und unter *jeder Staatsform* die Lohn- und Arbeitsbedingungen bestmöglichst zu regeln. Für die Gewerkschaften gibt es keine unmittelbare Anteilnahme an der Staatsmacht und somit auch keine Opposition gegen eine Regierung in der Form der Opposition politischer Parteien. Für die Gewerkschaften gibt es nur eine taktische Einstellung zur Regierung.«[381]

Die ADGB-Führung schloß somit Ende 1932 die Unterstützung eines autoritären Regimes nicht mehr aus, wenn dieses zu sozialpolitischen Konzessionen bereit war. Die Christlichen und die Freien Gewerkschaften bezogen eine wesentlich freundlichere Haltung gegenüber der Regierung Schleicher als die SPD. Mehrfach kam es zu Treffen und Verhandlungen der ADGB-Führung mit dem Reichskanzler Schleicher sowie mit dem Reichspräsidenten Hindenburg. An der gewerkschaftlichen Basis hingegen lösten die Veröffentlichung gefälschter Protokolle von Geheimgesprächen zwischen dem ADGB und der

379 Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 239–40;

380 Clemens Nörpel wurde 1935 Mitarbeiter des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Deutschen Arbeitsfront (DAF) und publizierte dort bis 1944, vgl. Karsten Linne, Von Leipart zu Ley: Clemens Nörpel. Ein Dokument aus dem Jahr 1940, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, 3. Jg., H. 4/1988, S. 92–104;

381 GZ Nr. 52/24. 12. 1932, S. 819–822;

Regierung Schleicher ebenso wie die positiven Stellungnahmen des ADGB zur Regierung Schleicher erhebliche Unruhe aus.[382] Aber noch ehe sich ein Konflikt darüber entzünden konnte, wurden Basis wie Führung von den politischen Ereignissen im Januar 1933 überrollt. In der ersten Ausgabe der Gewerkschaftszeitung des Jahres 1933 feierte der ADGB noch den »Abstieg« der NSDAP: »... sie an der Machtergreifung zur Zeit ihres Aufstiegs gehindert zu haben – das ist das Verdienst der verfassungstreuen Kräfte im Volke, allen voran der SPD und der Gewerkschaften, das Verdienst und der Erfolg auch der Politik der Duldung des Kabinetts Brüning wie des Eintretens für Hindenburg bei der Reichspräsidentenwahl... Hitlers braune Mannen führen zwischen der rauhen Wirklichkeit des Umherziehens mit dem Bettelsack und dem lieblichen Traum von der Größe und Schönheit des ›Dritten Reiches‹ ein trübseliges Dasein. Die Arbeiterbewegung dagegen steht ungebrochen.«[383]

Aber nur wenige Tage später wurde der ADGB mit dem Machtantritt Hitlers und der NSDAP konfrontiert. Am 30. Januar 1933 ernannte Reichspräsident Hindenburg Hitler zum Reichskanzler und Papen zum Vizekanzler. In zahlreichen Sitzungen der Führungsorgane von SPD und ADGB wurden am 30. und 31. 1. 1933 mögliche Abwehr- und Widerstandsstrategien erörtert.[384] Aber nur wenige Gewerkschafter und Sozialdemokraten, wie der Vorsitzende des AfA-Bundes Siegfried Aufhäuser, Friedrich Stampfer, Karl Litke und Franz Künstler, setzten sich für Massenaktionen ein. Neben Rudolf Hilferding und Dittmann trat die gesamte ADGB-Führung geschlossen gegen einen Aufruf zum Generalstreik und eine Einheitsfront mit der KPD auf.

---

382 ADGB (Herausgeber), Klassenverrat, Berlin (1932/33); vgl. auch Anmerkung Nr. 84;

383 GZ Nr. 1/7. 1. 1933, S. 4;

384 vgl. H. Schulze, Anpassung oder Widerstand. Aus den Akten des Parteivorstandes der deutschen Sozialdemokratie 1932/33, Bonn-Bad Godesberg 1975; Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 247–58; H. Heer, Burgfrieden oder Klassenkampf, S. 190–193;

Theodor Leipart formulierte auf der 13. Bundesausschußsitzung des ADGB am 31. 1. 1933 die Haltung der Gewerkschaften zum Regierungswechsel: »Organisation – nicht Demonstration: das ist die Parole der Stunde. Die Gewerkschaften haben Jahrzehnte hindurch in diesem Geiste gehandelt. Sie werden dieser Losung durch verstärkte Werbetätigkeit auch in der kommenden Zeit treu bleiben.«[385] Man könne und dürfe »sich nicht von gefühlsmäßigen Gesichtspunkten bestimmen lassen. Daß die deutsche Arbeiterschaft, . . .sich gegen diese sozialreaktionäre Regierung am liebsten in unmittelbarer Aktion zur Wehr setzen würde, ist menschlich begreiflich, aber sachlich falsch. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Gewerkschaften die Interessen der deutschen Arbeiterschaft schädigen würden, wenn sie diesen Impulsen nachgeben würden.«[386] So faßte die Gewerkschaftszeitung die Aussprache im ADGB-Bundesausschuß zusammen.

In vielen Städten kam es zu Protestkundgebungen und Demonstrationen. Zahlreiche Delegierte großer Industriebetriebe kamen am 31. 1. nach Berlin, um sich Anweisungen vom ADGB zu holen. Ihnen gegenüber wurde der Eindruck vermittelt, daß umfangreiche Widerstandspläne existierten und daß nur der richtige Zeitpunkt zum Handeln abgewartet werden müsse. »Die Gewerkschaften werden im einzelnen Falle«, so erklärte die Gewerkschaftszeitung, »ihre Haltung zu dieser Regierung von ihren Taten abhängig machen. Sie stehen bereit, wenn nötig jeden Tag, neue Entscheidungen zu treffen.«[387] »Nach diesen Zusicherungen verließen die meisten Teilnehmer die Sitzung unter dem Eindruck, die Führung habe sich zu einem zentral organisierten, reichsweiten handeln entschlossen und warte lediglich auf den besten Augenblick zum Losschlagen.«[388] Dem SPD-Vorsitzenden Otto Wels gegenüber erklärte

385 GZ Nr. 5/4. 2. 1933, S. 67;
386 ebenda
387 ebenda
388 Gerard Braunthal, Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund. Zur Politik der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, Köln 1981, S. 89;

Leipart hingegen, er könne es nicht über sich bringen, auf den Knopf zu drücken und das Signal zum Bürgerkrieg zu geben.[389]

Der ADGB ließ sich von der illusorischen Hoffnung leiten, auch die Regierung Hitler werde bald abgewirtschaftet haben. Politische Zurückhaltung gegenüber der Regierung könne zumindest das Überleben der gewerkschaftlichen Organisationen sicherstellen. Widerstand dürfe erst geleistet werden – so der ADGB –, wenn verfassungswidrige Handlungen der Regierung vorlägen. »Die Idee des Generalstreiks wurde ... sang- und klanglos aufgegeben. In der ADGB-Führung zog man sich auf eine weniger riskante Routine zurück. . .«.[390] Sie meldete Forderungen zur Arbeitsbeschaffung an, gab vorsichtige kritische Erklärungen ab und rief die Mitgliedschaft zur Disziplin auf. Der KPD-Aufruf zum gemeinsamen Generalstreik wurde strikt abgelehnt.[391]

Schon in den ersten Tagen nach dem Machtantritt Hitlers sahen sich die Gewerkschaften, ebenso wie Sozialdemokraten und Kommunisten, mit zahllosen Übergriffen, Terrorakten und Verboten konfrontiert. Am 4. 2. 1933 erließ der Reichspräsident die »Verordnung zum Schutze des deutschen Volkes«. Sie ermöglichte das Verbot von Versammlungen und Druckschriften. Zahlreiche Gewerkschaftszeitungen unterlagen bald entsprechenden Druckverboten. Ein Leserbrief in der Zeitung des »Gesamtverbandes«, der zur Bildung von Aktionsausschüssen aufrief und zur Mobilisierung der Arbeiterschaft zum politischen Massenstreik, zur Beseitigung der reaktionären Hitlerregierung, führte nicht nur zum Verbot sondern auch zu einem Hochverratsprozeß gegen die Leitung der Zeitung.[392] Ein Erlaß Görings, der zum kommissaarischen Innenminister Preußens ernannt worden war, erlaubte seit dem 22. 2. 1933 den Einsatz von SA, SS und Stahlhelm als freiwillige Hilfspolizei. Die Welle von Verhaftungen, Überfällen und Terrorakten gegen Funktio-

389 H. Heer, Burgfrieden oder Klassenkampf, S. 191;
390 G. Braunthal, Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund, S. 90;
391 vgl. Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 258 ff.;
392 ebenda, S. 266–269;

näre der Arbeiterbewegung eskalierte unmittelbar nach dem Reichstagsbrand am 27. 2. 1933. Schon einen Tag später verabschiedete das Kabinett die »Notverordnung zum Schutze von Volk und Staat«. Sie bedeutete nicht mehr und nicht weniger als die Liquidation des Rechtsstaates in Deutschland. Aus nahezu allen Industriezentren wurden dem ADGB Terrorakte von SA- und SS-Gruppen gegen Gewerkschaftsfunktionäre und Besetzungen von Gewerkschaftshäusern gemeldet. Während Gewerkschafter und Reichsbannerleute mit Stacheldraht und Waffen die Gewerkschaftshäuser in einigen Städten, wie z. B. München und Hannover, zu schützen suchten, appellierte der ADGB-Vorstand hilflos an den Reichspräsidenten Hindenburg. Der Bitte um Rechtssicherheit für die gewerkschaftlichen Institutionen wurde eine bedrückende Zusammenstellung antigewerkschaftlicher Terrorakte aus dem gesamten Reichsgebiet beigefügt.[393]

Trotz dieses Terrors konnten die Freien Gewerkschaften bei den Betriebsrätewahlen im April 1933 eine positive Zwischenbilanz nach der Wahl von 9000 Betriebsräten seit Anfang des Jahres ziehen. Die Freien Gewerkschaften hatten 73,4 – die christlichen Gewerkschaften 7,6 – die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine 0,5 und die RGO 4,9% der Betriebsratsmandate erhalten. Die NSBO erzielte in diesen Betriebsrätewahlen zwar einen erheblichen Stimmenzuwachs, mußte sich aber dennoch mit dem bescheidenen Anteil von 11,7% begnügen. Zumindest im betrieblichen Sektor war somit im Frühjahr 1933 die Hegemonie der Freien Gewerkschaften noch ungebrochen.[394] Die Regierung reagierte auf dies für die Nazis blamable Ergebnis mit der Aussetzung der Betriebsratswahlen. Am 4. 4. 1933 fertigte Hitler »das Gesetz über Betriebsvertretungen und über wirtschaftliche Vereinigungen« aus. Es erlaubte den staatlichen Behörden zugleich, die Mitgliedschaft solcher Betriebsratsmitglieder erlöschen zu lassen, »die in staats- oder wirtschafts-

393 vgl. G. Beier, Das Lehrstück vom 1. und 2. Mai 1933, Frankfurt/Köln 1975, S. 54–63;
394 GZ Nr. 17/29. 4. 1933, S. 270; Das Ergebnis bezieht sich auf die Wahl von 9235 Arbeiterratsmitgliedern in 1387 Betrieben. Vgl. auch Winkler, Der Weg in die Katastrophe, S. 907–909;

feindlichem Sinne eingestellt sind« und erlaubte ihnen die ersatzweise Ernennung neuer Mitglieder. Das Gesetz führte in den folgenden Monaten zu einer groß angelegten Säuberungswelle in den Betrieben und Verwaltungen. Die Gewerkschaften sahen in dem Gesetz eine Rechtsgrundlage aufgrund derer »alle Maßnahmen außergesetzlicher Art nunmehr unzulässig« seien. Indirekt mahnte die Gewerkschaftszeitung die Behörden an, die Klausel über staats- und wirtschaftsfeindliche Betriebsratsmitglieder nur auf Kommunisten anzuwenden.[395]

Die Reichstagswahlen vom 5. 3. 1933, in denen die KPD faktisch nur noch illegal und auch die SPD nur mit starken Einschränkungen wirken konnten, endeten mit einer 52%igen Mehrheit für die Parteien der Hitler-Papen-Regierung. Der ADGB reagierte darauf mit weiteren Schritten zur Anpassung an das nunmehr auch durch Wahlergebnisse legitimierte Regime. In einem Kommentar zum Wahlergebnis vom 5. 3. würdigte die Gewerkschaftszeitung mehrfach die Regierungserklärung von Hitler.[396] Am 10. 3. kam es zu einem Gespräch zwischen dem ADGB und Rudolf Heß. Einem Schreiben an den Reichskanzler Adolf Hitler vom 21. 3. 1933 fügte Theodor Leipart eine Grundsatzerklärung des ADGB-Vorstandes zur Aufgabe und Stellung der Gewerkschaften bei. Darin hieß es in konsequenter Fortführung der von Nörpel, Erdmann u. a. formulierten Grundsatzposition u. a.: »Die Gewerkschaften beanspruchen nicht, auf die Politik des Staates unmittelbar einzuwirken. Ihre Aufgabe in dieser Hinsicht kann nur sein, die berechtigten Wünsche der Arbeiterschaft in Bezug auf sozial- und wirtschaftspolitische Maßnahmen der Regierung und Gesetzgebung zuzuleiten, sowie der Regierung und dem Parlament mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen auf diesen Gebieten dien-

395 GZ Nr. 14/8. 4. 1933, S. 209–210: »Es bedarf wohl keines Nachweises, daß Gewerkschaftsmitglieder hierunter nicht fallen können, ebensowenig eine Betätigung von Gewerkschaftsmitgliedern als Staatsbürger im Sinne der SPD. Die Gewerkschaften waren und sind parteipolitisch ungebunden.«

396 GZ Nr. 10/11. 3. 1933, S. 145 f.; GZ Nr. 11/18. 3. 1933, S. 163–165; GZ Nr. 13/1. 4. 1933, S. 197–99;

lich zu sein.«[397] Der ADGB setzte sich in dieser Erklärung für freie Tarifvereinbarungen mit den Unternehmern ein, erkannte aber zugleich das Recht des Staates an, »in die Auseinandersetzungen zwischen organisierter Arbeiterschaft und Unternehmertum einzugreifen, wenn das Allgemeininteresse es erforderlich macht«.[398] Der ADGB erneuerte damit sein Kooperationsangebot an die faschistische Regierung. Gleichzeitig hoffte er nach Gesprächen mit einigen Großindustriellen auf eine »Neubelebung der Arbeitsgemeinschaftspolitik«.[399] Aber entsprechende Initiativen, mit denen u. a. C. F. von Siemens und Mitglieder der RDI-Führung im Februar/März 1933 hervorgetreten waren, fanden im Kapitallager keinen Widerhall mehr. Am 24. März 1933 bot der RDI in einer Dankadresse an Hitler der neuen Regierung offiziell seine Mitarbeit an.[400] Wenig später, am 9. April 1933, ging der ADGB noch einen Schritt weiter und erklärte sich bereit, die Gewerkschaften »in den Dienst des neuen Staates zu stellen« und empfahl »die Einsetzung eines Reichskommissar(s) für die Gewerkschaften«.[401]

Verbesserte Überlebenschancen rechnete sich die ADGB-Führung darüber hinaus durch die Bildung einer weitgehend entpolitisierten und betont nationalistisch orientierten »Einheitsgewerkschaft« aus.[402] In diesem Sinne kam es im März und

397 GZ Nr. 12/25. 3. 1933, S. 177;

398 ebenda

399 R. Neebe, Unternehmerverbände und Gewerkschaften in den Jahren der Großen Krise 1921–33, in: Geschichte und Gesellschaft H. 2/1983, S. 327 ff.; U. Wengst, Der Reichsverband der Deutschen Industrie in den ersten Monaten des Dritten Reiches, in: Vierteljahresschrift für Zeitgeschichte 28 (1980), S. 94–110; vgl. GZ Nr. 9/4. 3. 1933, S. 139 f.; Nr. 4/28. 1. 1933; Nr. 11/18. 3. 1933, S. 161 f.;

400 R. Neebe, Großindustrie, Staat und NSDAP, S. 180 ff.;

401 W. Müller, Das soziale Leben im neuen Deutschland, Berlin 1938, S. 39;

402 mit der Bereitschaft, sich in den faschistischen Staat auf berufständischer Grundlage (ggf. als Körperschaft des Öffentlichen Rechts) einzugliedern und zur freiwilligen Gleichschaltung und Vereinheitlichung der Gewerkschaften unter Einbeziehung der faschistischen NSBO, gab der ADGB Forderungen nach, die R. Huber – ein Schüler Carl Schmitts – in einem staatsrechtlichen Gutachten für die Gewerkschaften formuliert hatte. Die »Deutschen Führerbriefe«, Nr. 31/21. 4. 1933, berichteten, daß »auf Ersuchen der Freien Gewerkschaften. . . der bekannte Privatdozent Dr. Huber, Schüler von Carl Schmitt, ein Gutachten über die staatsrechtlichen Grundlagen einer *Eingliederung der Gewerkschaften* in den Staat abgefaßt (habe). Dieses Gutachten hat freilich die Form einer politischen Gardinenpredigt, durchsetzt von einigen staatsrechtlichen Bemerkungen, angenommen.«

April 1933 zu zahllosen Gesprächen und ersten Vereinbarungen über den Zusammenschluß der drei großen Richtungsgewerkschaften.[403] Einziges Ergebnis dieser diffus bleibenden und von Auflösungstendenzen verschiedener Beamten- und Angestelltenverbände begleiteten Vereinheitlichungsbemühungen blieb der Ende April gebildete »Führerkreis der vereinigten Gewerkschaften«. Die Bundesvorstände des ADGB, des Gesamtverbandes der Christlichen Gewerkschaften und des Verbandes der deutschen Gewerkvereine erklärten zum höchsten Ziel einer künftigen Einheitsgewerkschaft »die Förderung eines gesunden Staates und Volkes als Voraussetzung zur Sicherung der sittlichen, kulturellen, staatlichen und wirtschaftlich-sozialen Lebensrechte des deutschen Arbeiterstandes«. In diesem Geiste sollten die bestehenden Spitzen- und Berufsverbände zusammengeschlossen werden. Das Programm-Dokument des Führerkreises war insofern eher Ausdruck der »freiwilligen Gleichschaltung« der drei Arbeitergewerkschaftsverbände – die Beamten- und Angestelltenverbände der drei Gewerkschaftsrichtungen hatten sich ohnehin schon weitgehend aufgelöst

---

Grundgedanken des Gutachtens finden sich in: Ernst Rudolf Huber, Das Gesetz über die Berufsverbände, in: Deutsches Volkstum, 2. Aprilheft 1933, S. 333–339: »Das Deutsche Reich der nationalen Erhebung ist ein ›totaler Staat‹ . . .alles dem staatlichen Ganzen feindliche Leben muß mit den staatlichen Machtmitteln ›in barbarischer Rücksichtslosigkeit‹ bekämpft und vernichtet werden. . . Die Berufsverbände stehen damit vor der eindeutigen Frage, ob sie bereit sind, sich nicht nur äußerlich, sondern wesentlich in das neue staatliche Sein einzufügen, oder ob sie zu bestehen aufhören wollen. Dafür, daß die Berufsverbände . . . zu Körperschaften des öffentlichen Rechts erhoben werden, ist eine unverzichtbare Bedingung, daß sie das den Staat beherrschende innere Gesetz als verpflichtende Norm des eigenen Seins betrachten.« Vgl. auch Lothar Frey, Deutschland wohin?, Zürich 1934, S. 116;

403 G. Beier, Einheitsgewerkschaft. Zur Geschichte eines organisatorischen Prinzips der deutschen Arbeiterbewegung, in: derselbe, Geschichte und Gewerkschaft, Köln 1981, S. 340 ff.;

404 Vgl. Deppe/Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften, S. 275–79; M. Schneider, Die christlichen Gewerkschaften, Bonn 1982, S. 757–763; der Deutsche Handlungsgehilfen-Verband (DHV), eine der größten Organisationen der christlichen Gewerkschaften, hatte sich schon im Februar 1933 geweigert, eine kritische Erklärung der drei Richtungsgewerkschaften zum Regierungsantritt Hitlers mit zu unterzeichnen, worauf er ausdrücklich in einem Glückwunschtelegramm an Hitler hinwies. Wenig später schaltete sich der DHV freiwillig gleich. Am 17. März 1933 bekundeten die christlichen Gewerkschaften ihre Bereitschaft, sich »bewußt in den Dienst der großen Sache« zu stellen, vgl. GZ Nr. 12/25. 3. 1933, S. 178;

oder freiwillig gleichgeschaltet – denn Plattform eines gewerkschaftlichen Widerstands gegen den Faschismus.[405]

Diese Pläne wurden auch bei einem ersten Treffen zwischen dem ADGB und Führern der Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation (NSBO) am 13. 4. 1933 beraten.[406] Die NSBO-Vertreter forderten kategorisch die Absetzung einzelner Gewerkschaftsführer, die maßgebliche Führung im ADGB und den Vorsitz für ihren Leiter Walter Schumann. Die Gewerkschaftsvertreter lehnten empört ab und die Verhandlungen wurden ergebnislos vertagt.

Am 15. 4. veröffentlichte der ADGB – in einem quasi öffentlichen Unterwerfungsakt – seinen Aufruf zum 1. Mai. Der ADGB-Aufruf begrüßte es, »daß die Reichsregierung diesen unseren Tag zum gesetzlichen Feiertag der nationalen Arbeit, zum deutschen Volksfeiertag erklärt hat«[407] und forderte seine Mitglieder zur Beteiligung an den offiziellen Mai-Feiern auf. Wenige Tage später beschloß in Amsterdam eine Tagung der Vorstände und Hauptfunktionäre des Internationalen Gewerkschaftsbundes, die Beziehung zum Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund abzubrechen, »weil der ADGB der Regierung Hitler seine unbedingte Mitarbeit und die Einverleibung der Freien Gewerkschaften in den faschistischen Staat angeboten habe«.[408]

Trotz aller Anpassungs- und Unterwerfungsbereitschaft der Führungen der Gewerkschafter setzten sich innerhalb der Regierung wie der faschistischen Bewegung die Kräfte durch, die auf eine endgültige Zerschlagung der Gewerkschaften drängten. Schon Anfang April hatte die NSDAP ein geheimes »Aktionskomitee zum Schutz der deutschen Arbeit« unter Robert Ley und Reinhold Muchow gegründet, dem die umfassende Planung und Vorbereitung der Zerschlagung der Gewerk-

405 Vgl. Gerhard Beier: Das Lehrstück vom 1. und 2. Mai 1933, Frankfurt/M. 1975, S. 40 ff.; ders., Geschichte und Gewerkschaft, Köln 1981, S. 315 ff.;
406 H. Heer, Burgfrieden oder Klassenkampf, S. 168–173;
407 GZ Nr. 16/22. 4. 1933, S. 241;
408 Deutsche Allgemeine Zeitung, Nr. 189/23. 4. 1933;

schaften oblag.[409] Am 16. 4. stimmte Hitler den Plänen zur Zerschlagung der Gewerkschaften zu. Am 2. Mai 1933 wurden unter Mitwirkung der SA und der SS die Gewerkschaftshäuser besetzt, das Gewerkschaftsvermögen beschlagnahmt und viele Gewerkschaftsführer in »Schutzhaft« genommen.[410]

***

Die faschistische Diktatur stellte die schwerste Niederlage der deutschen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in ihrer Geschichte dar. Mit der Vernichtung der Arbeiterbewegung und der Weimarer Demokratie vollendete der konservative Machtblock seinen langjährigen Kampf gegen die sozialen und politischen Erfolge, die die Arbeiterbewegung in der Novemberrevolution 1918/19 und in den Anfangsjahren der Republik durchgesetzt hatte: Allgemeines freies Wahlrecht, Streik- und Koalitionsrecht, Betriebsrätegesetz, Acht-Stunden-Tag.

Der Sieg über den »inneren Feind« schuf die Voraussetzungen, um Revanche für die Niederlage im ersten Weltkrieg zu nehmen und der deutschen Industrie gewaltsam eine hegemoniale Weltmarkt- und Weltmachtposition zurückzuerobern. Die staatlichen Finanz- und Machtressourcen konnten nunmehr ungestört für die alle Produktions- und Lebensbereiche durchdringende Aufrüstung und Kriegsvorbereitung genutzt werden.

Die Niederlage der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung offenbarte ihre politischen Schwächen, Versäumnisse und Fehler. In den wenigen Tagen und Monaten der Novemberrevolution 1918/19 war sie – gleichermaßen durch Mitgliederzahlen der freien Gewerkschaften und Wählerstimmen der Arbeiterparteien ausgewiesen – zu einem gesellschaftlichen Machtfaktor aufgestiegen. Ihre Führer besetzten zu Beginn der Republik wichtige Positionen in den Regierungen des Reiches, in einigen

409 W. Müller, Das soziale Leben im neuen Deutschland, S. 51 ff.;

410 H. G. Schumann, Nationalsozialismus und Gewerkschaftsbewegung. Die Vernichtung der deutschen Gewerkschaften und der Aufbau der »Deutschen Arbeitsfront«, Hannover/Frankfurt 1958, S. 61 ff.

Ländern und vielen Kommunen. Die Revolution und der erfolgreiche Generalstreik gegen den Kap-Putsch 1920 verwiesen alle gesellschaftlichen Kräfte auf das Machtpotential der sich ihrer Schlüsselstellung im industriellen und gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß bewußten Arbeiterklasse. Die alten industriellen und politischen Machteliten sahen sich zu weitreichenden sozialpolitischen Konzessionen gezwungen. Aber das Machtpotential wurde nicht für eine tiefgreifende Demokratisierung der Wirtschaft und der Staatsapparate genutzt: Das Ausbleiben einer Bodenreform und der Sozialisierung sicherte die ökonomische Macht der preußischen Großgrundbesitzer und der Schwerindustrie. Die Reichswehr, die Justiz und die obere Beamtenschaft, die keiner grundlegenden personellen und strukturellen Erneuerung unterzogen wurden, blieben zuverlässige Stützen dieser Kräfte im politischen System. In der Inflationszeit gelang dem konservativen Block eine deutliche Restabilisierung seiner Machtpositionen in Staat und Gesellschaft. Das Staats- und Politikverständnis des ADGB wies die Verwirklichung der – auf eine paritätische Gleichberechtigung zielenden – »Wirtschaftsdemokratie« und später des »Arbeitsbeschaffungsprogramms« dem Staat und den politischen Parteien zu. Ohne autonome Mobilisierung der Lohnabhängigen aber hatten die politischen Forderungen des ADGB angesichts der politischen Kräfteverhältnisse seit Mitte der zwanziger Jahre keine Realisierungschancen mehr. Die Hoffnungen der ADGB-Führung auf eine gleichberechtigte Kooperaion mit den Unternehmerverbänden in der Wirtschafts- und Sozialpolitik, nach Abschluß der »Zentralarbeitsgemeinschaft« mit den Arbeitgeberverbänden 1918/19 entstanden, wurden nur wenig später durch die Wirkungen der kapitalistischen Akkumulations- und Krisengesetzmäßigkeiten ebenso zerstört wie durch die Offensive der Industrie gegen die Weimarer Sozialverfassung: Die Niederlagen in den Kämpfen um den Achtstundentag, Inflation, Rationalisierung, Massenarbeitslosigkeit, der enorme Mitgliederverlust 1923/24 und die staatliche Zwangsschlichtung unterminierten die gewerkschaftliche Gegenmacht nachhaltig. Der Aufschwung der Gewerkschaftsbewegung von

1925 bis 1928, der mit begrenzten Mitgliedergewinnen und einigen lohn- und arbeitszeitpolitischen Erfolgen einherging, blieb eine kurze Episode.

Die Weltwirtschaftskrise zerstörte endgültig die soziale und politische Basis der auf Kooperation mit den Unternehmerverbänden und dem Staat gerichteten Politik des ADGB. Mit der Tolerierung der Brüning-Regierung verurteilte sich der ADGB selbst zur Passivität. Der Verzicht auf eine autonome politische Praxis gegen die Notverordnungspolitik und die sukzessive Aufhebung der parlamentarischen Demokratie sowie den aufkommenden Faschismus verwies die Lohnabhängigen auf individuelle Überlebenstrategien. Ohnmachtsgefühle, Resignation und eine schrittweise Auflösung der gewerkschaftlichen Bindungen waren notwendige Folge fehlender kollektiver Gegenwehr.

Der an der Arbeiterbasis angesichts der faschistischen Gefahr verbreitete Wunsch nach einer »Einheitsfront« der Arbeiterparteien und der Gewerkschaften, wie es sie zeitweilig beim Generalstreik gegen den Kapp-Putsch und beim gemeinsamen Volksbegehren für die Fürstenenteignung gegeben hatte, scheiterte an den politischen Divergenzen zwischen SPD und KPD. Der Kooperations- und Tolerierungspolitik der SPD und des ADGB mit der Brüning-Regierung stand die »revolutionäre Offensivpolitik« der KPD mit einer kompromißlosen Aktionsorientierung gegen den »Faschisierungsprozeß« und die »Notverordnungsdiktatur« gegenüber, die mit ihrer Frontstellung gegen die »sozialfaschistischen ADGB- und SPD-Führer« und der RGO-Politik die ohnehin existierende Spaltung weiter vertiefte.

Im Verzicht auf Widerstand gegen den Preußen-Putsch 1932 und Hitlers Machtantritt 1933 spiegelte sich die strukturelle Schwäche einer Gewerkschaftsbewegung, der die Krise die Grundlage ihrer Politik entzogen hatte und die sich verzweifelt an die Überreste der parlamentarischen Demokratie klammerte. Ohne autonome politische Perspektiven blieb ihr letztlich nur die »Öffnung nach rechts«. Der Abschottung gegenüber der kommunistischen Strömung in den zwanziger Jahren

folgten Ende 1932 die zunehmende Distanz zur SPD und die ebenso hilf- wie würdelosen Anpassungsversuche an die Nazi-Diktatur.

Jürgen Harrer

Gewerkschaftlicher Widerstand gegen das »Dritte Reich«*

1. Das Zurückweichen der ADGB-Führung vor dem Faschismus

Am 30. Januar 1933 beauftragte Reichspräsident Hindenburg den Führer der NSDAP, Adolf Hitler, mit der Bildung einer neuen Reichsregierung. Da diese über keine parlamentarische Mehrheit verfügte, löste der Reichspräsident zwei Tage später kurzerhand den Reichstag auf und setzte für den 5. März 1933 Neuwahlen an. Mit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler folgte Hindenburg den Forderungen der maßgeblichen Kreise der Großindustrie, der Banken und des Großgrundbesitzes.[1] Um die Wirtschaftskrise auf Kosten der werktätigen Bevölkerung zu bewältigen und den Widerstand der Arbeiterklasse niederzuhalten, aber ebenso um die schon lange verfolgte Revision der Ergebnisse des Ersten Weltkriegs und einen neuen Krieg vorzubereiten, strebten diese Kreise immer massiver auf eine faschistische Diktatur zu.[2] Ihr Programm beinhaltete die endgültige Zerstörung der letzten Reste der parlamentarischen

* Der Verfasser dankt Herrn Max Oppenheimer für seine kollegiale Hilfe. Er hat diesen Beitrag mit wichtigen Anregungen und Materialien unterstützt.

1 Vgl. Karl Dietrich Bracher, Wolfgang Sauer, Gerhard Schulz, Die nationalsozialistische Machtergreifung. Studien zur Errichtung des totalitären Herrschaftssystems in Deutschland 1933/34, Köln und Opladen 1962, S. 393 ff; Eberhard Czichon, Wer verhalf Hitler zur Macht? Zum Anteil der deutschen Industrie an der Zerstörung der Weimarer Republik, Köln 1967, S. 24 ff; George W. F. Hallgarten, Hitler, Reichswehr und Industrie, Frankfurt am Main 1955, S. 96 ff.

2 Vgl. Czichon, S. 41 ff, 48 ff.

Demokratie, die vollständige Zerschlagung der Arbeiterorganisationen, die Aufhebung aller demokratischen Rechte und Beseitigung sämtlicher übrigen politischen und sozialen Errungenschaften, welche die Arbeiterklasse in der Novemberrevolution und in den Jahren der Weimarer Republik durchgesetzt hatte.

Obwohl diese Pläne die gesamte deutsche Arbeiterbewegung existentiell bedrohten, war deren Reaktion auf die Bildung der Hitlerregierung äußerst uneinheitlich. Die KPD hielt entschlossene Kampfmaßnahmen für die einzige Möglichkeit, der unmittelbar drohenden faschistischen Diktatur entgegenzutreten. Deshalb forderte sie die Vorstände von SPD, ADGB und AfA-Bund auf, gemeinsam den Generalstreik gegen die Hitlerregierung zu organisieren.[3] Dieses Angebot wurde jedoch ebenso wie die nachfolgenden kommunistischen Einheitsfrontangebote von Februar und März 1933 zurückgewiesen. In der Annahme, Hitler werde sich nicht lange an der Regierung halten können, gaben sich die führenden Vertreter sowohl der SPD als auch der freien Gewerkschaften der verhängnisvollen Illusion hin, die Organisationen retten zu können, wenn sie nur stillhielten und auf Kampfmaßnahmen verzichteten. »Organisation – nicht Demonstration ist die Parole der Stunde«, so lautete die bezeichnende Antwort, mit welcher der Vorsitzende des ADGB, Theodor Leipart, am 31. Januar 1933 auf die Forderung nach außerparlamentarischen Aktionen reagierte. Weiter führte er aus:

»Daß die deutsche Arbeiterschaft (. . .) sich gegen diese sozialreaktionäre Regierung am liebsten in unmittelbarer Aktion zur Wehr setzen würde, ist menschlich begreiflich, aber falsch. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Gewerkschaften die Interessen der deutschen Arbeiterschaft schädigen würden, wenn sie diesen Impulsen nachgeben würden.«[4]

3 Vgl. Rundschau über Politik, Wirtschaft und Arbeiterbewegung (Basel), Nr. 2/1933, S. 23 (im folgenden: Rundschau).

4 Gewerkschaftszeitung vom 4. Februar 1933.

Zwar befleißigte man sich in öffentlichen Verlautbarungen kämpferischer Worte, um die eigenen Anhänger zu vertrösten. Aber an Stelle außerparlamentarischer Kampfmaßnahmen setzte die ADGB-Führung alle Hoffnungen auf die Neuwahlen zum Reichstag. So meinte der Vorsitzende des Deutschen Metallarbeiter-Verbands, Alwin Brandes, die Reichstagswahlen hätten »schlechthin schicksalhafte Bedeutung«.[5] Man glaubte also, dem Faschismus allein mit dem Stimmzettel begegnen zu können.

Anders schätzte demgegenüber die Naziführung die Lage ein. Die Furcht vor einem Generalstreik beherrschte die erste Sitzung des Kabinetts Hitler am 30. 1. 1933. Hitler selbst äußerte zum Unterschied von Neuwahlen und Generalstreik: »Wenn man (. . .) die Frage aufwerfe, was für die Wirtschaft eine größere Gefahr bedeute, die mit Neuwahlen verbundene Unsicherheit und Beunruhigung oder ein Generalstreik, so müsse man nach seiner Ansicht zu dem Ergebnis kommen, daß ein Generalstreik für die Wirtschaft weit gefährlicher sei.«[6]

Wegen der Haltung von SPD- und ADGB-Führung schied die Möglichkeit eines Generalstreiks jedoch aus, obwohl Basis und viele Funktionäre beider Organisationen durchaus noch kampfbereit waren.[7] Da somit eine geschlossene Abwehraktion durch die Spaltung der Arbeiterbewegung verhindert wurde, vermochte die Hitlerregierung ihre Macht schon vor den Reichstagswahlen entscheidend zu festigen. Die NSDAP verfügte nunmehr über die wichtigsten staatlichen Machtmittel und entfachte mit ihrer Hilfe einen unerhörten Terrorfeldzug gegen die Arbeiterbewegung. Der wahrscheinlich von den

5 Zitiert nach: Fünfundsiebzig Jahre Industriegewerkschaft 1891 bis 1966. Vom Deutschen Metallarbeiterverband zur Industriegewerkschaft Metall, Frankfurt am Main 1966, S. 286.

6 Abgedruckt in: Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. In acht Bänden, Berlin 1966, Bd. 5, S. 443 f (im folgenden: GdA).

7 Vgl. Erich Matthias, Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, in: Das Ende der Parteien 1933, hrsg. von Erich Matthias und Rudolf Morsey, Düsseldorf 1960, S. 101–278, hier: S. 151 f. Gerhard Beier, Das Lehrstück vom 1. und 2. Mai 1933, Frankfurt am Main 1975, S. 14 f. August Enderle unter Mitarbeit von Bernt Heise, Die Einheitsgewerkschaften, hrsg. vom Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes, masch. Düsseldorf 1959, S. 120.

Nazis selbst inszenierte Reichstagsbrand in der Nacht vom 27. zum 28. Februar 1933 diente Reichsregierung und NSDAP als Vorwand, vor allem die Verfolgung der KPD, aber auch ihre Maßnahmen gegen sozialdemokratische Organisationen und die Gewerkschaften noch zu verschärfen. Bis zu den Reichstagswahlen war die KPD faktisch schon illegalisiert, während auch die SPD in ihren Rechten bereits in hohem Maße eingeschränkt war.[8] Bei den Wahlen konnte zwar die Regierung die angestrebte Zweidrittelmehrheit trotz eines großen Stimmenzuwachses für die NSDAP bei weitem nicht erreichen. Vielmehr erhielten die beiden Regierungsparteien NSDAP und DNVP zusammen nur knapp über 50 Prozent der abgegebenen Stimmen.[9] Auf der anderen Seite zeigen die erstaunlich geringen Verluste der beiden Arbeiterparteien, daß der Kern der Arbeiterklasse seinen Organisationen auch angesichts des faschistischen Terrors die Treue hielt. Dennoch waren die Wahlen in keiner Weise geeignet, die Konsolidierung der faschistischen Diktatur zu verhindern.

Schon vor, insbesondere aber nach den Reichstagswahlen machte sich angesichts der fortschreitenden Verschärfung des politischen Drucks bei den maßgeblichen Gewerkschaftsführern immer mehr die Vorstellung breit, man könne sich mit den neuen Herren verständigen.[10] Damit verband sich die Hoffnung, die Gewerkschaften durch Preisgabe ihres Charakters als selbständige Klassenorganisationen der äußeren Form nach retten und als wirtschaftsfriedlichen Ordnungsfaktor fortführen zu können. Aus diesem Grund distanzierte sich die Führung des ADGB von der Sozialdemokratie und erklärte die Gewerk-

8 Vgl. GdA 5, S. 23 ff. Matthias, S. 153 f., 168 ff.

9 Vgl. Reinhard Kühnl, Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten, Köln 1975, S. 94 f.

10 Vgl. Gerhard Beier, Einheitsgewerkschaft. Zur Geschichte eines organisatorischen Prinzips der deutschenArbeiterbewegung, in: Archiv für Sozialgeschichte XIII (1973), S. 207–242, hier: S. 225 ff, 230 ff. Hannes Heer, Burgfrieden oder Klassenkampf. Zur Politik der sozialdemokratischen Gewerkschaften 1930–1933, Neuwied und Berlin 1971, S. 164–193. Hand Gerd Schumann, Nationalsozialismus und Gewerkschaftsbewegung. Die Vernichtung der deutschen Gewerkschaften und der Aufbau der »Deutschen Arbeitsfront«, Hannover und Frankfurt am Main 1958, S. 57 f.

schaften für politisch »neutral«. Gleichzeitig beteuerte sie in Ergebenheitsbekundungen ihre Loyalität gegenüber der faschistischen Regierung. Darüber hinaus war sie bereit, die Gewerkschaften staatlicher Aufsicht zu unterstellen. Auch die Gewerkschaftspresse versuchte, sich in Ton und Inhalt der NS-Propaganda anzupassen. Leitende Funktionäre wie der Vorsitzende und der stellvertretende Vorsitzende des ADGB, Theodor Leipart und Wilhelm Leuschner, verhandelten sogar mit Repräsentanten der Betriebsorganisation der NSDAP, der »Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation« (NSBO), über eine Zusammenlegung beider Organisationen. Außerdem berieten sie mit Vertretern der christlichen und Hirsch-Dunckerschen Verbände über die Bildung einer angeblichen »Einheitsgewerkschaft«. Diese sollte allen gewerkschaftlichen Kampfmitteln abschwören, sich rückhaltlos zu den neuen Verhältnissen bekennen und sich freiwillig in das faschistische System eingliedern. Dieses Vorhaben wurde allerdings nicht mehr realisiert. Es entsprach der Vorstellung Jakob Kaisers, der von christlicher Seite an den Beratungen teilnahm, der Zerschlagung der Gewerkschaften durch eine »Gleichschaltung von innen heraus«[11] zuvorzukommen. Während in den Kasernen der SA gefoltert und gemordet wurde und schon Tausende Arbeiter und Funktionäre der KPD, aber auch der SPD und des ADGB verhaftet waren, trieb die Gewerkschaftsführung ihre selbstzerstörerischen Anpassungsversuche auf die Spitze. Ihr Bemühen, »durch politischen Selbstmord den organisatorischen Tod zu verhindern«[12], gipfelte in einem Aufruf des ADGB-Bundesausschusses zum 1. Mai 1933.[13] Darin wurden die Gewerkschaftsmitglieder aufgefordert, sich an den offiziellen Maifeiern zu beteiligen, mit denen die Hitlerregierung den 1. Mai im Sinne ihrer Volksgemeinschaftsideologie zum chauvinistischen »Tag der nationalen Arbeit« verfälschte und zu demonstrieren ver-

11 Zitiert nach: Beier, Einheitsgewerkschaft, S. 230. Vgl. hierzu bes. Beier, Lehrstück, S. 40 f.

12 Jürgen Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 6, Berlin 1964, S. 145.

13 Vgl. Gewerkschaftszeitung vom 22. April 1933.

suchte, daß sie von der Arbeiterschaft unterstützt werde. Der Aufforderung der ADGB-Führung ist allerdings nur ein kleiner Teil der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter gefolgt. Zugleich kam es in einer Reihe von Städten zu Gegendemonstrationen.[14]

Das Unterfangen, die freien Gewerkschaften dem faschistischen Staat unterzuordnen, war indes aussichtslos. Da die Masse der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter den offiziellen Anpassungskurs ablehnte[15] und der ADGB mit seinen Verbänden somit trotz der Haltung der Führung Sammelbecken oppositionellen Potentials geblieben wäre, waren die Führer der NSDAP fest entschlossen, ebenso wie alle anderen Arbeiterorganisationen auch die Gewerkschaften zu zerschlagen.[16] Dies geschah am 2. Mai 1933. Nur einen Tag nach den von der ADGB-Führung unterstützten Maifeiern der Regierung wurden die freien Gewerkschaften »gleichgeschaltet«. Die SA besetzte in ganz Deutschland die Gewerkschaftshäuser, das Gewerkschaftsvermögen wurde beschlagnahmt, die gewählten Gewerkschaftsleitungen wurden entfernt und durch faschistische Kommissare ersetzt. Zahlreiche Gewerkschaftsfunktionäre wurden verhaftet.[17] Der Verzicht auf Kampfmaßnahmen und die widerstandslose Kapitulation nach dem 30. Januar 1933, die Fixierung auf die Reichstagswahlen vom März und die nachfolgenden Anbiederungsversuche an die Hitlerregierung konnten die freien Gewerkschaften nicht vor der Vernichtung bewahren. Diese Politik trug lediglich dazu bei, die Gewerkschaften wehrlos dem Faschismus auszuliefern und die Grundlagen zu zerstören, auf denen sich vor wie nach der »Gleichschaltung« ein einheitlicher gewerkschaftlicher Widerstand hätte entwickeln können. Die Führung des ADGB hatte sich allenfalls in den Augen der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter und Ange-

14 Vgl. GdA 5, S. 32, Schumann, S. 70.

15 Vgl. Horst Bednareck, Gewerkschafter im Kampf gegen die Todfeinde der Arbeiterklasse und des deutschen Volkes. Zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung von 1933 bis 1945, Berlin o. J., S. 18.

16 Vgl. Schumann, S. 58, 67, 168 ff.

17 Vgl. ebd., S. 70 f.

stellten diskreditiert. Als Folge zog sich die Masse der Gewerkschaftsmitglieder schon vor dem 2. Mai 1933 resigniert zurück. Am 24. Juni 1933 wurden dann schließlich auch die christlichen Gewerkschaften gleichgeschaltet, nachdem sich ihre Führung einschließlich Jakob Kaisers noch mehr kompromittiert hatte als diejenige des ADGB.[18]

2. Zur Entwicklung der Lage der Lohnabhängigen von 1933 bis 1939

Die »Deutsche Arbeitsfront« (DAF)

An die Stelle der Gewerkschaften setzte das NS-Regime die »Deutsche Arbeitsfront« (DAF). Sie wurde am 10. Mai 1933 unter der »Schirmherrschaft« Hitlers gegründet. Die DAF übernahm die »gleichgeschalteten« Gewerkschaftsverbände aller bisherigen Richtungen sowie das gesamte Gewerkschaftsvermögen. Zu ihrem Führer wurde der »Stabsleiter« der NSDAP Robert Ley eingesetzt.[19] Ley hatte die Aktion zur Zerschlagung der freien Gewerkschaften geleitet. Ab Ende 1933 wurden die der DAF angeschlossenen ehemaligen Gewerkschaftsverbände auch der Form nach aufgelöst. Da mit den Gewerkschaften ihr unmittelbarer Kontrahent beseitigt worden war, konnten sich nunmehr auch die Arbeitgeberverbände auflösen. Ihre Mitglieder schlossen sich ähnlich wie die Gewerbetreibenden und Handwerker auf der Grundlage einer scheinbar unterschiedslosen Einheitsmitgliedschaft mit den Lohnabhängigen ebenfalls der DAF an.[20] Damit war auch der letzte äußerli-

18 Vgl. Paul Merker, Deutschland – Sein oder Nichtsein?, 2 Bde., Mexico 1944/45, Bd. 1, S. 339 f. Schumann, S. 57, S. 79 ff.

19 Vgl. Schumann, S. 76.

20 Vgl. Martin Broszat, Der Staat Hitlers. Grundlegung und Entwicklung seiner inneren Verfassung, München 1969, S. 192f. Schumann, S. 100.

che Rest gewerkschaftlicher Organisationsstrukturen und -prinzipien entfallen. Hierdurch sollten die angebliche Einheit »aller schaffenden Deutschen« und die »Volksgemeinschaft« von »Arbeitgebern« und »Arbeitnehmern« vorgetäuscht werden. Die Arbeiter und Angestellten mußten dieser »Einheitsorganisation« faktisch zwangsweise beitreten. Nach eigenen Angaben zählte die DAF im Juli 1933 5,3 Millionen, im Juni 1934 16 Millionen und im September 1939 rund 22 Millionen Mitglieder.[21]

Während anfangs alle leitenden Funktionen mit führenden NSDAP-Mitgliedern besetzt worden waren, erhielt die DAF im März 1935 auch formell den Status eines der NSDAP angeschlossenen Verbandes.[22] Wie die NSDAP selbst war auch die DAF nach dem »Führer- und Gefolgschaftsprinzip« aufgebaut. Das bedeutete, daß es in dieser Zwangsorganisation für die Lohnabhängigen keinerlei Selbstbestimmungsrechte gab. Ihre Leitungen wurden nicht von den Mitgliedern gewählt, sondern durch die Naziführung eingesetzt. Auch hatten die Arbeiter und Angestellen kein Recht, die Politik der DAF zu beeinflussen. Die DAF war vielmehr nach Leys eigenen Worten »allein abhängig von dem Willen und der Führung der NSDAP«.[23]

Die Funktion der DAF bestand ausdrücklich nicht darin, die Interessen der Arbeiter und Angestellten zu vertreten und in Auseinandersetzung mit Unternehmern und Staat durchzusetzen. Sie besaß deswegen keinerlei Zuständigkeiten in Tarifangelegenheiten, arbeitsrechtlichen oder sozial- und wirtschaftspolitischen Fragen. Ihre oberste Aufgabe war es, den sozialen »Ausgleich« herzustellen, den »Arbeitsfrieden« zu sichern und dadurch die angebliche »Betriebsgemeinschaft« von Arbeitern und Unternehmern zu festigen.[24] Sie sollte also jegliche Interessenvertretung der Lohnabhängigen verhindern und diese der uneingeschränkten Botmäßigkeit der Unternehmer und des faschistischen Staats unterwerfen.

21 Vgl. Schumann, S. 168.
22 Vgl. ebd., S. 101.
23 Zitiert nach: ebd.
24 Vgl. Broszat, S. 192 f. Schumann, S. 173 ff.

Die DAF war somit ein reines Instrument zur Entmündigung, Unterdrückung und Bespitzelung der Arbeiter. Mit einer Gewerkschaft hatte sie nichts gemein. Dieser grundsätzliche Unterschied wurde beispielweise auch in einem Urteil des Reichsarbeitsgerichts ausdrücklich festgehalten: »Der Kampf der NSDAP richtete sich insbesondere gegen den Marxismus, gegen den Klassenkampf und damit auch gegen die freien Gewerkschaften als diejenigen Organisationen, in denen der Klassenkampfgedanke seinen stärksten Ausdruck gefunden hatte. So lag es nahe, hier etwas ganz Neues zu schaffen und gerade diese als der Gemeinschaft des deutschen Volkes schädlich erkannten Organisationen, auch in veränderter Form, nicht beizubehalten. (. . .) Mit den äußeren Veränderungen war aber auch eine grundlegende innere Umwandlung verbunden. An die Stelle des entscheidenden Einflusses der Mitgliederversammlung trat die Durchführung des Führergedankens, an die Stelle der Tarifregelung durch die Verbände die Machtbefugnis der Treuhänder der Arbeit, an die Stelle des dem Klassenkampf eigenen Gegensatzes zwischen Arbeitgebern und Arbeitern die Verschmelzung aller arbeitenden Menschen in einer höheren Volks- und Gesinnungsgemeinschaft. So zeigt die ganze Entwicklung das Bild einer völligen Umgestaltung der deutschen Arbeiterschaft, die auch eine völlige Neubildung der Verbände mit sich brachte, und so insbesondere schlechtweg als ausgeschlossen erscheinen läßt, die Verbände der Deutschen Arbeitsfront als mit den früheren freigewerkschaftlichen Verbänden identisch anzusehen.«[25]

Dabei fiel der DAF vor allem die Rolle zu, die wirtschafts- und sozialpolitischen Folgen von massiver Aufrüstung und Kriegsvorbereitung gegenüber der Arbeiterklasse durchzusetzen und auf diese Weise »Grundlagen und Voraussetzungen für die deutsche Wehrgemeinschaft«[26] zu schaffen.

Um von der Frage der Löhne und Arbeitsbedingungen abzulenken und ihren tatsächlichen Charakter zu verdecken, entfal-

25 Zitiert nach: Fünfundsiebzig Jahre Industriegewerkschaft, S. 288 ff.
26 Zitiert nach: Schumann, S. 114.

tete die DAF eine systematische soziale Demagogie. Dazu gehörten solche Kampagnen wie etwa der »Reichsberufswettkampf«, der einzelnen Arbeitern und Angestellten Vergünstigungen und bessere Berufsaussichten bot.[27] Durch eine ausgedehnte Propagandatätigkeit wurden derartige Einzelbeispiele als Verwirklichung eines »deutschen Sozialismus« und als Beispiel dafür gefeiert, daß sich den Lohnabhängigen bei entsprechender individueller Leistung und mit Hilfe offizieller Förderung die Möglichkeit sozialen Aufstiegs und einschneidender Veränderungen ihrer gesellschaftlichen Stellung eröffne.

Besonders wirkungsvoll war die Einrichtung der Freizeitorganisation »Kraft durch Freude« (KdF). Sie sollte die Lohnabhängigen auch außerhalb der Arbeit erfassen und im faschistischen Sinne beeinflussen. Zugleich knüpfte sie an elementaren Erfordernissen zur Reproduktion der Arbeitskraft an, die angesichts der miserablen Entwicklung von Löhnen und Arbeitsbedingungen nur mangelhaft gewährleistet waren.[28] Dabei stellten ihre Sozialleistungen kein erworbenes Recht, sondern häufig eine Vergünstigung für politisches Wohlverhalten dar. Die KdF organisierte Betriebsfeiern, Kulturveranstaltungen, Wanderungen, Urlaubsaufenthalte und Ferienreisen, die mit den Zwangsbeiträgen der Arbeiter zur DAF subventioniert wurden. Mit diesen Geldern wurden außerdem KdF-Schiffe gebaut, die zunächst auch für touristische Zwecke eingesetzt wurden, sich schließlich aber als Truppentransporter und Lazarettschiffe herausstellten. Ähnlich verhielt es sich mit KdF-Erholungsheimen, die sich nach Kriegsbeginn in kürzester Frist in Lazarette verwandeln ließen. So konnte schließlich die KdF-Organisation im Krieg zu 80 Prozent für die Truppenbetreuung eingesetzt werden.

Außerdem wurden DAF-Gelder aber auch unmittelbar zur Rüstungsfinanzierung herangezogen. Das extremste und zugleich massenwirksamste Beispiel, unter dem Vorwand sozia-

27 Vgl. David Schoenbaum, Die braune Revolution. Eine Sozialgeschichte des Dritten Reiches, Wien, Zürich 1970, S. 133 f.

28 Vgl. ebd., S. 146.

ler Bemühungen zusätzliche Mittel für die Aufrüstung zu gewinnen, war die nur knapp ein Jahr vor Auslösung des Krieges eingeleitete »Sparaktion« für einen »Volkswagen«. Hundertausende fielen diesem Schwindel zum Opfer. Das mit ihren Spargeldern errichtete Volkswagenwerk produzierte nur für die Wehrmacht, von den Sparern erhielt keiner ein Auto.[29] An diesen Beispielen wird deutlich, daß es die Faschisten verstanden hatten, »ihre ›Sozialpolitik‹ zum Instrument der zusätzlichen Ausplünderung der Massen, zur Züchtung einer ihnen ergebenen Schicht von Wachhunden und Zuträgern, zur Irreführung der Massen und letztlich (. . .) zur Vorbereitung des Krieges zu machen.«[30]

Bisweilen sah sich die DAF allerdings genötigt, auch einmal in Fragen der Löhne oder Arbeitsbedingungen für die Lohnabhängigen Stellung zu nehmen. Dies konnte mitunter zu Konflikten mit einzelnen Unternehmen oder zu internen Querelen mit anderen faschistischen Institutionen führen. Es ist aber ein Irrtum, daraus zu schlußfolgern, die DAF sei »ein Verbündeter«[31] der Arbeiter geworden oder habe sich sogar »in verkappter Form, aber nach 1936 in zunehmendem Maße als wirtschaftliche Interessenvertretung der Arbeiterklasse«[32] betätigt, demzufolge einen »Funktionswandel«[33] durchgemacht und also ihren Charakter geändert. Sofern die DAF tatsächlich versuchte, für geringfügige Verbesserungen der Löhne oder Arbeitsbedingungen Einfluß zu nehmen, zeigt dies lediglich, welch starkem Druck von seiten der Arbeiterklasse sie zeitweilig ausgesetzt war. Einschlägige Aktivitäten erschöpften sich aber bestenfalls in internen Reibereien und Kompetenzstreitig-

29 Hierzu und zu oben vgl. Timothy W. Mason, Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft. Dokumente und Materialien zur deutschen Arbeiterpolitik 1936–1939, Opladen 1975, S. 83 f, 85 f. Merker, Deutschland, Bd. 2, S. 275 f. Schumann, S. 139 ff, 158 f.

30 Bednareck, Gewerkschafter, S. 33.

31 Dieter Petzina, Autarkiepolitik im Dritten Reich. Der nationalsozialistische Vierjahresplan, Stuttgart 1968, S. 166.

32 Tim Mason, Der Primat der Politik – Politik und Wirtschaft im Nationalsozialismus, in: Das Argument 8 (1966), Nr. 41, S. 473–494, hier: S. 486. Vgl. auch ders., Arbeiterklasse, S. 78 f, 94, 123 f, 133 f.

33 Mason, Arbeiterklasse, S. 123.

keiten mit staatlichen Wirtschaftsämtern, wie sie auch in anderen Bereichen der faschistischen Bürokratie durchaus an der Tagesordnung waren. Wie wenig dies mit einer »wirtschaftlichen Interessenvertretung der Arbeiterklasse« zu tun hatte, erhellt schon der Umstand, daß hierdurch nicht einmal angesichts des chronischen Arbeitskräftemangels der letzten Vorkriegsjahre spürbare Lohnverbesserungen bewirkt wurden. Wenn die DAF außerdem bei einzelnen betrieblichen Konflikten gegen die Unternehmerseite eingriff, so setzte dies allemal eine außerordentlich breite, oftmals sogar die Anhänger der NSDAP erfassende Unruhe in der Belegschaft voraus, die zu entsprechenden Aktionen führte oder zu führen drohte.[34] Hinter solchen Eingriffen stand die Befürchtung der DAF, »daß sie sich andernfalls nicht einmal Teile der Arbeiter ›halten‹ kann. Hier gerät das Gesamtinteresse des Monopolkapitals, die faschistische Diktatur vertreten durch die DAF, in Konflikt mit dem Einzelinteresse eines Monopolkapitalisten.«[35] Ein solches Auftreten der DAF zielte darauf ab, die Arbeiter zu beschwichtigen und betriebliche Bewegungen zu verhindern. Außerdem war es stets begleitet von der Mitwirkung bei der Suche nach »Unruhestiftern« und »Rädelsführern« unter der Belegschaft. Somit änderten derartige Aktivitäten nichts an Charakter und Funktion der DAF. Diese blieb ein Instrument, um die Arbeiterklasse wehrlos zu machen und daran zu hindern, sich gegen eine enorm verschärfte Ausbeutung und die drückenden Lasten einer gewaltigen Aufrüstung zur Wehr zu setzen. Um tatsächlich die wirtschaftlichen Interessen der Lohnabhängigen zu vertreten, hätte sich die DAF zuallererst energisch gegen Aufrüstung und Kriegsvorbereitung stellen müssen. Davon kann keine Rede sein.

34 Vgl. Kuczynski, Bd. 6, S. 167 f., 240 f.
35 Ebd., S. 167. Vgl. Broszat, S. 200.

Die Beseitigung der politischen, sozialen und beruflichen Rechte der Lohnabhängigen

Mit der Zerschlagung ihrer Organisationen und der Bildung der DAF hatten die Lohnabhängigen das Koalitionsrecht und damit auch das Recht auf kollektive wirtschafts- und sozialpolitische Interessenvertretung verloren. Ebenso wurde ihnen das Streikrecht geraubt. Seit Mai 1933 waren Streiks formell verboten.[36] Auch die Tarifautonomie wurde im Mai 1933 beseitigt. Die Reichsregierung setzte für jeden Landesarbeitsamtsbezirk einen »Treuhänder der Arbeit« ein. Dieser legte in Tarifordnungen, die für den einzelnen Unternehmer einen breiten Spielraum ließen, die Bedingungen für den Abschluß von Arbeitsverträgen rechtsverbindlich fest. Seine Aufgabe war es, den »Arbeitsfrieden« zu sichern. Die »Treuhänder der Arbeit« waren fast ausnahmslos ehemalige juristische Berater der Arbeitgeberverbände.[37] An die Stelle tarifvertraglicher Vereinbarungen, welche die Unternehmer mit den Gewerkschaften schließen mußten, trat somit ein staatliches Diktat über die Lohn- und Arbeitsbedingungen, das angesichts der Entrechtung der Arbeiterklasse auch dann im Interesse der Unternehmer gelegen hätte, wenn sich die »Treuhänder der Arbeit« aus einem anderen Personenkreis rekrutiert hätten.

In diesem Sinne war auch die Situation im Betrieb gestaltet. Im Januar 1934 erließ die Reichsregierung das »Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit«, das auf einem Entwurf von Carl Goerdeler beruhte.[38] Dieses Gesetz ernannte den Unternehmer zum uneingeschränkten »Herrn im Haus«, zum absoluten Herrscher über die rechtlose Belegschaft. Der Unternehmer galt als »Führer des Betriebs«, dem die zur »Gefolgschaft« erniedrigten Arbeiter und Angestellten »die in der Betriebsgemeinschaft begründete Treue« zu halten hatten und mithin

36 Vgl. Schumann, S. 82.

37 Vgl. Broszat, S. 186. Schumann, S. 122. Zu den Aufgaben der »Treuhänder der Arbeit« vgl. auch Friedrich Syrup, Hundert Jahre staatliche Sozialpolitik 1839–1939, Stuttgart 1957, S. 466 ff, 473 ff.

38 Vgl. Erich Paterna, Werner Fischer, Kurt Gossweiler, Gertrud Markus, Kurt Pätzold, Deutschland von 1933 bis 1939. Berlin 1969, S. 98; Kühnl, S. 246 ff.

bedingungslosen Gehorsam schuldig waren.[39] Demgemäß erließ der Unternehmer im Rahmen der von den »Treuhändern der Arbeit« festgelegten Richtlinien eine »Betriebsordnung«, in der er ohne Mitbestimmungsrechte der Belegschaft die betrieblichen Lohn- und Arbeitsbedingungen diktierte. Damit waren faktisch die letzten Möglichkeiten einer kollektiven Regelung aufgehoben.

Des weiteren schaffte das »Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit« die Betriebsräte als gewählte Belegschaftsorgane ab und ersetzte sie durch sogenannte »Vertrauensräte«. Die Kandidatenliste für den Vertrauensrat wurde vom »Führer des Betriebs im Einvernehmen mit dem Obmann der Nationalsozialistischen Betriebszellen-Organisation« aufgestellt. Die Arbeiter und Angestellten konnten lediglich in einer geheimen Abstimmung zu den Unternehmerkandidaten »Stellung« nehmen. Der Vertrauensrat wurde vom Unternehmer einberufen, der darüber hinaus auch noch den Vorsitz in diesem Gremium führte. Schließlich hatte der Vertrauensrat im Gegensatz zu den Betriebsräten keine Mitbestimmungsbefugnisse, sondern lediglich beratende Funktion. Seine Aufgabe bestand nicht darin, die Interessen der Belegschaft zu vertreten. Das Gesetz erklärte es vielmehr zu seiner Pflicht, »das gegenseitige Vertrauen innerhalb der Betriebsgemeinschaft zu vertiefen«. Der Vertrauensrat sollte somit hauptsächlich dazu dienen, »(u)nter der Devise ›Verbesserung der Arbeitsleistung‹ (. . .) die arbeitskraftausbeutenden Maßnahmen des nationalsozialistischen Staates zu verwirklichen«[40] und die Steigerung der Arbeitsproduktivität im Interesse des Unternehmers vorantreiben zu helfen. Gleichwohl stellte der Umstand, daß die Betriebsräte nicht ersatzlos abgeschafft wurden, eine Konzession an die Stimmung in den Betrieben dar, die zeigt, wie tief das Bedürfnis nach einer Betriebsvertretung in der Arbeiterklasse verwurzelt war. Unter dieser Voraussetzung ist er erklärbar, weshalb selbst noch ein derartiges Organ im Gegensatz zu den Intentionen der faschistischen Gesetzgebung bisweilen zur betrieblichen Interessenvertretung der Lohnabhängigen genutzt

39 Auszugsweise in GdA 5, S. 457 f. Kühnl, S. 249 ff.
40 Schumann, S. 125.

werden konnte. Insgesamt beseitigte das »Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit« jedoch alle Mitbestimmungsrechte der Belegschaften und baute die Stellung des Unternehmers buchstäblich zu einer militärischen Kommandoposition aus. Es »legte den Grundstein für die Verwandlung des Betriebes in eine Arbeitskaserne«[41] und des Arbeiters in einen »›Soldaten der Arbeit‹ – das hieß (. . .) in einen gehorsamst die Arbeitsbefehle durchführenden Gefolgsmann«.[42]

Die hiermit eingeleitete Militarisierung der Arbeit wurde dadurch ergänzt, daß auch die persönliche Bewegungsfreiheit der Lohnabhängigen und ihre beruflichen Rechte schrittweise eingeschränkt wurden. So wurden vor allem die Freizügigkeit und das Recht, Beruf und Arbeitsplatz zu wechseln, zunehmend beschnitten. Damit wurde den Arbeitern und Angestellten neben den politischen und sozialen Rechten, die sie sich in langwierigen Auseinandersetzungen erkämpft hatten, auch noch die bürgerliche »Freiheit« genommen, ihre Arbeitskraft dort zu verkaufen, wo es für sie am vorteilhaftesten schien.

Zuerst waren hiervon die Landarbeiter betroffen. Im Mai 1934 wurde ihnen gesetzlich verwehrt, ohne behördliche Genehmigung eine Beschäftigung außerhalb der Landwirtschaft aufzunehmen.[43] Wenig später wurden die Behörden ermächtigt, solche Arbeiter und Angestellte gewerblicher Betriebe, die früher in der Landwirtschaft beschäftigt gewesen waren, »zwangsweise in ihre alte landwirtschaftliche Tätigkeit zurückzuführen«.[44] Diese Maßnahmen sollten der offiziellen Begründung zufolge zum Schutze des »Landwirts« dienen, kamen jedoch in erster Linie Großbauern und Großgrundbesitzern zugute.[45] Im Februar 1935 wurde für alle Arbeiter und Angestellten ein »Arbeitsbuch« eingeführt[46], das ihre ständige behördliche Beaufsichtigung ermöglichte und die Grundlage für einen umfassenden staatlich gelenk-

41 Paterna (u.a.), S. 98.
42 Schumann, S. 120.
43 Vgl. Syrup, S. 417 f. Kuczynski, Bd. 6, S. 150 ff, 219 ff. Ders., Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 16, Berlin 1963, S. 147 ff.
44 Syrup, S. 418.
45 Vgl. Kuczynski, Bd. 16, S. 148.
46 Vgl. Syrup, S. 439 ff.

ten Einsatz der Arbeitskräfte zugunsten der Rüstungsindustrie bot. In der Industrie waren die Metall- und Bauarbeiter am frühesten von den Einschränkungen der Wahl des Arbeitsplatzes betroffen. Schon im Dezember 1934 wurde den gelernten, im November 1936 allen Metallarbeitern faktisch verboten, ohne behördliche Genehmigung den Arbeitsplatz zu wechseln.[47]

Im Zusammenhang mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wurde im Juni 1935 durch Gesetz ein »Reichsarbeitsdienst« eingeführt. Demzufolge war jeder männliche Jugendliche zwischen 18 und 25 Jahren verpflichtet, vor der Einziehung zur Wehrmacht einen sechsmonatigen Arbeitsdienst abzuleisten.[48] Auf diese Weise wurden billige Arbeitskräfte für Bodenverbesserungen, Forstarbeiten, den strategischen Straßenbau, den Bau von militärischen Befestigungsanlagen und ähnliche Zwecke gewonnen. Der Lohn dieser sogenannten »Arbeitsmänner« betrug neben Verpflegung und primitiver Unterkunft 25 Pfennige am Tag.[49] Er lag damit noch weit unter den niedrigen Tariflöhnen.[50] Gleichzeitig diente der Arbeitsdienst der paramilitärischen Ausbildung und der faschistischen Indoktrination der Jugend. Diese Maßnahmen wurden im Februar 1938 auf ledige Frauen bis 25 Jahre ausgedehnt. Sie mußten vor Aufnahme einer Beschäftigung in bestimmten Industrien, in denen Frauen vorzugsweise tätig waren, ein »Pflichtjahr« in der Landwirtschaft oder im Hausdienst ableisten. Im Dezember 1938 wurde diese Bestimmung schließlich auf alle jungen Frauen erweitert, die einen Beruf ergreifen wollten.[51]

Den letzten Rest an Bewegungs- und Berufsfreiheit verloren die Arbeiter und Angestellten schließlich mit einer Verordnung Görings vom Juni 1938, welche eine allgemeine Zwangsdienst-

47 Vgl. ebd., S. 422 ff. Mason, Arbeiterklasse, S. 251 ff, 501 ff, 550 f.

48 Vgl. Jürgen Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 19, Berlin 1968, S. 278. Paterna (u.a.), S. 164, 167.

49 Vgl. René Erbe, Die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik 1933–1939 im Lichte der modernen Theorie, Zürich 1958, S. 90 f.

50 Nach Kuczynski, Bd. 6, S. 156, betrug der durchschnittliche Tarifstundenlohn männlicher Arbeiter 1935 78,3 Pfennige für Gelernte, 68,3 Pfennige für Angelernte und 62,2 Pfennige für Hilfsarbeiter.

51 Vgl. Kuczynski, Bd. 6, S. 221, 22. Syrup, S. 499 f.

pflicht einführte. Männer und Frauen aller Berufe konnten damit auf behördliche Anordnung gezwungen werden, »auf einem ihnen zugewiesenen Arbeitsplatz Dienste zu leisten oder sich einer bestimmten beruflichen Ausbildung zu unterziehen«.[52] Bis zum Krieg wurde dieses System der Zwangsarbeitspflicht noch weiter ausgebaut. Auf dieser Grundlage wurden zunächst 400 000 Arbeiter zu militärischen Bauarbeiten am sogenannten »Westwall« herangezogen. Bis Januar 1940 stieg die Gesamtzahl der Dienstpflichtigen auf 1,4 Millionen. Diese wurden außer dem Befestigungsbau zum größten Teil der Rüstungsindustrie zugeführt.[53] Im weiteren Verlauf des Krieges nahm die Zwangsdienstpflicht immer massenhaftere Formen an.

Faschistische Wirtschaftspolitik und Lage der Arbeiterklasse

Ein Teil der aufgeführten Maßnahmen scheint auf den ersten Blick unverständlich zu sein, wenn man bedenkt, daß bis 1936 die Arbeitslosigkeit noch nicht verschwunden war und erst gegen Ende der dreißiger Jahre ein empfindlicher allgemeiner Mangel an Arbeitskräften eintrat. Von der Machtübertragung an den Faschismus bis Kriegsbeginn entwickelte sich die Arbeitslosigkeit wie folgt:

Arbeitslosigkeit 1933 bis 1939[54]

Jahr	Arbeitslose in Millionen	Jahr	Arbeitslose in Millionen
1933	4,8	1937	0,9
1934	2,7	1938	0,4
1935	2,2	1939[a]	0,1
1936	1,6	Juli 1939	0,04

[a] Erstes Halbjahr

52 Abgedruckt in: Kuczynski, Bd. 16, S. 152 f.
53 Vgl. Mason, Arbeiterklasse, S. 152 f. Petzina, Autarkiepolitik, S. 160 f.
54 Vgl. Kuczynski, Bd. 6, S. 151 f, 219.

Die Zahlen verdeutlichen , daß die ersten staatlichen Beschränkungen der persönlichen Bewegungsfreiheit der Lohnabhängigen präventiven Charakter trugen. Sie sollten sowohl die Umstellung auf eine totale Kriegswirtschaft vorbereiten als auch eine Handhabe schaffen, um auch die individuellen Möglichkeiten der Arbeiter und Angestellen zu beschneiden, etwa durch Arbeitsplatz- und Betriebswechsel eine zukünftig günstigere wirtschaftliche Situation zur Durchsetzung von Lohnverbesserungen auszunutzen. Zum anderen war aber auch die sektorale und branchenmäßige Verteilung der Arbeitslosigkeit sehr ungleichmäßig. So war in der Landwirtschaft schon eine spürbare Verknappung an Arbeitskräften eingetreten, als die Arbeitslosenzahl insgesamt noch sehr hoch war. Deshalb wurden in diesem Bereich die ersten Maßnahmen zur Einschränkung der beruflichen Rechte der Arbeiter ergriffen. Ähnlich verhielt es sich in der Bau- und Metallindustrie, wo die nächsten Reglementierungen eingeführt wurden. Hier machte sich der Aufschwung der Rüstungsproduktion ebenfalls schon frühzeitig in einem Mangel an Facharbeitern bemerkbar.[55] Da man Lohnanreize als Mittel der Arbeitskräfteverteilung »im Interesse eines hohen (rüstungsbedingten, J. H.) Staatsanteils am Sozialprodukt und größer Profitchancen der Unternehmer«[56] unbedingt vermeiden wollte, wurden die persönliche Bewegungsfreiheit der Lohnabhängigen vollends beseitigt und das Zwangssystem rigoros ausgeweitet, um die rüstungswirtschaftliche Schwerpunktsetzung zu verwirklichen und die bevorzugte Versorgung der kriegswichtigen Industrien mit Arbeitskräften sicherzustellen, nachdem im Zuge der rüstungsbedingten Hochkunjunktur die Arbeitslosigkeit verschwunden war und seit 1937/38 allgemeine Arbeitskräfteknappheit herrschte.

Bei der Eindämmung der Arbeitslosigkeit kam dem NS-Regime zunächst die Tatsache zugute, daß zur Zeit seines Machtantritts die Wirtschaftskrise ihren Höhepunkt schon überschritten und eine zaghafte zyklische Aufwärtsbewegung

55 Vgl. ebd., S. 151 f. Syrup, S. 422 f, 426 f.
56 Petzina, Autarkiepolitik, S. 159.

eingesetzt hatte.[57] Im Sommer 1933 verkündete die Regierung nach anfänglicher Inaktivität ihr erstes Arbeitsbeschaffungsprogramm. Ähnlich wie frühere Projekte aus der Zeit vor 1933 sah es vor allem eine Erhöhung der öffentlichen Investitionen vor. Deren Schwerpunkt lag zunächst beim Straßenbau, wobei der unter militärischen Gesichtspunkten geplante Autobahnbau zunehmende Bedeutung gewann und schon 1935 dominierte.[58]

Die faschistische Wirtschaftspolitik diente von Anfang an der Kriegsvorbereitung. Diesem Ziel waren auch alle Maßnahmen zur Arbeitsbeschaffung untergeordnet. Schon im Februar 1933 erklärte Hitler, daß jede Arbeitsbeschaffungsmaßnahme danach beurteilt werden müsse, »ob sie notwendig sei vom Gesichtspunkt der Wiederwehrmachung des deutschen Volkes. Dieser Gedanke müsse immer und überall im Vordergrund stehen«.[59] Im ersten Jahr der faschistischen Diktatur war es zwar aus innen- wie außenpolitischen Gründen noch nicht möglich, zur offenen Aufrüstung überzugehen. Auch kam der Minderung der Arbeitslosigkeit insofern noch ein eigenständiger Stellenwert zu, als sie zur Konsolidierung der faschistischen Herrschaft unbedingt notwendig war. Dennoch wurden schon 1933 auch die Rüstungsausgaben erhöht.[60] In der Folgezeit wurde die Aufrüstung zur Hauptmethode der staatlichen Wirtschaftsankurbelung und Arbeitsbeschaffung.[61] Dies schlug sich in einer gewaltigen Steigerung der Rüstungsausgaben nieder. Dagegen wurden die Sozialausgaben von 1932 bis 1937 um etwa 75 Prozent gesenkt.[62] Auch die staatlichen Aufwendungen etwa für den Wohnungsbau stagnierten trotz einer sich zunehmend verschärfenden Wohnungsnot in den größeren Städten.[63]

57 Vgl. Hans Mottek, Walter Becker, Alfred Schröter, Wirtschaftsgeschichte Deutschlands, Bd. 3, Berlin 1974, S. 299 f, 311 f.

58 Vgl. Erbe, S. 25 f.

59 Zitiert nach: Dieter Petzina, Hauptprobleme der deutschen Wirtschaftspolitik 1932–1933, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 15 (1967), Heft 1, S. 18–55, hier: S. 43.

60 Vgl. Erbe, S. 25. Kuczynski, Bd. 16, S. 128, 132.

61 Vgl. Erbe, S. 25 f, 109 f. Kuczynski, Bd. 16, S. 79 ff. Ders., Bd. 16, S. 79 ff. Mottek (ua.), S. 312 ff.

62 Vgl. Charles Bettelheim, Die deutsche Wirtschaft unter dem Nationalsozialismus, München 1974, S. 245.

63 Vgl. Mason, Arbeiterklasse, S. 76 f.

Sie waren 1938 ungefähr fünfmal niedriger als 1928, dem letzten Vorkrisenjahr. Die Rüstungsausgaben erhöhten sich dagegen von 1932 bis 1938 um das 25fache.[64] Ihr Anteil am Volkseinkommen wuchs einer zurückhaltenden Schätzung zufolge von 1,4 Prozent (1932) auf 19,4 Prozent (1938).[65] Schon 1934 hatten die staatlichen Ausgaben für die Wehrmacht alle übrigen öffentlichen Investitionen annähernd erreicht, 1935 waren sie um etwa ein Drittel und 1938 rund um das Dreifache höher.[66] Ebenfalls 1938 waren die Rüstungsausgaben fast genauso hoch wie sämtliche öffentlichen und privaten Investitionen zusammen.[67] Schon im April 1934 wurden öffentliche Arbeitsvorhaben, die keine militärische Bedeutung hatten, abgelehnt, die laufenden Projekte dieser Art sollten allmählich ausklingen.[68] »Rüstung (. . .) stand also hinter dem nach zyklischen Belebungserscheinungen des Jahres 1933 sich 1934 und in den folgenden Jahren verstärkenden Aufschwung, der entgegen der faschistischen Propaganda und gewisser ausländischer Publizisten, die sich von den ›Friedensschalmeien‹ Hitlers täuschen ließen, (. . .) als eine Rüstungskonjunktur zu kennzeichnen ist.«[69]

Die umfassende Ausrichtung auf Rüstung und Kriegsvorbereitung spiegelte sich aber nicht nur in der Struktur der Staatsausgaben und der Verteilung der Gesamtinvestitionen wider, sondern in allen wirtschaftlichen Bereichen einschließlich des Außenhandels.[70] Den Zweck dieser Wirtschaftspolitik formulierte Hitler bei der Festlegung der Ziele des »Vierjahresplans« unmißverständlich in einer geheimen Denkschrift vom August 1936. Darin hieß es, daß »das Ausmaß und das Tempo der

64 Vgl. Erbe, S. 25.

65 Nach: ebd., S. 100 f. Nach den Berechnungen von Kuczynski, Bd. 6, S. 133, wuchs der Anteil der Rüstungsausgaben am Volkseinkommen sogar von 2 Prozent (1932) auf 32 (1938) und 34 Prozent (1939). Nach Bettelheim, S. 327, stieg der Anteil der Rüstungsausgaben am Bruttosozialprodukt von 1,1 Prozent (1932) auf 15,7 (1938) und 40 Prozent (1940).

66 Vgl. Erbe, S. 25.

67 Vgl. ebd., S. 109.

68 Vgl. Arthur Schweitzer, Big Business in the Third Reich, Bloomington 1964, S. 293, 382.

69 Mottek (u.a.), S. 313 f.

70 Vgl. Kuczynski, Bd. 6, S. 102 ff, 108 ff, 131 ff.

militärischen Auswertung unserer Kräfte (. . .) nicht groß und schnell genug gewählt werden« könnten. Zugleich wurde gefordert, daß Armee und Wirtschaft in vier Jahren »einsatzfähig« und »kriegsfähig« sein müßten.[71]

Ebenso wie auf Rüstung war die faschistische Wirtschaftspolitik darauf angelegt, den Anteil der Lohnabhängigen wie auch der übrigen Werktätigen am Volkseinkommen systematisch zugunsten der Profite zu senken. Von 1933 bis 1939 wuchs die Zahl der Arbeiter und Angestellten durch die Wiedereingliederung der Arbeitslosen wie durch die Einbeziehung neuer Schichten in die Lohnabhängigkeit um etwa 8 Millionen.[72] Der Anteil der Löhne und Gehälter am Volkseinkommen nahm dagegen kontinuierlich ab. Er sank von 63 Prozent (1933) auf 57 Prozent (1938).[73] Gleichzeitig stiegen die Gewinne der Großunternehmen und Konzerne sprunghaft an. So konnten die großen Aktiengesellschaften ihren Reingewinn von 1933 bis 1936 mehr als vervierfachen.[74] Die unverteilten Gewinne wuchsen bis Kriegsbeginn jährlich um 36,5 Prozent. Ihr Anteil am Volkseinkommen, der im letzten Jahr vor der Wirtschaftskrise 1,8 Prozent betragen hatte, nahm auf 4,9 Prozent (1938) zu.[75] Auch die Durchschnittsdividende der Aktiengesellschaften erhöhte sich von 2,9 Prozent (1932/33) auf 6,4 Prozent (1938/39).[76] Am meisten profitierten von dieser Entwicklung die Unternehmen, die im Zentrum von Rüstung und Kriegsvorbereitung standen.[77]

---

71 Zitiert nach: Petzina, Autarkiepolitik, S. 49, 51.

72 Vgl. Kuczynski, Bd. 6, S. 237.

73 Vgl. Erbe, S. 94, S. 101. Nach Petzina, Autarkiepolitik, s. 167, sank der Anteil der Löhne am Volkseinkommen im gleichen Zeitraum von 57 auf 52,4 Prozent und bis 1939 weiter auf 51,9 Prozent.

74 Vgl. Schweitzer, S. 398.

75 Vgl. Erbe, S. 101. Petzina, Autarkiepolitik, S. 168.

76 Vgl. Kuczynski, Bd. 6, S. 22.

77 Vgl. Horst Bednareck, Die Gewerkschaftspolitik der Kommunistischen Partei Deutschlands – fester Bestandteil ihres Kampfes um die antifaschistische Einheits- und Volksfront zum Sturze der Hitlerdiktatur und zur Verhinderung des Krieges (1935 bis August 1939), Berlin 1969, S. 50, Anm. 33. Kuczynski, Bd. 6, S. 84 f. Horst Laschitza, Siegfried Vietzke, Deutschland und die deutsche Arbeiterbewegung 1933–1945, Berlin 1964, S. 223 f.

Dem entsprach die Lohnpolitik des faschistischen Staats. Schon im Mai 1933 verordnete die Regierung einen Lohnstopp.[78] Damit wurden die Löhne auf dem Niveau der Wirtschaftskrise eingefroren. Bis Kriegsbeginn verharrten demzufolge die Tariflöhne auf dem niedrigen Stand von 1933, der sogar noch unter dem von 1932 lag.[79] Allerdings führte die einsetzende Verknappung der Arbeitskräfte im Gefolge des Übergangs zur extremen Hochrüstung trotz des offiziellen Lohnstopps seit 1936 zu einer geringfügigen Steigerung der effektiven Realstundenlöhne. Da sich gleichzeitig die Zahl der Arbeitsstunden erhöhte, wuchsen auch die Realwochenlöhne und erreichten nach Gerhard Bry 1939 wieder den Vorkrisenstand von 1929.[80] Dies würde im Durchschnitt einer jährlichen Lohnsteigerung von 2,8 Prozent bei einer jährlichen Zuwachsrate des Volkseinkommens von 8,2 Prozent entsprechen. Schon diese Zahlen sind deutlich genug. Bei genauerer Betrachtung ergibt sich für die Lohnabhängigen eine noch ungünstigere Bilanz aus der angeblichen »Volksgemeinschaft« mit den Unternehmern. Die Lohnabzüge für Steuern und Sozialversicherung stiegen von 11,5 Prozent (1928) bzw. 12,5 Prozent (1932) auf 13,5 Prozent (1937).[81] Berücksichtigt man weiterhin die zahllosen Sammlungen, »Spenden« und Beiträge der vielfältigsten Art (DAF, KdF, »Winterhilfe«, Luftschutz, NSV usw. usf.), denen sich die Arbeiter in der Regel kaum entziehen konnten, so erreichten nach den Schätzungen von Jürgen Kuczynski die Lohnabzüge als »äußerstes Minimum« eine Höhe von 16 bis 17 Prozent[82] – wobei es unbedingt festzuhalten gilt, daß diese »erhöhten Lohnabzüge vom Regime nicht zu einer Verbesserung der Sozialleistungen verwendet wurden, sondern ebenfalls in die Rüstungsfinanzierung eingingen«.[83] Da Kuczynski außerdem nachweist, daß auch die Lebenshaltungskosten trotz offi-

78 Vgl. Gerhard Bry, Wages in Germany 1871–1945, Princeton 1960, S. 44, 238.
79 Vgl. ebd., S. 238. Kuczynski, Bd. 6, S. 156 f.
80 Vgl. Bry, S. 264.
81 Vgl. Erbe, S. 93. Kuczynski, Bd. 6, S. 158.
82 Vgl. Kuczynski, Bd. 6, S. 158.
83 Erbe, S. 93.

ziellen Preisstopps stärker zunahmen, als dies eingestanden wurde, kommt er zu dem Ergebnis, daß bis 1937 »der Arbeiter im Durchschnitt Realwochenlöhne erhielt, die sich unter dem Krisenniveau von 1932 bewegten, und daß er für diese Löhne länger und intensiver arbeiten mußte«.[84] Danach begannen die Löhne tatsächlich zu steigen. Dies lag in erster Linie an verlängerten Arbeitszeiten und wachsenden Überstunden, zum Teil aber auch daran, daß sich die Unternehmer infolge der zunehmenden Arbeitskräfteknappheit unter Umständen zu gewissen nichttariflichen Gratifikationen genötigt sahen. Die hierdurch bedingten Erleichterungen für die Lohnabhängigen hielten sich jedoch in engen Grenzen, da sich schon seit 1938 die Umstellung auf eine Kriegswirtschaft in einer empfindlichen Verknappung, Verteuerung und Verschlechterung von Lebensmitteln und Massenbedarfsgütern sowie in einem beginnenden Schleichhandel auswirkte.[85]

Auch die Arbeitsbedingungen der Lohnabhängigen verschlechterten sich erheblich. Die Arbeitszeit wurde vor allem mit Verschwinden der Arbeitslosigkeit wieder verlängert. 1938 überstieg sie den Höchststand der Weimarer Republik, so daß – mit Ausnahme der Konsumgüterindustrien allerdings, in denen wegen Vernachlässigung in der Rohstoffbelieferung und anderen durch die Kriegsvorbereitung bedingten Gründen teilweise sogar Kurzarbeit eingeführt war – faktisch wieder der Neun-, zum Teil sogar der Zehnstundentag hergestellt war.[86] Gleichzeitig wurde auch die Arbeitsintensität enorm gesteigert.[87] Die Ausdehnung der Arbeitszeit bei gleichzeitiger Erhöhung der Arbeitsintensität und andere Verschlechterungen in den Arbeitsbedingungen führten dazu, daß die Arbeitsunfälle empfindlich zunahmen. Die Leistungen der Unfallversicherung wurden aber rigoros eingeschränkt.[88]

84 Kuczynski, Bd. 6, S. 161.
85 Vgl. ebd., S. 229 ff.
86 Vgl. ebd., S. 210, 233.
87 Vgl. Kuczynski, Bd. 6, S. 177 ff, 239 f.
88 Vgl. ebd., S. 184 ff.

Dieses Gesamtbild der sozialen Lage der Arbeiter und Angestellten muß allerdings in einzelnen Aspekten ergänzt werden. So machten die faschistischen Arbeitsbehörden beispielsweise viel Aufhebens mit den Urlaubsregelungen. Durch eine Erhöhung des Mindesturlaubs und andere Maßnahmen ergaben sich auf diesem Gebiet für Teile der Arbeiterklasse geringfügige Verbesserungen.[89] Bei diesen wie allen übrigen sozialpolitischen Maßnahmen, welche die terroristische Unterdrückung der Arbeiterklasse begleiteten, handelte es sich aber um ein äußerstes Minimum, das keineswegs an den Bedürfnissen der Lohnabhängigen ausgerichtet, sondern lediglich zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft absolut unerläßlich war. Des weiteren läßt sich eine starke Differenzierung im Lohnniveau feststellen. So lagen die Löhne in der Industrie beträchtlich über dem Gesamtlohndurchschnitt. Zugleich wurden in der Produktionsgüterindustrie erheblich höhere Löhne gezahlt als in der Konsumgüterindustrie. Am günstigsten war die Lohnentwicklung in der Rüstungsindustrie, nicht zuletzt wegen der hohen Überstunden.[90] Außerdem bewirkte ein stark gestaffeltes Lohngruppensystem, daß sich die Abstufungen auch innerhalb des einzelnen Betriebs ausweiteten.[91] Darüber hinaus zielte ein ausgeklügeltes Prämiensystem darauf ab, zusätzliche Leistungsanreize zu schaffen und die individuellen Lohnunterschiede bei gleichartiger Tätigkeit zu verstärken.[92] In gleicher Weise wie die Beseitigung aller kollektivvertraglichen Regelungen stellte dies auf die Atomisierung der Belegschaften ab. Solche Faktoren vertieften ebenso die Differenzierungen innerhalb der Arbeiterklasse insgesamt wie innerhalb der einzelnen Belegschaften und beeinträchtigten deren Fähigkeit zu solidarischem Verhalten. Solche Bedingungen erleichterten es, die Arbeiter individuell wie gruppenweise gegeneinander auszuspielen.

89 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 52, 53, Anm. 42. Mason, Arbeiterklasse, S. 84. Syrup, S. 489.
90 Vgl. Bry, S. 250 f. Kuczynski, Bd. 6, S. 169 ff.
91 Vgl. Syrup, S. 477 f.
92 Vgl. Kuczynski, Bd. 6, S. 162 f.

Ferner erweiterten sich durch die Wiedereingliederung in die Produktion die Konsummöglichkeiten der ehemals Arbeitslosen. So niedrig die Löhne und so miserabel die Arbeitsbedingungen alles in allem auch waren, ergab sich für diese Gruppe doch eine verbesserte Situation.[93] Außerdem schien die faschistische Wirtschaftspolitik erstmals die Arbeitsplätze dauerhaft zu sichern. Schließlich änderte sich vor allem nach Erreichen der Vollbeschäftigung auch die soziale Zusammensetzung der Arbeiterklasse durch den Zustrom von Schichten, die bislang in Handwerk, Kleinhandel und Kleingewerbe oder als Kleinbauern tätig gewesen waren. Auch der Frauenanteil stieg wieder an.[94] Diese Entwicklung wurde ebenso durch den wirtschaftlichen Ruin zahlreicher mittelständischer und kleinbäuerlicher Betriebe im Zuge eines beschleunigten Konzentrationsprozesses und als Folge von Benachteiligungen durch die faschistische Wirtschafts- und Steuerpolitik wie durch administrative Maßnahmen zur Behebung des Arbeitskräftemangels der Rüstungsindustrie bewirkt. Trotzdem handelte es sich bei den Betroffenen großenteils um Personengruppen, die gewöhnlich besonders intensiv unter dem Einfluß der faschistischen Ideologie standen.

Zusammengenommen erleichterten es solche Faktoren dem Faschismus, trotz der angespannten sozialen Lage der Arbeiter und Angestellten schließlich auch in den Betrieben Fuß zu fassen. So fand die faschistische Ideologie, derzufolge die unbefriedigende Situation der Lohnabhängigen ein Opfer darstellte, das angeblich zum Wohle des »Volksganzen« erbracht werde, vor allem Eingang in die Arbeiterjugend. Eine gezielte Mystifizierung schwerer körperlicher Arbeit, die pompöse Propagierung eines nebelhaften »deutschen Sozialismus« und ähnliche Kampagnen sollten eine »Gleichstellung« von Arbeitern und Unternehmern suggerieren. Ein ausgeklügeltes System der Meinungsmanipulation, der zur Staatsideologie erhobene Antikom-

93 Vgl. ebd., S. 162.

94 Vgl. Kuczynski, Bd. 6, S. 237. Mason, Arbeiterklasse, S. 142 f. Paterna (u.a.), S. 238 f, 323 f.

munismus, die tägliche Verketzerung der Sowjetunion, die deklamatorische Ablehnung des – ausschließlich im Ausland lokalisierten – Kapitalismus sowie die ständige Beschwörung einer angeblichen Bedrohung von außen taten ein übriges. Auch der Antisemitismus und die Herrenmenschenideologie wirkten in die Richtung, soziale Gegensätze zu kanalisieren und von ihrer realen gesellschaftlichen Ursache abzulenken. Dazu kamen schließlich noch die außenpolitischen Erfolge Hitlers, die von der chauvinistischen Propaganda weidlich ausgeschlachtet wurden. Durch »Hitlerjugend«, Arbeitsdienst und Militär, ständige intensivste Propaganda bei gleichzeitiger schärfster Verfolgung jeder klassenbewußten Regung konnte die faschistische Diktatur in bezug auf die Arbeiterjugend eine Situation schaffen, »in der die jüngere Generaktion der älteren entfremdet und die kontinuierliche Vermittlung von Erfahrungen des Klassenkampfes unterbrochen«[95] und somit die Tradition der Arbeiterbewegung abgeschnitten war. Dagegen gelang es dem Faschismus trotz vielfältiger Bemühungen bis zum Weltkrieg in der Regel nicht, die ältere Arbeitergeneration, deren politische Erziehung sich noch in der Weimarer Republik unter dem Einfluß der legalen Arbeiterorganisationen vollzogen hatte, zu gewinnen. Wenngleich sich ihre große Mehrzahl nicht am aktiven Widerstand beteiligte, so stand sie doch dem Faschismus mit passiver Ablehnung gegenüber.

Betriebliche Gegenwehr

Gleichwohl kam es in den Betrieben immer wieder zu Gegenwehr vielfältigster Art gegen die schlechten Arbeitsbedingungen und die unzureichende Entlohnung. Sie äußerte sich gewöhnlich in versteckterm passivem Widerstand, der von individuellen Formen bis zur bewußten kollektiven Leistungsverweigerung, zur Senkung der Arbeitsproduktivität oder der Arbeitsqualität reichte. Auch wurden Anfragen und Beschwer-

95 Paterna (u..), S. 168.

den auf Betriebsversammlungen oder an den Vertrauensrat als Tarnung benutzt, um elementare Forderungen im Interesse der Belegschaft zu propagieren. Bisweilen nahmen solche Proteste sogar die Form von kurzfristigen Arbeitsniederlegungen an. Dies waren allerdings seltene Ausnahmen. Nachdem es noch im Frühjahr 1933 zu verschiedenen betrieblichen Aktionen gekommen war[96], ließen die Abwehrkämpfe unter dem Eindruck der vernichtenden Niederlage der Arbeiterbewegung und des sich perfektionierenden faschistischen Terrors in der Folgezeit schlagartig nach. Dennoch nahmen 1935 und 1936 die betrieblichen Aktionen wieder zu. Nach den unvollständigen Berichten der Gestapo streikten 1935 etwa 25 000 Arbeiter. Die höchste Zahl an Streikstunden entfiel auf die Schwerindustrie. Allein im Sommer 1935 vermerkte die Gestapo 13 Streiks und 30 Sabotagefälle gegen die Rüstungsproduktion. Dabei wurden 4000 Personen verhaftet.[97] Im September 1935 wurde offiziell zugegeben, daß im Rheinland, in Westfalen, Schlesien und Württemberg in diesem Jahr bis dahin 37 Streiks stattgefunden hatten.[98] Und für 1936 stellten die faschistischen Behörden fest, daß »ein größeres Anwachsen von Streiks oder streikähnlichen Auseinandersetzungen stattgefunden habe als 1935 und 1934«.[99] Allein im letzten Vierteljahr fanden etwa 100 derartige Aktionen statt. Dabei lag der Schwerpunkt wiederum im Bergbau, in der Metall- und Hüttenindustrie.[100] Stets waren diese Kämpfe jedoch auf einen einzelnen Betrieb oder Betriebsteil beschränkt. In der Regel beteiligten sich nicht mehr als 100 Arbeiter, nur in wenigen Ausnahmen waren es mehr als 1000. Ferner handelte es sich um Kurzstreiks, die zumeist nur wenige Stunden und selten einen Tag dauerten.[101] Gemessen an den politischen

96 Vgl. Bednareck, Gewerkschafter, S. 38.

97 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 66. Klaus Mammach, Die deutsche antifaschistische Widerstandsbewegung 1933–1939, Berlin 1974, S. 85. Wilhelm Wehling, Zum antifaschistischen Widerstandskampf der deutschen Arbeiterklasse während der faschistischen Vertrauensrätewahlen im Frühjahr 1935, in: BzG/2 (1960), S. 488–507, hier: S. 505 f.

98 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 81.

99 Zitiert nach: Mammach, S. 167.

100 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 159.

101 Vgl. ebd., S. 66, 159 f.

Umständen sind diese Daten gewiß beachtlich. Indes drücken sie aber auch aus, daß nur ein verschwindend kleiner Teil der Arbeiterklasse an solchen Aktionen teilnahm. Die große Mehrheit der Arbeiter verharrte in stillschweigender Opposition, die sich allenfalls in verdeckten und weniger spektakulären Formen betrieblicher Auseinandersetzungen entlud. Angesichts des sich ständig verschärfenden Terrors weiteten sich die punktuellen Arbeitsniederlegungen nicht zu allgemeinen Streikbewegungen aus.

Der faschistische Staat reagierte auf die Aktionen von 1936 mit drakonischen Maßnahmen und einem weiteren Ausbau des Unterdrückungsapparats. So beschlossen beispielsweise Vertreter der Gestapo und der DAF auf einer gemeinsamen Sitzung im Anschluß an einen größeren Streik bei der Opel AG in Rüsselsheim, das Spitzelnetz in allen wichtigen Betrieben auszubauen und eine Kartei aller »politisch unzuverlässigen Arbeitsgefolgschaftsmitglieder« anzulegen, um gegebenenfalls alle der »Rädelsführerschaft« Verdächtigen festzunehmen, Streiks im Keime zu ersticken und dabei Massenverhaftungen zu vermeiden, da diese zu unerwünschtem Aufsehen führten.[102] In einem Lagebericht der Dortmunder Gestapo für das Jahr 1937 hieß es hierzu: »Nur durch ein engmaschiges Vertrauensmännernetz auf jedem Werk dürfte der Geheimen Staatspolizei die Möglichkeit gegeben sein, die ernstlichen Arbeiten, die eines Tages an sie herantreten können, zu meistern. Es müssen die Voraussetzungen geschaffen werden, jederzeit in der Lage zu sein, staatswichtige Betriebe im Ernstfall von staatsfeindlichen Drahtziehern mit einem Schlage zu säubern.«[103] Der Staatssekretär im Reichsjustizministerium und spätere Präsident des »Volksgerichtshofs«, Freisler, formulierte als Maxime: »Wer den Frieden, die Eintracht und damit die Kraft der Arbeit in deutschen Werkstätten zerstört, ist (. . .) ein Verbrecher, den wir vernichten müssen.«[104]

102 Zitiert nach: Mammach, S. 167.
103 Abgedruckt bei: Mason, Arbeiterklasse, S. 421–428, hier: S. 425.
104 Zitiert nach: Paterna (u.a.), S. 239.

Aus solchen Worten spricht nicht nur die Brutalität der Naziführung, sondern auch das Wissen, daß Widerstandsregungen der Arbeiterklasse ihre Kriegsvorbereitungen und die hierzu unerläßliche innenpolitische Friedhofsruhe gefährden würden und deshalb schon im Keime erstickt werden mußten. Trotzdem kam es auch in den folgenden Jahren noch zu vereinzelten Streikaktionen. So registrierte das Zentralbüro der DAF für 1937 etwa 250 Arbeitsniederlegungen und Kurzstreiks.[105] Daneben scheinen betriebliche Aktionen angesichts des sich perfektionierenden Terrorsystems aber nunmehr eher die Form des Lamgsamarbeitens und vor allem in Rüstungsbetrieben bisweilen auch der Sabotage angenommen zu haben. In einer Reihe von Fällen konnten Belegschaften in betrieblichen Abwehrbewegungen Teilerfolge erringen.

3. Gewerkschaftlicher Widerstand bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs

Da den Lohnabhängigen mit allen staatlichen Mitteln des Terrors eine kollektive Vertretung auch elementarster wirtschaftlicher und sozialer Interessen verwehrt werden sollte, hatte jede Aktion um Arbeitsbedingungen und Lohn politischen Charakter. Sie stand nicht nur in Widerspruch zur Wirtschaftspolitik des Regimes und seinen Kriegsvorbereitungen, sondern auch zum Zweck des Faschismus überhaupt. Sie mußte unmittelbar an die Notwendigkeit der Wiedereroberung von politischen Rechten heranführen und war deshalb gegen die faschistische Diktatur selbst gerichtet. In diesem Sinne kann unter »gewerkschaftlichem« Widerstand vornehmlich eine organisierte illegale Tätigkeit in den Betrieben verstanden werden, die darauf abzielte, die Belegschaften über die Entfaltung von kollektivem

105 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 203.

Druck zur Durchsetzung ihrer nächstliegenden Tagesinteressen zu gewinnen, auf diese Weise allmählich die Apathie in der Arbeiterklasse wieder zu überwinden, das Regime zu schwächen und perspektivisch von innen heraus mitzuhelfen, schrittweise die Voraussetzungen zum Kampf um demokratische Rechte und schließlich um den Sturz des Faschismus vorzubereiten. Die Tatsache, daß es nach 1933 punktuell immer wieder zu Abwehrbewegungen in den Betrieben kam, deutet bereits auf die Existenz eines solchen Widerstands hin. Er wurde ebenso von illegalen Gruppen der Arbeiterparteien wie von illegalen Gewerkschaftskadern getragen. In deren Aktivität gab es keinen prinzipiellen Unterschied, da angesichts der totalen politischen Entrechtung der Arbeiterklasse eine gewerkschaftliche Tätigkeit im herkömmlichen Sinn so wenig möglich war wie illegale Gewerkschaften in Gestalt von Massenorganisationen. Gleichwohl hatten Aufrechterhaltung bzw. Wiederaufbau eigenständiger illegaler gewerkschaftlicher Organisationszusammenhänge aber insofern einen besonderen Stellenwert, als sie dazu beitragen konnten, eine feste Zusammenarbeit der unterschiedlichen politischen Richtungen des Arbeiterwiderstands zu begründen, seine Spaltung zu überwinden und die Aktionseinheit zu entwickeln.

Im Mittelpunkt der antifaschistischen Betriebsarbeit standen gezielte politische Aufklärung durch vorsichtige mündliche Propaganda oder Verbreitung von illegalen Flugblättern, Zeitungen und Tarnschriften, die Vermittlung von Berichten aus den Betrieben an die Auslandsorganisationen des antifaschistischen Widerstands, das Anknüpfen an betrieblichen Konflikten und die Suche nach Möglichkeiten, um Forderungen der Belegschaften zu formulieren und in Aktionen umzusetzen.[106]

106 Reichhaltiges Material zu verschiedenartigsten Äußerungen von Unzufriedenheit, Konflikten, organisiertem Widerstand, Widerstandsformen usw. in den Betrieben findet sich in dem umfangreichen Dokumententeil von Mason, Arbeiterklasse, S. 177–1232.

Freigewerkschaftlicher Widerstand bis 1935

Nach der Zerschlagung der freien Gewerkschaften versuchten einzelne Funktionäre auf lokaler wie zentraler Ebene, im Bereich ihrer ehemaligen Organisationen Kontakte wiederherzustellen. Diese Bestrebungen, die wegen der Anpassungspolitik der ADGB-Führung und der meisten Verbandsleitungen zumeist nur auf mangelhaften Vorbereitungen aufbauen konnten, nahmen sehr unterschiedliche Formen an und waren untereinander kaum koordiniert. Oftmals beschränkten sie sich auf gelegentliche Zusammenkünfte, die mit geselligen Vorwänden getarnt wurden. In anderen Fällen bemühte man sich darum, einen gewissen Zusammenhalt unter früheren Funktionären aufrechtzuerhalten. Demgegenüber scheinen Versuche, feste Verbindungen in die Betriebe zu knüpfen und in einem überbetrieblichen Organisationssystem zusammenzufassen, eher eine Ausnahme gewesen zu sein.[107] Auch lag diesen Ansätzen offenbar kein einheitliches politisches Konzept zugrunde.

Auf zentraler Ebene führten diese Bemühungen dazu, daß sich im Sommer 1933 in Berlin ein Ausschuß aus ehemaligen sozialdemokratischen Gewerkschaftsfunktionären bildete, der sich als »Vorläufige Reichsleitung für den Wiederaufbau der Gewerkschaften« bezeichnete. Er stand in Kontakt mit einer Reihe lokaler Gruppen und wurde von Heinrich Schliestedt, einem früheren Vorstandsmitglied des Deutschen Metallarbeiter-Verbands, geleitet.[108] Offenbar hoffte ein Teil der Vorläufigen Reichsleitung auf einen Umsturz durch Kreise der Reichswehr, des konservativen Bürgertums und der Schwerindustrie.[109] Für diesen Fall wurde die Besetzung ehemaliger

107 Vgl. Enderle, S. 142 f. Jürgen Klein, Hand in Hand gegen die Arbeiter, Hamburg 1974, S. 60 ff. Franz Spliedt, Die Gewerkschaften. Entwicklung und Erfolge. Ihr Wiederaufbau nach 1945, Hamburg o. J., S. 82 ff. Klein, S. 60 f. Mammach, S. 111. Franz Osterroth, Biographisches Lexikon des Sozialismus, 1. Teil: Verstorbene Persönlichkeiten, Hannover 1960, S. 265 f.

108 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 67. Ders., Gewerkschafter, S. 39 f. Beier, Lehrstück, S. 44, hierzu und zum folgenden vgl. auch Gerhard Beier, Die illegale Reichsleitung der Gewerkschaften 1933–1945, Köln 1981.

109 Vgl. Bednareck, Gewerkschafter, S. 39. Beier, Einheitsgewerkschaft, S. 235 f.

Gewerkschaftshäuser erwogen.[110] Die Tätigkeit der Vorläufigen Reichsleitung scheint sich vorwiegend darauf konzentriert zu haben, Verbindungen zu früheren Funktionären herzustellen. Dies gelang beispielsweise im Bereich des Deutschen Metallarbeiter-Verbands, dessen ehemaliger Vorsitzender Alwin Brandes zur Mitarbeit bereit war. Auch konnten fast alle früheren Sekretäre herangezogen werden.[111] Auf dieser Grundlage wurde ein Organisationsnetz aufgebaut, das schließlich auch in Verbindung zu Betriebsgruppen stand.[112]

Eine ausgedehnte organisatorische Aufbauarbeit wurde vor allem auch von Eisenbahngewerkschaftern geleistet. Diese beruhte wesentlich auf der Initiative von Hans Jahn, der dem Vorstand des Einheitsverbands der Eisenbahner Deutschlands angehört hatte. Unter seiner Leitung wurde bis Anfang 1935 ein weitverzweigtes Netz von Verbindungsleuten aufgebaut, die ihrerseits auf lokaler Ebene sowie in Betrieben und Dienststellen der Reichsbahn Kontakte herzustellen versuchten. Der Schwerpunkt dieser illegalen Kaderorganisation lag vorerst im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, vor allem in den Reichsbahndirektionsbezirken Köln und Essen, sowie in Leipzig.[113] Diese Bemühungen zum Wiederaufbau einer freigewerkschaftlichen Organisation der Eisenbahner wurden von Anfang an unterstützt von der Internationalen Transportarbeiter-Föderation (ITF), der zuständigen internationalen Berufsorganisation im Rahmen des Internationalen Gewerkschaftsbundes (IGB), die ihren Sitz in Amsterdam hatte und von Edo Fimmen geleitet wurde.

Ebenfalls in enger Verbindung mit der ITF standen illegale Gewerkschaftsgruppen von Transportarbeitern, die sich auf

110 Vgl. Beier, Einheitsgewerkschaft, S. 237.

111 Vgl. Bednareck, Gewerkschafter, S. 39.

112 Vgl. ebd., S. 49 f. Spliedt, S. 83.

113 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 67. Aurel Billstein, Der eine fällt, die andern rücken nach. Dokumente des Widerstands und der Verfolgung in Krefeld 1933–1945, Frankfurt am Main 1973, S. 154 ff. Helmut Esters, Hans Pelger, Gewerkschafter im Widerstand, Hannover 1967, S. 40 ff, 47 ff, 140 ff. Detlev Peukert, Ruhrarbeiter gegen den Faschismus. Dokumentation über den Widerstand im Ruhrgebiet 1933–1945, Frankfurt/Main 1976, S. 148 ff.

lokaler Ebene gebildet hatten. Bis Anfang 1934 war beispielsweise in Hamburg unter der Leitung von Adolph Kummernuss eine illegale Organisation entstanden, die vor allem im Hafen arbeitete. Von dort dehnte sie sich auf weitere norddeutsche Hafenstädte aus, insbesondere auf Lübeck, Kiel und Flensburg.[114] Eine ähnliche Organisation war in Mecklenburg und Vorpommern mit Stettin als zentralem Stützpunkt aufgebaut worden. Ihr Leiter kam ebenso wie Kummernuss aus der entsprechenden Ortsverwaltung des ehemaligen Gesamtverbands der Arbeitnehmer der öffentlichen Betriebe, des Personen- und Warenverkehrs.[115] Beide Organisationen arbeiteten gegenseitig sowie mit Hans Jahn zusammen, nachdem die ITF die Kontakte hergestellt hatte. Dagegen standen sie nicht in Zusammenhang mit der Vorläufigen Reichsleitung in Berlin. Nach den Worten von Adolph Kummernuss sahen sie vielmehr in der ITF »die führende Stelle der illegalen deutschen Transportarbeiter-Bewegung. Weder im In- noch im Ausland gab es (. . .) eine eigentliche Reichsleitung unserer illegalen Gewerkschaftsgruppen.«[116] Im Sommer 1935 gelang es der Gestapo, in die ITF-Gruppen einzubrechen. Während die Eisenbahnerorganisation relativ unbeschadet überstehen konnte, wurden die Transportarbeiter schwer getroffen. Zusammen mit einer Reihe weiterer Gewerkschafter wurde auch Kummernuss verhaftet. Demgegenüber konnte Hans Jahn im letzten Moment ins Ausland fliehen.[117] Von Holland aus setzte er seine Widerstandstätigkeit fort.

Revolutionäre Gewerkschaftsopposition und kommunistische Gewerkschaftspolitik bis 1934/35

Anders als beim ADGB und seinen Verbänden verlief die Anfangsentwicklung des kommunistischen Gewerkschaftswi-

114 Vgl. Esters/Pelger, S. 35 ff. Ursel Hochmuth, Gertrud Meyer, Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933–1945. Berichte und Dokumente, Frankfurt am Main 1969, S. 100 ff. Spliedt, S. 84 f.

115 Vgl. Esters/Pelger, S. 35 f. Hochmuth/Meyer, S. 103.

116 Vgl. Hochmuth/Meyer, S. 104.

117 Vgl. Esters/Pelger, S. 45 f. Spliedt, S. 85.

derstands. Hier ging der Aufbau illegaler Organisationsstrukturen nicht nur auf die Initiative vereinzelter Funktionäre und Aktivisten zurück. Nachdem sie ebenso wie die KPD vergeblich zum gemeinsamen Kampf für die Rettung der Gewerkschaften aufgerufen hatte[118], war die Revolutionäre Gewerkschaftsopposition (RGO) bemüht, sich im Frühjahr 1933 organisiert auf illegale Arbeit umzustellen. Die illegale Organisation der RGO hatte manchenorts zunächst sehr breiten Umfang. In Hamburg etwa hatte das illegale Bezirkskomitee nach Auskunft eines Beteiligten im Sommer 1933 Verbindung zu ungefähr 7000 von ursprünglich 28 000 Mitgliedern.[119] Die Hamburger RGO gab eine eigene Zeitschrift heraus, die bis Mitte 1934 regelmäßig in einer Auflage von mehreren tausend Exemplaren erschien.[120] Trotz wiederholter Verhaftungen führender Funktionäre konnte die Gestapo die kommunistische Gewerkschaftsarbeit nicht zum Erliegen bringen.[121] Ebenso verlief die Entwicklung in Berlin. Hier wurden neben Flugblättern ebenfalls ein Bezirksorgan und weitere Zeitschriften herausgebracht.[122] Im Sommer 1934 konnte die Gestapo der Hamburger, Ende 1934 auch der Berliner RGO große Verluste beifügen. Allein in Hamburg wurden in einer großen Verhaftungswelle etwa 800 Mitglieder der RGO festgenommen.[123] Ähnlich wie in Hamburg und Berlin entwickelte sich die RGO auch im rheinisch-westfälischen Industrierevier, wo sie trotz zahlreicher Verhaftungen 1933/34 ebenfalls besonders aktiv war.[124] Den-

118 Vgl. Rundschau, Nr. 11/1933, S. 321 f.

119 Vgl. Hochmuth/Meyer, S. 83, 85.

120 Vgl. ebd., S. 90. Ursula Puls, Die Bästlein-Jacob-Abshagen-Gruppe. Bericht über den antifaschistischen Widerstandskampf in Hamburg und an der Wasserkante während des Zweiten Weltkrieges, Berlin 1959, S. 15, Anm. 1.

121 Vgl. Hans-Robert Buck, Der kommunistische Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Hamburg 1933 bis 1945, München 1969, S. 55. Hochmuth/Meyer, S. 86 ff.

122 Vgl. Walter A. Schmidt, Damit Deutschland lebe. Ein Quellenwerk über den deutschen antifaschistischen Widerstandskampf 1933–1945, Berlin 1958, S. 472 ff.

123 Vgl. Buck, S. 56. Hochmuth/Meyer, S. 93.

124 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 138. Kuno Bludau, Gestapo – geheim! Widerstand und Verfolgung in Duisburg 1933–1945, Bonn-Bad Godesberg 1973, S. 91 ff, 95 ff, 97 ff. Kurt Klotzbach, Gegen den Nationalsozialismus. Widerstand und Verfolgung in Dortmund 1930–1945, Hannover 1969, S. 183 ff. Peukert, S. 126 ff, 135 f. Karl Schabrod, Widerstand an Rhein und Ruhr 1933–1945, Herne 1969, S. 36 f, 44 ff. Hans-Josef Steinberg, Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945, Hannover 1969, S. 110 f, 135 ff.

noch verlief der Aufbau illegaler RGO-Organisationen insgesamt recht unterschiedlich. An manchen Orten, darunter wichtige Industriezentren wie Mannheim, konnte nach den massiven Verfolgungen vom Frühjahr 1933 eine organisierte Arbeit nur noch in geringem Umfang oder gar nicht mehr aufrechterhalten werden.[125] Trotzdem versuchte die RGO auch auf zentraler Ebene, den organisatorischen Zusammenhalt zu gewährleisten. Ihre illegale Reichsleitung befand sich in Berlin. Sie war 1933 und Anfang 1934 von einer Reihe von Festnahmen betroffen. Im Herbst 1933 konnte die Gestapo sogar den Leiter des illegalen Reichskomitees, Roman Chwalek, verhaften. Bis Januar 1934 fielen der Gestapo weitere führende RGO-Funktionäre in die Hände.[126]

Um den gewerkschaftlichen Kampf zu entwickeln und auf lange Sicht überhaupt erst einmal Voraussetzungen für eine antifaschistische Massenbewegung zu schaffen, mußte es darauf ankommen, alle gewerkschaftlichen Kräfte zu sammeln. Somit bestand die vorrangige gewerkschaftspolitische Aufgabe des antifaschistischen Widerstands darin, die Spaltung zu überwinden und den illegalen gewerkschaftlichen Wiederaufbau auf einheitlicher Grundlage zu betreiben. Wesentliche Impulse hierzu gingen vom kommunistischen Widerstand aus. Von der Zerschlagung der freien Gewerkschaften bis zum Sommer 1934 stand die kommunistische Gewerkschaftsarbeit unter dem Vorzeichen des Aufbaus »Unabhängiger Klassengewerkschaften«[127] Diese Parole beinhaltete die wenig erfolgreiche Aufforderung, die immer mehr zur Zwangsorganisation werdende Deutsche Arbeitsfront zu verlassen und sich statt dessen den außerhalb derselben arbeitenden RGO-Gruppen anzuschließen. Seit Sommer 1934 bahnte sich indes eine Neuorientierung der kommuni-

125 Vgl. Fritz Salm, Im Schatten des Henkers. Vom Arbeiterwiderstand in Mannheim gegen faschistische Diktatur und Krieg, Frankfurt am Main 1973, S. 91 ff. Manfred Weißbecker, Gegen Faschismus und Kriegsgefahr. Ein Beitrag zur Geschichte der KPD in Thüringen 1933–1935, Erfurt 1967, S. 109 f.

126 Vgl. Schmidt, S. 477 f.

127 Vgl. Rundschau, Nr. 36/1933, S. 1402 ff. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 61 f. Siegfried Vietzke, Die KPD auf dem Wege zur Brüsseler Konferenz, Berlin 1966, S. 128, anm. 2.

stischen Gewerkschaftspolitik an, die im Januar 1935 verstärkt und im Anschluß an den VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale von der »Brüsseler Konferenz« der KPD im Oktober 1935 definitiv bestätigt wurde.[128] In diesem Prozeß rückten die Herstellung der Gewerkschaftseinheit in der Illegalität wie in der Emigration, der einheitliche Wiederaufbau freier Gewerkschaften und die Suche nach neuen Formen für eine illegale gewerkschaftliche Massenarbeit in den Mittelpunkt der kommunistischen Gewerkschaftspolitik.[129] In diesem Zusammenhang verzichtete die KPD auch endgültig auf die Fortführung separater RGO-Organisationen zugunsten der Schaffung einheitlicher freier Gewerkschaftsgruppen. Im Februar 1935 erklärte die kommunistische Parteiführung die Auflösung der RGO.[130]

Die Neuorientierung der kommunistischen Gewerkschaftspolitik ab 1934/35

Die antifaschistische Gewerkschaftsarbeit nahm in Konzeption und Praxis des kommunistischen Widerstands einen zentralen Platz ein. Dies beruhte auf der Überlegung, daß es nur durch einheitlichen Kampf in den Betrieben um die elementaren Interessen der Arbeiter und Angestellten gelingen konnte, die Masse der Lohnabhängigen zu reaktivieren. Zugleich ging man davon aus, daß alle Bewegungen für bessere Löhne und Arbeitsbedingungen unweigerlich im Gegensatz zum Faschismus standen und notwendigerweise die Frage nach demokratischen Rechten aufwerfen mußten. Nur auf diesem Wege sei es möglich, entscheidende Teile der Arbeiterklasse an den Kampf gegen die vom deutschen Faschismus ausgehende Kriegsgefahr und um den Sturz der faschistischen Diktatur heranzuführen. Dies machte es zum einen erforderlich, die Gewerkschaftseinheit

128 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 65. Vietzke, S. 127 f, 147 f.

129 Vgl. Die Brüsseler Konferenz der KPD (3.–15. Oktober 1935), hrsg. und eingel. von Klaus Mammach, Frankfurt am Main 1975, insbes. S. 100 ff, 107 ff, 209 f, 318 ff, 333 ff.

130 Vgl. Bednareck, Gewerkschafter, S. 58 f Vietzke, S. 127 f.

herzustellen. Denn nur eine einheitliche gewerkschaftliche Widerstandsbewegung konnte die Kraft entfalten, die eine solche Konzeption der Vorbereitung antifaschistischer Massenkämpfe voraussetzte. Zum andern wurde daraus die Schlußfolgerung abgeleitet, die illegale Gewerkschaftsarbeit in der Deutschen Arbeitsfront anzusetzen, da dort die Masse der Arbeiter und Angestellten zu erreichen war.

Für die antifaschistische Gewerkschaftsarbeit kristallisierten sich nach kommunistischer Auffassung somit zwei Schwerpunkte heraus.[131] Erstens galt es, illegale Einheitsgewerkschaften aufzubauen, die allerdings keinen Massencharakter haben konnten, sondern ein Netz von betrieblichen Aktivistenkernen und Vertrauensleuten darstellen mußten. Zweitens sollten neben illegaler Propaganda auch legale und halblegale Möglichkeiten für die antifaschistische Gewerkschaftsarbeit genutzt werden, welche die DAF und ihre Einrichtungen boten. Das bedeutete zum Beispiel, wirtschaftliche und soziale Forderungen im Interesse der Arbeiter und Angestellten in die zulässige Form von Anfragen an Vertrauensrat oder »Betriebsführer« zu kleiden und sie etwa im Rahmen von Betriebsversammlungen oder bei ähnlichen Gelegenheiten zu stellen, wo die Belegschaften legal anzusprechen waren. Zur Tarnung sollte dabei auch an den offiziellen Parolen und der Sozialdemagogie der DAF angeknüpft werden, um ihnen klassenkämpferischen Inhalt zu geben und sie somit gegen ihre Urheber zu wenden. Auf diese Art wollte man die Arbeiter und Angestellten dafür mobilisieren, sich in vielfältiger Weise für ihre Tagesinteressen einzusetzen.

Eine solche antifaschistische Gewerkschaftsarbeit in der DAF sollte auch die Übernahme von Vertrauensratsposten und anderen betrieblichen Funktionen einschließen. Gleichzeitig waren hiermit Forderungen wie die nach Wahl aller DAF-Funktionäre, Rechenschaftslegung der Leitungen gegenüber den Mitgliedern, Selbständigkeit des Vertrauensrats gegenüber dem Unternehmer usw. verknüpft. Derartige Forderungen konnten

131 Vgl. Anmerkung 129.

sogar nationalsozialistischen Arbeitern einsichtig sein und sie somit in Gegensatz zum Faschismus bringen. Sie zielten darauf ab, gewerkschaftliche Rechte zunächst in Betrieb und Arbeitsfront wiederherzustellen, die Betriebsorganisationen der DAF dem Einfluß der faschistischen Führung und der Unternehmer zu entreißen, um sie nach Möglichkeit »als Ganzes für den gewerkschaftlichen Kampf«[132] einzusetzen und somit die DAF als faschistische Zwangsorganisation zur Entrechtung der Lohnabhängigen faktisch zu sprengen. Bei dieser Taktik des »Trojanischen Pferdes«, wie die antifaschistische Arbeit in der DAF nach einem von Georgi Dimitroff geprägten Begriff bezeichnet wurde[133], ging es also keineswegs darum, Illusionen über die Arbeitsfront zu wecken oder diese in aller Heimlichkeit zu ›unterwandern‹. Es handelte sich im Gegenteil um den Versuch, unter den schwierigen Bedingungen der faschistischen Diktatur überhaupt einen Zugang zu gewerkschaftlicher Massenarbeit zu finden, den betrieblichen Kampf um die elementaren wirtschaftlichen und politischen Interessen der Arbeiterklasse zu entwickeln und gleichzeitig diese Widerstandstätigkeit zu tarnen und zu schützen.

Diese Taktik war im antifaschistischen Widerstand durchaus nicht unstrittig. Die ursprünglich propagierte Linie, die DAF zu boykottieren und sich ihr als Ausdruck von Widerstand fernzuhalten, wurde jedoch in dem Maße hinfällig, wie sich einerseits die Arbeitsfront zu einer Organisation im Betrieb entwickelte, der sich die große Mehrheit der Arbeiter und Angestellten gar nicht entziehen konnte, und wie andererseits erfolgreiche Beispiele antifaschistischer Arbeit in diesem Rahmen vorlagen. Hierdurch wurden die Bedenken entkräftet, die zunächst auch im kommunistischen Widerstand gegen die anti-

132 Walter Ulbricht, Die Arbeit in der Deutschen Arbeitsfront und der Wiederaufbau der freien Gewerkschaften, in: Brüsseler Konferenz, S. 268–338, hier: S. 280 f.

133 Georgi Dimitroff, Die Offensive des Faschismus und die Aufgaben der Kommunistischen Internationale im Kampf für die Einheit der Arbeiterklasse gegen den Faschismus, in: VII. Kongreß der Kommunistischen Internationale. Referate und Resolutionen, Frankfurt am Main 1975, S. 91–164, hier: S. 128.

faschistische Arbeit in der DAF bestanden.[134] Daneben gewann die Ansicht, daß gewerkschaftlicher Widerstand um die praktische Notwendigkeit einer antifaschistischen Arbeit in der DAF nicht umhin kam, auch bei solchen sozialdemokratischen und sozialistischen Kräften an Boden, die für eine aktive Vertretung der unmittelbaren wirtschaftlichen und politischen Interessen der Belegschaften eintraten.[135] Es ist aus verständlichen Gründen allerdings nicht möglich, einigermaßen zuverlässig auszumachen, welchen Umfang die getarnte gewerkschaftliche Arbeit in der DAF annahm. Einen gewissen Hinweis stellen die Verhaftungen von DAF-Mitgliedern wegen »hochverräterischer Betätigung« dar. Einem Bericht des Zentralbüros der DAF zufolge wurden 1936 etwa 1700, im ersten Halbjahr 1937 schon 1000 DAF-Mitglieder, darunter auch »Amtswalter«, mit dieser Begründung festgenommen.Derselbe Bericht führte außerdem aus, »daß Anfragen an den Betriebsführer, Vertrauensrat oder Betriebsverwalter in Betriebsversammlungen mit Vorliebe benutzt werden, um die Gefolgschaft zu Forderungen auf Besserung ihres Lebensstandards zu veranlassen. Meist handelt es sich um Ansprüche wirtschaftlicher Art, die in den Vordergrund geschoben werden, um Unruhe in den Betrieb hineinzutragen. Der Fragesteller, der in der Betriebsversammlung auftritt, erzielt außerdem durch seine Handlungsweise ein gewisses Ansehen in der Gefolgschaft und wird auch weiterhin bestrebt sein, durch derartige Auftritte sich das Vertrauen seiner Arbeitskameraden zu verschaffen.«[136]

Einheitliche freie Gewerkschaftsgruppen und betrieblicher Widerstand ab 1934/35

Ein erstes Beispiel für den erfolgreichen Aufbau einheitlicher freier Gewerkschaftsgruppen stellte die Entwicklung im rhei-

134 Vgl. Brüsseler Konferenz, S. 273 ff, 477 ff, 484 f, 492 f. Schmidt, S. 473.
135 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 130, 183, 186, 187, 194 f, 196. Peukert, S. 92 f. Spliedt, S. 78 f.
136 Zitiert nach: Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 203 f. Vgl. auch Peukert, S. 176.

nisch-westfälischen Industriegebiet dar. Sie zeigt zugleich auch, wie stark die illegale gewerkschaftliche Tätigkeit in den ersten Jahren der faschistischen Diktatur war. Hier hatte die RGO 1933/34 starke Aktivitäten entfaltet. Im Zuge der Neuorientierung der kommunistischen Gewerkschaftspolitik seit Sommer 1934 kam es zu mehreren Abkommen zwischen Sozialdemokraten, ehemaligen Gewerkschaftsfunktionären und Kommunisten über den Wiederaufbau der freien Gewerkschaften. In einem dieser Abkommen, das in Dortmund zwischen der KPD und der SPD geschlossen wurde, hieß es: »Schulter an Schulter wollen wir sozialdemokratischen, kommunistischen, parteilosen Arbeiter die kämpfende freie Gewerkschaft aufbauen, auf deren Fahne wir schreiben: Kampf für die wirtschaftlichen und politischen Lebensrechte, für die Herstellung der Aktionseinheit der Arbeiterklasse zum Sturz des Faschismus, für die Errichtung der sozialistischen Gesellschaftsordnung.«[137]

Hinsichtlich der Grundlagen, auf denen sich der gewerkschaftliche Wiederaufbau vollziehen sollte, bestimmte das Abkommen: »Wir als Einheitsfrontkomitee zum Wiederaufbau der freien Gewerkschaften erklären, daß diese Gewerkschaften kein Anhängsel der Sozialdemokratischen oder der Kommunistischen Partei sind noch werden dürfen, daß sie aber auf dem Boden der proletarischen Demokratie die Kräfte der Arbeiterklasse in breitestem Maße organisieren zum Kampf gegen die wirtschaftliche und politische Versklavung der Arbeiter durch den Faschismus in Betrieb und Arbeitsfront, für die Herstellung der Einheit der Arbeiterklasse auf revolutionärer Grundlage.«[138]

137 Aufruf des Einheits-Komitees von Dortmund zur gemeinsamen Arbeit bei den Vertrauensrätewahlen, zum gemeinsamen Wiederaufbau der freien Gewerkschaften (Widerstandsarchiv des ehemaligen Instituts für wissenschaftl. Politik der Uni Marburg). Neuerdings bei Peukert, S. 91 ff. Vgl. auch Klotzbach, S. 194 ff. Zu analogen Entwicklungen vgl. Peukert, S. 137 ff. Barbara Mausbach-Bromberger, Der Widerstand der Arbeiterbewegung gegen den Faschismus in Frankfurt am Main 1933–1945, Diss. phil. Marburg 1976 (masch.), S. 83, 85 f. Rundschau, Nr. 50/1934, S. 2134. Willi Bohn, (Stuttgart: Geheim!) Ein dokumentarischer Bericht, Frankfurt am Main 1969, S. 122. Mammach, S. 81 f. Salm, S. 91 ff.

138 Zitiert nach: Brüsseler Konferenz, S. 101.

Auf dieser Basis konnten 1934/35 im ganzen westdeutschen Industriegebiet freie Gewerkschaftsgruppen aufgebaut werden. Besonders erfolgreich verlief der gewerkschaftliche Wiederaufbau in Wuppertal, wo 61 Gruppen des Textil- und Metallarbeiterverbands geschaffen wurden.[139] Parallel zum organisatorischen Wiederaufbau entfaltete sich eine starke gewerkschaftliche Aktivität. Diese drückte sich in der Herausgabe illegaler Gewerkschaftszeitungen, aber ebenso in einer Reihe betrieblicher Aktionen bis hin zu kurzen Streiks aus.[140] Um dieser Entwicklung Herr zu werden, wurde ein Berliner Sonderkommando der Gestapo eingesetzt, das zum Teil wahllose Massenverhaftungen vornehmen ließ. Insgesamt wurden 1200 Personen festgenommen. Über 20 Beschuldigte wurden schon in der Voruntersuchung ermordet. Gegen 628 Angeklagte wurden langjährige Zuchthaus- und Gefängnisstrafen verhängt.[141] Für die Beschuldigten entwickelte sich im Ausland eine starke Solidaritätsbewegung, der sich auch der Internationale Gewerkschaftsbund anschloß.

Die Tätigkeit von politischen und gewerkschaftlichen Widerstandsgruppen in den Betrieben fand in dieser Phase ihren Niederschlag auch bei den Vertrauensrätewahlen von 1934 und 1935. Ihre Ergebnisse zeigen, daß zu diesem Zeitpunkt große Teile der Arbeiterklasse den Faschismus noch immer ablehnten. Von Februar bis April 1933 hatten die letzten Betriebsrätewahlen stattgefunden. Trotz des auch in den Betrieben schon einsetzenden Terrors ergaben sie für die NSDAP eine empfindliche Niederlage und wurden deshalb vorzeitig abgebrochen. Den unvollständigen Teilergebnissen zufolge entfielen nur 11,7 Prozent der Mandate auf die »Nationalsozialistische Betriebszellen-Organisation« (NSBO), 73,4 Prozent dagegen auf die freien, 7,6 Prozent auf die christlichen Gewerkschaften und 4,9

139 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 138. Peukert, S. 136 f, 139, 145 ff.

140 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 138 f. Brüsseler Konferenz, S. 486 ff. Peukert, S. 141 f.

141 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 139 f. Peukert, S. 142, 144 f. Schabrod, S. 74 ff.

Prozent auf die Gewerkschaftsopposition.[142] Nachdem im Verlauf des Jahres 1933 zahlreiche antifaschistische Betriebsratsmitglieder ihrer Funktionen enthoben, entlassen oder verhaftet und mit dem »Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit« vom Januar 1934 die Betriebsräte endgültig beseitigt worden waren, wurden im März/April 1934 erstmals die »Abstimmungen« zu den neuinstallierten Vertrauensräten abgehalten. Auch jetzt stimmten trotz intensiven Drucks nicht mehr als 25 Prozent der Wahlberechtigten für die von NSBO und Unternehmern gemeinsam vorgelegten Listen. Von der Mehrheit der Arbeiter wurden die »Wahlen« boybottiert, der Rest nahm gegen die offiziellen Kandidaten Stellung. Trotz verschärften Drucks endeten auch die Vertrauensrätewahlen von 1935 mit einer politischen Niederlage des Regimes.[143] Obwohl die faschistische Propaganda das tatsächliche Abstimmungsergebnis gröblichst zu verfälschen versuchte, wurde der Mißerfolg indirekt doch eingestanden, indem 1936 solche Wahlen gar nicht mehr erst abgehalten und später ein für allemal ausgesetzt wurden.

Neben der Organisation des Boykotts und der Aufforderung zur Abgabe von ungültigen oder Nein-Stimmen versuchten die Widerstandsgruppen je nach den betrieblichen Bedingungen teilweise auch, Einfluß auf die Kandidatenaufstellung zu gewinnen und ehemalige Betriebsräte und Gewerkschafter als Vertrauensräte durchzusetzen.[144] Verschiedentlich scheint es dem Druck von Belegschaften gelungen zu sein, die Vertrauensräte in ihrer Zusammensetzung und Tätigkeit so zu beeinflussen, daß sie unter Umständen »zu einer Art Betriebsvertretung der Arbeiter aus(arteten, J. H.)«.[145] Ein solches Vorgehen, das der Taktik des »Trojanischen Pferdes« entsprach, wurde ursprüng-

142 Vgl. Gewerkschaftszeitung vom 19. April 1933.

143 Vgl. Günther Gross, Der gewerkschaftliche Widerstandskampf der deutschen Arbeiterklasse während der faschistischen Vertrauensräte-Wahlen 1934, Berlin 1962, S. 52. Schumann, S. 128 f. Wehling, S. 498 ff.

144 Vgl. Gross, S. 57 ff.

145 Merker, Bd. 1, S. 352.

lich vor allem von kommunistischer Seite empfohlen.[146] Es wurde dann aber auch von nichtkommunistischen aktiven Gewerkschaftern für notwendig gehalten. Für die Vertrauensrätewahlen von 1936, die dann allerdings nicht mehr stattfanden, gab beispielsweise der »Informations-Dienst der freien Gewerkschaftsgruppen Deutschlands« die Losung aus: »Für den Arbeitervertrauensrat – gegen den Unternehmerknecht!«[147] Bei dieser Zeitschrift handelte es sich um ein in Prag gedrucktes Organ für die illegale freigewerkschaftliche Bewegung, das maßgeblich von Kommunisten getragen wurde, an dem aber auch sozialdemokratische Gewerkschafter mitarbeiteten.[148] In Berichten der einschlägigen faschistischen Behörden und der Gestapo finden sich immer wieder Hinweise darauf, daß betriebliche Protestaktionen von Vertrauensräten unterstützt oder sogar initiiert wurden.[149] Ähnlich wie bei der antifaschistischen Arbeit in der DAF generell läßt sich aber auch bezüglich der Vertrauensräte verständlicherweise nicht zuverlässig bestimmen, in welchem Umfang diese Taktik praktiziert werden konnte. Festzuhalten ist allerdings, daß sie auch von solchen sozialdemokratischen Gewerkschaftern für eine notwendige Kampfmethode gehalten wurde, die am Aufbau einheitlicher freier Gewerkschaftsgruppen mitwirkten und den betrieblichen Kampf aktiv unterstützten. Angesichts dieser Entwicklung schwächte auch der sozialdemokratische Emigrationsvorstand, der diese Taktik ansonsten ablehnte, seine Position zeitweilig ab.[150]

Im westdeutschen Industriegebiet war der Aufbau einheitlicher freier Gewerkschaftsgruppen trotz der schweren Verluste durch den Zugriff der Gestapo fortgesetzt worden. Nach den umfangreichen Verhaftungen waren bis Herbst 1935 beispielsweise in Wuppertal wieder 24 Gruppen gebildet worden.[151] Doch auch andernorts konnte der gewerkschaftliche Wieder-

146 Vgl. Gross, S. 47 f.
147 Informationsdienst der freien Gewerkschaftsgruppen Deutschlands, Januar–Februar 1936.
148 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 111 f, 144.
149 Vgl. Mason, Arbeiterklasse, S. 290 f, 292, 374 f, 386, 623.
150 Vgl. Neuer Vorwärts vom 17. Februar und vom 19. Mai 1935.
151 Vgl. Brüsseler Konferenz, S. 489.

aufbau Fortschritte erzielen. So existierten im Sommer 1935 zum Beispiel in der Metall- und Textilindustrie, im Bergbau und im graphischen Gewerbe sowie bei den Angestellten in ganz Deutschland schätzungsweise 200 freigewerkschaftliche Gruppen und Leitungen. Auch auf etwa 70 Seeschiffen gab es freie Gewerkschaftsgruppen.[152] Eine inländische zentrale Zusammenfassung und Leitung dieser Gewerkschaftsgruppen bestand allerdings nicht. Dagegen wurden seit 1935 mehrere gewerkschaftliche Auslandszentren gebildet.

Wilhelm Leuschner

Die Vorläufige Reichsleitung zum Wiederaufbau der Gewerkschaften war nach Verhaftungen seit 1934/35 weitgehend gelähmt. Heinrich Schliestedt mußte Ende 1934 ins Ausland fliehen.[153] Eine maßgebliche Rolle unter den sozialdemokratischen Gewerkschaftern in Berlin übernahm nun immer mehr Wilhelm Leuschner. Leuschner hatte dem ADGB-Bundesausschuß angehört und dessen Anpassungsversuche im Frühjahr 1933 durchaus mitgetragen.[154] Nach der Entlassung aus kurzer Haft nahm er im Juni 1933 an einer offiziellen Delegation der DAF zur Internationalen Arbeitskonferenz in Genf teil. Durch sein mutiges Verhalten durchbrach er die ihm von den Nazis zugedachte Alibifunktion und machte damit die Hoffnung Robert Leys zunichte, die internationale Anerkennung der DAF als Nachfolgerin der Gewerkschaften zu erlangen. Nach seiner Rückkehr wurde er erneut verhaftet.[155] Nachdem er im Sommer 1934 wieder freigelassen worden war, stellte er Verbindungen her zu einer Reihe anderer Sozialdemokraten und früherer Gewerkschaftsfunktionäre in verschiedenen Teilen

152 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 66. Mammach, S. 83.

153 Vgl. Fünfundsiebzig Jahre Industriegewerkschaft, S. 313. Osterroth, S. 265 f.

154 Vgl. Hans Mommsen, Gewerkschaften zwischen Anpassung und Widerstand, in: Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung. Zum 100. Geburtstag von Hans Böckler, hrsg. von Heinz Oskar Vetter, Köln 1975, S. 275–299, hier: S. 278.

155 Vgl. Joachim Leithäuser, Wilhelm Leuschner. Ein Leben für die Republik, Köln 1962, S. 109 ff, 120 ff, 125, 156.

Deutschlands sowie zu ehemaligen Führern der christlichen Gewerkschaften wie Jakob Kaiser und bürgerlichen Politikern.[156]

Als *gewerkschaftlichen* Widerstand wird man die Tätigkeit Leuschners indes nur schwerlich bezeichnen können. Leuschner vertrat bis in den Krieg hinein die Auffassung, der Faschismus könne nur selbst abwirtschaften[157], und beschränkte sich demzufolge hauptsächlich auf die Aufrechterhaltung lockerer Kontakte und die Diskussion von Konzeptionen für die Zeit nach einem Sturz Hitlers. Er hielt alle Bemühungen für aussichtslos, illegale Gewerkschaftsarbeit in den Betrieben zu leisten. Er war, wie er im Sommer 1939 angesichts des drohenden Krieges schrieb, der Ansicht: »Wir sind gefangen in einem großen Zuchthaus. Zu rebellieren wäre genauso Selbstmord, als wenn Gefangene sich gegen ihre schwerbewaffneten Aufseher erheben würden.«[158] Aus diesem Grund hielt er sich allen »Bestrebungen fern (. . .), Widerstandsgruppen an der Basis zu bilden«.[159] Vielmehr hatte das von dem Kreis um Leuschner »aufgebaute Netz von Verbindungsleuten (. . .) vor dem Machtwechsel keinerlei einsatzfähigen Wert[160], sollte also erst nach einem Umsturz in Aktion treten. Dabei setzte Leuschner ausschließlich auf politische Gegensätze innerhalb der Machteliten des »Dritten Reiches« und auf einen Staatsstreich militärischer und bürgerlich-konservativer Kräfte, von denen er erwartete, daß ihnen insbesondere der außenpolitische Kurs Hitlers irgendwann einmal zu abenteuerlich sein werde.[161]

156 Vgl. ebd., S. 158 f, 168 f, 175, 179 ff.

157 Vgl. ebd., S. 206. Insofern sind Einschätzungen problematisch, denen zufolge der Kreis um Wilhelm Leuschner das »Zentrum des gesamten gewerkschaftlichen Widerstandes« (Klein, S. 63) oder »die bekannteste und in ihrer Wirksamkeit (. . .) die bedeutendste gewerkschaftliche Widerstandsgruppe« (Lutz Niethammer, Ulrich Borsdorf, Peter Brandt, Arbeiterinitiative 1945, Wuppertal 1976, S. 85) gewesen sei.

158 Zitiert nach: Leithäuser, S. 814.

159 Mommsen, Gewerkschaften, S. 291.

160 Ebd., S. 291 f.

161 Vgl. Leithäuser, S. 168, 171, 182, 191, 206. Mommsen, Gewerkschaften, S. 292.

Die Auslandsvertretung Deutscher Gewerkschaften und der sozialdemokratische Emigrationsvorstand (SoPaDe)

Heinrich Schliestedt, der an der Spitze der Vorläufigen Reichsleitung in Berlin gestanden hatte, setzte nach seiner Emigration seine Widerstandstätigkeit vom Ausland her fort. Unter seiner Leitung wurde im August 1935 in der Tschechoslowakei die »Auslandsvertretung Deutscher Gewerkschaften« (ADG) gebildet. An ihrer Gründungskonferenz nahmen auch Vertreter aus Deutschland teil. Nach Schliestedts Tod wurde 1938 Fritz Tarnow zum neuen Leiter der ADG bestimmt. Ihr Sitz befand sich zuerst in Komotau/CSR, dann in Paris. Dort löste sie sich 1940 vor dem Einmarsch deutscher Truppen faktisch auf.[162] Die ADG wurde vom Internationalen Gewerkschaftsbund als Repräsentantin der deutschen Gewerkschaften anerkannt. Sie unterhielt Verbindungen nach Deutschland, so etwa zu illegalen Gruppen früherer Funktionäre des Metall- und des Textilarbeiterverbandes, stellte sich die Aufgabe, diese mit Material zu unterstützen und ihren Widerstand zusammenzufassen.[163] Der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit lag jedoch im Ausland. So bestand ihre Hauptfunktion darin, in Zusammenarbeit mit der internationalen Gewerkschaftsbewegung, die ausländische Öffentlichkeit über die Verhältnisse in Deutschland aufzuklären, die emigrierten sozialdemokratischen Gewerkschafter zu erfassen und auf diese Weise den Wiederaufbau von Gewerkschaften für die Zeit nach dem Sturz des Faschismus vorzubereiten.[164] Bis Kriegsbeginn war es der ADG gelungen, in den wichtigsten nord- und westeuropäischen Ländern Landesgruppen oder andere Zusammenschlüsse zu bilden, die vorwiegend aus emigrierten sozialdemokratischen Gewerkschaftsfunktionären

162 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 68. Enderle, S. 169 ff. Klein, S. 62, 95 ff. Werner Röder, Die deutschen sozialistischen Exilgruppen in Großbritannien 1940–1945, 2. verb. Aufl., Bonn-Bad Godesberg 1973, S. 54 f.

163 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 68, 148. Klein, S. 96 f. Röder, S. 54.

164 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 68, 148.

165 Vgl. Röder, S. 54. Helmut Müssener, Exil in Schweden. Politische und kulturelle Emigration nach 1933, München 1974, S. 119 f.

bestanden.[165] Kommunistische Gewerkschafter wurden dagegen von der ADG ferngehalten.[166]

Die ADG war eng mit dem sozialdemokratischen Emigrationsvorstand (SoPaDe) verbunden. Trotz der kämpferischen Losungen des Prager Manifests vom Januar 1934 hoffte dessen Mehrheit, der Faschismus werde an seinen eigenen Widersprüchen scheitern. Dabei rechnete man vor allem mit Opposition aus bürgerlich-großkapitalistischen Kreisen und aus den Reihen der Reichswehrgeneralität. Von diesen Kräften glaubte man, sie würden sich in einem ernsthaften Interessengegensatz zur faschistischen Herrschaft befinden. Deshalb wollte man bündnisfähig für sie bleiben und als ihr künftiger Partner bereitstehen. Die Aussicht, aktiven Widerstand innerhalb und außerhalb der Betriebe zu entwickeln und auf diese Weise langfristig antifaschistische Massenbewegungen vorzubereiten, wurde demgegenüber für unrealistisch gehalten. Auch schied ein Zusammengehen mit den kommunistischen Widerstandskräften aus.[167] Als sich die Hoffnungen auf großbürgerliche und militärische Opponenten Hitlers nicht erfüllten, setzte man gegen Ende der dreißiger Jahre nunmehr auf eine Änderung der politischen Verhältnisse in Deutschland im Verlauf eines für unvermeidbar gehaltenen Kriegs mit den Westmächten. Ein gemeinsames und aktives Auftreten aller antifaschistischen Kräfte gegen die Kriegspläne des NS-Regimes lehnte man ab.[168] Dieser Kurs wurde auch nach Kriegsende verfolgt.[169]

Diese strategischen Grundlagen bestimmten auch die verstreuten gewerkschaftspolitischen Überlegungen, wie sie nach anfänglichem Schweigen seit 1934/35 auf Seiten der SoPaDe

166 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 145, 175, 193, 196 f. Röder, S. 55 f.

167 Vgl. Bednareck, Gewerkschafter, S. 59 f. Ders., Gewerkschaftspolitik, S. 147 f, 191 f, 218 f. Dieter Lange, Die Haltung des sozialdemokratischen Parteivorstandes (SoPaDe) bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, in: ZfG 12 (1964), S. 949–967, hier: S. 955 ff.

168 Als Bestätigung für die schroffe Ablehnung einer antifaschistischen Einheitsfront mit den Kommunisten wurden seit 1936/37 auch die Moskauer Prozesse und seit Sommer 1939 der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt gewertet. Die Ursachen dieser Position reichen weit hinter diese Ereignisse zurück.

169 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 219 f, 246 f. Lange, Haltung, S. 957 ff, 962 f, 965 f. Mammach, S. 250 ff. Röder, S. 56.

geäußert wurden.[170] Zwar wurde dabei die Notwendigkeit einer illegalen Gewerkschaftsbewegung ausdrücklich betont, doch wurde es nicht für möglich gehalten, daß sich diese aktiv für Löhne und Arbeitsbedingungen einsetzen könne. Auch die gewerkschaftspolitischen Vorstellungen der ADG scheinen sich weitgehend in einem ähnlichen Rahmen bewegt zu haben. Ihnen zufolge galt es vor allem, sich auf gewerkschaftliche Aufgaben nach einem Umsturz vorzubereiten. Vorrangige Aufgabe gewerkschaftlichen Widerstands sollte es sein, Kader zu sammeln und für diesen Augenblick bereitzuhalten. Sofern illegale Gewerkschaftsarbeit in den Betrieben für sinnvoll angesehen wurde, sollte sie auf eine bloße Diskussion der Arbeitsverhältnisse angelegt sein. Demgegenüber hielt man es für zu opferreich und wenig effektiv, alle Möglichkeiten auszunutzen, um aktiv für die grundlegenden wirtschaftlichen und politischen Interessen der Lohnabhängigen einzutreten und die betrieblichen Auseinandersetzungen zu entwickeln.[171] Aus diesem Grund sprach sich die ADG auch gegen antifaschistische Arbeit in der DAF aus. Ebenso wies sie den kommunistischen Vorschlag zurück, gemeinsam die Vertrauensrätewahlen von 1936 vorzubereiten, um Einfluß auf die Listenaufstellung zu gewinnen und zu versuchen, Interessenvertreter der Belegschaften durchzusetzen.[172] Sie folgte damit dem Beispiel des sozialdemokratischen Emigrationsvorstands, der bereits 1935 ein entsprechendes Angebot ausgeschlagen hatte.[173] Als wirksamste Widerstandsform empfahlen ADG und SoPaDe, die Wahlen zu boykottieren oder die vorgelegten Listen abzulehnen.

Ebenso wie das Angebot anläßlich der Vertrauensrätewahlen von 1936 scheiterten auch alle anderen Versuche kommunistischer Gewerkschafter zur Zusammenarbeit mit der ADG. Zwar kam es auf kommunistische Initiative mehrfach zu Gesprächen

170 Vgl. Sozialistische Aktion von Anfang November und Ende November 1934 sowie vom Juli 1935. Leopold Franz (d. i. Franz Neumann), Die Gewerkschaften in der Demokratie und in der Diktatur, Karlsbad 1935, S. 66 ff.

171 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 148, 191 f, 219 f.

172 Vgl. ebd., S. 115, 151.

173 Vgl. Neuer Vorwärts vom 3. März 1935 und vom 2. Februar 1936.

und Verhandlungen über gemeinsame Aktionen sowie über Möglichkeiten zur Herstellung der Gewerkschaftseinheit, doch blieben diese Bemühungen ohne dauerhaftes Ergebnis.[174] Die Ursachen hierfür lagen ebenso im unvermindert heftigen Antikommunismus der führenden Vertreter der ADG wie in ihrer Konzeption, derzufolge die Austragung betrieblicher Konflikte nur unnütze Opfer erforderte. Diese Positionen lassen sich auf die grundsätzliche Orientierung zurückführen, wie sie sich in den Vorstellungen führender Vertreter der ADG nicht nur über den Sturz Hitlers, sondern auch über das Ziel des antifaschistischen Widerstands und die gesellschaftliche Gestaltung Deutschlands nach dem Faschismus ausdrückte. Eine grundlegende gesellschaftliche Neuordnung, welche die politischen und sozialökonomischen Grundlagen des Faschismus beseitigen würde, wurde von diesen Kreisen ebensowenig intendiert wie von der Mehrheit des sozialdemokratischen Emigrationsvorstandes. Sie strebten vielmehr die Rückkehr zu einem bürgerlich-parlamentarischen System an, das, wie schon die Weimarer Republik, die Macht des Großkapitals nicht entscheidend antasten und somit diejenigen gesellschaftlichen Kräfte schonen würde, welche die faschistische Diktatur getragen hatten. Hieraus erklärt sich beispielsweise, weshalb Fritz Tarnow sich schon vor Kriegsbeginn darum sorgte, wie bei einer militärischen Niederlage des deutschen Faschismus revolutionäre Massenaktionen wie im November 1918 verhindert werden könnten.[175]

Die Politik des ADG wurde allerdings auch in den Reihen emigrierter sozialdemokratischer Gewerkschafter nicht unwidersprochen hingenommen. Scharfe Kritik äußerte neben Siegfried Aufhäuser, dem ehemaligen Vorsitzenden des AfA-Bundes, beispielsweise auch der ITF-Funktionär Walter Auerbach.

174 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 116, 148, 150 ff, 174 f, 186 f, 190 ff. Klein, s. 97 f, 116 Anm. 16. Röder, S. 55.

175 Vgl. GdA 5, S. 518. Mit dem Gesicht nach Deutschland. Eine Dokumentation über die sozialistische Emigration. Aus dem Nachlaß von Friedrich Stampfer ergänzt durch andere Überlieferungen, hrsg. von Erich Matthias, bearb. von Werner Link, Düsseldorf 1968, S. 397 f. Zur Position des sozialdemokratischen Vorstands vgl. Lange, Haltung, S. 956 f, 966 f.

Er befand sich dabei in voller Übereinstimmung mit seinem Generalsekretär Edo Fimmen. Diese Opposition richtete sich sowohl gegen die Vorstellung, nach dem Sturz Hitlers die alte kompromittierte Gewerkschaftsführung wieder einzusetzen, als auch gegen die Tätigkeit der Auslandsvertretung und ihre Anbindung an den sozialdemokratischen Emigrationsvorstand.[176]

Die von der Internationalen Transportarbeiter-Föderation unterstützten Widerstandsgruppen nach 1935

Die von der ITF unterstützten Widerstandsgruppen setzten ihre Aktivitäten auch nach den Verhaftungen von 1935 fort. Dabei ging man auf seiten der ITF davon aus, daß illegale Gewerkschaften im Sinne von Massenorganisationen nicht möglich seien. Vielmehr gehe es um den Aufbau eines Netzes von Betriebsvertrauenslauten. Diese sollten auf der Grundlage eines »Sofortprogramms«[177] arbeiten, in dem sich soziale und wirtschaftliche Tagesforderungen mit politischen Losungen zur Wiederherstellung gewerkschaftlicher Rechte verbanden. Zur Durchsetzung dieses Programms wurde die »Auslösung von betrieblichen und überbetrieblichen Bewegungen« angestrebt. Durch solche Kämpfe um die grundlegenden wirtschaftlichen und politischen Interessen der Arbeiter sollten demokratische Rechte zurückerobert, die Voraussetzungen für eine »schrittweise Aufnahme gewerkschaftlicher Tätigkeit« geschaffen und der Weg für die Beseitigung des faschistischen Systems freigemacht werden. Gegenüber einer Zusammenarbeit mit dem sozialdemokratischen Exilvorstand sowie mit der KPD waren Edo Fimmen und andere führende ITF-Funktionäre allerdings skeptisch.[178] Offenbar war diese Haltung auch syndikalistisch motiviert.

176 Vgl. Esters/Pelger, S. 85. Röder, S. 55, 56 f.
177 Abgedruckt in: Esters/Pelger, S. 152–155.
178 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 175 f. Esters/Pelger, S. 44, 52.

ITF-Gruppen waren in dieser Phase im Bereich der Eisenbahner, Transportarbeiter und Seeleute tätig. Hier machten illegale gewerkschaftliche Aktivitäten beachtliche Fortschritte. Im Frühjahr 1936 wurde von Amsterdam aus eine freigewerkschaftliche Leitung des Gesamtverbandes der Arbeitnehmer der öffentlichen Betriebe, Sektion Schiffahrt, gebildet, die auf eine einheitliche Organisierung der antifaschistischen Seeleute und Binnenschiffer abstellte. Damit wurden auch kommunistische Gewerkschafter dieses Bereichs einbezogen.[179] Diese zentrale Gewerkschaftsleitung wurde von der für sie als internationales Berufssekretariat zuständigen ITF offiziell anerkannt und finanziell wie organisatorisch unterstützt. Sie konnte sich auf eine ganze Reihe von Bordgruppen sowie auf Verbindungsleute in den wichtigsten europäischen Häfen stützen. Sie gab eine eigene Zeitschrift und andere Materialien heraus, die illegal in Deutschland verbreitet wurden. So stellte etwa der »Lagebericht 1937« der Gestapo fest: »Im Bereich der Staatspolizeileitstelle Düsseldorf kommt es immer wieder vor, daß das illegale Schriftmaterial durch Rheinschiffer in die Rheinhäfen befördert wird. In mehreren Fällen waren es sogar holländische Staatsangehörige, die sich damit befaßten. Der treibende Verband war die ›Internationale Transportarbeiter-Föderation‹ in Amsterdam.«[180] An anderer Stelle konstatiert dieser Bericht: »Der Druckschriftenschmuggel auf dem Seeweg wurde vielfach durch den ›Gesamtverband der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer‹, der gleichfalls der ITF angeschlossen ist, ausgeführt.«[181]

Im Frühjahr und Sommer 1937 kam es zu mehreren erfolgreichen Bewegungen der Seeleute, die in einem viertägigen Streik der Besatzungen der Fischdampfer in Hamburg gipfelten. Dabei konnten wichtige Erfolge erzielt werden.[182]

179 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 124 f, 162 f.

180 Zitiert nach: Günther Weisenborn, Der lautlose Aufstand. Bericht über die Widerstandsbewegung des deutschen Volkes 1933–1945, Hamburg 1962, S. 140.

181 Zitiert nach: Ebd., S. 143.

182 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 187 f, 195 f.

Auch die freigewerkschaftlichen Eisenbahner konnten mit Hilfe der ITF ihre illegalen Organisationsstrukturen weiter ausbauen. Mitte 1936 gab es in etwa 140 Orten gewerkschaftliche Gruppen und Vertrauensleute.[183] Auf dieser Grundlage konnte Hans Jahn nach seiner Flucht nach Amsterdam im Herbst 1936 eine Reichsleitung des Einheitsverbandes der Eisenbahner Deutschlands bilden, die enge Kontakte mit den illegalen Gruppen unterhielt. Sie gab ebenfalls eine eigene Zeitschrift und weitere Materialien heraus[184] und wurde offiziell von der ITF als Vertretung der illegalen freigewerkschaftlichen Eisenbahnerbewegung anerkannt. Schwerpunkte der Organisation lagen in Sachsen, im Ruhrgebiet sowie in West- und Süddeutschland.[185] Sie bestand vorwiegend aus sozialdemokratischen Arbeitern. Für Süddeutschland läßt sich aber auch die Mitwirkung einzelner kommunistischer Eisenbahnarbeiter nachweisen.[186] In Westdeutschland nahm ein Teil der Gruppen Kontakt zum Internationalen Sozialistischen Kampfbund[187] auf, obwohl die ITF ansonsten politische Bindungen ablehnte.[188] Anfang 1937 gelangen der Gestapo eine Reihe von Festnahmen bei den westdeutschen Gruppen. Hierdurch wurde die Arbeit in diesem Gebiet weitgehend lahmgelegt.[189] Dies wiederholte sich ein Jahr später im süddeutschen Raum. Einige Monate nach Kriegsbeginn wurden weitere organisatorische Verbindungen und Gruppen zerschlagen.[190]

183 Vgl. Esters/Pelger, S. 68. Mason, Arbeiterklasse, S. 387 f.

184 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 163 f.

185 Vgl. ebd., S. 163 f. Esters/Pelger, S. 52 ff, 62 ff, 68, 77 ff. Peukert, S. 207 ff. Billstein, S. 156 ff.

186 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 164. Mammach, S. 217. Dagegen Esters/Pelger, S. 82 f.

187 Der Internationale Sozialistische Kampfbund (ISK) war von einer Gruppe 1925 aus derm SPD Ausgeschlossener gebildet worden. Er umfaßte zu keinem Zeitpunkt mehr als einige hundert Mitglieder, vorwiegend Intellektuelle. Seine Mitglieder beteiligten sich nach 1933 aktiv am antifaschistischen Widerstand. Vgl. Werner Link, Die Geschichte des Internationalen Jugend-Bundes (IJB) und des Internationalen Sozialistischen Kampf-Bundes (ISK), Meisenheim am Glan 1964).

188 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 175 f. Billstein, S. 158. Esters/Pelger, S. 44, 52, 59 f, 82 f.

189 Vgl. Billstein, S. 158 f. Esters/Pelger, S. 60 f.

190 Vgl. Esters/Pelger, S. 74 f, 84.

Einheitsgewerkschaftliche Industriegruppenleitungen und der Koordinationsausschuß deutscher Gewerkschafter in Paris

Nach Frankreich emigrierte Gewerkschafter schlossen sich 1936/37 zu Industriegruppen zusammen. Neben der Organisierung der gewerkschaftlichen Emigranten ging es ihnen darum, die illegale Gewerkschaftsarbeit in Deutschland zu vereinheitlichen und zu unterstützen. Anfang 1937 existierten neun Industriegruppen, in denen Gewerkschafter der wichtigsten früheren Richtungen zusammenarbeiteten. Ein Teil der Industriegruppenleitungen wurde von ihren jeweiligen Berufsinternationalen im Internationalen Gewerkschaftsbund als offizielle Gewerkschaftsleitung für den entsprechenden Berufs- bzw. Wirtschaftszweig anerkannt. Dies galt für die Auslandsleitungen der Bergarbeiter, Transportarbeiter, Textilarbeiter und Angestellten. Von den entsprechenden Verbänden der französischen CGT waren außerdem die Leitungen der Metall- und Bauarbeiter anerkannt.[191] Beispielhaft für diese Entwicklung war die Tätigkeit des »Arbeitsausschusses freigewerkschaftlicher Bergarbeiter Deutschlands«.[192] Er wurde im Sommer 1936 in Paris von Vertretern illegaler Bergarbeitergruppen aus allen wichtigen deutschen Kohlerevieren als einheitliche Gewerkschaftsleitung gebildet. Sein Büro befand sich in Amsterdam. Ihm gehörten die Sozialdemokraten Richard Kirn, Franz Mugrauer und Franz Vogt sowie die Kommunisten Karl Becker und Wilhelm Knöchel an. Zur Unterstützung der illegalen freigewerkschaftlichen Bergarbeitergruppen richtete der Ausschuß in den jeweiligen Nachbarländern Grenzstellen für Sachsen, Schlesien, das Saar-, Ruhr- und Wurmgebiet ein. Auf diesem Wege stand der Ausschuß in fester Verbindung zur entwickelten

191 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 173 f. Im September 1937 wurde ferner die vorläufige Leitung des illegalen Zentralverbands der deutschen Hotel-, Restaurant- und Caféhausangestellten von ihrer Berufsinternationale anerkannt, vgl. ebd., S. 201.

192 Vgl. ebd., S. 128 ff, 132. Karl Becker, Über die gewerkschaftliche Widerstandsbewegung gegen das Naziregime im Bergbau. Selbsterlebtes, Dokumente und Berichte, Dezember 1954, S. 3 (Widerstandsarchiv des ehem. Instituts f. wiss. Pol. der Uni Marburg). Bergarbeiter-Mitteilungen; Nr. 1/Juli 1936. Enderle, S. 73 ff. Mammach, S. 148 f, Peukert, S. 148, 214 ff.

gewerkschaftlichen Widerstandsbewegung der Bergarbeiter. Allein im Ruhrgebiet hatte er Kontakt zu mindestens 26 Zechen.[193] Wie die übrigen Industriegruppenleitungen gab auch der Arbeitsausschuß ein eigenes Organ heraus, das illegal in Deutschland verbreitet wurde. Die illegale Gewerkschaftsarbeit machte sich bis 1939 mehrfach in relativ breiten Protestbewegungen bemerkbar, mit denen im Ruhrgebiet, an der Saar und in Oberschlesien wirtschaftliche Forderungen durchgesetzt werden konnten.[194]

In Zusammenhang mit den Bemühungen um die Bildung einer deutschen Volksfront konstituierten die Industriegruppen im März 1937 in Paris als gemeinsame Dachorganisation einen »Koordinationsausschuß deutscher Gewerkschafter«.[195] Dieser stellte sich die Aufgabe, in Frankreich lebende deutsche Gewerkschafter auf einheitlicher Grundlage zu organisieren und gleichzeitig die illegale Gewerkschaftsarbeit der einzelnen Industriegruppen in den angrenzenden deutschen Gebieten zusammenzufassen. Der Koordinationsausschuß setzte sich für den Aufbau einer einheitlichen deutschen Gewerkschaftsbewegung in der Illegalität wie in der Emigration ein. Deshalb war er von Anfang an bemüht, sich in die Auslandsvertretung Deutscher Gewerkschaften einzugliedern. Dieser einheitsgewerkschaftlichen Zielsetzung entsprach auch die Zusammensetzung seines dreizehnköpfigen Leitungsgremiums. Diesem stand ein ehemals führender Funktionär des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes und des ADGB, der Sozialdemokrat Gustav Schulenburg, vor. Außerdem gehörten ihm auch führende Kommunisten wie Paul Merker sowie der ehemalige Sekretär des christlichen Metallarbeiterverbandes im Saargebiet, Otto Pick, an.

193 Vgl. Peukert, S. 218.

194 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 165 ff, 189 f. Peukert, S. 218 f, 220 ff, 227.

195 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 181 ff, 208 f. Anm. 6. Mammach, S. 165 f. Auf derselben Grundlage wie in Frankreich konstituierten sich etwas später auch Koordinationsausschüsse in Belgien und der Schweiz. Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 196. Es ist falsch, wenn Röder, S. 55, und im Anschluß an ihn auch Klein, S. 116 Anm. 14, vom »kommunistischen ›Koordinationsausschuß‹« reden und damit den einheitsgewerkschaftlichen Charakter dieses Organs in Frage stellen.

Auf Initiative des Koordinationsausschusses kam es verschiedentlich zu Zusammenkünften mit Beauftragten der Auslandsvertretung Deutscher Gewerkschaften. Im Mai 1937 wurde über die Integration des Koordinationausschusses in die ADG verhandelt. Dabei ergaben sich erhebliche Differenzen darüber, auf welchem Wege der Faschismus gestürzt werden könne, wie der illegale gewerkschaftliche Kampf zu führen und ob es möglich sei, antifaschistische Arbeit in der DAF zu leisten. Trotzdem wurde hinsichtlich einer Eingliederung des Koordinationsausschusses in die ADG durchaus ein Teilergebnis erzielt.[196] Hiervon rückte die ADG jedoch wenig später wieder ab. Statt dessen versuchte Heinrich Schliestedt, einen »Bund der Deutschen Gewerkschaften« ins Leben zu rufen, aus dem Kommunisten ausgeschlossen sein sollten.[197] Zwar mußte dieses Projekt schließlich wieder aufgegeben werden, doch begann die ADG im Anschluß daran, eine Landesgruppe in Frankreich zu bilden. Dies kam dem Versuch gleich, die sozialdemokratischen Mitglieder des Koordinationsausschusses und seiner Industriegruppen abzuspalten. Die ADG hatte damit auch einige Erfolge, doch scheint es ihr insgesamt nicht gelungen zu sein, den Koordinationsausschuß zu sprengen und den in Frankreich gebildeten einheitsgewerkschaftlichen Organen den Boden zu entziehen.[198] Bis zu seiner Auflösung durch die französische Regierung im April 1939[199] versuchte der Koordinationsausschuß noch mehrfach, zu einer Verständigung mit der ADG zu gelangen. Auch diese Bemühungen scheiterten jedoch an der ablehnenden Haltung der führenden Repräsentanten der Auslandsvertretung.[200]

Der Kampf gegen Faschismus und Krieg kostete die deutsche Arbeiterbewegung außerordentlich hohe Opfer. Am Vorabend des Zweiten Weltkrieges befanden sich in den Gefängnissen, Zuchthäusern und Konzentrationslagern des »Dritten Reiches«

196 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 190 ff.
197 Vgl. ebd., S. 196 f. Klein, S. 98 f.
198 Vgl. Bednareck, Gewerkschaftspolitik, S. 208 f. Anm. 6.
199 Vgl. ebd., S. 248.
200 Vgl. Anmerkung 173.

rund 300 000 politische Gefangene.[201] Ihre politische und soziale Herkunft ergibt sich aus der Zusammensetzung derjenigen von ihnen, die gerichtlich abgeurteilt worden waren. Davon »kamen über 90 Prozent aus der Arbeiterbewegung und von diesen die meisten aus der KPD sowie aus den sozialistischen und kommunistischen Oppositionsgruppen«.[202] Trotz der Verfolgungen und der schweren Verluste riß der politische und gewerkschaftliche Arbeiterwiderstand nicht ab. Dennoch ist es ihm nicht gelungen, sich fest in der Arbeiterklasse zu verankern, eine breite antifaschistische Massenbewegung einzuleiten, den Krieg zu verhindern und den Faschismus zu stürzen. Eine Wiederbelebung des gewerkschaftlichen Kampfes auf breiter Basis wäre hierfür wesentliche Vorbedingung gewesen. Dies wäre durch eine einheitliche Mobilisierung aller gewerkschaftlichen Widerstandskräfte gefördert worden. Unter den ohnedies extrem schwierigen Bedingungen der faschistischen Diktatur und der Passivität der breiten Mehrheit – auch der ehedem organisierten Teile – der deutschen Arbeiterklasse stellte die nur unvollständige Überwindung der gewerkschaftlichen Spaltung eine besonders belastende Hypothek dar.

201 Vgl. Weisenborn, S. 133.

202 Fünfundsiebzig Jahre Industriegewerkschaft, S. 316. Die großen Opfer des kommunistischen Widerstands werden in einem Teil der Literatur vornehmlich auf zwei Gründe zurückgeführt: Zum einen seien kommunistische Widerstandsgruppen besonders stark von Spitzeln durchsetzt gewesen, zum andern sei ihre Tätigkeit von einer unrealistischen Strategie des Massenkampfes ausgegangen und habe der Gestapo unnütze Ansatzmöglichkeiten geboten, da sie zu sehr auf Breitenwirkung angelegt gewesen sei und deshalb zu große Aktivität erfordert habe (vgl. z. B. Bludau, S. 82, 89, 99, 118. Steinberg, S. 96 ff. Kleine Geschichte der SPD, Bd. 1: Heinrich Potthoff, Die Sozialdemokratie von den Anfängen bis 1945, Bonn-Bad Godesberg 1974, S. 130, 133). Abgesehen davon, daß die behauptete besondere Anfälligkeit des kommunistischen Widerstands für Spitzel und Agenten nirgendwo belegt ist, läßt sich diesen Argumentationen entgegenhalten, daß auch solche Widerstandsgruppen, welche der Empfehlung des sozialdemokratischen Emigrationsvorstandes folgten und sich bei weitgehendem Verzicht auf Außenwirkung in erster Linie auf inneren Zusammenhalt und Literaturvertrieb im kleinsten Kreis konzentrierten, keineswegs vor dem Zugriff der Gestapo sicher waren. Im Gegensatz zum kommunistischen Widerstand wurden sie vielmehr im Laufe der dreißiger Jahre so gut wie vollständig zerschlagen und waren nicht in der Lage, einen illegalen Organisationszusammenhang zu bewahren. Hundertprozentige konspirative Absicherung war selbst bei größter Vorsicht nicht möglich – es sei denn, man verzichtete völlig auf jegliche illegale Arbeit. Zusammen mit der Überlegung, daß Massenbewegungen entscheidende Vorbedingung für den Sturz des Faschismus seien, ging man auf kommunistischer Seite deswegen davon aus, Wider-

4. Zur Entwicklung während des Zweiten Weltkrieges

Die Situation nach Kriegsbeginn

Die Beeinträchtigungen, welche der Kriegsbeginn für die Lebenslage der nicht zur Wehrmacht eingezogenen Arbeiter mit sich brachte, hielten sich anfangs in Grenzen.[203] Dies lag daran, daß die Militarisierung der Arbeit und die Umstellung auf ein kriegswirtschaftliches System bis zum Sommer 1939 schon sehr weit vorangetrieben worden waren. Außerdem mußten die ersten Maßnahmen, die unmittelbar nach Kriegsbeginn ergriffen wurden, um bei erhöhter Arbeitszeit die Entlohnung zu verschlechtern, unter dem Druck aus den Betrieben wieder abgeschwächt werden.[204] Ferner ermöglichte es die rücksichtslose Ausplünderung der besetzten Ländern, eine drastische Senkung der bescheidenen Lebenshaltung der arbeitenden Bevölkerung zunächst einigermaßen abzufangen.[205] Im weiteren Verlauf des Krieges wurden Ernährungslage und Arbeitsbedingungen allerdings kontinuierlich schlechter. Die tägliche Arbeitszeit wurde immer stärker ausgedehnt. Sie betrug nach Kriegsbeginn im allgemeinen zunächst 10 Stunden. Nach dem Übergang zur totalen Kriegswirtschaft ab 1943 wurde sie insbesondere für Rüstungsarbeiter auf 12 Stunden und sogar noch mehr erhöht.[206]

---

standsarbeit könne am besten durch breite Verankerung geschützt werden. Um dies zu erreichen, war es aber notwendig, daß sich der Widerstand nicht in einer »Gesinnungsgemeinschaft«, mit welchem Begriff die Gestapo die mit der SoPaDe in Kontakt stehenden Kreise charakterisierte (vgl. Weisenborn, S. 138 ff.), erschöpfte, sondern bei aller notwendigen Vorsicht und Tarnung seine nach außen gerichtete und an den realen Klassenkonflikten ansetzende Aktivität beibehielt. Aus dieser Sichtweise war es der Gestapo vor allem deswegen möglich, gegen den organisierten Widerstand erfolgreich vorzugehen, weil er noch zu vereinzelt und noch nicht ausreichend in der Arbeiterklasse und anderen Bevölkerungsschichten verankert war. Vgl. Wilhelm Pieck, Gesammelte Reden und Schriften, Bd. 5, Berlin 1972, s. 268.

203 Vgl. Kuczynski, Bd. 6, S. 244 f, 262 ff.

204 Vgl. Dietrich Eichholtz, Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939–1945. Band I: 1939–1941, Berlin 1971, S. 70 ff.

205 Vgl. Kuczynski, Bd. 6, S. 272, 291 ff.

206 Vgl. ebd., S. 261, 296 f. Mottek (u. a.), S. 339 f, 343.

Trotzdem hatte der Krieg katastrophale Auswirkungen auf das Bewußtsein der Bevölkerung und auch der Arbeiterklasse. Anfangs dürften insbesondere die erfolgreichen »Blitzkriege« die profaschistische Haltung breiter Massen der Bevölkerung gestärkt haben. Durch den Überfall auf die UdSSR und die ungeheuren faschistischen Verbrechen in den besetzten sowjetischen Gebieten muß diese Identifikation mit dem Faschismus noch gefördert worden sein. Hier entstand »das sozialpsychologische Problem (. . .), daß bei dem Krieg des Dritten Reiches gegen die ganze Welt insbesondere die UdSSR die volle Unmenschlichkeit dieses Krieges zu spüren bekam. Wenn auch bei diesen Unmenschlichkeiten, die ja bekanntlich bis zur Auslöschung breitester Bevölkerungsschichten durch systematisierten Mord gingen, zwar aktiv nur eine kleine Minorität des deutschen Volkes beteiligt war, so müssen wir doch einsehen, (. . .) daß das deutsche Volk, wenn es auch nicht die Einzelheiten dieses Mordprozesses kannte, um den Mordprozeß durchaus wußte. Unter den Millionen Soldaten der deutschen Ostarmee, Millionen Männer auch der deutschen Arbeiterklasse, gab es nur sehr wenige, die nicht mindestens ahnten, wenn nicht genau wußten, was hier vorging. Und so ist es kein Wunder, daß sich hier ein Trauma bildete (. . .)«.[207] Da die Nazipropaganda systematisch die Furcht schürte, bei einer Kriegsniederlage würde die Barbarei der faschistischen Okkupanten von den Siegern in gleicher Münze heimgezahlt, setzte auch die große Mehrheit der deutschen Arbeiterklasse ihr eigenes Schicksal mit dem des Faschismus gleich. Indem es das »Dritte Reich« verstand, auch bei der Arbeiterklasse das Gefühl wachzurufen, an seine Verbrechen gebunden und in einen scheinbar unauflösbaren Schuldzusammenhang verstrickt zu sein, schuf es zugleich einen fruchtbaren Boden für seine Durchhalteparolen.

Während des Krieges wurden Millionen von Kriegsgefange-

207 Wolfgang Abendroth, Diskussionsbeitrag, in: Neokapitalismus. Rüstungswirtschaft. Westeuropäische Arbeiterbewegung. Protokoll einer Tagung des Sozialistischen Bundes und des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes vom 6. und 7. November 1965 in Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1966, S. 108–116, hier: S. 110.

nen und ausländischen Zwangsarbeitern nach Deutschland verschleppt und gewaltsam zur Arbeit hauptsächlich in Landwirtschaft und Industrie gepreßt.[208] Bei Kriegsende machten sie etwa ein Viertel aller Beschäftigten aus.[209] Es ist zu vermuten, daß auch die Existenz dieser total rechtlosen und in ihrer Mehrheit in eine unvorstellbar elende Lage gezwungenen Schicht ausländischer Arbeiter die Bewußtseinsentwicklung der deutschen Arbeiter negativ, d. h. zugunsten der faschistischen Herrenmenschenideologie beeinflußt hat. Andererseits stellte das Millionenheer der Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter selbst aber ein bedeutsames Widerstandspotential dar.

Unter solchen Umständen und angesichts des noch verschärften Terrors ließ die Gegenwehr in den Betrieben gegenüber der Vorkriegszeit weiter nach. Trotzdem nahm während der letzten beiden Kriegsjahre, als der deutsche Faschismus den Nimbus der Unbesiegbarkeit endgültig verlor und der Krieg sich in einer immer katastrophaleren Entwicklung von Arbeitshetze, Arbeitszeit, Ernährungslage, Gesundheitszustand, Wohnsituation und allen übrigen elementaren Existenzbedingungen auswirkte, der Widerstand in den Betrieben wieder zu. Dies galt in erster Linie für ausländische, aber auch für eine Minderheit der deutschen Arbeiter. So wurden von Januar bis Juni 1943 mehr als 167 000 und allein von Juli bis September 1943 etwa 113 000 deutsche und ausländische Arbeiter wegen »Arbeitsverweigerung« bzw. »Arbeitsniederlegung« verhaftet.[210] Von Januar bis Juni 1944 waren es ungefähr 203 000. Von ihnen waren 13 000 deutsche und 190 000 ausländische Arbeiter, wobei es auch zu berücksichtigen gilt, daß die Gestapo gegen Ausländer noch brutaler vorging als gegen Deutsche. Außerdem wurden im 1. Halbjahr 1944 über 11 000 Personen wegen verbotenen Umgangs mit ausländischen Arbeitern und Kriegsgefangenen festgenommen.[211] Sicherlich handelte es sich bei

208 Vgl. Kuczynski, Bd. 6, S. 249 ff, 267 ff, 283 ff.

209 Vgl. Ruth Becker, Gerhard Dörr, K. H. Tjaden, Fremdarbeiterbeschäftigung im deutschen Kapitalismus, in: Das Argument, 13. Jg. (1971), Nr. 68, S. 741–756, hier: S. 748.

210 Vgl. Wolfgang Bleyer, Karl Drechsler, Gerhard Förster, Gerhart Hass, Deutschland von 1939 bis 1945, Berlin 1970, S. 309.

211 Vgl. Weisenborn, S. 134.

diesen »Delikten« häufig eher um isolierte individuelle Verzweiflungstaten als um bewußte und kollektive Widerstandsaktionen. Auch konnten sie sich nicht zu einer organisierten antifaschistischen Massenbewegung ausweiten. Dennoch verweisen diese Zahlen nicht nur auf das ungeheure Ausmaß des Terrors, sondern ebenso auf ein wachsendes Konfliktpotential in den Betrieben.

Nach Kriegsausbruch und vor allem mit der faschistischen Besetzung der meisten Nachbarländer Deutschlands war eine direkte Unterstützung des illegalen Widerstands vom Ausland her kaum noch möglich. Die Verbindung zwischen den illegalen Widerstandsgruppen und der antifaschistischen Emigration, die nun erneut zur Flucht gezwungen war, war damit zwar nicht völlig abgerissen, aber doch auf sehr sporadische Kontakte beschränkt.[212] Auch der Zusammenhalt der noch existierenden Widerstandsgruppen untereinander war durch die Verfolgungen und umfangreichen Verhaftungen sowie durch die zahlreichen Einberufungen zur Wehrmacht nach Kriegsbeginn zunächst stark beeinträchtigt. Eigenständige gewerkschaftliche Organisationsstrukturen neben den politischen Widerstandsgruppen scheint es während des Krieges nur noch in geringem Umfang gegeben zu haben. Von einem übergreifenden organisatorischen Zusammenhang wird man dabei kaum ausgehen können.[213]

Kommunistischer Widerstand

Illegale Gewerkschaftsarbeit wurde allerdings auch weiterhin von politischen Gruppen geleistet. Umfangreiche Aktivitäten entfaltete in diesem Zusammenhang in erster Linie der kommunistische Widerstand. In einer ganzen Reihe von Städten war es kommunistischen Widerstandsgruppen gelungen, sich während

212 Vgl GdA 5, S. 258 f, 323 f, 367. Hochmuth/Meyer, S. 107. Müssener, S. 251.

213 Vgl. Esters/Pelger, S. 148 f. Hochmuth/Meyer, S. 107 f. Bednareck, Gewerkschafter, S. 183 f, 197.

der ersten Kriegsjahre zu reorganisieren und allmählich ihre Tätigkeit auszuweiten.[214] Ihren wichtigsten Arbeitsbereich sahen sie in den Großbetrieben. Dabei strebten sie nach enger Zusammenarbeit mit den Widerstandsorganisationen der ausländischen Arbeiter. Auch sahen sie eine wichtige Aufgabe darin, das Solidaritätsbewußtsein der deutschen Arbeiter zu wecken.[215] Daneben unterhielten sie Verbindungen zu Soldaten und versuchten, antifaschistische Gruppen in der Wehrmacht aufzubauen. Gleichzeitig suchten sie enge Beziehungen zu sozialdemokratischen Gruppen sowie zu einzelnen Sozialdemokraten und Gewerkschaftern. Im Sinne des »Nationalkomitees Freies Deutschland« (NKFD), das 1943 in der Sowjetunion gebildet worden war, strebten zumindest die größten von ihnen darüber hinaus auch die Einbeziehung von Kreisen des Mittelstands und bürgerlichen Hitlergegnern an.[216] Die organisatorische Entwicklung war durch das Bemühen gekennzeichnet, die zunächst weitgehend dezentral arbeitenden Widerstandsgruppen fest zusammenzuschließen. Auf dieser Grundlage entstanden vor allem in Berlin, Sachsen und Thüringen zentralisierte regionale Parteiorganisationen, die untereinander in Verbindung standen. Sie bildeten im November 1943 sogar eine gemeinsame operative Leitung der KPD in Berlin. Diese unterhielt außerdem Verbindungen zu weiteren kommunistischen Widerstandsgruppen, insbesondere in Hamburg, Süddeutschland und im Ruhrgebiet.[217] Ferner gab es Kontakt zur Auslandsleitung

214 Vgl. Bednareck, Gewerkschafter, S. 169 ff, 178 ff, 182 ff. Heike Brettschneider, Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in München 1933 bis 1945, München 1968, S. 74 ff. Buck, S. 103 ff, 115 ff, 187 ff. GdA 5, 258 ff, 278 ff, 305 ff, 323 ff, 367 ff, 392 ff. Hochmuth/Meyer, S. 341 ff. Gertrud Glondajewski, Heinz Schumann, Die Neubauer-Poser-Gruppe. Dokumente und Materialien des illegalen antifaschistischen Kampfes (Thüringen 1939–1945), Berlin 1957. Ilse Krause, Die Schumann-Engert-Kresse-Gruppe. Dokumente und Materialien des illegalen antifaschistischen Kampfes (Leipzig 1943–1945), Berlin 1960. Gerhard Nitzsche, Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Gruppe. Dokumente und Materialien des illegalen antifaschistischen Kampfes (1942–1945), Berlin 1957. Max Oppenheimer, Der Fall Vorbote. Zeugnisse des Mannheimer Widerstandes, Frankfurt am Main 1969, S. 41 ff. Peukert, S. 264 ff, 275 ff, 283 ff. Puls, passim. Salm, S. 181 ff, 187 ff.

215 Vgl. Glondajewski/Schumann, S. 53 ff. Hochmuth/Meyer, S. 354 ff. Krause, S. 34 ff, 43 ff. Nitzsche, S. 46 ff. Peukert, S. 311 ff. Puls, S. 75 ff.

216 Vgl. Buck, S. 188, 207. GdA 5, S. 396, 397, 398 ff, 594 ff. Glondajewski/Schumann, S. 61 ff. Krause, S. 53 ff. Nietzsche, S. 56 ff, 70 ff. Peukert, S. 296 ff, 324.

217 Vgl. GdA 5, S. 392 ff, 395 f, 396 f, 405, 408 f. Glondajewski/Schumann, S. 67 ff. Nitzsche, S. 80 ff. Peukert, S. 320.

der KPD in Stockholm.[218] Dieses weitverzweigte Organisationsnetz erfaßte möglicherweise 10 000 Personen.[219]

Der Kreis um Wilhelm Leuschner und der 20. Juli

Auch der Kreis führender Gewerkschaftsfunktionäre und Politiker sozialdemokratischer und christlicher Herkunft, der sich um Wilhelm Leuschner gesammelt hatte, setzte während des Krieges seine Tätigkeit fort. Er war enge Beziehungen zu den großbürgerlichen und militärischen Kräften eingegangen, die unter dem Eindruck des Kriegsverlaufs einen Staatsstreich gegen Hitler ins Auge zu fassen begannen. Die politischen Vorstellungen, die sich hiermit verbanden, waren durchaus heterogen. Insgesamt dominierte in diesen Kreisen aber doch eine Linie, wie sie die Gruppe um Carl Goerdeler vertrat. Diese lief darauf hinaus, angesichts der sich abzeichnenden militärischen Katastrophe des deutschen Faschismus Hitler auszuschalten, um eine separate Verständigung mit den Westmächten zu ermöglichen und auf diese Weise einschneidende politische Konsequenzen aus der Kriegsniederlage zu verhindern. Auf der Grundlage einer Übereinkunft mit den Westmächten wäre man durchaus bereit gewesen, den Krieg gegen die Sowjetunion fortzusetzen.[220] Die vorgesehenen innenpolitischen Maßnahmen sollten sich darin erschöpfen, Hitler und die am meisten exponierten Vertreter des NS-Regimes zu entfernen, eine Militärdiktatur zu errichten und den nationalsozialistischen in einen gleichfalls autoritären, auf denselben politischen und gesellschaftlichen Grundlagen beruhenden monarchistischen oder »Ständestaat« umzuwandeln. Dies sollte möglichst reibungslos und unter Ausschaltung aller demokratischen Einflüsse und der aktiven Widerstandskräfte aus der Arbeiterklasse vonstatten

218 Vgl. GdA 5, S. 367. Müssener, S. 251. Nitzsche, S. 82, 204 ff.

219 Vgl. GdA 5, S. 408.

220 Vgl. Hermann Graml, Die außenpolitischen Vorstellungen des deutschen Widerstandes, in: Der deutsche Widerstand gegen Hitler, hrsg. von Walter Schmithenner und Hans Buchheim, Köln, Berlin 1966, S. 15–72, hier: S. 61 ff. Leithäuser, S. 202, 218, 226, 229. Gerhard Ritter, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Stuttgart 1954, S. 327 ff.

gehen. An einen radikalen Bruch mit dem Faschismus, eine wirksame Demokratisierung und die Wiederherstellung uneingeschränkter politischer und gewerkschaftlicher Rechte der Arbeiterklasse war nicht gedacht. Vielmehr ging es der Mehrheit der an der Verschwörung Beteiligten darum, die staatlichen und gesellschaftlichen Machtpositionen der großkapitalistischen Träger des Faschismus über den Krieg und die absehbare Niederlage hinwegzuretten.[221]

Wilhelm Leuschner vertrat zwar weitergehende Positionen und sah in einer von Goerdeler geführten Militärdiktatur nur eine vorübergehende Lösung. Doch ordnete er sich der Linie Goerdelers in wichtigen Fragen unter. Dafür konnte er Goerdeler für den mit früheren christlichen Gewerkschaftsführern wie Jakob Kaiser abgestimmten Plan gewinnen, nach dem Staatsstreich eine »Deutsche Gewerkschaft« zu bilden. Diese sollte offenbar aus der DAF hervorgehen. Dabei scheint man der Ansicht gewesen zu sein, daß es ausreiche, alle Leitungen auszuwechseln und sich organisatorisch von den Unternehmern zu trennen, um eine funktionsfähige Gewerkschaftsbewegung zu schaffen.[222] Vorbereitende illegale Betriebsarbeit und ein Aufbau betrieblicher Widerstandsgruppen, auf die man die neue Organisation hätte stützen können, wurden nicht erwogen. Dieses Vorhaben knüpfte an der Vorstellung vom Frühjahr 1933 an, die freien, christlichen und Hirsch-Dunckerschen Verbände zusammenzulegen und unter Verzicht auf unabhängige Interessenvertretung und gewerkschaftliche Kampfmittel in die angebliche »Volksgemeinschaft« mit den Unternehmern einzubringen und dem faschistischen Staat unterzuordnen. Bezeichnenderweise war von der Wiederherstellung des Streikrechts nicht die Rede. Es war vorgesehen, die konzipierte Organisation auf gesetzlicher Zwangsmitgliedschaft aller Lohnabhän-

221 Vgl. Leithäuser, S. 202 f, 214 f, 219. Hans Mommsen, Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstandes, in: Der deutsche Widerstand gegen Hitler, S. 73–167, hier: S. 110 ff, 123 ff, 132 ff, 161 ff. Ritter, S. 280 ff, S. 577–595. Deutscher Widerstand 1938–1944. Fortschritt oder Reaktion, hrsg. von Bodo Scheurig, München 1969, S. 53–129, 170–196, 217–277.

222 Vgl. Spliedt, S. 86 f.

gigen zu begründen, weshalb sie ungerechtfertigterweise auch als »Einheitsgewerkschaft« bezeichnet wurde. Die angestrebte »Deutsche Gewerkschaft« hätte wesentlich als Instrument arbeitsgemeinschaftlicher Konfliktregelung mit den Unternehmern fungiert und der Absicherung der autoritären staatlichen Verhältnisse gedient. In dieser Rolle wurden ihr Positionen in den Unternehmensverwaltungen, im staatlichen Wirtschaftsapparat und in den Selbstverwaltungskörperschaften der Wirtschaft zugedacht. Gleichwohl ähnelte sie ihrem Charakter nach eher der DAF als einer freien Gewerkschaft.[223] Sie wäre in der Tat »ein Instrument mehr der Bewahrung als der Erneuerung geworden«.[224]

Die mit den Kreisen um den 20. Juli verbundenen Sozialdemokraten und Gewerkschafter bildeten allerdings keine einheitliche Gruppe. Während Wilhelm Leuschner ein Zusammengehen mit dem kommunistischen Widerstand ablehnte[225], setzten sich Julius Leber und Adolf Reichwein unter Zustimmung Claus von Stauffenbergs in Verbindung mit der operativen Leitung der KPD.[226] Dies kann in Zusammenhang mit der Absicht einer Minderheit der Verschwörer gesehen werden, ein breites demokratisches Bündnis ins Leben zu rufen, um sowohl ein Gegengewicht zu den reaktionären Plänen Goerdelers zu schaffen, als auch den Staatsstreich in den nachfolgend zu erwartenden Auseinandersetzungen mit den NS-Organisationen durch eine antifaschistische Volksbewegung abzusichern. Die Fühlungnahme Lebers und Reichsweins mit den Vertretern des kommunistischen Widerstand, Franz Jacob und Anton Saefkow, endete jedoch mit der Verhaftung der Beteiligten Anfang Juli 1944.[227] Noch vor dem Attentat auf Hitler setzte eine umfangreiche Verhaftungswelle gegen die kommunistischen Widerstandsgruppen ein. Dabei wurden wahrscheinlich mehr als 1000 Personen verhaftet. 400 von ihnen wurden zum Tode verur-

223 Vgl. Leithäuser, S. 203 f, 208 f, 215 f. Mommsen, Gesellschaftsbild, S. 148 ff. Ritter, S. 286 ff.

224 Mommsen, Gewerkschaften, S. 299. Zur Personalplanung vgl. Ritter, S. 563 ff.

225 Vgl. Leithäuser, S. 235.

226 Vgl. GdA 5, S. 408. Leithäuser, S. 234 f. Mommsen, Gesellschaftsbild, S. 158. Nitzsche, S. 69, 89.

227 Vgl. Leithäuser, S. 235. Nitzsche, S. 89.

teilt.[228] Dasselbe Schicksal traf nach dem mißglückten Attentat vom 20. Juli 1944 auch Wilhelm Leuschner und einen großen Teil der an der Verschwörung gegen Hitler Beteiligten.[229]

Zur Entwicklung im Exil: Fritz Tarnow und die Landesgruppen deutscher Gewerkschafter in Großbritannien und Schweden

Die wichtigsten Zentren gewerkschaftlicher Auslandsorganisationen während des Krieges waren Großbritannien und Schweden.[230] Da eine direkte Unterstützung für den illegalen Kampf

228 Vgl. GdA 5, S. 415. Nitzsche, S. 92.

229 Auf die Frage nach einer realistischen Strategie zum Sturz Hitlers findet sich bei Mommsen, Gewerkschaften, S. 297 f, folgende Antwort: »Die Entscheidung der am 20. Juli beteiligten Gewerkschafter und Sozialdemokraten, den Sturz des Systems durch die Generalität zu betreiben, war richtig. (. . .) Eine Massenerhebung der Arbeiterschäft wäre zu keinem Zeitpunkt, wohl auch nicht mehr am 20. Juli 1932 gegen Papens Preußenputsch, der Hitler den Weg zur Macht ebnete, aussichtsvoll gewesen.« Zumindest für den 20. Juli 1932, aber auch für den 30. Januar 1933 wäre die Behauptung Mommsens erst noch zu beweisen. Doch abgesehen davon geht Mommsen auch für den 20. Juli 1944 das Problem zu einseitig an, wenn er die Beteiligung an einer Verschwörung konservativer bürgerlicher und militärischer Kreise als einzige wirksame Widerstandsmöglichkeit bezeichnet und dies alternativ zur Widerstandsarbeit in den Betrieben, unter der Bevölkerung und unter den Soldaten sieht. Selbstverständlich fehlten im Sommer 1944 die Voraussetzungen, Hitler durch eine Massenerhebung zu stürzen. Aber die Frage, ob ein erfolgreicher Staatsstreich im Rahmen einer bloßen »Frontbegradigung« verbleiben oder aber eine demokratische Perspektive eröffnen und zur Vernichtung des Faschismus überleiten würde, hing auch davon ab, inwieweit die aktiven Kräfte des Arbeiterwiderstands in der Lage waren, ein Volksfrontbündnis zu schaffen und mit diesem in die Entwicklung einzugreifen und sie voranzutreiben. Ansonsten bestand die Gefahr, daß nicht die Gewerkschafter und Sozialdemokraten »den Sturz des Systems durch die Generalität« betrieben, sondern umgekehrt die Generäle und ihre Verbündeten die Gewerkschafter und Sozialdemokraten für ihre Ziele benutzten. Mit Mommsens einseitiger Sichtweise hängt es auch zusammen, daß er die antidemokratische Grundhaltung der Mehrheit der bürgerlichen und militärischen Verschwörer entschuldigt, wenn er schreibt (ebd., S. 294): »Es ist (. . .) leicht begreiflich, daß die Männer des Widerstands nach den Erfahrungen der nationalsozialistischen Propagandaerfolge die Volksmassen eher mißtrauisch betrachteten.« Dabei läßt Mommsen freilich außer acht, daß es keine – wie auch immer mißbrauchten – Volksmassen waren, die Hitler in den Sattel gehoben hatten und dort hielten, sondern die »Machteliten« selbst, darunter nicht wenige jener nachmaligen »Männer des Widerstands«.

230 Zur Entwicklung in den USA, der Schweiz und im befreiten Frankreich vgl. Enderle, S. 159 ff. Klein, S. 109 ff. Karlheinz Pech, an der Seite der Résistance. Zum Kampf der Bewegung »Freies Deutschland« für den Westen in Frankreich (1943–1945), Frankfurt

in Deutschland nur noch in äußerst beschränktem Umfange möglich war, konzentrierte sich deren Tätigkeit darauf, die Emigrierten zu organisieren, Öffentlichkeits- und Bildungsarbeit zu leisten und sich auf die Situation nach dem Sturz des Faschismus vorzubereiten.

In Schweden hatte sich zunächst um Fritz Tarnow, der den fiktiven Anspruch erhob, die zerfallene Auslandsvertretung Deutscher Gewerkschaften zu repräsentieren, ein kleiner Kreis sozialdemokratischer Gewerkschaftsfunktionäre zusammengefunden. In einem internen Memorandum von 1941 und in einer Denkschrift mit beiliegendem »Gesetzentwurf« für die amerikanische Gesandtschaft in Stockholm und das US-Außenministerium von 1943[231] legte Tarnow seine Vorstellungen über die Entwicklung nach Hitler dar. Diese zielten noch immer darauf ab, demokratische Aktionen für einschneidende politische und gesellschaftliche Veränderungen zu verhindern.[232] Aus diesem Grund zog es Tarnow nicht in Betracht, auf den durch die illegale antifaschistische Betriebsarbeit geschaffenen Organisationskernen aufzubauen. Gewerkschaftlicher Neuaufbau beschränkte sich für ihn vielmehr auf ein vorwiegend personelles und organisationstechnisches Problem. Um nach der Beseitigung des faschistischen Regimes über ein funktionsfähiges Instrument zu verfügen, trat er deshalb dafür ein, die DAF anders als die übrigen faschistischen Institutionen nicht aufzulösen. Sie sollte vielmehr erhalten bleiben und nach weitgehender Säuberung ihres Funktionärskörpers in eine nicht formell, aber faktisch staatlich kontrollierte Zwangsgewerkschaft umgewandelt werden. Zu ihrer Leitung würden sich »(u)nter früher schon tätig gewesenen Gewerkschaftern (. . .) geeignete Kräfte

a. Main. o. J., S. 274. Joachim Radkau, Die deutsche Emigration in den USA. Ihr Einfluß auf die amerikanische Europapolitik 1933–1945, Düsseldorf 1971, S. 142, 144–184, 193–204.

231 Abgedruckt bei: Dieter Lange, Zwei Denkschriften Fritz Tarnows über die Umwandlung der faschistischen Deutschen Arbeitsfront in Gewerkschaften, in: ZfG 24 (1976), Heft 5, S. 559–575. Hierzu auch: Niethammer (u.a.), S. 94 f.

232 Vgl. auch Klein, S. 104 ff. Dieter Lange, Fritz Tarnows Pläne zur Umwandlung der faschistischen Deutschen Arbeitsfront in Gewerkschaften, in: ZfG 24 (1976), Heft 2, S. 150–167, hier: S. 153 ff, 156 ff, 159 ff. Röder, S. 56, 241.

in genügender Anzahl finden lassen«.[233] Unter Mithilfe der neuen Regierung, von der Tarnow voraussetzte, daß sie antikommunistisch und bürgerlich sein werde, sollte also die alte, mit der Kapitulation vor dem Faschismus belastete Gewerkschaftsführung wieder eingesetzt werden. Zur Realisierung seines Vorhabens wollte Tarnow vorerst den »Organisationszwang wie auch das ›Führerprinzip‹ noch eine Weile«[234] beibehalten, »vorübergehend auf gewerkschaftliche Grundsätze und Rechte«[235] verzichten und die innergewerkschaftliche Demokratie zumindest so lange nicht zulassen, bis die klassenfriedliche Führung die Situation im Griff haben würde. Zur Begründung mußten »politische Extremisten rechts und links, die Nazis und die Kommunisten« herhalten.[236] Tarnows Hauptproblem bestand aber eindeutig darin, daß »(d)ie Kommunisten (. . .) bei einer allgemeinen Neugründung ganz gewiß nicht untätig«[237] sein würden. Die Aufstellung eines gewerkschaftlichen Aktionsprogramms lehnte Tarnow ausdrücklich ab und schloß damit auch eine Definition gesellschaftsverändernder gewerkschaftlicher Aufgaben aus.[238] Dieses Konzept lief darauf hinaus, einen demokratischen gewerkschaftlichen Neuaufbau, welcher den auf radikale gesellschaftliche Umgestaltung drängenden aktiven Widerstandskräften entscheidenden Einfluß eröffnet hätte, zu verhindern und den Vertretern einer Arbeitsgemeinschaftspolitik unter Mißbrauch des Begriffs der Einheitsgewerkschaft eine Monopolstellung in der Gewerkschaftsbewegung zu sichern. Tarnow konnte sich mit seinen Absichten bei der Mehrheit der emigrierten Gewerkschafter jedoch nicht durchsetzen.

Nachdem die Beschränkungen, denen die antifaschistische Emigration während der ersten Kriegsjahre ausgesetzt gewesen war, nach der Schlacht um Stalingrad gelockert wurden, reorga-

233 Lange, Denkschriften, S. 565.
234 Ebd., S. 561.
235 Ebd., S. 562.
236 Ebd., S. 563.
237 Ebd., S. 570.
238 Vgl. ebd., S. 566.

nisierte sich in Schweden 1942/43 die Landesgruppe deutscher Gewerkschafter. In ihr organisierten sich nunmehr die gewerkschaftlichen Emigranten unabhängig von politischer Richtung und Parteizugehörigkeit. So gehörten ihr beispielsweise neben Fritz Tarnow weitere Sozialdemokraten wie Martin Krebs und Hans Mugrauer, das SAP-Mitglied[239] August Enderle sowie die Kommunisten Karl Mewis und Herbert Warnke an.[240]

Auch in Großbritannien hatte sich nach Beendigung der Internierung der antifaschistischen deutschen Emigranten 1941 eine Landesgruppe deutscher Gewerkschafter gebildet.[241] Sie war von Anfang an unabhängig gegenüber Tarnows Führungsanspruch und gehörte mit Stimmrecht dem Internationalen Gewerkschaftsbund an. Sie stellte sich die Aufgabe, »alle deutschen Arbeitnehmer zu erfassen, ohne Rücksicht auf ihr Religionsbekenntnis oder auf ihre politische Überzeugung«.[242] Diese einheitsgewerkschaftliche Zielsetzung wurde anfänglich allerdings sehr einseitig interpretiert, indem sich die Landesgruppe zunächst auf Mitglieder der verschiedenen sozialdemokratischen und sozialistischen Emigrantengruppen beschränkte. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion und der Bildung der Antihitlerkoalition, die auch in der internationalen Gewerkschaftsbewegung veränderte Bedingungen schufen, konnte diese Beschränkung aber nicht mehr aufrechterhalten werden. Mit wenigen Ausnahmen nahm die Landesgruppe nunmehr auch emigrierte kommunistische Gewerkschafter auf. Diese übten schließlich auch führende Funktionen

239 Die »Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands« (SAPD) war im Oktober 1931 von Teilen der linkssozialdemokratischen Opposition gebildet worden. Nach 1933 wurde aus ihren Reihen der antifaschistische Widerstand mitgetragen. Die illegalen Gruppen der SAP waren allerdings bis Ende der dreißiger Jahre zerschlagen. Vgl. Hanno Drechsler, Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAPD). Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung am Ende der Weimarer Republik, Meisenheim am Glan 1965.

240 Vgl. Bednareck, Gewerkschafter, S. 187. Müssener, S. 122. Hierzu auch Enderle, S. 202 ff. Zur Arbeit der schwedischen Landesgruppe unter deutschen Seeleuten und desertierten deutschen Soldaten vgl. ebd., S. 201 f, 212 ff. Zur Entwicklung in Schweden und zur schwedischen Landesgruppe insgesamt vgl. besonders Dieter Günther, Gewerkschafter im Exil. Die Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Schweden von 1938 bis 1945, Marburg 1982.

241 Vgl. Bednareck, Gewerkschafter, S. 185 ff. Enderle, S. 181 ff. Röder, S. 59 f.

242 Zitiert nach: Röder, S. 256.

in der Landesgruppe aus und beteiligten sich maßgeblich an ihrer politisch-konzeptionellen Arbeit. Dem Vorstand gehörten führende sozialdemokratische Funktionäre des ADGB wie Hans Gottfurcht als Vorsitzender und Hans Jahn, Repräsentanten sozialistischer Splittergruppen wie Erwin Schoettle und Willi Eichler, kommunistische Gewerkschafter wie Karl Becker sowie Max Oppenheimer von der FDJ an. Zu den Mitgliedern zählte auch Ludwig Rosenberg.[243] Trotz verschiedener Kontroversen blieb die Zusammenarbeit bis zur offiziellen Auflösung der Landesgruppe im November 1945 bestehen.

Ebenso wie die schwedische lehnte auch die britische Landesgruppe die Vorstellungen Tarnows entschieden ab und trat energisch dafür ein, die DAF als Bestandteil des faschistischen Unterdrückungsapparates mit der Zerschlagung des Faschismus sofort und vollständig aufzulösen.[244] An ihrer Stelle sollten von Grund auf neue Einheitsgewerkschaften gebildet werden, die unabhängig von Unternehmern, Staat und Parteien, aber keineswegs politisch neutral zu sein hätten. Sie hätten »auf der ›Basis des Klassenkampfes‹ gegen den Kapitalismus und seinen ›typischen imperialistischen Exponenten‹, den Nationalsozialismus«[245] zu beruhen. Die neu zu bildenden Gewerkschaften müßten »alle jene zusammenfassen, die als Arbeitnehmer zusammengehören und die über ihre religiösen und weltanschaulichen Verschiedenheiten den gemeinsamen Willen zur demokratischen Erneuerung stellen«.[246] Der gewerkschaftliche Wiederaufbau habe sich von unten her zu vollziehen und müsse

243 Vgl. ebd., S. 60, 242.

244 Vgl. Bednareck, Gewerkschafter, S. 203 f. Enderle, S. 186, 190, 205 ff. Klein, S. 108. Lange, Tarnows Pläne, S. 157 ff, 164 ff. Niethammer (u.a.), S. 98. Röder, S. 241 f.

245 Röder, S. 240 f.

246 Die neue deutsche Gewerkschaftsbewegung. Programmvorschläge für einen einheitlichen deutschen Gewerkschaftsbund, London o. J. (Frühjahr 1945), S. 3. Die wichtigsten Teile hieraus neuerdings bei: Ulrich Borsdorf, Ein Dokument gewerkschaftlicher Programmatik in der Emigration. Die Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Großbritannien, in: GeMo 27 (1976), Heft 11, S. 677–687. Dieses Gesamtprogramm wurde nur von den führenden nichtkommunistischen Mitgliedern der Landesgruppe veröffentlicht. Obwohl ein gemeinsames Gesamtprogramm der Landesgruppe nicht zustandekam, waren wesentliche Passagen dieses Dokuments aber bereits in den diversen vorhergehenden Teilprogrammen erarbeitet, über die Konsens bestand.

maßgeblich von den überlebenden Kadern der Widerstandsbewegung in den Betrieben getragen sein. Um eine Koordinierung sicherzustellen, gelte es allerdings auch, so rasch als möglich eine provisorische zentrale Leitung aufzurichten, die demokratisch legitimiert sein müsse, sich also auf die betrieblichen und örtlichen Gruppen zu stützen und in enger Verbindung mit ihnen zu stehen habe.[247] Die organisatorische Grundlage sollten nach Möglichkeit nicht Berufs-, sondern Industrieverbände sein. Ferner wollte man dazu beitragen, »die Kampfeinheit der deutschen Arbeiterklasse«[248] durch die Zusamenarbeit der Arbeiterparteien untereinander und mit den Gewerkschaften zu verwirklichen.

Auch in ihren Forderungen nach einer gesellschaftlichen Neuordnung war sich die Landesgruppe in Großbritannien mit der in Schweden einig. Vor allem hielt man die Enteignung des Großgrundbesitzes, die Sozialisierung der Schlüsselindustrien, der öffentlichen Dienste, der Banken und des Finanzwesens sowie eine demokratische staatliche Planung und Leitung der Wirtschaft bei weitgehender gewerkschaftlicher Mitbestimmung für unabdingbar.[249] Durch die restlose Ausschaltung aller faschistischen Elemente im Zuge einer gründlichen Entnazifizierung sollten das öffentliche Leben tiefgreifend demokratisiert und die Grundlagen für den staatlichen Neuaufbau geschaffen werden. Ebenso wie im wirtschaftlichen Bereich würde dabei die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterklasse auch »im neuen demokratischen Staat eine führende Rolle zu spielen haben« und diese »im Bündnis mit den freiheitlichen demokratischen Kräften der Mittelschichten und unter den Bauern«[250] ausüben. Das Ziel dieser einschneidenden gesellschaftlichen Veränderungen war die Errichtung einer »wirkli-

247 Vgl. Die neue deutsche Gewerkschaftsbewegung, S. 5 f. Enderle, S. 183 ff, 190 f. Hans Gottfurcht, Gewerkschaftsbewegung in Deutschland. Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft, masch. London 1944, S. 31 f.

248 Zitiert nach: Röder, S. 294.

249 Vgl. Die neue deutsche Gewerkschaftsbewegung, S. 19 ff. Klein, S. 107. Müssener, S. 127. Röder, S. 241, 295.

250 Zitiert nach: Röder, S. 295.

chen Demokratie«, in welcher »(d)ie faschistische Diktatur und der deutsche Imperialismus (. . .) gestürzt und für alle Zeiten ausgerottet«[251], anders als 1918 also das Monopolkapital und die mit ihm liierten Kräfte endgültig politisch und ökonomisch entmachtet sein würden. Daneben wurde ausdrücklich auch die Pflicht des deutschen Volkes zur Wiedergutmachung der vom deutschen Faschismus begangenen Verbrechen anerkannt.[252]

Diese Forderungen deckten sich prinzipiell mit den politischen Zielsetzungen des antifaschistischen Arbeiterwiderstandes in Deutschland selbst. Wenngleich sich ihre Realisierung nach 1945 in den westlichen Besatzungszonen im wesentlichen auf die Herstellung der Gewerkschaftseinheit reduzierte und ehemalige Mitglieder der gewerkschaftlichen Auslandsorganisationen wie beispielsweise Erwin Schoettle und Willi Eichler, die dann in führende Stellungen in der SPD aufrückten, nach ihrer Rückkehr von diesem antifaschistisch-demokratischen Konsens der gewerkschaftlichen Kräfte bald wieder abrückten, so haben diese Vorstellungen doch die programmatische Entwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung nach der Befreiung vom Faschismus nachhaltig beeinflußt.

251 Zitiert nach: ebd., S. 294.

252 Vgl. Die neue deutsche Gewerkschaftsbewegung, S. 21. Müssener, S. 1247. Röder, S. 295.

Anne Weiß-Hartmann, Wolfgang Hecker

Neuordnung oder Restauration – die Gewerkschaftsbewegung in der Nachkriegszeit (1945–1949)

1. Der Wiederaufbau der Gewerkschaften und die Auseinandersetzungen um den Neuaufbau eines demokratischen Deutschlands (1945–1948)

Die politische und wirtschaftliche Lage

Mit der Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8. Mai 1945 war der Sieg der Truppen der Sowjetunion, der USA, Großbritanniens und Frankreichs über den Hitlerfaschismus besiegelt worden. Das Gebiet des ehemaligen Deutschen Reiches war von den alliierten Streitkräften besetzt. Die gesamte politische und militärische Gewalt lag in ihren Händen. Den deutschen antifaschistischen Kräften war es nicht gelungen, das Land aus eigener Kraft zu befreien; große Teile der Bevölkerung empfanden die Befreiung von der faschistischen Herrschaft als Niederlage.

Starke Zerstörungen, die katastrophale Wohnungs- und Ernährungslage sowie der Zusammenbruch jeglicher Verwaltung kennzeichneten die unmittelbare Nachkriegssituation. Bis Kriegsende waren ca. 4,2 Millionen Deutsche gefallen oder Opfer des Luftkrieges geworden; 200 000 deutsche Staatsbürger waren aus rassischen oder politischen Gründen dem nationalsozialistischen Terror zum Opfer gefallen. Zwölf Millionen

ehemalige Soldaten befanden sich in Kriegsgefangenschaft.[1] Bis Ende des Jahres 1945 strömten ca. zehn Millionen Menschen aus den Gebieten und Staaten östlich der Oder-Neiße-Grenze in das Gebiet der vier Besatzungszonen. Etwa zehn Millionen Bewohner zerstörter Wohngebiete waren auf das Land geflohen oder dorthin evakuiert worden. Sechs Millionen zwangsweise nach Deutschland gebrachte Arbeiter wollten trotz des vollkommen zusammengebrochenen Verkehrswesens in ihre Heimat zurückkehren; acht Millionen Angehörige der alliierten Truppen befanden sich im Lande. Ein Viertel des gesamten Wohnbestandes war zerstört oder schwer beschädigt; die industrielle Produktion war zusammengebrochen.[2]

Die Politik der in der Anti-HitlerKoalition zusammengeschlossenen Staaten hatte sich bis Kriegsende auf die Abstimmung ihrer militärischen Aktionen und die Formulierung gemeinsamer Kriegsziele beschränkt. Auf verschiedenen gemeinsamen Konferenzen wurde als Kriegsziel zunächst die bedingungslose Kapitulation Hitlerdeutschlands festgelegt (Casablanca 1943). In Teheran (1943) und Jalta (1945) einigte sich die Anti-Hitler-Koalition darauf, daß die Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie von Deutschland abzutrennen seien und daß das Restgebiet in vier Zonen aufzuteilen, die Wehrmacht zu demobilisieren sei. Frankreich sollte in die Verwaltung Deutschlands miteinbezogen werden.[3]

Bis zur Potsdamer Konferenz im Juli/August 1945 bildeten die Besatzungsmächte in ihren Zonen Militärregierungen. Im Potsdamer Abkommen[4] wurden die gemeinsamen Grundpositionen aller Besatzungsmächte präzisiert. Neben der Errich-

1 Vgl. Zehn Jahre Arbeit. Zehn Jahre Aufstieg. Zehn Jahre neue deutsche Gewerkschaftsbewegung 1945–1955, Köln 1956, S, 32; Michael Balfour, Vier-Mächte-Kontrolle in Deutschland, Düsseldorf 1959, S. 18 f; Ute Schmidt, Tilmann Fichter, Arbeiterklasse und Parteiensystem, in: Die Linke im Rechtsstaat, Bd. 1, Berlin 1976, S. 17–71, hier S. 25 f.

2 Vgl. Balfour, S. 24; Deutschland Jahrbuch 1949, hrsg. v. Klaus Mehnert u. Heinrich Schulte, Essen, 1949. Die Zerstörungen der Produktionsanlagen hatten bei weitem nicht das Ausmaß wie der zerstörte Wohnraum. Vgl. Die Linke im Rechtsstaat, Bd. 1, S. 112.

3 Vgl. Zur Deutschlandpolitik der Anti-Hitler-Koalition. (1943 bis 1949), Berlin 1966, S. 42 ff und 48 f.

4 Vgl. den Text des Potsdamer Abkommens in: Keesings Archiv der Gegenwart, 15. Jg. (1945), S. 345 ff.

tung eines Rates der Außenminister und der Bildung einer gemeinsamen zentralen Militärverwaltung (Alliierter Kontrollrat in Berlin) wären die Hauptpunkte dieser gemeinsamen Erklärung: völlige Abrüstung und Entmilitarisierung Deutschlands, Vernichtung der nationalsozialistischen Organisationen und Bestrafung der Kriegsverbrecher, Umgestaltung des politischen Lebens in Deutschland auf demokratischer Grundlage. Die Aufteilung in Besatzungszonen war als eine vorübergehende Maßnahme vorgesehen, die die wirtschaftliche und später zu regelnde politische Einheit Deutschlands nicht in Frage stellen sollte. Auf wirtschaftlichem Gebiet wurde neben der Höhe der von Deutschland zu leistenden Wiedergutmachung die Vernichtung der bestehenden übermäßigen Konzentration und Machtzusammenballung in der Wirtschaft festgelegt.

Obwohl es in den Verhandlungen der Alliierten zu Auseinandersetzungen – etwa in der Reparationsfrage – kam, war die Fixierung gemeinsamer Grundpositionen in der Kompromißform des Potsdamer Abkommens 1945 noch möglich.[5] Bei aller Unterschiedlichkeit der Umsetzung der in Potsdam festgelegten Maßnahmen, insbesondere was das Tempo der Demokratisierung, Entnazifizierung oder der Zerschlagung der Wirtschaftsmonopole anbelangte, überwogen bis Mitte 1946 die Gemeinsamkeiten in der alliierten Deutschlandpolitik. Das zeigte sich z. B. in den Gesetzen und Proklamationen des Alliierten Kontrollrats zur Entmilitarisierung, Beschlagnahme des Vermögens der IG Farbenindustrie, Bestrafung von Kriegsverbrechenrn und nicht zuletzt in einem für alle Zonen verbindlichen Betriebsrätegesetz.[6]

Die Veränderung der amerikanischen Politik in Richtung auf Konfrontation gegenüber der Sowjetunion und der verstärkte politische und wirtschaftliche Druck der USA auf Großbritannien wirkten sich jedoch unmittelbar auf die Besatzungspolitik aus.[7] Die im März 1947 verkündete »Truman-Doktrin« signali-

5 Vgl. Rolf Badstübner u. Siegfried Thomas, Restauration und Spaltung. Entstehung und Entwicklung der BRD 1945–1955, Köln 1975, S. 20.

6 Vgl. Zur Deutschlandpolitik, S. 126–144.

7 Vgl. Hans-Peter Schwarz, Vom Reich zur Republik, Berlin und Neuwied 1966.

sierte eindeutig den Beginn des »Kalten Krieges«, dessen ökonomische Absicherung für Europa das European Recovery-Program (Marshall-Plan) darstellte.[8]

Am 5. September 1946 vereinbarten die stellvertretenden Militärgouverneure Clay (USA) und Robertson (GB) den wirtschaftlichen Zusammenschluß der englischen und der amerikanischen Zone zur Bizone. In seiner historischen Rede vom 6. September 1946 in Stuttgart deutete der amerikanische Außenminister Byrnes zugleich eine separate Entwicklung der Westzonen an. Diese Politik zielte auf die Restauration kapitalistischer Verhältnisse in den Westzonen. Die neue amerikanische Direktive JCS 1779 vom Juli 1947 fixierte die Umorientierung der Besatzungspolitik in Form von verbindlichen Anweisungen. Offizielles Ziel der amerikanischen Besatzungspolitik war demnach die Bildung eines separaten föderalisierten deutschen Staats mit einer »freien«, d. h. kapitalistischen Wirtschaftsordnung.[9]

In den westlichen Besatzungszonen vollzog sich ab Mitte 1946 über die Länderneugliederung, die Zulassung von Parteien und Gewerkschaften auf Länderebene bis hin zu den Wahlen und Abstimmungen über Länderverfassungen die kontrollierte und eingeschränkte Übertragung politischer Macht auf deutsche Institutionen. Verfestigt wurde die Separatentwicklung zunächst der amerikanischen und britischen Zone durch die Schaffung eines bizonalen Wirtschaftsrates mit zunehmend parlamentarischen Funktionen.[10]

Die Ausrichtung der amerikanischen Besatzungspolitik richtete sich im wesentlichen gegen die Forderungen der Gewerk-

8 Vgl. Ernst-Ulrich Huster u. a., Determinanten der westdeutschen Restauration 1945–1949, 3. Aufl., Frankfurt/M. 1975, S. 341–343; David Horowitz, Kalter Krieg. Hintergründe der US-Außenpolitik von Jalta bis Vietnam, Bd. 1, Berlin 1967, S. 60 ff; Eberhard Schmidt, Die verhinderte Neuordnung 1945–1952, 2. Aufl., Frankfurt/M 1971.

9 Vgl. Badstübner/Thomas, S. 25 ff. Die Direktive verordnete, »dem deutschen Volk Möglichkeiten zu geben, die Grundsätze und Vorteile einer freien Wirtschaft kennenzulernen«. Die Neue Zeitung. Eine amerikanische Zeitung für die deutsche Bevölkerung, München, Berlin, 2. Jg. v. 18. 7. 1947.

10 Vgl. Theo Pirker, Die blinde Macht. Die Gewerkschaftsbewegung in Westdeutschland, Teil 1, München 1960, S. 79 ff.

schaften, die in ihren Neuordnungskonzeptionen z. B. die Sozialisierung der Grundstoffindustrien gefordert hatten. Die amerikanische Direktiven besagten jedoch, daß Sozialisierungsmaßnahmen bis zur Bildung einer zentralen deutschen Regierung zurückgestellt werden sollten. Für die Gewerkschaften stellte sich das Problem, inwieweit sie ihre eigene politische Kraft entwickeln konnten und mußten, um ihre Forderungen auch gegen eine Politik der westlichen Besatzungsmächte durchzusetzen.

Die wirtschaftliche Entwicklung und die Lage der Arbeiterklasse in den Westzonen bis Mitte des Jahres 1948

Die möglichst rasche Wiederingangsetzung der Produktion war eine zentrale Aufgabe der Nachkriegszeit und wurde, auch von den Gewerkschaften, als eine notwendige Voraussetzung für den Aufbau eines neuen, demokratischen Staatswesens angesehen. Die Arbeiterschaft und ihre aufgrund des Verbots politischer und gewerkschaftlicher Organisationen nur provisorischen Ausschüsse und Vertretungen entfalteten in den ersten Monaten vielfältige Initiativen, um diese Aufgabe in Angriff zu nehmen. Häufig in Abwesenheit der Betriebsinhaber und Leitungen, die sich – kompromittiert durch Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten – verborgen hielten, organisierten sie die Aufräumarbeiten, setzten die Produktionsanlagen instand und begannen mit der Produktion.[11]

Einem schnellen Wiederanstieg der Produktion im gesamten Wirtschaftsgebiet der Westzonen standen aber außer den Zerstörungen und der Desorganisation des wirtschaftlichen und staatlichen Lebens weitere wichtige Hemmnisse entgegen. Die Aufteilung des früher einheitlichen deutschen Wirtschaftsgebiets in voneinander isolierte Zonen, zwischen denen die Han-

11 Vgl. Schmidt, S. 28 f.; Erich Potthoff, Der Kampf um die Montanmitbestimmung, Köln 1957, S. 24 f.; Gerhard Mannschatz, Josef Seider, Zum Kampf der KPD im Ruhrgebiet für die Einigung der Arbeiterklasse und die Entmachtung der Monopolherren (1945–1947), Berlin 1962, S. 27.

delsmöglichkeiten infolge komplizierter Genehmigungsverfahren und alliierter Beschränkung weitgehend unterbunden waren, trennte die Betriebe von ihren Rohstoff- und Zulieferfirmen und riß zusammenhängende Betriebe auseinander. Die Besatzungspolitik der Alliierten griff über diese Handelsbeschränkungen hinaus auch durch Genehmigungsverfahren, Demontagen und Zwangsexporte – vor allem dringend benötigter Rohstoffe wie Kohle, Elektrizität und Holz – hemmend in die wirtschaftliche Entwicklung ein. Die Zusammensetzung der Arbeiterschaft hatte sich durch Kriegsverluste, Kriegsgefangene und Flüchtlinge verändert und war durch Überalterung und einen wachsenden Frauenanteil bestimmt. Die niedrigen Lebensmittelrationen trugen außerdem dazu bei, die Leistungsfähigkeit der Arbeiterschaft weiter zu vermindern.[12]

Diese hemmenden Faktoren änderten sich insbesondere in der britischen und amerikanischen Zone im Laufe der Jahre 1946 und 1947. Anfang 1947 war der größte Teil der Kriegsschäden behoben, fast alle Betriebe arbeiteten wieder und die Beschäftigtenzahlen hatten bald den Vorkriegsstand erreicht. Die veränderte Politik der Westalliierten, die inzwischen die ökonomische Stärkung der Westzonen und ihre Einbeziehung in ein gegen die UdSSR gerichtetes Bündnis förderten, wirkte sich u. a. im Zusammenschluß zur Bizone und damit verbesserten Handelsmöglichkeiten, dem revidierten Industrieplan für die Bizone 1947 und der Ankündigung umfangreicher wirtschaftlicher Unterstützung im Rahmen des Marshall-Plans aus, und begünstigte so die wirtschaftliche Entwicklung.[13]

Dennoch blieben bis 1948 andere, das Wirtschaftswachstum entscheidend beeinträchtigende Faktoren weiterhin wirksam,

12 Vgl. Deutschlandjahrbuch 1949, S. 176 f.; Military Government of Germany, Manpower, Trade Unions and Working Conditions. Monthly Report of the Military Governor, US-Zone No 9 v. 20. 4. 1946, S. 1 und 3.

13 Vgl. Deutschlandjahrbuch 1949, S. 176 (hiernach erreichten die Beschäftigtenzahlen 1947 schon 78% des Vorkriegsstandes) und 180. Wirtschaftsprobleme der Besatzungszonen. Hrsg. Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Berlin 1948, S. 38; Der Wirtschaftsspiegel, Sonderheft 2, Wiesbaden 1947, S. 8 und 12.

so daß sich die veränderte Besatzungspolitik kaum in einem Aufschwung der Produktion niederschlug.

Die Kriegsfinanzierung und die Zerstörungen hatten das Geldvolumen im Verhältnis zu den vorhandenen realen Werten ungeheuer aufgebläht: einem Geldumlauf von etwa 73 Milliarden RM standen nur zwei bis zweieinhalb Milliarden an Warenwerten gegenüber.[14] Das Geld war faktisch wertlos geworden und konnte den Austauschprozeß der Waren nicht mehr regulieren. Trotzdem wurde bis Mitte 1948 keine Verminderung des Geldvolumens vorgenommen. Die Aufrechterhaltung des Lohn- und Preisstopps und ein System staatlich organisierter Erfassung und Verteilung der wichtigsten Güter (Bewirtschaftung) waren die Maßnahmen, mit denen die Besatzungsmächte den Wert- und Funktionsverlust des Geldes mit seinen Auswirkungen mildern wollten. Steigende Preise und eine immer stärkere Ausdehnung von Schwarzmarktgeschäftes, bei denen Waren häufig nicht mehr gegen Geld, sondern unmittelbar gegen andere Waren getauscht wurden (Kompensationsgeschäfte), offenbarten die Wirkungslosigkeit dieser alliierten Wirtschaftspolitik.

Beeinträchtigt wurde die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung auch durch das weitgehende Desinteresse der Kapitaleigentümer an Produktionssteigerungen angesichts der Kostensteigerungen, der Geldentwertung und kaum zu erwartender Gewinne. Hinzu kam ihre in den ersten Nachkriegsjahren sehr unsichere ökonomische und politische Perspektive, da sie in weiten Kreisen der Bevölkerung für die Machtergreifung des Faschismus mitverantwortlich gemacht wurden.[15] Sie versuchten, ihre wirtschaftlichen Machtpositionen politisch abzusichern, verwandelten die aufgehäuften Kriegsgewinne in reale

14 Die deutsche Wirtschaft zwei Jahre nach dem Zusammenbruch. Tatsachen und Probleme. Hrsg. Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Berlin 1947, S. 206.

15 Vgl. hierzu z. B. den Leitartikel der New York Herald Tribune v. 2. 12. 1946, der anläßlich der Abstimmung über die Hessische Verfassung feststellte: »Der Nazismus, Krieg und Niederlage haben die besitzenden Klassen in Deutschland (. . .) derart heruntergebracht, daß nur wenige übrig geblieben sind, die ander Aufrechterhaltung eines freien Unternehmertums in großem Maßstabe interessiert sind oder ihr irgendwelchen Wert beimessen.« Staatsarchiv Wiesbaden, Nachlaß Geiler, Abtl. 1126, Nr. 22.

Sachwerte und nutzten das außerordentlich günstige Austauschverhältnis von Kapital und Arbeit zur weiteren Vergrößerung der Anlagen und der gehorteten Werte. Der bestimmende Einfluß dieser Unternehmerpolitik auf die Wirtschaftsentwicklung wurde schon in zeitgenössischen Untersuchungen dargestellt: »(. . .) an die Stelle des Geldsparens (ist) in beträchtlichem Umfang ein willkürliches Sachsparen getreten. (. . .) Oft wird sogar die Produktion systematisch gedrosselt, um die Rohstoffbestände nicht zu rasch zu erschöpfen oder den Produktionsapparat zu schonen, da man in ihm sein ›wertbeständigstes‹ Kapital erblickt. Die Wirtschaft stemmt sich also, wo sie kann, gegen den Einsatz von Reserven (. . .) ja zum Teil läßt sie sogar einen Teil der laufenden Produktion in Hamsterläger versickern und verhindert damit, daß diese Güter zur Grundlage einer weiteren Produktionsausdehnung werden.«[16]

Index der industriellen Produktion[17]

1936=100	amerikan. Zone	britische Zone	sowjetische Zone	franz.* Zone
1946				
1. Vierteljahr	28	27,1	39	24
2. Vierteljahr	34	31,0	40	27
3. Vierteljahr	42	43,5	47	28
4. Vierteljahr	47	35,1	50	28
1947				
1. Vierteljahr	31	26,4	41	31
2. Vierteljahr	49	34,1	48	34
3. Vierteljahr	51	37,3	—	40
4. Vierteljahr	49	40,1	—	—

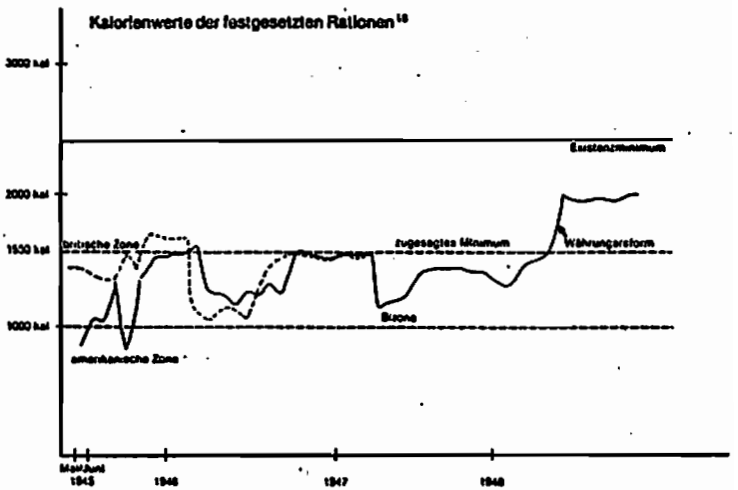
* ohne Saargebiet

16 Die deutsche Wirtschaft zwei Jahre nach dem Zusammenbruch, S. 231; F. Deppe u. a., Kritik der Mitbestimmung. Partnerschaft oder Klassenkampf? Frankfurt 1969, S. 61; Der Wirtschaftsspiegel, Sonderheft 2, 1947, S. 12; Manpower, Trade Unions and Working Conditions. Monthly Report, No 20, 8. 5. 1945–28. 2. 1947, S. 3.

17 Deutschlandjahrbuch 1949, S. 173 f.

Das Verhalten der Kapitaleigner lief so auf die Behinderung des Versuchs hinaus, Not und Elend der Masse der Bevölkerung so schnell wie möglich zu beseitigen. Rohstoff-, Material- und Fertigteilmangel für die Produktion und Mangel an den notwendigsten Gütern für den auf Zuteilungen angewiesenen Verbraucher bestimmten bis zur Währungsreform im Juni 1948 die wirtschaftliche Situation. Der Index der industriellen Produktion blieb – trotz zeitweiligen Anstiegs – auf einem insgesamt niedrigen Niveau.[17]

Während die Unternehmer ihre wirtschaftlichen Machtpositionen ausbauen und spätestens seit Ankündigung des Marshallplans auch politische Veränderungen zu ihren Gunsten abwarten konnten, trug die Arbeiterschaft die Hauptlast des verlorenen Krieges. Da die Lohnabhängigen in der Mehrzahl nicht wie die Unternehmer, Händler und Bauern über Sachwerte verfügten, waren sie aus dem System der Versorgung



18 Im Schatten des Hungers. Dokumentarisches zur Ernährungswirtschaft in den Jahren 1945–1949. Hrsg. von H. Schlange-Schöningen, Hamburg, Berlin 1955, Anhang S. 302 ff. Nach Gewerkschaftsdarstellungen lag das Existenzminimum bei täglich 2400 Kal., vgl. Die Gewerkschaftsbewegung in der britischen Besatzungszone. Geschäftsbericht des DGB (britische Besatzungszone) 1945–1949, Köln 1949, S. 172.

über direkten Produktaustausch ausgeschlossen und allein auf die zugeteilten Nahrungsmittelrationen sowie den wertlosen Geldlohn angewiesen. Die offiziell zugeteilten Rationen lagen dabei mit Schwankungen bis zur Währungsreform immer weit unter dem Existenzminimum.

Kriegsbedingte Verluste landwirtschaftlicher Nutzflächen, Zerstörungen an Gebäuden und Maschinen, die unzureichende Produktion von Düngemitteln, Maschinen u. a. m., ungünstige Witterungsbedingungen und beschränkte Importmöglichkeiten durch Handelsrestriktionen führten auch zum Rückgang der landwirtschaftlichen Produktion. Unmut und Bitterkeit erzeugte aber vor allem, daß die wenigen Lebensmittel keineswegs gerecht verteilt wurden. Auch in der Landwirtschaft funktionierte das Bewirtschaftungssystem offensichtlich nicht; diejenigen, die sich an Tauschgeschäften beteiligten, lebten gut und ohne Einschränkungen, während der Lebensstandard der Arbeiterschaft über die Rationen drastisch reduziert wurde.[19]

Die Aufrechterhaltung des Lohnstopps bis zum Herbst 1948 bewirkte bei stark gesunkener durchschnittlicher Arbeitszeit – 38 bis 40 Wochenstunden bei einer festgelegten Normalarbeitszeit von 48 Wochenstunden – und erhöhten Steuersätzen eine erhebliche Senkung der Einkommen. Die wöchentlichen Bruttoeinkommen erreichten im Durchschnitt erst im Juni 1948 den Vorkriegsstand. Da die Lebensmittelkosten – aufgrund auch offiziell genehmigter Preiserhöhungen – gegenüber 1938 auf den Indexstand 151 gestiegen waren, war die Lebenshaltung noch stärker unter den Vorkriegsstand gedrückt.[20] Die zugeteilten kärglichen Rationen konnten daher nicht einmal vollständig gekauft werden. Überprüfungen der Ausgaben von Haushaltungen im Rhein-Ruhrgebiet ergaben, daß etwa 40 Prozent der

19 Vgl. ebd., S. 171 f, 174, FR v. 13. 9. 1947 FR v. 10. 1. 1948, FR v. 28. 1. 1949.

20 Vgl. die Tabellen in Wirtschaft und Statistik, NF, Jg. 1 1949/50, S. 20 ff, S. 60 ff, S. 66 ff; ebenfalls in: Probleme der westdeutschen Wirtschaft. Tätigkeitsbericht des wirtschaftswissenschaftlichen Instituts der Gewerkschaften, Köln, für die Geschäftsjahre 1946–1949, Köln o. J., S. 23.

Ausgaben durch Rückgriff auf Rücklagen gedeckt werden mußten.[21]

Die ungenügende Nahrungsmittelversorgung sowie die niedrigen Lohneinkommen wirkten sich auf Organisation und Kampfkraft der Arbeiterschaft aus. Sie waren Ausgangspunkt für die Versuche, über individuelle Anstrengungen, z. B. durch Hamsterfahrten, Tauschgeschäfte, Gemüseanbau, Suche nach besonders günstigen Arbeitsplätzen mit teilweiser Sachwertentlohnung, Essensausgabe o. ä. die Existenz zu sichern. Gleichzeitig bewirkten sie damit die Aufsplitterung der Arbeiterschaft in verschiedene Gruppen, die sich zum Teil gegeneinander im Verteilungskampf um Zulagen, Sonderzuteilungen und betriebliche Vergünstigungen befanden. Der Abspaltung einzelner Betriebsbelegschaften und ihrer Korrumpierung durch Beteiligung an den Erträgen der Kompensationsgeschäfte bot sich hier ein weites Feld. Damit wurde der notwendige gemeinsame gewerkschaftliche Kampf zur Absicherung der Existenzgrundlage der Arbeiteschaft erheblich erschwert.[22]

Auf der anderen Seite gewann der unmittelbare Interessenkampf unter den Bedingungen der Nachkriegszeit bis zur Währungsreform einen veränderten Charakter. Die Forderungen zur Verbesserung der Ernährungslage konnten sich nicht an die Unternehmer oder deren Organisationen richten. Von den Gewerkschaften geforderte Maßnahmen wie die schärfere Erfassung der Güter, strenge Strafen, konsequente Wirtschaftsplanung, Beteiligung der Arbeiterorganisationen und Vertretungen an der Erfassung und Verteilung der Lebensmittel sowie Säuberung der Verwaltung von früheren Nationalsozialisten – setzten politische Entscheidungen voraus, die im wesentlichen von der Besatzungsmacht und den zuständigen Verwaltungen gefällt werden mußten. Auch die Forderungen zur Lohn- und Preispolitik wurden an die politischen Organe gerichtet: z. B.

21 Die deutsche Wirtschaft zwei Jahre nach dem Zusammenbruch, S. 183.

22 Vgl. A. Weiß-Hartmann. Der Freie Gewerkschaftsbund Hessen 1945–1949, Marburg 1977; F. Deppe, Gewerkschaftspolitik und Arbeiterbewußtsein in der Periode der Neugründung der westdeutschen Gewerkschaften nach 1945, in: ders., Das Bewußtsein der Arbeiter. Studien zur politischen Soziologie des Arbeiterbewußtseins, Köln 1971, S. 279 f.

die nach Rückführung der Preise auf das Niveau vom Mai 1945, Einflußmöglichkeiten der Gewerkschaften auf Preisfestsetzungen und -kontrollen, eine Währungsreform mit gerechtem Lastenausgleich und die Förderung von Lohngruppen, die unter dem Faschismus benachteiligt worden waren. Wichtige Entscheidungen in den Klassenauseinandersetzungen mußten daher in erster Linie nicht auf betrieblicher Ebene erzwungen werden, sondern im Bereich der staatlichen Organisation und Wirtschaftspolitik.[23]

Der Wiederaufbau der Gewerkschaften in den Westzonen

Lange Jahre hatten Mitglieder und Funktionäre der Gewerkschaftsbewegung darauf gewartet, wieder frei Gewerkschaften bilden zu können. Unmittelbar nach Beendigung der Kampfhandlungen bemühten sie sich, möglichst rasch und umfassend Gewerkschaften wieder aufzubauen. Von der amerikanischen Besatzungsmacht wurde die erste Wiedergründung eines freien deutschen Gewerkschaftsbundes schom im März 1945, also noch vor Kriegsende, im bereits besetzten Gebiet in Aachen als beispielhaft für ihre Gewerkschaftspolitik in der Presse hervorgehoben. Dies bestärkte die Hoffnungen vieler Gewerkschafter, mit Unterstützung der Besatzungsmächte schnell den organisatorischen Aufbau abzuschließen und maßgebenden Einfluß auf die Umgestaltung Deutschlands zu gewinnen.[24] Diese Hoffnungen mußten jedoch bald aufgegeben werden. In allen drei Zonen gestatteten die Westalliierten zunächst noch keine Gewerkschaftsgründungen. Die Haltung der jeweiligen Besatzungsmacht gegenüber den Gewerkschaften war dabei von Ort zu Ort je nach dem Verhalten der verantwortlichen Offiziere

23 Die aus diesem Grund nur begrenzten Entfaltungsmöglichkeiten betrieblicher Auseinandersetzungen um unmittelbare ökonomische Interessen werden in den Darstellungen von Schmidt, S. 51, 99 ff. und Pirker, S. 112, 116, zu wenig berücksichtigt.

24 Vgl. Die Gewerkschaftsbewegung in der britischen Besatzungszone (GBZ), S. 22, J. Kolb, Metallgewerkschaften in der Nachkriegszeit. Der Organisationsaufbau der Metallgewerkschaften in den drei westlichen Besatzungszonen Deutschlands, Frankurt 1970, S. 14.

sehr unterschiedlich und reichte von der stillschweigenden Duldung und Förderung gewerkschaftlicher Aktivitäten bis zu strikten Verboten und der Auflösung von Versammlungen durch die Militärpolizei.

Die Neugründung von Gewerkschaften wurden offiziell erst Anfang August 1945, nach den Vereinbarungen von Potsdam, gestattet. Im einzelnen wurde dabei aber immer noch die Zulassung an ein kompliziertes Genehmigungsverfahren gebunden und die Organisation strikt auf die Ebene der einzelnen Orte beschränkt. Unter den Bedingungen von Einreiseverboten und Reisebeschränkungen in Deutschland, fehlenden Post- und Telefonverbindungen sowie Zeitungen arbeiteten die örtlichen Gruppen, vorläufigen Ausschüsse, Vorbereitungskomitees o. ä. weitgehend isoliert von den Diskussionen und Planungen in den Gewerkschaftsgruppen in der Emigration sowie der anderen Orte im Lande. Da in den ersten Monaten nach der Besetzung die Arbeit dieser Gruppen von der Besatzungsmacht nicht genehmigt wurde, waren ihre Mitglieder meist nicht gewählt, sondern die Zusammensetzung ergab sich aus der Abstimmung der politischen Richtungen und der Repräsentanz der wichtigsten Betriebe. Betriebliche Vertretungen, die ebenfalls schon in den ersten Monaten entstanden, arbeiteten mit den vorbereitenden Ausschüssen meist eng beim Aufbau der Gewerkschaft zusammen.[25]

Die erzwungene Isolation des Gewerkschaftsaufbaus in einzelnen Orten führte zu unterschiedlichen Formen der Gewerkschaftsorganisation. Überall lassen sich aber zwei zentrale Grundprinzipien feststellen, die als Konsequenz aus den Erfahrungen der Vergangenheit gezogen wurden:

Die neugegründeten Gewerkschaften verstanden sich in ihrer programmatischen Ausrichtung als antifaschistische Kraft. Aus den Erfahrungen der faschistischen Herrschaft wurden die kon-

25 Vgl. Weiß-Hartmann, S. 79 f.; Schmidt, s. 26 ff., 48 ff. Die generelle Charakterisierung des örtlichen Gewerkschaftsaufbaus durch den Gegensatz betrieblicher Gruppen und Gruppen früherer Funktionäre, wie es z. B. Huster u. a., S. 194, und Schmidt, Fichter, S. 13 f, darstellen, mag in einzelnen Orten vorhanden gewesen sein, charakterisiert die Gesamtentwicklung aber nicht.

sequente Entnazifizierung, die Zerstörung der Grundlagen faschistischer Herrschaft, d. h. vor allem ihrer wirtschaftlichen Grundlagen, durch Überführung wichtiger Industrien in Gemeineigentum, Mitbestimmung der Arbeiterschaft und ihrer Organisationen in Betrieb und Gesellschaft sowie eine planmäßige Wirtschaftspolitik, die sich an den Bedürfnissen der Bevölkerung orientierte, gefordert.

Weiterhin war man sich überall einig, daß eine wesentliche Ursache für die Niederlage der Arbeiterbewegung 1933 ihre organisatorische Zersplitterung gewesen war, daß gegenüber den Richtungs- und Berufgewerkschaften der Weimarer Republik nun eine einheitliche Gewerkschaftsbewegung geschaffen werden müsse. Kontrovers waren jedoch die Vorstellungen über die Organisationsform. Dabei standen sich die Konzeptionen der zentralen und der föderativen Einheitsgewerkschaft gegenüber. In der Organisationsform der zentralen Einheitsgewerkschaft sollten die Industriegewerkschaften lediglich Abteilungen der Einheitsorganisation ohne finanzielle Autonomie sein. Die Mitglieder sollten direkt in die Einheitsgewerkschaft aufgenommen werden. Dagegen beinhaltete das Prinzip der föderativen Einheitsgewerkschaft den Gedanken des Zusammenschlusses autonomer Industriegewerkschaftsverbände in einem Dachverband. In den meisten Orten entschied man sich anfangs für den Aufbau zentraler Einheitsgewerkschaften, die den Gedanken des einheitlichen politischen Handelns noch stärker zum Ausdruck brachten. Außer den effektiveren Organisations- und Arbeitsmöglichkeiten einer zentralen Gewerkschaft, besonders auf örtlicher Ebende, wurde die Aufgabe, mit der Kraft der gesamten Gewerkschaftsbewegung die Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft durchzusetzen, als Begründung angeführt.[26]

Im einzelnen verlief die Entwicklung in den Besatzungszonen wie folgt: In der britischen Zone waren die örtlichen Kommandanten bis zum August 1945 auch für Gewerkschaftsangele-

26 Vgl. Kolb, S. 16 ff, 53, 75, 95, 123 ff.; Schmidt, s. 39 f.; Pirker, S. 38 ff.; Weiß-Hartmann. S. 102 f., 113 ff.

genheiten zuständig. Sie verhielten sich in der Zulassungsfrage unterschiedlich. Nur in wenigen Orten wurden Versammlungen und auch Gewerkschaftsgründungen gestattet, wie z. B. am 11. 5. 1945 die Gründung der Sozialistischen Freien Gewerkschaft in Hamburg. Meist waren die Möglichkeiten, auch nur Versammlungen einzuberufen, sehr eingeschränkt.[27]

Erst nach der Erklärung des britischen Oberbefehlshabers Montgomery vom 6. 8. 1945 wurde die Bildung örtlicher Gewerkschaften offiziell gestattet. Jetzt wurden auch detaillierte Auflagen für die Gründung bekannt gegeben. Sie sahen eine Entwicklung in drei Phasen vor: 1. die vorbereitende Periode, in der die erforderlichen Fragebogen eingereicht, ein Programm und eine vorläufige Satzung erarbeitet und erste Versammlungen abgehalten werden konnten; 2. die Periode einer vorläufigen Entwicklung, mit den Möglichkeiten, Räume zu mieten, Mitglieder zu werben, Angestellte einzustellen und einen Vorstand zu bestellen; 3. schließlich die Periode des Wachstums, wenn die Satzung angenommen und Funktionäre und Körperschaften gewählt worden waren. Der Übergang wurde jeweils durch die Militärregierung festgestellt.[28]

In Nordrhein, das als das wichtigste Industriegebiet der Westzonen auch für die Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung von besonderer Bedeutung war, koordinierte ein »Siebener-Ausschuß« unter Führung von Hans Böckler den regionalen Gewerkschaftsaufbau.[29] Er sprach sich für den Aufbau von zentralen Einheitsgewerkschaften aus. Obwohl die die Militärregierung anfänglich betont hatte, daß die Gewerkschaften »über die Form ihrer Organisation frei entscheiden dürfen«, erzwang sie die Abkehr von diesem Konzept. So wurde den zentralen Einheitsgewerkschaften der Übergang in die zweite Phase verwehrt, d. h. es blieb ihnen untersagt, Mitglieder zu werben und Beiträge zu kassieren.

Noch im September 1945 lehnte eine Konferenz von Gewerkschaftsvertretern aus 15 Städten das von der Militärregierung

27 Vgl. GBZ, s. 22 ff.; Kolb, S. 11 ff.
28 Vl. GBZ, S. 13 ff.
29 Vgl. Kolb, S. 14 f, S. 18.

propagierte Modell eines föderativen Aufbaus ab; es gelang aber nicht, die Militärregierung umzustimmen. Unter diesen Bedingungen wurde im Dezember schließlich der Beschluß gefaßt, zunächst Industriegewerkschaften aufzubauen, um in der Entwicklung der Organisation überhaupt weiterzukommen. In Westfalen, wo die Entwicklung nicht so einheitlich verlief, übernahmen auf Anregung der Militärregierung die örtlichen Gruppen das nunmehr in Nordrhein durchgesetzte Industriegewerkschaftskonzept.

In Hamburg war es schon im Mai 1945 gelungen, die »Sozialistische Freie Gewerkschaft« als zentrale Einheitsgewerkschaft zu gründen. Durch das Zusammenspiel zwischen einer Minderheit sozialpartnerschaftlich orientierter Gewerkschafter und der Militärregierung wurde sie allerdings schon im Juni 1945 wieder aufgelöst. Erst im Oktober wurden schließlich 13 Einzelgewerkschaften zugelassen. Auch in vielen Orten Schleswig-Holsteins wurde die Gründung zentraler Einheitsgewerkschaften angestrebt, aber von der Militärregierung nicht gestattet. Allein in Niedersachsen gelang es, mit der Allgemeinen Gewerkschaft die zentrale Organisationsform durchzusetzen, die in den meisten Orten Ende 1945 genehmigt wurde (z. B. am 18. 10. 1945 in Hannover). Im Februar 1946 schloß die erste Landeskonferenz diese organisatorische Entwicklung in Niedersachsen ab.[30]

Die Beschränkung auf die örtliche Ebene war von Anfang an von den Gewerkschaften nicht gewollt. Sobald sich die Gelegenheit bot, nahmen die örtlichen Gewerkschaften Kontakt auf und versuchten, so schnell wie möglich die Organisationen überregional zusammenzuschließen. Eine erste Konferenz auf Zonenebene fand mit Genehmigung der Militärregierung vom 12.–14. 3. 1946 in Hannover statt. Hier wurde vereinbart, zur Vorbereitung des engeren Zusammenschlusses einen vorläufigen Vorstand, einen Zonenausschuß und ein Sekretariat einzusetzen. Die zunächst nur als Übergangsmaßnahme vorläufig

30 Vgl. ebd., S. 27 ff.; GBZ, S. 42 f.; F. Hartmann. Geschichte der Gewerkschaftsbewegung nach 1945 in Niedersachsen, Göttingen 1972.

gegründeten Industriegewerkschaften hatten sich inzwischen soweit konsolidiert, daß ihre Auflösung nicht mehr in Frage kam. Die zweite Zonenkonferenz im August 1946 empfahl deshalb, entsprechend der Orientierung des Zonenausschusses und gegen die Stimmen der niedersächsischen Vertreter, den Aufbau von zwölf zonalen Industrieverbänden. Der DGB für die britische Zone wurde danach vom 23.–25. 4. 1947 in Bielefeld als Zusammenschluß selbständiger Industriegewerkschaften gegründet.[31]

In der amerikanischen Zone wurde von der Militärregierung eine ähnliche Politik betrieben wie in der britischen Zone. Während die örtlichen Kommandanten in der ersten Zeit der Besatzung noch unterschiedlich mit provisorischen Gewerkschaftsausschüssen kooperierten, wurden Gewerkschaftsgründungen offiziell erst nach der Botschaft des Oberkommandierenden Eisenhower vom 1. 8. 1945 zugelassen. In detaillierten Einzelanweisungen wurden sie auf den örtlichen Raum beschränkt, die Möglichkeit konkurrierender Organisationen betont – Einheitsgewerkschaften waren offensichtlich nicht in Betracht gezogen worden – und Vorschriften zur Sicherung demokratischen Verfahrens und Aufbaus festgelegt. Eine Untergliederung in verschiedene Entwicklungsphasen wurde dagegen nicht vorgenommen.[32]

Als auch in der amerikanischen Zone in den meisten Orten das Bestreben zum Aufbau zentraler Einheitsgewerkschaften beherrschend wurde, konzentrierte sich die Gewerkschaftspolitik der Militärregierung rasch auf diese Frage. Die zentrale Einheitsgewerkschaft wurde als »kommunistischen Zielen entsprechend(e)« Organisationsform bezeichnet.[33] Sie wurde zwar nicht formell verboten, so daß in vielen Orten Einheitsgewerkschaften aufgebaut werden konnten. Durch massive Einfluß-

31 Vgl. GBZ, S. 44 ff.; S. 47 ff.

32 Vgl. Kolb, s. 54 f.; Weiß-Hartmann, S. 9 ff.

33 Vgl. L. D. Clay, Entscheidung in Deutschland, Frankfurt/M. 1950, S. 323; M. A. Kelly, The Reconstruction of the German Trade Union Movement. In: Political Science Quarterly. Bd. 64, 1949, s. 28, S. 35 ff.; Harold Zink, The United States in Germany 1944–1955, New York 1957, S. 282.

nahme wirkte die Militärregierung jedoch auf den weiteren Gewerkschaftsaufbau ein. Außerdem legte sie fest, daß überregionale Gewerkschaftsbünde nur aus dem Zusammenschluß autonomer Fachgewerkschaften hervorgehen dürften. Auf diese Weise gelang es der amerikanischen Militärregierung, in ihrer Zone auf Länderebene die Bildung selbständiger Industriegewerkschaften durchzusetzen. 1947 wurde diese Politik auch formell in den neuen Richtlinien der Militärregierung JCS 1077 festgelegt.[34]

Auf dieser Grundlage konnten sich schließlich Gewerkschaftsbünde der Länder konstituieren: am 24./25. 8. 1946 der Freie Gewerkschaftsbund Hessen, am 30. 8.–1. 9. 1946 der Gewerkschaftsbund Württemberg-Badens und am 27.–29. 3. 1947 der Bayerische Gewerkschaftsbund. Anders als in der britischen Zone verzichteten die einzelnen Gewerkschaftsbünde der Länder im amerikanischen Besatzungsgebiet auf einen zonalen Zusammenschluß, da dieser nur befristet geltenden Zonengrenzen zu starkes Gewicht eingeräumt hätte. Sie begnügten sich mit der Errichtung einer Zonenkonferenz, eines Zonenrates und eines Sekretariats.[35]

In der französischen Zone war auch die Gewerkschaftspolitik der Besatzungsmacht durch ihre extrem föderalistische Politik geprägt. Darüber hinaus orientierte sie sich an der Struktur der französischen Gewerkschaften, die durch die starke Autonomie der einzelnen Verbände und eine starke Zersplitterung in Berufsgewerkschaften bestimmt war. Die Militärregierung behinderte deshalb eine überregionale Vereinigung und die Zusammenarbeit der Gewerkschaften über die Zonengrenze hinaus besonders stark. Die etwas später als in den anderen Zonen erlassene grundlegende Verordnung zum Gewerkschaftsaufbau vom 10. 9. 1945 erlaubte vorerst ausschließlich örtliche Gewerkschaften. Zentrale Einheitsgewerkschaften, wie

34 Vgl. Kolb, s. 55, S. 75; Weiß-Hartmann, S. 13 ff, S. 193; Text der Direktive in NZ v. 18. 7. 1947.

35 Vgl. Kolb, S. 103; Weiß-Hartmann, s. 160 f.; Stimme der Arbeit, Organ des Freien Gewerkschaftsbundes Hessen v. 15. 2. 1947, S. 31.

sie zunächst in vielen Orten angestrebt wurden, durften nicht gebildet werden. Ebenfalls später als in den anderen Zonen konnten schließlich Anfang 1947 in den Ländern der französischen Zone Gewerkschaftsbünde als Zusammenschlüsse selbständiger Industriegewerkschaften gebildet werden: am 15./16. 2. 1947 der Gewerkschaftsbund Süd-Württemberg und Hohenzollern, am 1./2. 3. 1947 der badische Gewerkschaftsbund und am 2. 5. 1947 der Allgemeine Gewerkschaftsbund Rheinland-Pfalz.[35a]

Der organisatorische Aufbau der Gewerkschaftsbewegung in allen drei Westzonen zeigt, daß die Organisationsform selbständiger Industriegewerkschaften gegen anfangs sehr starke Bestrebungen in den Örtlichen Gewerkschaften zu zentralen Einheitsgewerkschaften durch massive Einflußnahme der Militärregierungen durchgesetzt wurde. Unterstützt wurde diese Politik durch Vertreter des Weltgewerkschaftsbundes und vor allem der amerikanischen AFofL, die den Aufbau zentraler Einheitsgewerkschaften in Deutschland scharf ablehnten. Auf einer Pressekonferenz im März 1946 in Berlin begründete Walter Citrine für den WGB diese Position mit dem Argument: »Der Weltgewerkschaftsbund stehe einer einzigen zentralen Gewerkschaftsorganisation absolut ablehnend gegenüber, da eine solche Entwicklung einer politischen Eroberung der Gewerkschaften, wie sie 1933 stattfand, den Weg ebnen könnte.«[36]

Die Entwicklung wurde noch beschleunigt, als vor allem im Ruhrgebiet die Gewerkschaften als selbständige Industrieverbände aufgebaut wurden. Schließlich bedeutete auch noch diese Organisationsform gegenüber der Zersplitterung der Gewerkschaftsbewegung vor 1933 einen großen Fortschritt. Die Behinderungen beim Gewerkschaftsaufbau führten aber auch bei einigen Gewerkschaftern zur Verbitterung: sie, die sich als Antifaschisten bewährt hatten, sollten nun demokratische Verhaltensweisen wie »Aufbau von unten« lernen. Die fast zwei Jahre dauernde zeitliche Verzögerung beim Aufbau der Gewerkschaf-

35a Vgl. Kolb, s. 76 ff.
36 NZ v. 25. 3. 1946.

ten auf Landes- und Zonenebene bedeutete zugleich, daß die Einflußnahme auf wichtige Entscheidungsprozesse zur wirtschaftlichen und politischen Struktur Nachkriegsdeutschlands nur von einer geschwächten Organisation erfolgen konnte. In dieser Zeit konsolidierten die Unternehmer ihre wirtschaftlichen Machtpositionen und bauten ihre politischen Einflußmöglichkeiten wieder auf.

Die Entwicklung der Mitgliederzahlen ließ die Festigung der Gewerkschaftsbünde erkennen. Nach eigenen Angaben waren Mitte 1948 in der britischen Zone 2 748 900, d. h. 42,9 Prozent der Lohnabhängigen, in der amerikanischen Zone 1 644 800, d. h. 37,9 Prozent, und in der französischen Zone 385 300, d. h. 29,6 Prozent der Lohnabhängigen organisiert.[37] Die Gewerkschaften bemühten sich darum, die auferlegten Beschränkungen schnell zu überwinden und einen Gewerkschaftsbund für ganz Deutschland zu gründen. Daher kam es schon früh zu gesamtdeutschen Gewerkschaftskontakten. Mit einer ersten gemeinsamen Besprechung im Juli 1946 in Frankfurt a. M. begannen die gesamtdeutschen Beratungen der Gewerkschaftsorganisationen aus allen vier Besatzungszonen. Seit November 1946 fanden sie als Konferenzen mehrmals im Jahr statt. Auf diesen Interzonenkonferenzen wurden einheitliche Stellungnahmen zu allen wesentlichen Fragen gewerkschaftlicher Politik ausgearbeitet: vom organisatorischen Aufbau der Gewerkschaften bis zur Mitbestimmung, Neugestaltung der Wirtschaft und zu einem Friedensvertrag.[38]

Obwohl sich die Gewerkschaftsorganisationen in den Zonen offensichtlich unterschiedlich entwickelten, wurden die gemeinsamen Ziele und der Wille zur Schaffung einer einheitlichen deutschen Gewerkschaftsbewegung immer wieder in den Vordergrund gestellt. In ein konkretes Stadium trat diese Ziel-

37 Vorschläge und Material zum Neuaufbau der Gewerkschaften und des Gewerkschaftsbunds. Hrsg. Gewerkschaftsrat des vereinten Zonensekretariats, Frankfurt o. J., Tabellenteil. Der Organisationsgrad ist aus den angegebenen Zahlen errechnet.

38 Vgl. GBZ, Anhang S. 713 ff.; Albert Behrendt, Die Interzonenkonferenz der deutschen Gewerkschaften. Der Kampf des FDGB um eine fortschrittliche deutsche Gewerkschaftspolitik auf den Interzonenkonferenzen der deutschen Gewerkschaften, 4. Aufl., Berlin 1963, Anhang, S. 418 ff.

setzung mit dem Beschluß des Generalrates des Weltgewerkschaftsbundes (WGB) vom Juli 1947, dem Beitritt der deutschen Gewerkschaften im Grundsatz zuzustimmen, wenn ein Gewerkschaftszentrum aller Länder- und Zonengewerkschaften geschaffen sei. Nun wirkte sich jedoch der beginnende »Kalte Krieg« stärker auf die Diskussionen aus. Die amerikanische Militärregierung gab im September 1947 zu verstehen, daß sie den Zusammenschluß zu einem einheitlichen deutschen Gewerkschaftsbund nicht genehmigen werde. Als Voraussetzungen für einen Zusammenschluß nannte sie die wirtschaftliche Einheit Deutschlands, die Freizügigkeit zwischen den Zonen und den freien Meinungsaustausch. Ebenso wie die Empfehlung, die Gewerkschaften der Bizone zusammenzuschließen, waren diese Bedingungen vor allem gegen einen Zusammenschluß mit dem FDGB der sowjetischen Zone gerichtet.[39]

Die Gewerkschaften der amerikanischen und britischen Zone protestierten nicht gegen die Auflagen. Sie griffen die Zustimmung zum Zusammenschluß auf Bizonenebene auf und vereinbarten schon im August 1947 die Bildung eines gemeinsamen Sekretariats, Gewerkschaftsrates und Organisationsausschusses. Dabei formulierten sie aber noch das Ziel, möglichst bald einen gesamtdeutschen Gewerkschaftsbund zu gründen. Die Abstimmung der Mehrheit der Westzonen-Gewerkschaftsvertreter auf der sechsten Interzonenkonferenz gegen die Beschleunigung der Zusammenarbeit und die Einberufung eines gesamtdeutschen Gewerkschaftskongresses zum Frühjahr 1948 machte jedoch offenkundig, daß diese Zielsetzung nur noch verbal aufrechterhalten wurde. Offenbar spielte dabei die Befürchtung eine Rolle, die mitgliedermäßig sehr starken Gewerkschaften der sowjetischen Zone und Berlins könnten den gesamtdeutschen Gewerkschaftsbund zusammen mit den »kommunistisch« orientierten Gewerkschaftern der Westzonen dominieren. Die Entscheidung wurde zwar aufgeschoben,

39 Stimme der Arbeit v. 15. 9. 1947, S. 194; Manpower, Monthly Report No 32, march 47–febr. 48, S. 12.

indem man die Einberufung des Kongresses zurückstellte und sich auf die Bildung eines Zentralrates einigte. Dennoch war der Verlust der Grundlage für eine gemeinsame Arbeit offensichtlich. Als schließlich im Sommer 1948 der Bruch zwischen den Alliierten vollzogen war und die Gründung eines westdeutschen Staates bevorstand, brachen auch die gesamtdeutschen Beziehungen der Gewerkschaften auseinander.

Die Forderungen der Gewerkschaften zur Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft

Der entscheidende Ausgangspunkt für die Forderung nach Neuaufbau einer demokratischen Gesellschaft war die Erfahrung der faschistischen Herrschaft. Die wichtigsten Einzelforderungen waren die konsequente Entnazifizierung der staatlichen Behörden und der Wirtschaft, die Demokratisierung der Wirtschaft durch die Überführung der Schlüsselindustrie in Gemeineigentum, Mitbestimmung der Arbeiterschaft und ihrer Organisationen in Betrieb und Wirtschaft sowie Wirtschaftsplanung nach den Bedürfnissen der Bevölkerung. So erklärte der erste Kongreß der bayerischen Gewerkschaften: »Die deutschen Gewerkschaften beginnen einen neuen Abschnitt ihrer Geschichte. Aus dem Zusammenbruch der Weimarer Republik haben sie gelernt, daß eine demokratische Staatsverfassung und eine autoritäre Wirtschaftsverfassung unvereinbar sind. Der Bundestag der Bayerischen Gewerkschaften bekennt sich zur Demokratie im Staat und in der Wirtschaft. Eine neue Wirtschaftsordnung ist auch die Voraussetzung für den Wiederaufbau der Wirtschaft und Wiederherstellung menschenwürdiger Lebensbedingungen für das deutsche Volk. (. . .) Der Bundestag fordert (. . .) die Anerkennung der Arbeitnehmer als gleichberechtigt mit den Unternehmern, die Abschaffung aller einseitigen Unternehmerrechte bei der Wirtschaftsführung und wirtschaftlicher Beratung der Staatsorgane und die Schaffung öffentlich-rechtlicher Wirtschaftskörper mit paritätischer Zusammensetzung. (. . .) Die Gewerkschaften erklären im

Namen der deutschen Arbeitnehmerschaft, daß diese nicht gewillt ist, für den Wiederaufbau des Kapitals im privaten Besitz zu arbeiten und zu hungern. Mit dem Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft muß deshalb die Vergesellschaftung von Produktionsmitteln verbunden werden, insbesondere derjenigen, die für die planmäßige Lenkung der Volkswirtschaft von entscheidender Bedeutung sind.«[40]

Die zweite Interzonenkonferenz der deutschen Gewerkschaften stellte im Dezember 1946 fest: «Das Wohl der Werktätigen, die Sicherung des Friedens, die Freiheit der Persönlichkeit und die Demokratie können nur gesichert werden, wenn der Neuaufbau der deutschen Wirtschaft auf demokratischer Basis durch wirksamen, unmittelbaren Einfluß der Gewerkschaften und Betriebsräte erfolgt. Zwei Weltkriege haben den Beweis erbracht, daß die zum Krieg treibenden Kräfte in Deutschland in der Zusammenballung der Kapitalmächte in Monopolen, Kartellen, Konzernen und Trusts und in dem Mißbrauch ihrer wirtschaftlichen Vormachtstellung zu suchen ist.«[41]

Bei der Begründung dieser Forderungen fällt auf, daß zwar die freie Unternehmerwirtschaft überall abgelehnt und als mitschuldig am Faschismus verurteilt wurde, Wege zu einer konsequenten Neuordnung aber seltener und oft widersprüchlich angegeben wurden. Vor allem von den Gewerkschaftsführungen in den Westzonen wurde die Gleichberechtigung von Kapital und Arbeit und die Notwendigkeit der Zusammenarbeit mit den Unternehmern in den Vordergrund gestellt. Sie knüpften damit an die Konzeption der Wirtschaftsdemokratie an, wie sie von den Freien Gewerkschaften in der Weimarer Republik entwickelt worden war. In Mitgliederversammlungen und Betriebsrätekonferenzen wurden die Forderungen dagegen weitaus stärker aus der Notwendigkeit begründet, in den aktuellen Kämpfen Machtpositionen gegen die Kapitaleigentümer zu erringen.

40 Protokoll des ersten ordentlichen Bundestages des Bayrischen Gewerkschaftsbundes, München 27.–29. 3. 1947, S. 160 f.

41 GBZ, S. 715.

Die Neuordnungsvorstellungen der Gewerkschaften wurden zu einem großen Teil auch von den wieder- und neugegründeten Parteien SPD, KPD und CDU unterstützt.[42] Daher gelang es auch trotz der Verzögerungen und Behinderungen des Aufbaus der Gewerkschaften und der Arbeiterparteien, in den ersten zwei Jahren nach dem Zusammenbruch wichtige Erfolge zu erzielen. Die 1946 und 1947 in der amerikanischen und der französischen Zone diskutierten und verabschiedeten Verfassungen der Länder entsprachen z. T. Forderungen der Gewerkschaften, z. B. nach Absicherung der gewerkschaftlichen Organisation, der sozialen Rechte der Arbeiterschaft, gleichberechtigter Mitbestimmung, Überführung der Schlüsselindustrien in Gemeineigentum und dem Verbot der Aussperrung. Die weitestgehende Regelung sah die Hessische Verfassung vor, die die Überführung der Betriebe des Bergbaus, der Eisen- und Stahlindustrie, der Energiewirtschaft und des Verkehrswesens in Gemeineigentum festlegte. Der Versuch der amerikanischen Militärregierung, die unmittelbare Wirksamkeit dieser Bestimmungen aufzuheben oder eine Veränderung zu empfehlen, scheiterte an dem gemeinsamen Auftreten von SPD, KPD und CDU.[43] Die daraufhin angeordnete Volksabstimmung über den Artikel 41 – neben der Abstimmung über die Verfassung – zeigte die breite Mehrheit, die für diese Maßnahmen in der Bevölkerung bestand. 72 Prozent der Abstimmenden befürworteten den Artikel 41, der damit in Kraft trat. Die Verankerung der gewerkschaftlichen Forderungen in den Verfassungen war zwar ein Erfolg, der die Voraussetzungen für weitergehende Schritte verbesserte. Die Verwirklichung der Verfassungsbestimmungen war damit allerdings noch nicht gegeben. Sie wurde zur nächsten, entscheidenden Kampfaufgabe.

42 Vgl. z. B. die Entschließung des SPD-Parteitages vom Mai 1946 in; Dokumente zur parteipolitischen Entwicklung in Deutschland seit 1945, hrsg. v. O. K. Flechtheim, Berlin 1962 ff, Bd. 3, S. 17 ff.; das Ahlener Programm der CDU vom Februar 1947, ebd., S. 53 ff. sowie den Aufruf und die wirtschaftspolitischen Grundsätze der KPD, ebd., S. 313 ff, 185 ff.

43 Vgl. Weiß-Hartmann, S. 125.

In der britischen Zone, in der Länderverfassungen erst viel später verabschiedet wurden, konzentrierte sich die praktische Politik des Gewerkschaftsbundes vor allem auf die Durchsetzung der gleichberechtigten Mitbestimmung. Nachdem der Kontrollrat mit dem Gesetz Nr. 22 vom 10. 4. 1946 eine erste Grundlage für die Arbeit der Betriebsräte geschaffen hatte, die von den Gewerkschaften allerdings kritisiert wurde, gab sich der DGB zunächst mit der Ausarbeitung einer Musterbetriebsvereinbarung zufrieden. Der Kampf um die Durchsetzung dieser Vereinbarung führte zu den ersten großen Streiks um die Durchsetzung des Mitbestimmungsrechts: der 23tägige Streik im November 1946 bei der Firma Bode-Panzer in Hannover konnte ebenso wie der fünfwöchige Streik bei Miele im April/Mai 1947 in Bielefeld erfolgreich beendet werden.[44] Ein Durchbruch für die umfassende Sicherung der betrieblichen Mitbestimmung war damit aber nicht erreicht. Der Geschäftsbericht des DGB für die britische Zone 1945–1949 mußte feststellen: »Leider hat der Gang der Entwicklung die an diese Musterbetriebsvereinbarung geknüpften Hoffnungen nicht erfüllt. Nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz der Betriebsvereinbarungen wird in ihren Formulierungen den wirtschaftspolitisch geforderten Grundsätzen entsprechen und damit den gegebenen Notwendigkeiten gerecht.«[45]

Der einzige größere Erfolg konnte in der Montanindustrie erzielt werden. Unter dem Druck der von der Militärregierung geplanten Maßnahmen zur Entflechtung der Konzerne und der gleichzeitig von der Arbeiterschaft verstärkt vorgetragenen Forderungen nach Enteignung wandten sich die Konzernleitungen selbst an die Gewerkschaften, um diese zur Unterstützung gegen die Entflechtung und mögliche Demontagen zu gewinnen. Die Entflechtung wurde zwar durchgeführt; in gemeinsamen Besprechungen von Militärregierung, Konzernleitungen und Gewerkschaften wurde aber schließlich die paritätische Besetzung der Aufsichtsorgane in den entflochtenen Betrieben

44 Vgl. GBZ, S. 273–277.
45 GBZ, S. 82.

vereinbart. Der DGB hate zunächst die Überführung der Betriebe in Gemeineigentum gefordert; dennoch stimmte er der Vereinbarung als einem ersten Schritt zur Neuordnung zu. Die britische Militärregierung verstand ihrerseits die Montanbestimmung als einen Aufschub der Entscheidung in der »Sozialisierungsfrage« und als Beschwichtigung der mit wachsender Schärfe vorgebrachten Forderungen der Arbeiterschaft.[46]

Nachdem in allen Ländern Parlamente und Regierungen gebildet worden waren, lag der Schwerpunkt der gewerkschaftlichen Arbeit seitens der Vorstände auf Initiativen zur Überführung der Schlüsselindustrien in Gemeineigentum und der betrieblichen und der überbetrieblichen Mitbestimmung. Ihre Politik wurde dabei von der Hoffnung geleitet, daß die Parteien diese Forderungen durchsetzten. Sie hofften insbesondere auf die Unterstützung durch die SPD und verzichteten weitgehend auf eine eigenständige Mobilisierung der Mitgliedschaft für diese Forderungen. Inzwischen hatte sich die politische Situation für die gesamte Arbeiterbewegung in den Westzonen verschlechtert. Der Einfluß der amerikanischen Politik auf die übrigen Westzonen war gewachsen. Die schärfere Konfrontation gegen die Sowjetunion, die stärkere Unterstützung der deutschen Unternehmertums und die entschiedenere Zurückweisung der Forderungen der Arbeiterbewegung wurden immer deutlicher zu bestimmenden Elementen dieser Politik. Nachdem es noch 1946 und Anfang 1947 gelungen war, Forderungen der Arbeiterbewegung in Länderverfassungen zu verankern, wurden im Herbst 1947 schärfere Eingriffe der amerikanischen Militärregierung spürbar. Nunmehr wurde gefordert, grundlegende Veränderungen der bestehenden Wirtschaftsordnung bis zur Errichtung einer gesamtdeutschen Regierung aufzuschieben.[47] Diese Politik der Verzögerung trug schon 1947 wesentlich dazu bei, daß die unternehmerfreundlichen Grup-

46 Vgl. hierzu Potthoff, S. 31 ff., 34 f.

47 Vgl. Schmidt, S. 59 f.; J. Gimbel, Amerikanische Besatzungspolitik in Deutschland 1945–1949, Frankfurt/M. 1971, S. 225.

pierungen in den Parteien selbst – und hier vor allem in der CDU und der FDP bzw. deren Vorläufern – die Verwirklichung der Verfassungsbestimmungen und der angekündigten Regierungsvorhaben hinauszögerten. Erst 1948 gelang es – bei zum Teil erheblichen Abstrichen an den Gewerkschaftsforderungen[48] – einige wichtige Gesetze in den Landtagen zu verabschieden, so z. B. im Mai 1948 das Betriebsrätegesetz in Württemberg-Baden.

Die Demonstrationen und Streiks zur Sicherung der Existenzbedingungen der Arbeiterschaft

Im Mittelpunkt der Diskussionen und Aktivitäten der Gewerkschaften stand in den ersten Nachkriegsjahren die Sicherstellung der Ernährung. Die Nahrungsmittelversorgung hing bis Mitte 1948 vor allem von der Politik der Regierungen und der mit der Erfassung und Verteilung befaßten staatlichen Verwaltungen in den Ländern und der Bizone sowie von den Militärregierungen ab. Daher bestand ein enger Zusammenhang zwischen dem Kampf um die Verbesserung der Nahrungsmittelversorgung und den gesellschaftspolitischen Zielen der Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft; denn die Gewerkschaften mußten einen stärkeren Einfluß auf die staatliche Politik, auf Erfassung und Verteilung der Güter gewinnen. Allerdings stellten die Gewerkschaftsvorstände diesen Kampf um Kontrollmöglichkeiten nicht bewußt in den Vordergrund. Obwohl die offiziellen Lebensmittelrationen 1945 und 1946 meist weit unter dem Existenzminimum lagen, beschränkten sich die Gewerkschaften in der Regel darauf, Forderungen an die verantwortlichen staatlichen Stellen zu erheben. Diese Zurückhaltung und der Verzicht, durch die Mobilisierung der Arbeiterschaft politischen Druck zu entfalten, ist einerseits auf die

48 Vgl. z. B. die Stellungnahmen des Freien Gewerkschaftsbundes Hessen, Weiß-Hartmann, S. 211 f; und des Württemberg-Badischen Gewerkschaftsbundes, Württembergisch-Badische Gewerkschaftszeitung 1948, Nr. 24, S. 315 f.

Auswirkungen des Krieges zurückzuführen. Andererseits vertrauten die Gewerkschafter den Alliierten, die den Kampf gegen den Faschismus geführt hatten. Sie setzten ihre Hoffnungen schließlich auf die deutschen Regierungen, die erst seit 1945 allmählich politische Verantwortung übertragen bekamen, und die zunächst in ihrer Politik die Gemeinsamkeiten eines breiten antifaschistischen Bündnisses, das die Grundlagen und Folgen des Faschismus überwinden sollte, in den Vordergrund stellten.

Als allerdings im Frühjahr 1947 immer noch keine Verbesserung der Ernährungslage abzusehen war, sondern erneute Kürzungen bei der Lebensmittelzuteilung vorgenommen wurden, gewannen die Forderungen nach Veränderung der staatlichen Politik sowie nach größerem Einfluß und Kontrollmöglichkeiten für die Vertretungen der Arbeiterschaft an Schärfe. Der Mangel an Lebensmitteln und Bedarfsgütern betraf nicht alle Bevölkerungsschichten gleichermaßen. Unternehmer, Händler und Bauern, die über Sachwerte verfügten, hielten in wachsendem Umfang Güter zurück und tauschten sie allenfalls in sog. Kompensationsgeschäften gegen Sachwerte aus. Auf diese Weise lebten sie z. T. im Wohlstand, während für die Arbeiterschaft noch nicht einmal das Existenzminimum gesichert war.

Ein erster Ausdruck dieser veränderten Einstellung war die Weigerung der Ruhrbergarbeiter im Herbst 1946, Sonderschichten zu fahren, obwohl sie von den Gewerkschaftsleitungen dazu aufgefordert wuren. Sie verlangten statt dessen eine ausreichende Versorgung, die Überführung der Kohleindustrie in Gemeineigentum und Mitbestimmungsrehte der Arbeiterschaft.[49] Als die Neuordnung der Wirtschaft immer weiter hinausgezögert wurde und die Lebensbedingungen sich nicht verbesserten, entwickelte sich eine erste große Demonstrations- und Streikbewegung, deren Zentrum das Ruhrgebiet bildete. Im März und April 1947 demonstrierten u. a. in Rheinhausen 5000, in Düsseldorf 80 000, in Hagen 20 000, in Dortmund 25 000 und in Braunschweig 30 000 Menschen. Höhepunkt der

49 Vgl. Deppe, u. a., Mitbestimmung, S. 80 f.; Mannschatz, Seider, S. 195.

Protestbewegung war ein 24stündiger Generalstreik der Bergarbeiter im Ruhrgebiet am 3. April 1947. Die durch Kürzungen von Rationen und Zulagen verschlechterte Ernährungslage, die auch bei diesem Generalstreik der Ausgangspunkt war, wurde im Streikbeschluß der Revierkonferenz Bergbau vom 2. 4. 1947 wie folgt beschrieben: »Entgegen allen Zusicherungen, die in den vergangenen Wochen und Monaten gemacht wurden, hat sich die Ernährungslage der arbeitenden Bevölkerung des Ruhrgebiets von Tag zu Tag verschlechtert und sich zur Ernährungskatastrophe ausgeweitet. Zu dem seit Monaten andauernden Brotmangel ist nun noch das vollständige Fehlen von Kartoffeln, Nährmitteln und Fett hinzugekommen. Die Bergarbeiterfamilien stehen vor dem ›blanken Nichts‹.«[50]

Die in diesen Aktionen aufgestellten Forderungen machten deutlich, wie in wachsendem Umfang die Notwendigkeit politischer Veränderungen und stärkerer Einflußmöglichkeiten der Gewerkschaften als Voraussetzung zur grundlegenden Verbesserung der Ernährungslage erkannt wurden. Die Revierkonferenz forderte z. B.:

»1. Beseitigung aller jener Personen in den Ernährungs- und Wirtschaftsämtern, die durch Unfähigkeit oder politische Böswilligkeit zu der jetzigen Katastrophe beigetragen haben.

2. Verwaltungen, Ämter und Behörden müssen mit demokratischen Kräften, vor allem mit Gewerkschaftsvertretern besetzt werden.

3. In allen Städten und Gemeinden sind sofort von der Gewerkschaft zu ernennende Kontrollausschüsse zu bilden. Durch diese ist eine gerechte Erfassung und Verteilung der vorhandenen Lebensmittel vorzunehmen.

4. In den Landgemeinden sind unverzüglich Hofkontrollen durch Ausschüsse, die von den Gewerkschaften zu bilden sind, vorzunehmen. (. . .)

5. Gegen Schwarzhändler und Schieber ist mit schärfsten Strafen vorzugehen.

50 FR v. 3. 4. 1947.

6. Sie Sozialisierung ist zu einer Sache des arbeitenden Volkes, vor allem aller Bergarbeiter, zu machen.«[51]

In scharfen Erklärungen wandten sich die Vertreter der Militärregierungen gegen die Protestbewegungen. Obwohl sie schwerwiegende Mängel in der Erfassung und Verteilung der Nahrungsmittel durch die deutschen Verwaltungen zugestanden, machten sie »kommunistische Anstifter« für die Unruhe verantwortlich. Sie drohten mit strengen Strafen, Militäreinsatz und Kürzung der Nahrungsmittelimporte.[52] Allerdings ergriffen sie weder im Frühjahr 1947 noch bei späteren Streiks und Demonstrationen entsprechende Maßnahmen und vermieden die direkte Konfrontation mit der Arbeiterschaft.[53]

Von größerer politischer Bedeutung war freilich die Tatsache, daß die Gewerkschaftsvorstände sich praktisch überall gegen die Demonstrationen und Proteststreiks wandten. Die Zonenkonferenz der Gewerkschaften der amerikanischen Zone erklärte am 10. 4. 1947 einstimmig: »Die (die Gewerkschaften, d. V.) erklären im Namen von Millionen schaffender Menschen, daß durch eine weitere Kürzung der Lebensmittelrationen schwerste Gefahren für die Gesundheit der Menschen und für die Wirtschaft unmittelbar ausgelöst werden. Die Gewerkschaften sprechen die Befürchtung aus, daß im Falle weiterer Kürzungen die bisherige Ruhe und Disziplin in der Arbeitnehmerschaft nicht mehr gewährleistet ist. Die Gewerkschaften erblikken in der Durchführung von Streiks kein geeignetes Mittel zur Verbesserung der derzeitigen Ernährungslage.«[54]

Diese Stellungnahmen beruhten vor allem auf dem Vertrauen der Vorstände in den Einfluß der Parteien, besonders der SPD.

51 Ebd., vgl. z. B. die ähnlichen Forderungen der Zonenkonferenzen der Gewerkschaften der amerikanischen Zone v. 14. 4, 1946, DGB Archiv; v. 10. 4. 1947, in: Stimme der Arbeit v. 30. 4. 1947, S. 96; die Entschließung des 2. Bundestages des Gewerkschaftsbundes Württemberg-Baden v. 3.–5. 10. 1947, Prot. S. 101 f.; GBZ, S. 171 ff., S. 174; die Entschließung der 5. Interzonenkonferenz v. Aug. 1947, ebd., S. 727 f.

52 Vgl. Newman in FR v. 17. 5. 1947; Clay in NZ v. 18. 4. 1947, FR v. 10. 1. 1948, FR v. 20. 1. 1948.

53 Zum ersten Mal wurden Maßnahmen nach Demonstrationen im Herbst 1948 in Stuttgart ergriffen, vgl. Schmidt, S. 141.

54 Stimme der Arbeit v. 30. 4. 1947, S. 96.

Von ihnen erhofften sie die Durchsetzung ihrer Forderungen in den Parlamenten und Regierungen auch ohne die eigenständige Mobilisierung der gewerkschaftlichen Kraft. Weiterhin erwarteten sie nach wie vor, von den Militärregierungen unterstützt zu werden und beim wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wiederaufbau eine führende Rolle eingeräumt zu bekommen. Für die Ablehnung von Streiks war schließlich die Auffassung entscheidend, daß die mangelhafte Nahrunfsmittelversorgung – trotz aller Kritik am Erfassungs- und Verteilungssystem – letztlich doch auf die schwierigen Bedingungen der Nachkriegszeit zurückzuführen sei, daher Produktionssteigerungen und nicht Streiks das Gebot der Stunde seien.[55]

Angesichts dieser Haltung der Vorstände, der Versprechungen der Besatzungsmächte auf Nahrungsmittellieferungen und einer leichten Verbesserung der Rationen flaute die Protestbewegung ab, ohne größere Erfolge erzielt zu haben. Die gleichzeitig im Frühjahr 1947 durchgesetzte Mitbestimmung in den entflochtenen Betrieben der Montanindustrie war allerdings ein Erfolg, der eng mit diesen Protestbewegungen verbunden war.

Auch in den folgenden Monaten wurden die Forderungen der Gewerkschaften nach Beseitigung der Mißstände in der Bewirtschaftungspolitik, nach Ablösung der verantwortlichen Personen sowie nach stärkerer gewerkschaftlicher Einflußnahme auf die Erfassung und Verteilung der produzierten Güter nicht verwirklicht. Die in den Länderverfassungen verankerten Neuordnungsvorstellungen wurden hinausgezögert. Als die Lebensmittelrationen weiterhin unter dem Existenzminimum blieben und sogar erneut gekürzt wurden, die Hortungen und Tauschgeschäfte aber immer deutlicher den Wirtschaftsprozeß bestimmten, wuchs die Protestbewegung im Winter wieder an und erreichte im Frühjahr 1948 einen neuen Höhepunkt. Die Proteste wurden jetzt in stärkerem Maße direkt von den Gewerkschaftsbünden organisiert und erreichten einen größeren Umfang.

55 Vgl. GBZ, S. 136.

In Bayern beschloß der Gewerkschaftsbund einen 24stündigen Generalstreik zum 21. 1. 1948, an dem sich 1,3 Millionen Beschäftigte beteiligten. Einen eintägigen Proteststreik beschloß der Gewerkschaftsbund Württemberg-Baden zum 3. 2. 1948 – parallel dazu auch die DAG in der britischen Zone.[56] In vielen Städten, z. B. in Nordrhein-Westfalen und Hessen, kam es unter der Führung der örtlichen Gewerkschaftsleitungen zu großen Demonstrationsstreiks, von denen ein Bericht der Gewerkschaftszeitung der britischen Zone folgendes Bild zeichnete: »Die Erregung der arbeitenden Bevölkerung über das völlige Versagen der Ernährungswirtschaft hat das Nordrhein- und Ruhrgebiet zu einem brodelnden Kessel gemacht. Die berechtigte Empörung der Massen macht sich in gewaltigen Streiks und Demonstrationen in allen größeren Industriebetrieben Luft. Teils flammten diese Aktionen spontan auf, zum Teil aber vollzogen sie sich aufgrund von Funktionärsbeschlüssen und unter der festen Führung der örtlichen Gewerkschaften. Alle Streiks waren im voraus befristet und in der Regel auf die Dauer von 24 Stunden festgelegt.«[57]

Dennoch lehnten außerordentliche Konferenzen in Nordrhein-Westfalen und in Hessen mit ähnlichen Begründungen wie im Vorjahr landesweite und befristete Proteststreiks ab.[58] Der immer stärker beim Wirtschaftsrat der Bizone konzentrierten und an den Interessen der Unternehmer ausgerichteten Wirtschaftspolitik wurde damit auf bizonaler Ebene keine koordinierte Gewerkschaftspolitik entgegengesetzt. Die Bewegung blieb zersplittert und wurde in den verschiedenen Ländern uneinheitlich durchgeführt.

Darüber hinaus bestimmten auch weiterhin einige Fehleinschätzungen die Politik der Gewerkschaftsvorstände. Obwohl in den Stellungnahmen der Zusammenbruch der staatlichen Bewirtschaftungspolitik, die Hortungen und die Tauschgeschäfte für die unzureichende Versorgung der Bevölkerung ver-

56 NZ v. 25. 1. 1948, NZ v. 1. 2. 1948.
57 Der Bund v. 14. 2. 1948, zit. nach Schmidt, S. 140.
58 Vgl. Schmidt, s. 139 f.; Stimme der Arbeit v. 31. 1. 1948, S. 18 ff.

antwortlich gemacht wurden, stellte man die Forderung nach Stärkung der gewerkschaftlichen Einflußmöglichkeiten in den Betrieben und auf die staatlichen Verwaltungen nicht in den Vordergrund. Statt dessen konzentrierte sich die Gewerkschaftspolitik fast ausschließlich auf das Interesse an Produktionssteigerungen, die unter Aufbietung aller Kräfte, vor allem der Arbeiterschaft, erzielt werden müßten. Daher wurden Streiks verurteilt – denn sie schadeten nur der Arbeiterschaft selbst.[59] Die Mehrheit der Vorstände hielt damit weiterhin an der Illusion fest, auch ohne die Entfaltung gewerkschaftlicher Kampfmittel eine ihren Neuordnungsforderungen entsprechende Unterstützung von den Militärregierungen und den Landesregierungen erwarten zu können, obwohl inzwischen fast drei Jahre nach Kriegsende noch keine der grundlegenden gewerkschaftlichen Forderungen verwirklicht worden war und besonders die amerikanische Militärregierung immer offener die Unternehmerpositionen unterstützte.

Die große, aber zersplittert und inkonsequent geführte Protestbewegung konnte daher keine Verbesserung der Ernährungslage durchsetzen. Das vom Wirtschaftsrat im Februar 1948 verabschiedete sogenannte »Speisekammergesetz«, das eine vollständige Erfassung aller Nahrungsmittelvorräte sichern sollte, konzentrierte sich auf private Haushalte, enthielt völlig ungenügende Kontrollmöglichkeiten und zeitigte in der Umsetzung dann auch keine Resultate.[60] Die Unzufriedenheit ließ sich daher nicht lange zurückdrängen. Schon im Mai 1948 kam es zu neuen – meist örtlich begrenzten – Streikbewegungen wie z. B. in Hannover, Kassel, Nürnberg, Erlangen, München, Mannheim und Stuttgart.[61] Die Wirkung dieser Aktionen blieb gering, da die Vorstände der Gewerkschaftsbünde diesmal überall Stellung gegen die Protestbewegung bezogen. Als Konse-

59 Vgl. Schmidt, S. 140 Weiß-Hartmann. S. 290 ff.

60 Vgl. Im Schatten des Hungers, S. 181. Stimme der Arbeit v. 15. 2. 1948, S. 25.

61 FR v. 6. 5. 1948, FR v. 8. 5. 1948, FR v. 11. 5. 1958, NZ v. 6. 5. 1948, NZ v. 13. 5. 1948, Manpower. . ., Monthly Report, No 35 march–may 1948, S. 3.

quenz wurden in der Mitgliedschaft erstmals in größerem Umfang antigewerkschaftliche Positionen geäußert.[62]

Waren die Erfolge der Protestbewegung – bezogen auf die geforderte Verbesserung der materiellen Lage – auch minimal, so beeinflußte sie doch direkt und indirekt die in den Ländern geführten Diskussionen um Sozialisierungs- und Betriebsrätegesetze. Die Politik der Hinauszögerung gesetzlicher Regelungen konnte nicht länger aufrecht erhalten werden. So wurden während des Höhepunktes der Protestbewegungen in einigen Landtagen Gesetze zur Überführung von Schlüsselindustrien in Gemeineigentum und Betriebsrätegesetze diskutiert und verabschiedet.

Die Fragen der Zuteilungen von Lebensmitteln und anderen Gebrauchsgütern, d. h. also Fragen der Wirtschaftspolitik, standen bis zur Währungsreform im Juni 1948 eindeutig im Mittelpunkt der gewerkschaftlichen Diskussionen und Aktivitäten. Dennoch hatte die Lohnfrage nicht völlig ihre Bedeutung verloren. Vielmehr senkten kürzere Arbeitszeiten, steigende Preise und höhere Steuern das Lohnniveau und blieben so ein ständiger Punkt der Unzufriedenheit. Da die Militärregierungen und die staatlichen Behörden die Lohn- und Preispolitik bestimmten, konnte der gewerkschaftliche Kampf zur Sicherung ausreichender Einkommen aber nicht mehr in der traditionellen Form von Tarifauseinandersetzungen, sondern ebenfalls nur durch Einflußnahme auf die Entscheidungen der verantwortlichen politischen Stellen geführt werden. Die Forderungen nach der strikten Einhaltung des Preisstopps, der Mitwirkung der Gewerkschaften bei Preisfestlegungen und -kontrollen und einer baldigen Währungsreform verbunden mit einem gerechten Lastenausgleich vedeutlichten diese politischen Inhalte des Gewerkschaftskampfes. Andere Forderungen, die mit größerem Erfolg propagiert wurden, waren die Einführung der 40-Stunden-Woche bei vollem Lohnausgleich[63] und die Erhöhung

62 Vgl. ebd., S. 4; Weiß-Hartmann, S. 250.

63 Die 40-Stunden-Woche konnte in Bayern zum großen Teil durchgesetzt werden, vgl. Manpower. . ., Monthly Report, No 28, sept.–oct. 47, S. 10, in anderen Gebieten scheiterte dies v. a. an Einsprüchen der Militärregierungen. Zu den Forderungen vgl. z. B. GBZ, S.

der Löhne in bestimmten, unter dem Faschismus stark benachteiligten sog. »Problemindustrien«. Seit 1947 ermöglichten Beschlüsse der Militärregierungen Tarifverhandlungen für diese Industrien, deren Ereignisse aber in der Mehrzahl erst 1948 wirksam wurden.

Die im April 1948 für die gesamte Bizone eingeräumten Möglichkeit zu Tarifverhandlungen um 15prozentige Lohnerhöhungen wurde von den Gewerkschaftsvorständen sofort aufgegriffen. Diese Verhandlungen gestalteten sich aber schwierig und langwierig, da die Unternehmervertreter kurz vor der Währungsreform nicht mehr zu Vereinbarungen über Lohnerhöhungen bereit waren.[64] Die bis zur Währungsreform erzielten Einkommensverbesserungen konnten daher nicht die Verschlechterungen durch Arbeitszeitverkürzungen und Preissteigerungen ausgleichen.

2. Exkurs: Zur Entwicklung des FDGB 1945/1946[65]

Die Entwicklung der Gewerkschaften in der sowjetischen Zone setzte – im Unterschied zu der in den Westzonen – relativ früh ein. Schon am 10. Juni 1945 wurde durch Befehl der sowjetischen Militäradministration (SMAD) die Wiederzulassung von Gewerkschaften ermöglicht. Daneben war für die gewerkschaftliche Entwicklung in der sowjetischen Zone von Vorteil, daß sie nicht auf den lokalen Organisationsaufbau beschränkt wurde. Die SMAD sah keinen Gegensatz zwischen der vom Potsdamer Abkommen geforderten Demokratisierung der ökonomischen und politischen Strukturen sowie der gezielten Förderung der Organisationen der Arbeiterbewegng, der relativ schnellen Konstituierung antifaschistischer Organisationen und

167 f., Prot. der Zonenkonf. v. 14. 4. 1946, DGB Archiv; FR v. 10. 5. 1946, Prot. des 2. Bundestags des FGB Hessen Okt. 1947, S. 313.

64 GBZ, S. 182 f., 198.

65 Der Exkurs wurde von Gerhard Weiß verfaßt.

der Nichtzulassung von Unternehmerverbänden. Die Zusammenführung zentraler und lokaler sowie betrieblicher Initiativen zum Neuaufbau einer gewerkschaftlichen Organisation vollzog sich daher relativ schnell. Der Prozeß der Konstituierung von Landes- und Provinzorganisationen der neuen Gewerkschaften war so schon 1945 weitgehend abgeschlossen. Bereits im Februar 1946 kam es zur Konstituierung des FDGB für die gesamte sowjetische Zone. Auf der ersten allgemeinen Delegiertenkonferenz des FDGB vom 9.–11. 2. 1946 wurde ein Bundesvorstand gewählt, der Hans Jendretzky als ersten, Bernhard Göring und Ernst Lemmer als zweiten und dritten Vorsitzenden bestimmte.[66]

Im organisatorischen Aufbau des FDGB setzte sich das Prinzip der zentralen Einheitsgewerkschaft durch, für das sich auch in den Westzonen starke gewerkschaftliche Kräfte eingesetzt hatten: Die Industriegewerkschaften wurden Abteilungen in der Einheitsorganisation. Sie besaßen keine finanzielle Autonomie. Der Eintritt erfolgte direkt in die Einheitsorganisationen. Durch den zügigen Aufbau erhielten die Gewerkschaften einen organisatorischen und politischen Vorlauf, der sich auch in einer schnellen Entwicklung der Mitgliederzahlen bemerkbar machte:[67]

1946	Beschäftigte	Organisierte	Organisationsgrad
Juni	5 202 083	2 755 749	53,0%
Sept.	5 561 634	3 066 617	55,1%
Dez.	5 771 740	3 277 578	56,8%

66 Vgl. Protokoll der 1. allgemeinen Delegiertenkonferenz des FDGB für das sowjetisch besetzte deutsche Gebiet, 9.–11. Februar 1946, Berlin, S. 211. Die Zusammensetzung des Vorstands, Jendretzky, KPD, Göring, SPD, und Lemmer, CDU, spiegelte die Zusammenarbeit der politischen Richtungen in der Einheitsgewerkschaft. Die Berliner Delegierten hatten wegen eines Einspruchs der Allg. Militärkommandantur Berlins nur den Status von Gastdelegierten. Vgl. Gewerkschaftlicher Neubeginn. Dokumente zur Gründung des FDGB und zu seiner Entwicklung vom Juni 1945 bis Februar 1946, hrsg. v. H. Bednareck u. a., o.O. u. J., S. LVI.

67 Vgl. Geschäftsbericht des FDGB 1946, hrsg. v. Vorstand des FDGB, Berlin 1947, S. 84. Hinzu kamen die Mitglieder des FDGB Groß-Berlin, ebd., jeweils 439 273/471 672/491 571.

Bis zum 31. 1. 1949 konnte die Mitgliederzahl auf 4,7 Millionen gesteigert werden; 77 Prozent der Beschäftigten waren zu diesem Zeitpunkt im FDGB organisiert.[68]

Zur Organisation der unmittelbaren Lebensbedingungen und zur antifaschistisch-demokratischen Neuordnung formulierte der FDGB Ziele, die sich von denen der Westzonengewerkschaften kaum unterschieden. Für die unmittelbare Interessensicherung der Bevölkerung standen die Wiederinstandsetzung der Produktion sowie die staatlich organisierte Erfassung und Verteilung der Güter für Produktion und Konsumtion im Vordergrund. Damit wurde die Organisation des Kampfes für Preiskontrollen, gegen Hortungen, Schwarzmarkt- und Kompensationsgeschäfte verbunden. Die Neuordnungsvorstellungen zielten ebenfalls, wie die der Gewerkschaften der Westzonen, auf Sozialisierung, Mitbestimmung, Entnazifizierung und eine planmäßige Wirtschaftspolitik. Ein wichtiger Unterschied zu den Zielvorstellungen der Gewerkschaften der Westzonen bestand allerdings darin, daß die Forderungen des FDGB die Veränderung der gesellschaftlichen Eigentums- und Machtverhältnisse später berücksichtigten. Gefördert durch eine die Arbeiterbewegung begünstigende Politik der sowjetischen Besatzungsmacht, eine enge Zusammenarbeit der Arbeiterparteien und die sich schnell entwickelnde organisatorische Stärke der Gewerkschaften konnten in beiden Bereichen der gewerkschaftlichen Arbeit bald erste Erfolge erzielt werden.

Obwohl die Demontagelasten sehr hoch waren, die der Bevölkerung nach den Bestimmungen des Potsdamer Abkommens zur Wiedergutmachung der vom deutschen Faschismus verursachten verheerenden Kriegsschäden in der UdSSR aufgebürdet wurden, gelang es in der sowjetischen Zone, die Produktion früh auf ein höheres Niveau zu bringen als in den Westzonen.[69] Dies war zu einem großen Teil das Ergebnis einer strengeren und umfassenderen Organisation von Kontrolle und

68 Aus der Arbeit des FDGB 1947–1949, hrsg. v. Bundesvorstand des FDGB, Berlin 1950, S. 389.

69 Vgl. Deutschlandjahrbuch 1949, S. 173 f.

Erfassung der Güter und Sachwerte. An ihr nahmen die Gewerkschaften vor allem auch im Rahmen der Arbeit der Industrie- und Handelskammern teil. An ihnen war der FDGB mit gleichen Rechten und Pflichten beteiligt und stellte neben den Untenehmern und Selbstverwaltungsorganen ein Drittel der leitenden Beamten. Die Fachausschüsse der IHKs waren paritätisch mit Vertretern der Unternehmer und der Gewerkschaften besetzt.[70] In der ersten Nachkriegszeit bestand für die Bevölkerung der sowjetischen Zone auch eine günstigere Versorgungssituation als im Westen. Dies war nicht auf einen rascheren Aufschwung der Agrarproduktion zurückzuführen, sondern vor allem auf die wirksamere Organisation des Systems der Erfassung und Verteilung der Güter.[71]

Als Erfolg im unmittelbaren Interessenkampf wertete der FDGB auch seine Initiativen gegen die Inflation. In Zusammenarbeit mit den Provinzial- und Landesverwaltungen wurden Preisüberwachungs- und Preisbildungsstellen eingerichtet: In der Zeit vom 1. 4.–15. 11. 1946 wurden rund 250 000 Betriebs- und Geschäftskontrollen durchgeführt, wobei 35 000 Preisverstöße festgestellt und 20 Millionen RM Ordnungsstrafen und Mehrerlöse festgesetzt wurden.[72]

Im Hinblick auf die gewerkschaftlichen Neuordnungsvorstellungen entwickelten sich die Verhältnisse in der sowjetischen Zone ebenfalls günstiger als im Westen. Bereits 1945 wurde eine Bodenreform durchgeführt, durch die der Großgrundbesitz über 100 ha enteignet wurde. Schon im Juli 1945 waren auf Befehl der SMAD die Großbanken geschlossen und statt dessen Provinzial- und Länderbanken gebildet worden, die den provisorischen Landesverwaltungen unterstanden. Im Unterschied zu den Westzonen wurde das Produktivvermögen des Großkapitals nach der Beschlagnahmung durch die Besat-

70 Geschäftsbericht des FDGB 1946, S. 90. Nach der Darstellung von D. Keller, Lebendige Demokratie, Berlin 1971, S. 36 f., waren die FDGB Ortsausschüsse auch die verantwortlichen Instanzen für die Bildung von Kontrollkommissionen, denen die Aufgabe des Kampfes gegen »Spekulation, Schwarzhandel und Kompensationsgeschäfte« zukam.

71 Vgl. Wirtschaftsprobleme der Besatzungszonen, S. 33, wo auf die reichlichere Versorgung des Schwarzen Marktes im Westen hingewiesen wird.

72 Geschäftsbericht des FDGB 1946, S. 90.

zungsmacht durch gesetzliche Regelungen enteignet und gelangte somit auch später nicht wieder in den Besitz der alten Eigentümer zurück. In Sachsen wurde dieses Vermögen auf Grund eines Volksentscheids am 30. 6. 1946 enteignet. In den übrigen Ländern und Provinzen faßten die Verwaltungen entsprechende Beschlüsse. Damit wurden etwa 8 Prozent der Industriebetriebe enteignet, die 1947 36,8 Prozent der industriellen Bruttoproduktion erzeugten; weitere 19,5 Prozent der industriellen Bruttoproduktion stammten aus »Sowjetischen Aktiengesellschaften«, d. h. von Betrieben, die ursprünglich zur Demontage vorgesehen waren.[73]

Die Einführung und Erweiterung von Mitbestimmungsrechten der Arbeiterschaft in den Betrieben und der Wirtschaft machte ebenfalls schnellere Fortschritte als in den Westzonen. Nachdem die SMAD im Oktober 1945 den Landes- und Provinzialverwaltungen auf der Grundlage des Befehls 110 das Recht zubilligte, Gesetze und Verordnungen zu erlassen, erkannte diese die Rechte der Betriebsräte an, die sich bis dahin ohne gesetzliche Grundlage gebildet hatten.[74] In Thüringen wurde am 10. 10. 1945 ein Gesetz über die Bildung vorläufiger Betriebsräte verabschiedet, das im Unterschied zum Betriebsrätegesetz der Weimarer Republik die ausschließliche Bindung der Betriebsräte an die Interessen der Belegschaft vorsah. Nachdem der Kontrollrat mit dem Gesetz Nr. 22 vom 10. 4. 1946 die Grundlage für allgemeine Betriebsrätewahlen und für die Verabschiedung von Betriebsrätegesetzen durch die Länder- und Provinzialparlamente geschaffen hatte, entschloß sich der FDGB – im Unterschied zu den Westzonengewerkschaften – für einen anderen Weg zur Ausweitung der Mitbestimmungsrechte. Mit der Begründung, daß es vor allem darauf ankäme, die betriebliche Initiative der Gewerkschaftsorganisationen und Belegschaften zu entwickeln[75], lehnte er die Verabschiedung von Ergänzungsgesetzen zum Kontrollratsgesetz Nr. 22 durch

73 Vgl. J. Harrer, H. Jung. Das ökonomische System in der BRD und der DDR, in: BRD – DDR. Vergleich der Gesellschaftssysteme, Köln 971, S. 63 f.

74 Gewerkschaftlicher Neubeginn, S. XLIX.

75 Vgl. Geschäftsbericht des FDGB 1946, S. 156.

die Landtage vorläufig ab. Statt dessen entschied er sich für die Ausweitung der Mitbestimmungsrechte über Betriebsvereinbarungen. Die vom FDGB dafür ausgearbeitete Musterbetriebsvereinbarung enthielt weitgehende Mitbestimmungsforderungen; so wurde u. a. ein Mitbestimmungsrecht in der »Planung und Entfaltung der Produktion des Betriebes« und der »Preiskalkulation« gefordert.[76] Nach den Betriebsrätewahlen auf der Grundlage des Kontrollratsgesetzes Nr. 22 im Juli 1946, bei denen in 43 977 von ca. 44 000 Betrieben Betriebsräte gewählt wurden, setzte die Bewegung für Betriebsvereinbarungen ein. Bis Ende 1946 konnten in 13 944 Betrieben, also fast einem Drittel aller Betriebe, Betriebsvereinbarungen abgeschlossen werden.[77]

Mit dieser Verwirklichung grundlegender gewerkschaftlicher Forderungen enstanden aber auch Probleme für einen Zusammenschluß der Gewerkschaften auf der gesamtdeutschen Ebene. Schon früh zeigten sich auf den gemeinsamen Interzonenkonferenzen Unterschiede in den gewerkschaftlichen Aufgaben im West und in der sowjetischen Zone. Im Osten rückten auf der Grundlage der sozialisierten Produktionsmittel Probleme der Wirtschaftsplanung stärker in den Vordergrund, während im Westen die grundlegenden Forderungen nach Neuordnung noch nicht erfüllt waren. Diese Schwerpunktveränderung der Aufgaben kann jedoch nicht als der ausschlaggebende Grund für das Scheitern der Bemühungen um eine einheitliche Gewerkschaftsorganisation für das ganze Reich betrachtet werden. Die Interzonenkonferenzen zeigten vielmehr, daß die Durchsetzung der Politik des Kalten Krieges den entscheidenden Ausschlag für das Scheitern der Bestrebungen nach einer gemeinsamen Organisation gab. In der Folgezeit vertiefte sich noch der »Graben« zwischen dem FDGB und den Gewerk-

76 Ebd., S. 162.

77 Ebd.; Diese Betriebe beschäftigten allerdings mehr als die Hälfte der Arbeiter und Angestellten; in einer Reihe von Betrieben konnten die Vereinbarungen nur durch Streiks erzwungen werden. Nach den Angaben von 1949 stieg die Zahl der Betriebe, in denen Betriebsvereinbarungen abgeschlossen worden waren, im Verlauf der Betriebsrätewahlen vom Mai/Juni 1947 auf 29 648. Vgl. Aus der Arbeit des FDGB, S. 343 f.

schaften der Westzonen. Im Westen zeichnete sich nach der Währungsreform mit der Restauration privatkapitalistischer Produktionsverhältnisse die Niederlage der gewerkschaftlichen Neuordnungspolitik immer deutlicher ab. Die Gewerkschaften mußten zu den traditionellen Formen gewerkschaftlicher Tagesarbeit zurückkehren. In der sowjetischen Zone dagegen begann mit den Anfängen einer zentralen Planwirtschaft und der gewerkschaftlichen Mitbestimmung im Planungsprozeß ein neues Kapitel. Die Probleme der Organisation des Produktionsprozesses selbst wurden zu einem entscheidenden Bestandteil gewerkschaftlicher Tagesarbeit.

3. Gewerkschaftliche Organisation und Kämpfe von der Währungsreform bis zur Gründung des DGB

Die politische Entwicklung in den Westzonen von 1948 bis zur Gründung der BRD

Mit dem Scheitern der Londoner Außenministerkonferenz im Dezember 1947 und der zunehmenden Konfrontationspolitik der Westmächte gegen die Sowjetunion waren die Weichen für eine separate Staatsbildung gestellt. Frankreich, das in den ersten Jahren der Besatzungspolitik noch auf eigenen Forderungen – insbesondere nach Reparationen und Gebietsabtretungen – beharrt hatte, wurde durch das Saarabkommen vom Februar 1948 in die Strategie der amerikanischen und britischen Besatzungspolitik einbezogen.[78]

Die nun möglichen separaten Botschaftskonferenzen der drei Westalliierten führten zur Stillegung der Tätigkeit des Alliierten Kontrollrates. Damit wurde die gemeinsame Besatzungspolitik, wie sie noch in Potsdam möglich war und die auf die Erhaltung

78 Vgl. Hermann Graml, Die Alliierten in Deutschland, in: Westdeutschlands Weg zur Republik, S. 25–52, hier S. 43 ff.

der wirtschaftlichen Einheit Deutschlands ausgerichtet war, endgültig gesprengt. In den »Londoner Empfehlungen« wurden von den Westmächten die Stationen zur Bildung eines separaten Weststaates umrissen: Das Ruhrgebiet sollte einer internationalen Kontrollbehörde unterstellt und die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Bizone und französischer Zone koordiniert werden. Wichtigster Punkt war jedoch der Auftrag an einen von den Länderparlamenten zu gründenden »Parlamentarischen Rat«, die Verfassung für den neuen Weststaat auszuarbeiten. Das Einsetzen der Marshall-Plan-Hilfe auch in den Westzonen und die im Juni 1948 verkündete Währungsreform ergänzten diese Maßnahmen.

Bis zur Gründung der BRD stand nun die Frage der inneren wirtschaftlichen und politischen Struktur des Weststaates im Zentrum der Auseinandersetzungen. Die grundsätzliche Entscheidung für die Separatstaatsbildung wurden von allen Parteien – mit Ausnahme der KPD – und auch von den Gewerkschaften akzeptiert oder zumindest geduldet. Auf Anordnung der Militärregierungen wurde der Wirtschaftsrat der Bizone zu einer parlamentarischen Institution mit erweiterter Gesetzgebungskompetenz auf wirtschaftlichem und fiskalischem Gebiet ausgebaut.[79] Neben den Richtlinien der Westalliierten waren für die Entscheidung über die wirtschaftliche und politische Struktur des neu zu bildenden Staates die politischen Kräfte in den Westzonen selbst von Bedeutung. In den ersten Landtagswahlen hatte sich ein relatives Gleichgewicht von CDU und SPD herauskristallisiert; zusammen mit den kleineren bürgerlichen Parteien verfügte die CDU aber über eine parlamentarische Mehrheit in einigen Länderparlamenten wie im Wirtschaftsrat.

Auch im erweiterten Wirtschaftsrat besetzte diese Koalition unter Führung der CDU alle entscheidenden Posten – insbesondere die der Verwaltungsdirektoren. Für die SPD, die Koa-

79 Die Zahl der Abgeordneten wurde auf 104 verdoppelt, eine zweite Kammer, ein Verwaltungsrat sowie 6 Ressortdirektoren eingesetzt. Die Staatsorgane und Strukturformen der späteren BRD zeichnen sich hier bereits ab. Vgl. Schmidt, S. 130 f.

litionen mit den Kommunisten ablehnte, waren entscheidende Machtpositionen verlorengegangen. Sie hoffte, als »praktische, konstruktive Opposition«[80] Einfluß auf die Entscheidungen über den politischen und wirtschaftlichen Aufbau des neuen Staates zu gewinnen. Längerfristig ging sie davon aus, daß Ludwig Erhard als Direktor der Verwaltung für Wirtschaft mit seiner Konzeption der »Freien Marktwirtschaft« an den wirtschaftlichen Realitäten der Nachkriegszeit scheitern müsse. Dann sei die Zeit für die Verwirklichung ihrer planwirtschaftlich und wirtschaftsdemokratisch orientierten Konzeption gekommen. Im Hinblick auf die ersten Bundestagswahlen hoffte die SPD auf eine parlamentarische Mehrheit, um ihre politischen Vorstellungen durchzusetzen.

Hatten sich im Wirtschaftsrat die auf eine Restauration kapitalistischer Verhältnisse ausgerichteten politischen Kräfte entscheidende Machtpositionen gesichert, so wurde durch die Währungsreform die Stellung der Unternehmer grundlegend konsolidiert.[81] Diese begannen nunmehr, die wenigen von der Arbeiterbewegung errungenen Erfolge wieder zurückzudrängen. So wurde in einer Unternehmerdenkschrift die Rechtmäßigkeit der wirtschaftlichen Mitbestimmung, der Entflechtung und Sozialisierung in Frage gestellt.[82] Diese Auffassungen wurden durch das von der amerikanischen und britischen Militärregierung im November 1948 erlassene Gesetz zu »Umgestaltung des deutschen Kohlebergbaus und der deutschen Eisen- und Stahlindustrie« im wesentlichen bestätigt.[83] Mit diesem Gesetz war die Überführung der Vermögen in Gemeineigentum blokkiert. Die im Potsdamer Abkommen vorgesehene Zerschlagung

80 Vgl. Schmidt, S. 127.

81 Vgl. Huster, u. a., S. 90 ff.; sowie Pirker, Bd. 1, S. 98 f.

82 Vgl. Badstübner/Thomas, S. 270.

83 Das Gesetz »schuf die juristische Grundlage für bereits erfolgte provisorische Abtrennung der Kohlegruben von den Montankonzernen und der Überführung ihrer Hauptwerke in 24 neue Gesellschaften.« Badstübner/Thomas, S. 321. In der Präambel des Gesetzes heißt es: »Die Militärregierung hat beschlossen, die endgültige Entscheidung über die Eigentumsverhältnisse im Kohlebergbau und in der Eisen- und Stahlindustrie einer aus freien Wahlen hervorgegangenen, den politischen Willen der Bevölkerung zum Ausdruck bringenden deutschen Regierung zu überlassen.« Zit. n. Schmid, S. 158 f.

übermächtiger Konzentration in der Wirtschaft hatte sich faktisch in ihr Gegenteil verkehrt: Die Verfügungsgewalt blieb trotz Mitbestimmung der Gewerkschaften bei den Altbesitzern.

In den Beratungen zur neuen Verfassung brachten zwar die SPD-Vertreter ihre wirtschaftspolitischen Konzeptionen – wie die Nationalisierung der Grundstoffindustrie, größere Mitbestimmungsrechte und stärkere Elemente der Wirtschaftslenkung – in die Debatten ein. Sie stellten aber deren Durchsetzung zurück, um so schnell wie möglich zu gemeinsamen Positionen mit den bürgerlichen Parteien über die verfassungsmäßigen Grundlagen des neuen Staates zu gelangen. Gerechtfertigt wurde diese Position mit dem Verweis auf den provisorischen Charakter der Verfassung, die die Wirtschaftsverfassung des neuen Staates offen ließ.[84] Die fortschrittlichen Bestimmungen einiger Länderverfassungen – wie Sozialisierungsmöglichkeiten und Mitbestimmungsregelungen – wurden in das Grundgesetz nicht oder nur abgeschwächt aufgenommen. Während im Grundrechtskatalog der Verfassung die Individualrechte stark betont wurden, traten demgegenüber die sozialen Grundrechte in den Hintergrund. Mit der Verabschiedung des Grundgesetzes im Mai 1949, den ersten Wahlen zum Bundestag im August und der Bildung des Kabinetts Adenauer war die Konstituierung des Weststaates abgeschlossen. Seine politischen Konturen waren durch die Restauration kapitalistischer Produktionsverhältnisse und die Übertragung der politischen Macht an die bürgerliche Koalitionsregierung mit K. Adenauer als erstem Bundeskanzler gekennzeichnet.

Der wirtschaftliche Aufschwung nach der Währungsreform

Wirtschaftlich und auch politisch markierte die von den Westalliierten, und besonders von den USA in eigener Verantwortung

84 Vgl. Gerhard Beier, Der Demonstrations- und Generalstreik vom 12. November 1948, Frankfurt/M. und Köln 1975, S. 25 ff.

geplante und durchgeführte Währungsreform am 20. Juni 1948 für die drei westlichen Besatzungszonen eine entscheidende Wende. Barvermögen und Bankguthaben wurden im Verhältnis 100:6,5 ohne eine Staffelung des Abwertungssatzes nach der Höhe des Vermögens abgewertet. Je Person wurde ein Betrag von 40 DM, später weitere 20 DM ausgezahlt; Firmen erhielten einen Geschäftsbetrag von 60 DM pro Beschäftigtem, Altgeldbestände und Guthaben wurden gestrichen, Schulden im Verhältnis 10:1 abgewertet. Mit der Beschränkung auf eine reine Geldreform ohne Berücksichtigung der in den Produktionsanlagen und Warenlagern angesammelten Werte und dem einheitlichen Abwertungssatz für alle Vermögen ungeachtet ihrer Höhe wurde die bisherige Unternehmerpolitik der Produktionszurückhaltung und der Hortungen nachträglich bestätigt. »In der Geschichte des deutschen Kapitalismus ist die Klassenteilung der Gesellschaft nie offener und unerbittlicher zur Grundlage einer wirtschaftspolitischen Entscheidung gemacht worden als in der Geldreform des Jahres 1948.«[85]

Gleichzeitig mit der Währungsreform wurden in der Bizone wesentliche Bewirtschaftungsregelungen aufgehoben. Planwirtschaftliche Anordnungen der Länder wurden außer Kraft gesetzt und der Preisstopp aufgehoben.[86] Ein beeindruckender Aufschwung von Industrie und Handel setzte unmittelbar mit der Währungsreform ein. Die Schaufenster waren mit Waren gefüllt, die wenige Tage zuvor nirgendwo zu kaufen waren; die Lebensmittelablieferungen stiegen sprunghaft an, und die Normalverbraucherrationen erreichten mit 1900 Kalorien pro Tag den höchsten Stand seit Ende des Krieges. Auch der Index der industriellen Produktion zeigte ein rasches Wachstum:[87]

Juni 1948	51	März 1949	90
Juli 1948	61	Sept. 1949	93
Sept. 1948	70	1949 insg.	89
Dez. 1948	78	März 1950	101
1948 insg.	60		

(1936=100)

Mit dem Aufschwung wurde deutlich, daß gerade nicht – wie oft unterstellt wurde – unzureichende Rohstoff-, Energie- und Fertigteileproduktion oder der physische Leistungsabfall der Arbeiterschaft die entscheidenden Ursachen für die unzureichende Organisation der Produktion und Versorgung gewesen waren. Das weit über alle Vermutungen hinausgehende Ausmaß der Hortungen und die systematische Poiltik der Produktionszurückhaltung seitens der Unternehmer erwies sich vielmehr als der hauptsächliche Grund der wirtschaftlichen Stagnation. Mit der Währungsreform und den folgenden Maßnahmen wurde gesichert, daß die aus Kriegsgewinnen und der hohen Ausbeutungsrate der ersten Nachkriegsjahre günstig erworbenen Anlagen und Güter ohne Abwertung ihren Besitzern verblieben. Alle Beschränkungen der unternehmerischen Verfügungsgewalt waren gefallen – die Bedingungen für die ungestörte erweiterte Reproduktion von Kapital waren wieder hergestellt. Die Zurückhaltung und Drosselung der Produktion wurde damit aufgegeben. Die Lasten des verlorenen Krieges ebenso wie die des nun einsetzenden Produktionsaufschwungs hatte sämtlich die Arbeiterklasse durch einen beispiellos herabgedrückten Lebensstandard getragen. Dem westdeutschen Kapital waren damit auch international günstige Startbedingungen gesichert. Die Verbesserung der Versorgung wurde dabei gleichzeitig auch propagandistisch als Erfolg der sozialen Marktwirtschaft gegen die Gewerkschaftsforderungen gewendet.

Die Bedingungen, unter denen die Arbeiterschaft den Kampf um ihre Lebenshaltung zu führen hatte, änderten sich mit der Währungsreform grundlegend. Die Reproduktion der Arbeitskraft wurde jetzt nicht mehr durch staatliche Bewirtschaftungs-

85 Pirker, Bd. 1, S. 98.

86 Vgl. Fünf Jahre Land Hessen. 1945/46–1949/50. Hrsg. Hessisches Statistisches Landesamt, Wiesbaden 1950, S. 70 mit den genauen Daten für die einzelnen Lebensmittelrationen.

87 J. Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 7a: Darstellung der Lage der Arbeiter in Westdeutschland seit 1945, Berlin 1963, S. 169. 1936= 100, ab März 1949 Gesamtwestdeutschland, vorher britische und amerikanische Zone.

politik und die zugeteilten Rationen, sondern in erster Linie durch die Höhe der Löhne bestimmt. Auch auf dem Arbeitsmarkt hatten sich die kapitalistischen Wirtschaftsprinzipien wieder durchgesetzt. Da der Stand der Produktion immer noch relativ niedrig war, die Nachfrage aber durch jahrelang nicht erfüllten Konsumbedarf und erhöhte Bevölkerungszahlen angestiegen war, bot die am 25. 6. 1948 erfolgte Freigabe der Preise für die meisten Waren den Unternehmern und Händlern günstige Möglichkeiten für Preiserhöhungen. Besonders rasch stiegen die Preise der langlebigen Konsumgüter, z. B. von Hausrat, Schuhen und Textilien, und der aus Bewirtschaftung genommenen Lebensmittel, wie Obst, Gemüse und Eier. Die Preise der weiterhin bewirtschafteten Lebensmittel und von Heizmaterial stiegen zwar langsamer, aber kontinuierlich an. Der Index der Lebenshaltungskosten stieg nach amtlichen Angaben von 151 im Juni 1948 auf den Stand von 168 Ende des Jahres. Die Gewerkschaften kamen bei ihren Berechnungen auf den Stand von 190. Die Lebenshaltung der Arbeiterschaft wurde damit trotz steigender Löhne um mindestens ein Drittel gegenüber dem Vorkriegsstand reduziert.[88] Da der Lohnstopp trotz Freigabe der Preise weiter beibehalten wurde, brachten die Monate nach der Währungsreform für die Arbeiterschaft trotz wirtschaftlichen Aufschwungs und voller Läden ein weiteres Absinken des Lebenstandards. Erst nach erheblichen Unruhen und massiven Protesten hob der Verwaltungsrat der Bizone schließlich zum 1. Oktober 1948 den Lohnstopp auf.

Durch längere Arbeitszeiten und damit höhere Einkommen sowie die Erkämpfung von Lohnerhöhungen gelang es zwar, die Senkung der Lebenshaltung nach der Währungsreform wieder rückgängig zu machen und Verbesserungen zu erreichen. Auch 1949 lag die Lebenshaltung der Arbeiterschaft jedoch immer noch unter dem vergleichbaren Stand der Vorkriegszeit.[89] Obwohl nun nicht mehr wie in den ersten Nachkriegsjahren die physische Existenz und die Arbeitsfähigkeit selbst in

88 Probleme der westdeutschen Wirtschaft, S. 34, 40.
89 Wirtschaft und Statistik 1949/50, S. 68 f.

Frage stand, verhinderten die niedrigen Löhne, daß die Arbeiterschaft an dem größeren Warenangebot teilhaben konnte. Seit Anfang 1949 verschlechterten sich darüber hinaus die Kampfbedingungen für den nun wieder entscheidenden Lohnkampf durch eine rasche Zunahme der Arbeitslosenzahlen.[90]

Die Niederlage der Gewerkschaften in den Auseinandersetzungen um die Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft

Die Gewerkschaften hatten in den ersten drei Jahren der Nachkriegsentwicklung ihre Neuordnungsvorstellungen nicht durchsetzen können. Dennoch gab es Erfolge: gegen alle Behinderungen durch die westlichen Besatzungsmächte hatten die Gewerkschaften in den Westzonen ihre Organisation auf Länder und in der britischen Zone auch auf Zonenebene aufbauen und stabilisieren können. In Ländergesetzen und -verfassungen wurden Forderungen nach Überführung von Schlüsselindustrien in Gemeineigentum und/oder nach betrieblicher Mitbestimmung verankert.

Die Bedingungen zur Weiterentwicklung dieser Ansätze veränderten sich jedoch Mitte 1948 entscheidend. Im März 1948 hatten führende Vertreter der Gewerkschaftsbünde der Westzonen auf einer internationalen Gewerkschaftskonferenz dem »European-Recovery-Program« (Marshall-Plan) zugestimmt. Auf dem außerordentlichen Bundeskongreß des DGB (brit. Zone) in Recklinghausen im Juni 1948 fand nach zweistündiger Diskussion die Haltung der Gewerkschaftsführer die Zustimmung der »übergroßen Mehrheit« der Delegierten.[91] Die Auseinandersetzung um den Marshall-Plan hatte sich in den Gewerkschaften auf dessen politische und wirtschaftliche Konsequenzen bezogen – auf die Gefahr einer kapitalistischen Restauration, die den gewerkschaftlichen Forderungen nach

90 Vgl. ebd., S. 15: Probleme der westdeutschen Wirtschaft, S. 49; Deppe, u. a., Mitbestimmung, S. 92.

91 Vgl. Protokoll des außerordentlichen Bundeskongresses des DGB (britische Zone) vom 16.–18. Juni 1948 in Recklinghausen, Köln o. J. (1948), S. 64.

Sozialisierung entgegenlaufen mußte, »Man überging die Einwände gegen die gesellschaftspolitischen Konsequenzen mit dem Hinweis, daß die Sozialisierung nur vertagt, aber nicht aufgegeben sei.«[92]

Die wichtigste Begründung für die Unterstützung des Marshall-Plans durch die Gewerkschaften war die Hoffnung, daß sich die Notlage der Bevölkerung durch die amerikanische Hilfe und durch einen wirtschaftlichen Aufschwung bessern werde. So räumte Hans Böckler zwar ein, daß der Plan die »Wiederaufrüstung des Großkapitals« bedeuten könne; dennoch schloß er sein Plädoyer für die Unterstützung des Marshall-Plans mit den Worten: »Wir handeln in einer Zwangslage, der wir uns nicht entziehen können. Wir halten es als Realpolitiker, die wir sind, für richtig, uns zum Marshall-Plan zu bekennen und alle Kräfte darauf zu konzentrieren, die Vorteile restlos auszuschöpfen und all dem rechtzeitig zu begegnen, was wir als Nachteile des Plans empfinden.«[93] Mit der Annahme des Plans durch die Gewerkschaften war zugleich die Hoffnung verbunden, größeren Spielraum für die Verwirklichung wirtschaftsdemokratischer Vorstellungen zu bekommen. »Zwischen zwei Ideologien gestellt«, forderte Hans Böckler die Gewerkschaften auf, »deutsche Wirtschaftspolitik« zu machen.[94]

Der Gewerkschaftsrat der Bizone forderte angesichts der Preisentwicklung nach der Währungsreform Lohnerhöhungen sowie die »amtliche Festsetzung von Höchstpreisen und Kontrolle derselben unter Mitwirkung der Gewerkschaften.«[95] Diese Forderungen zielten auf die schnelle und unmittelbare Verbesserung der Lage der Arbeiter und Angestellten ab. Zugleich waren sie jedoch Bestandteil des Konzeptes der planmäßigen Lenkung der Wirtschaft und der Vergesellschaftung lebenswichtiger Industriebereiche. Im Herbst 1948 wurde allerdings diese Politik der Gewerkschaften von den amerikanischen

92 Huster u. a., S. 166.
93 Protokoll Recklinghausen. S. 64.
94 Ebd., S. 39.
95 Zit. n. Pirker, Bd. 1, S. 103.

und britischen Militärregierungen blockiert. Die Militärgouverneure der Bizone teilten dem nordrhein-westfälischen Landtag im September 1948 mit, daß das Gesetz zur Überführung des Bergbaus in Landeseigentum suspendiert sei; denn »die Frage der Sozialisierung der Kohleindustrie (solle) von einer deutschen Regierung und nicht von einer Landesregierung behandelt werden.«[96] Fast zur gleichen Zeit setzte General Clay die für das Mitbestimmungsrecht der Gewerkschaften entscheidenden Paragraphen der Betriebsrätegesetze von Hessen und Württemberg-Baden außer Kraft.[97] Diese massiven Eingriffe der britischen und amerikanischen Besatzungsmacht richteten sich nicht nur gegen demokratisch verabschiedete Gesetze, sondern bedeuteten zugleich einen direkten politischen Angriff auf gewerkschaftliche Grundpositionen und eine offene Begünstigung der Unternehmer.

Mit der direkten Konfrontation zwischen den restaurativen Kräften und den Organisationen der Arbeiterbewegung standen im Herbst 1948 grundsätzliche Entscheidungen über die wirtschaftliche und politische Struktur des Weststaates auf der Tagesordnung. Dennoch verzichteten die Gewerkschaften darauf, nunmehr zum Kampf gegen die restaurativen Entwicklungstendenzen und Entscheidungen der Militärregierungen zum Kampf für ihr Neuordnungsprogramm zu mobilisieren. Sie protestierten gegen die undemokratischen und gegen die Interessen der Arbeiterschaft gerichteten Maßnahmen der Militärregierungen der Bizone und hielten verbal an ihren grundsätzlichen Forderungen nach gesellschaftlicher Neuordnung fest: gleichwohl verzichteten sie in dieser entscheidenden Phase auf den Einsatz ihrer politischen und organisatorischen Macht.

Alle gewerkschaftlichen Aktivitäten zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Neuordnung richteten sich nach den Niederlagen des Jahres 1948 schon auf die Zeit nach der Gründung des neuen Staates. Die führenden Gewerkschafter gingen davon aus, daß nach den ersten Wahlen die mit der Gewerkschaftsbe-

96 Zit. n. Schmidt, S. 153.
97 Vgl. ebd., S. 163 sowie Pirker, Bd. 1, S. 123.

wegung eng verbundene Sozialdemokratie durch eine parlamentarische Mehrheit die politische Richtung des neuen Staates bestimmen werde. Als die Gewerkschaften jedoch mit der Frage der Ausarbeitung einer Verfassung für einen künftigen westdeutschen Staat konfrontiert wurden, begannen sie nur zögernd, ihre schön früher entwickelten Vorstellung neu zu formulieren. Der DGB (brit. Zone) hatte mit seiner Eingabe »Zur Verfassungsfrage« in 38 Punkten seine Vorschläge zur Landesverfassung von Nordrhein-Westfalen ausführlich dargelegt.[98] Diese Stellungnahme sollte Grundlage für die gesamte Verfassungsdiskussion auch in anderen Ländern sein. Unter dem Eindruck der Suspendierung fortschrittlicher Bestimmungen in den Länderverfassungen verzichteten die Gewerkschaften aber von vornherein auf die Erstellung eines umfangreichen Forderungskatalogs, als im Parlamentarischen Rat das Grundgesetz beraten wurde. Unter Hinweis auf später mögliche gesetzliche Regelungen – die mit Unterstützung der erwarteten sozialdemokratischen Mehrheit im Parlament durchgesetzt werden sollten – beschränkten sie sich auf ein Minimalprogramm von sieben Punkten, das sich vorwiegend auf den Grundrechtsteil des Grundgesetzes bezog. Entscheidender Punkt blieb die Forderung nach Verankerung des »Rechtes auf Arbeit«; dennoch wurde nicht mehr – wie bei den Landesverfassungen – auf der Verabschiedung von Artikeln zur Vergesellschaftung und Gemeinwirtschaft bestanden.[99]

Hans Böckler akzeptierte in einem Brief an den Vorsitzenden des Parlamentarischen Rates, Konrad Adenauer, die Absprache der Mehrheit der Fraktionen »in den Grundrechtsteil keine näheren Bestimmungen über die Wirtschafts- und Sozialverfassung des deutschen Volkes aufzunehmen«. Allerdings behielten

98 Ausgehend vom »Recht auf Arbeit« umspannte dieser Forderungskatalog die verfassungsmäßige Verankerung des Streikrechts, der Sozialversicherung, der Überführung der Grundstoffindustrien in Gemeineigentum und der Wirtschaftsdemokratie bis hin zu Einzelbestimmungen wie 40-Stunden-Woche und Garantie eines Mindestlohnes; vgl. Die Gewerkschaftsbewegung in der britischen Besatzungszone. Geschäftsbericht des DGB (brit. Zone) 1947–1949, Köln o. J., S. 343–355.

99 Vgl. Beier, S. 31 f.; Karlheinz Niclauß, Demokratiegründung in Westdeutschland, München 1974, S. 179 ff.

sich die Gewerkschaften vor, »bei der Schaffung einer endgültigen Verfassung für Deutschland ihre grundlegenden Forderungen« für die Wirtschafts- und Sozialverfassung »alsdann zu unterbreiten«.[100] Daß der freiwillige Verzicht auf wesentliche Forderungen von der Mehrheit des Parlamentarischen Rates nicht honoriert wurde, zeigte schließlich das verabschiedete Grundgesetz: selbst das Minimalprogramm, das »unbedingt« durchgesetzt werden sollte, findet sich nur in Bruchstücken (z. B. Koalitionsfreiheit in Art. 9 (3)).

Der Generalstreik im November 1948 und die Kämpfe um Lohnerhöhungen und Preissenkungen

Die Gewerkschaften hatten sich von einer Währungsreform nicht nur die Sanierung der staatlichen Finanzen und des Geldwesens, sondern auch einen Lastenausgleich erhofft, der die Kriegs- und Nachkriegsgewinnler belasten und die Lohnabhängigen von der Bezahlung der Kriegsfolgen entlasten würde. Die Währungsreform vom Juni 1949 hatte aber genau das Gegenteil bewirkt; die Gewerkschaften fühlten sich betrogen und forderten verstärkt staatliche Preiskontrollen und die Durchführung eines gerechten Lastenausgleichs. Vor allem die Forderungen nach Preiskontrolle stieß auf die Ablehnung der Militärregierungen und des Frankfurter Wirtschaftsrates, der mehrheitlich Erhards Konzept der freien Marktwirtschaft unterstützte und die gewerkschaftlichen Forderungen als planwirtschaftliche Eingriffe in die freie Marktwirtschaft zurückwies.[101]

Die enormen Preissteigerungen nach der Währungsreform führten bei Fortbestehen des Lohnstopps (bis Oktober 1948) zu einer erheblichen Verschlechterung der Lebenslage der arbeitenden Bevölkerung in den Westzonen. Die wachsende Zahl

100 Zit. n. Beier, S. 32.

101 Vgl. Wolfgang Benz, Wirtschaftspolitik zwischen Demontage und Währungsreform, in: Westdeutschlands Weg, S. 84 f.

von Demonstrationen und Streiks auf örtlicher und regionaler Ebene[102] sowie diffamierende Angriffe von Ludwig Erhard auf die Gewerkschaften[103] veranlaßten den Gewerkschaftsrat der Bizone im Oktober 1948, einen Generalstreik vorzubereiten und sich damit an die Spitze der Protestbewegung zu stellen. Zum ersten Mal wurden bizonale Protestaktionen offiziell von der Gewerkschaftsleitung koordiniert. Nachdem die britische wie die amerikanische Militärregierung versichert hatten, daß sie keinen Einspruch gegen die geplante Arbeitsruhe erheben würden, »da die Demonstration gewerkschaftlichen und keinen politischen Charakter haben«[104], fand am 12. November 1948 eine – wie es jetzt offiziell hieß – »Demonstration gewerkschaftlichen Willens« statt.

Im Streikverlauf verlangte der Gewerkschaftsrat der Bizone – die französische Zone war wegen des dort geltenden Streikverbots ausgespart – die Ausrufung des wirtschaftlichen Notstandes. Zu seiner Überwindung sollten zeitlich befristete gesetzliche und administrative Maßnahmen der Preiskontrolle angewandt werden. Neben der Neuordnung der Steuerverfassung, einem gerechten Lastenausgleich und Bewirtschaftungsmaßnahmen im Ernährungssektor bekräftigten die Gewerkschaften ihr Programm der Planung und Lenkung bestimmter Bereiche der Wirtschaft, der Überführung der Grundstoffindustrie und der Kreditinstitute in Gemeineigentum sowie der Demokratisierung der Wirtschaft durch wirtschaftliche Mitbestimmung.

Trotz der zögernden Haltung der Gewerkschaftsleitung, diese Kampfmaßnahme einzuleiten, beteiligten sich von 11,7 Millionen Beschäftigten der Bizone neun Millionen an dieser größten Massenaktion der deutschen Gewerkschaftsbewegung seit dem Kapp-Putsch.[105] Diese Demonstration der Kampfentschlossenheit der Lohnabhängigen der Bizone erhellte zugleich

102 Zum 12. 8. 1948 rief der Freie Gewerkschaftsbund Hessen und zum 20. 8. 1948 rief der Allgemeine Gewerkschaftsbund Rheinland-Pfalz zu Demonstrationen und Protestkundgebungen gegen Preissteigerungen und gegen die schlechte Ernährung auf.

103 Vgl. Beier, S. 37.

104 Zit. n. ebd.

105 Vgl. ebd., S. 42.

die Möglichkeiten zur Mobilisierung der gewerkschaftlichen Macht. Gleichwohl war auch diese Aktion nicht in eine längerfristige Strategie zur Durchsetzung der Streikforderungen eingebettet und führte daher zu keinem unmittelbaren Erfolg.

Die Gründung des DGB. Grundlagen und Perspektiven der Gewerkschaftspolitik 1949

Mit dem Gründungskongreß des DGB vom 12.–14. Oktober 1949 in München wurde für die Bundesrepublik eine einheitliche Gewerkschaftsorganisation geschaffen. Die wichtigsten Entscheidungen über die Organisationsstruktur waren freilich schon vor der Gründung des DGB gefallen. Die vom Organisationsausschuß des Gewerkschaftsrates vorgeschlagenen 16 Industrieverbände hatten sich in ihrer Mehrzahl bereits vor dem Gründungskongreß bundesweit konstituiert. Sie behielten ihre Tarif- und Finanzhoheit. Der DGB wurde als Dachorganisation gegründet, der die Gewerkschaftsbünde der ehemaligen Westzonen ablöste[106], die sich auf Bundestagen im September 1949 aufgelöst hatten. Faktisch setzten die Länderbünde ihre Arbeit als Landesverbände in den neun Landesbezirken des DGB fort.[107]

Auf dem Münchner Gründungskongreß des DGB wurden die Satzung, das Statut sowie wichtige Grundsätze zu den

106 Mitgliederzahlen der Gewerkschaftsbünde (Stand: 30. Juni 1949)

DGB (brit. Zone)	2 885 036
Bayerischer Gewerkschafts-Bund	815 161
Gewerkschaftsbund Württemberg-Baden	464 905
Freier Gewerkschaftsbund Hessen	397 008
Allgemeiner Gewerkschaftsbund Rheinland-Pfalz	232 117
Badischer Gewerkschaftsbund	92 257
Gewerkschaftsbund Südwürttemberg und Hohenzollern	75 502

Protokoll des Gründungskongresses des DGB vom 12.–14. Oktober 1949 in München, Köln 1950, S. 282.

107 Vgl. Dieter Schuster, Die deutschen Gewerkschaften seit 1945, 2. Aufl., Stuttgart 1974, S. 33.

künftigen Aufgaben des DGB verabschiedet.[108] Zum Vorsitzenden wurde mit 397 von 474 bei 18 ungültigen Stimmen und 59 Enthaltungen Hans Böckler gewählt. Die optimistische Grundstimmung dieses Kongresses wurde durch die politischen Ereignisse des Jahres 1949 nicht beeinträchtigt. Bei den Wahlen zum ersten Bundestag hatte die CDU mit Unterstützung der kleineren Parteien die Mehrheit errungen. Damit hatten sich die Hoffnungen der Gewerkschaften, über eine von der SPD geführte Regierung bestimmenden politischen Einfluß auf die Entwicklung der BRD zu erlangen, nicht erfüllt. Die SPD hatte sich im September 1949 für die Rolle einer »radikalen Opposition« entschieden.

Trotz aller Rückschläge und Niederlagen der Nachkriegszeit hielt der DGB in seinen »wirtschaftspolitischen Grundsätzen«, die auf dem Münchner Kongreß verabschiedet wurden, an seinem Programm der Neuordnung fest:

»I. Eine Wirtschaftspolitik, die unter der Wahrung der Würde freier Menschen die volle Beschäftigung aller Arbeitswilligen, den zweckmäßigen Einsatz aller volkswirtschaftlichen Produktivkräfte und die Deckung des volkswirtschaftlich wichtigen Bedarfs sichert.

II. Mitbestimmung der organisierten Arbeitnehmer in allen personellen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen der Wirtschaftsführung und Wirtschaftsgestaltung.

III. Überführung der Schlüsselindustrien in Gemeineigentum, insbesondere der Bergbaus, der Eisen- und Stahlindustrie, der Großchemie, der Energiewirtschaft, der wichtigsten Verkehrseinrichtungen und der Kreditinstitute.

IV. Soziale Gerechtigkeit durch angemessene Beteiligung aller Werktätigen am volkswirtschaftlich Gesamtertrag und Gewährung eines ausreichenden Lebensunterhaltes für die infolge Alter, Invalidität oder Krankheit nicht Arbeitsfähigen.

Eine solche wirtschaftspolitische Willensbildung und Wirtschaftsführung verlangt eine zentrale volkswirtschaftliche Pla-

108 Neben den »Wirtschaftspolitischen Grundsätzen« wurden u. a. verabschiedet: »Sozialpolitische Grundsätze«, »Richtlinien zur Führung von Arbeitskämpfen« und »Forderungen für die arbeitenden Jugend«. Vgl. Protokoll München, S. 318–339.

nung, damit nicht private Selbstsucht über die Notwendigkeiten der Gesamtwirtschaft triumphiert.«[109]

Hans Böckler hatte in einer Rede über »Die Aufgaben der deutschen Gewerkschaften in Wirtschaft, Staat und Gesellschaft«[110] rückblickend auf die Verantwortung der Gewerkschaften während der letzten vier Jahre hingewiesen: »Es sollte niemals vergessen werden, daß wir es vor allem der Pflichttreue, der Disziplin und dem Anstand unserer deutschen Arbeitnehmerschaft zu verdanken haben, wenn Westdeutschland nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches nicht im Chaos versank.«[111] Nun, im Jahre 1949, sei zwar das Geldchaos überwunden und die Wirtschaft habe sich weitgehend stabilisiert; dennoch habe sich die Lage der Arbeiterschaft kaum gebessert. »Dafür gibt es nur eine Erklärung, nämlich die, daß die bestehende Wirtschafts- und Sozialordnung, sofern man überhaupt von Ordnung sprechen kann, in jedem Falle gegen die Interessen der arbeitenden Menschen ist.«[112]

Hans Böckler verband die scharfe Kritik an der »freien Marktwirtschaft« mit der Forderung nach Mitbestimmung. Voraussetzung für die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in der Wirtschaft sei aber die Planmäßigkeit der Wirtschaft. »In der freien Marktwirtschaft, die sich so gern sozial nennt, ohne es wirklich zu sein oder auch nur sein zu können, ist für die Mitbestimmung der Arbeitnehmer kein Raum gegeben.«[113]

Der neugegründete DGB hoffte noch darauf, gesetzliche Regelungen durchzusetzen, »die die soziale, personelle und wirtschaftliche Mitbestimmung der Arbeiter im Betrieb sicherstellen, die außerdem aber auch die Bildung und paritätische Besetzung von Wirtschaftskammern und Handelskammern und ähnlichen Selbstverwaltungsorganen der Wirtschaft vorsehen.«[114]

109 Protokoll München, S. 318 f.
110 Ebd., S. 184–205.
111 Ebd., S. 185.
112 Ebd., S. 188.
113 ebd., S. 200.
114 Ebd.

Der Gründungskongreß des DGB entwickelte jedoch keine Strategie zur Durchsetzung dieser Forderungen. »Zur Erfüllung ihrer vorgezeichneten Aufgaben und Pflichten werden die Gewerkschaften sich der bei ihnen gebräuchlichen Mittel und Methoden bedienen. So, wie bisher werden sie also Differenzen auf unterschiedliche Weise auszugleichen versuchen, ehe sie schärfere Waffen wie Streiks usw. anwenden, und sie werden immer bemüht sein, die allgemeinen Volksinteressen nicht zu beeinträchtigen.«[115]

115 Ebd., S. 205.

Frank Deppe

Der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB) 1949–1965

1. Der Sieg der Restauration (1949–1955/56)

Die Gründung des DGB: Die Einheitsgewerkschaft und ihr Programm

Mit der Gründung des DGB im Oktober 1949 wurde ein großes Ziel der deutschen Gewerkschaftsbewegung erreicht: die Einheitsgewerkschaft. In der Satzung war der Bund als die »Zusammenfassung aller Gewerkschaften zu einer wirkungsvollen Einheit und Vertretung der gemeinsamen Interessen auf allen Gebieten, insbesondere der Wirtschafts-, Sozial- und Kulturpolitik« bestimmt. Zugleich wurde seine »Unabhängigkeit gegenüber den Religionen, Verwaltungen, Unternehmern, Konfessionen und politischen Parteien« festgehalten.[1] Die neue Einheitsorganisation war auch das Ergebnis geschichtlicher Erfahrung[2]: Die organisatorische und politische Zersplitterung der Arbeiterbewegung war als eine wesentliche Ursache für die schwere Niederlage gegenüber dem Faschismus erkannt. Und doch blieb die Gewerkschaftseinheit unvollständig. Die Gründung des DGB für die Bundesrepublik Deutschland (BRD)

1 Vgl. Protokoll des Gründungskongresses des DGB, München, 12. bis 14. Oktober 1949, Köln o. J., S. 306 und S. 309; zur Satzung zum Aufbau des DGB 1949 vgl. D. Schuster: Die deutsche Gewerkschaftsbewegung, 5. Aufl., Düsseldorf 1976, S. 79 ff.

2 Vgl. G. Beier, Einheitsgewerkschaft, in: Archiv für Sozialgeschichte, XIII. Bd. 1973, S. 207 ff; U. Borsdorf u. a. (Hrsg.), Grundlagen der Einheitsgewerkschaft, Köln/Frankfurt 1977; F. Deppe u. a. (Hrsg.), Einheitsgewerkschaft, Frankfurt 1982.

stand im Zeichen der innen- und weltpolitischen Entwicklung der Zeit. Sie war selbst noch beeinflußt durch den »kalten Krieg«, denn die Zerstörung der nationalen Einheit Deutschlands beinhaltete zugleich die Aufspaltung der deutschen Arbeiterbewegung. Die alte, verhängnisvolle Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung wurde unter diesen Bedingungen noch verstärkt: Während sich in der DDR die Gewerkschaftsbewegung voll und ganz in den Dienst der Errichtung einer »antifaschistisch-demokratischen Ordnung«, dann – ab 1952/53 – in den Dienst des Aufbaus einer sozialistischen Gesellschafts- und Staatsordnung stellte, setzten sich im DGB die sozialdemokratischen gewerkschaftlichen Traditionen der Weimarer Republik fort. Der DGB definierte sich als eine Kraft des »dritten Weges« zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Auf Grund ihrer schroffen antikommunistischen Orientierung geriet die DGB-Politik jedoch – vor allem im Bereich der Außen- und Deutschlandpolitik – in den Widerspruch, daß sie eben jene Kräfte der Restauration unterstütze, die ihrerseits alles daransetzten, die innenpolitischen Neuordnungsprogramme der Gewerkschaften zum Scheitern zu verurteilen.

Die Einheit der gewerkschaftlichen Interessenvertretung blieb jedoch nicht nur aufgrund der Spaltung Deutschlands unvollständig. Mit der Schaffung selbständiger Industriegewerkschaften nach 1945 war vorab eine Entscheidung für die Dezentralisierung gewerkschaftlicher Macht und Interessenvertretung gefallen. Schon bei der Gründung des DGB war daher abzusehen, daß sich die Diskrepanz zwischen den Funktionen und Kompetenzen des Bundes auf der einen und der autonomen Einzelverbände auf der anderen Seite als ein Faktor der Schwächung einer einheitlichen Interessenvertretung der Lohnabhängigen erweisen mußte.[3] Entsprechend der unterschiedlichen Mitgliederstärke der 16 Einzelgewerkschaften gestaltete

3 Beim 2. o. DGB-Kongreß (West-Berlin) sagte W. Hansen (Vorsitzender des DGB-Landesbezirkes NRW) angesichts der Schwäche des DGB-Vorstandes in den Auseinandersetzungen um das BetrVG: »Ihr wißt alle, daß wir nach 1945 nicht freiwillig die autonomen Industriegewerkschaften aufgebaut haben, denn Hans Böckler wollte die ›allgemeine Gewerkschaft‹.« Protokoll, S. 189.

sich auch deren Einfluß: schon 1950 war die IG Metall mit 1,35 Millionen Mitgliedern (24,8 Prozent der Gesamtmitgliedschaft) die weitaus größte Einzelgewerkschaft – die Gewerkschaft Kunst mit ca. 42 000 Mitgliedern (0,8 Prozent der Gesamtmitgliedschaft) die kleinste.[4]

Hinzu kam, daß das Prinzip der einheitlichen Interessenvertretung aller Gruppen der Lohnabhängigen nicht vollständig verwirklicht wurde. Die Deutsche Angestelltengewerkschaft (DAG), die zunächst noch zum DGB der britischen Zone gehörte, konstituierte sich 1950 als eine selbständige Organisation, die die Tradition der ständischen Interessenvertretung – zusammen mit den Standesverbänden der Beamten im Deutschen Beamtenbund (DBB) – fortführte.[5] Obwohl sich das Prinzip der Einheitsgewerkschaft sowohl gegenüber den Standesorganisationen als auch gegenüber dem Versuch der Schaffung einer christlichen Richtungsgewerkschaft (CGB) im Jahre 1955[6] erfolgreich bewährte, bleibt die Verteidigung des Einheitsgewerkschaftsprinzips bis in die Gegenwart eine ständige gewerkschaftspolitische Aufgabe. Auch im Bereich des öffentlichen Dienstes konnte sich das Prinzip »ein Betrieb – eine Gewerkschaft« nicht durchsetzen. Allein vier Gewerkschaften des öffentlichen Dienstes (ÖTV, DPG, GdED und GEW) waren beim Gründungskongreß des DGB als selbständige Organisation vertreten.

Schließlich mußte sich die Frage der gewerkschaftlichen Einheit auch im Zusammenhang der verschiedenen politischen und weltanschaulichen Strömungen in der Arbeiterbewegung stellen. Die parteipolitische Unabhängigkeit des DGB kann niemals bedeuten, daß er sich auf der politische Ebene »neutral«

4 Vgl. Geschäftsbericht des Bundesvorstandes des DGB, 1950/1951, Köln o. J., S. 797.

5 Vgl. DGB-Geschäftsbericht 1950/51, S. 717 ff.; A. Enderle, Die Einheitsgewerkschaft, Düsseldorf 1954 (vervielf. Man.), S. 697 ff.; Vgl. I. Wölk, Industriegewerkschaft oder Standesorganisation. Der Organisationsstreit um die Angestellten und die Entstehung der Gewerkschaft HBV, Marburg 1988.

6 Vgl. DGB-Geschäftsbericht 1954/1955, S. 14 f.; T. Pirker, Die blinde Macht, Gewerkschaftsbewegung in Westdeutschland, 2. Teil, München 1960, S. 150 ff.; Vgl. F. Deppe/W. Roßmann, »Gewerkschaftspluralismus« und »repressive Integration«, in: F. Deppe u. a., Strauß und die Gewerkschaften, Köln 1980, S. 32–82, bes. S. 40 f.

verhält. Gleichwohl war schon beim Prozeß der gewerkschaftlichen Neugründung nach 1945 der Einfluß der vor 1933 im ADGB tätigen sozialdemokratischen Gewerkschafter bestimmend. Die Kommunisten wurden bis zum Beginn der fünfziger Jahre aus fast allen hauptamtlichen Funktionen herausgedrängt.[7] Damit waren auch jene politischen Kräfte aus der Organisation ausgeschaltet, die den gewerkschaftlichen Kampf als Bestandteil des Kampfes der Arbeiterbewegung für den Sozialismus begriffen. Zugleich gelang es den in der CDU/CSU politisch organisierten christlichen Gewerkschaftern nicht, zu einer bestimmenden Kraft der westdeutschen Gewerkschaftsbewegung zu werden, obwohl sie in einzelnen Gewerkschaften größeren Einfluß haben und bei Vorstandswahlen in der Regel nach dem Proporz-Prinzip berücksichtigt werden.[8] Die CDU/CSU rückte nach der Regierungsbildung unter dem ersten Kanzler der BRD, Konrad Adenauer, zunehmend von Positionen des »christlichen Sozialismus« ab und entwickelte sich zur führenden politischen Repräsentanz der Kapitalinteressen. Daher gelang es ihr nicht, den traditionell starken Einfluß der SPD auf die Arbeiterschaft der großstädtischen Ballungsregionen zu brechen. Die Führungsgruppen des DGB waren so parteipolitisch fast ausnahmslos mit der SPD verbunden. Zwei Vorsitzende des DGB – Walter Freitag und Willi Richter – sowie Vorsitzende von Einzelgewerkschaften waren – als Aus-

7 Vgl. E. Schmidt, die verhinderte Neuordnung, 1945–1952, 4. Aufl., Frankfurt/M. 1973, S. 120 ff.; Pirker, 1. Teil, s. 260; DGB-Geschäftsbericht 1950/51, S. 29 f.; KPD. 1945–1965, Berlin 1966, S. 66/67. »Problematischer an der deutschen Einheitsgewerkschaft ist die starke Belastung durch den Antikommunismus, der sich Hand in Hand mit der deutschen Teilung ausbreitete und der zu einem der stärksten Bindeglieder der Einheitsorganisation wurde. . .«. K. v. Beyme, Gewerkschaften und Arbeitsbeziehungen in kapitalistischen Ländern, München/Zürich 1977, s. 22/23: Als materialreiche und interessante Analyse der Einheitsgewerkschaft im Kontext der westeuropäischen Nachkriegsentwicklung vgl. L. Niethammer: Strukturreform und Wachstumspakt. Westeuropäische Bedingungen der einheitsgewerkschaftlichen Bewegung nach dem Zusammenbruch des Faschismus, in: H. O. Vetter (Hrsg.), Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung, Köln 1975, S. 303 ff.

8 Auf der ideologischen Ebene war der Einfluß der katholischen Soziallehre – vor allem vertreten durch O. von Nell-Breuning – allerdings sehr viel deutlicher. Vgl. dazu u. a. O. Kunze (Hrsg.), Wirtschaftliche Mitbestimmung im Meinungsstreit, 2 Bde., Köln 1964, Bd. 1, S. 91 ff., Bd. 2, S. 93 ff.; vgl. auch B. Otto, Gewerkschaftsbewegung in Deutschland, Köln 1975, S. 34 ff. u. S. 47 ff.

druck dieser engen Verbindung – in den fünfziger Jahren Mitglieder der SPD-Fraktion im Deutschen Bundestag.

In den wirtschaftspolitischen Grundsätzen, die der Gründungskongreß des DGB verabschiedete und die in der Folge als das »Münchener Programm« bezeichnet wurden[9], war noch einmal die Konzeption einer gesellschaftspolitischen Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft zusammengefaßt, wie sie die Gewerkschaften in den Nachkriegsauseinandersetzungen entwickelt und vertreten hatten.

Die programmatischen Leitsätze entwarfen das Bild einer Gesellschaft, in der die ökonomische und politische Machtbasis des Großkapitals zerbrochen, die Demokratisierung durch Mitbestimmung in allen gesellschaftlichen Bereichen vorangetrieben und die gesellschaftlichen Bedürfnisbefriedigung gegenüber dem privatkapitalistischen Profitprinzip Vorrang erhalten sollte. Es handelte sich um ein Reformprogramm mit antikapitalistischen Elementen und zugleich um ein antifaschistisches Programm, denn auf Grund des offenen Zusammenwirkens von Kapitalimus und Faschismus zielten die gewerkschaftlichen Neuordnungsvorstellungen auch darauf ab, mit der Verwirklichung der sozialen Demokratie die gesellschaftlichen Grundlagen des Faschismus zu beseitigen. Die Einheit dieser Forderungen verweist auf die Vorstellung einer sozialstaatlichen Ordnung, die die »Auswüchse« wirtschaftlicher Macht – also vor allem die Monopole – begrenzt und die letztlich auf die »Gleichberechtigung von Kapital und Arbeit« zielt.

Daher kann das »Münchener Programm« kaum als die »Basis einer sozialistischen Ordnung« verstanden werden.[10]; denn die Formulierung des Programms der »Wirtschaftsdemokratie« ging – namentlich beim ersten Vorsitzenden des DGB, Hans Böckler – einher mit einem ausdrücklichen und rückhaltlosen

9 Dazu gehören u. a. auch noch die »Sozialpolitischen Grundsätze des Deutschen Gewerkschaftsbundes«, vgl. Protokoll Gründungskongreß, S. 326 ff.

10 So L. Limmer, Die deutsche Gewerkschaftsbewegung, München/Wien 1971, S. 81; vgl. auch J. Bergmann u. a., Gewerkschaften in der Bundesrepublik, Frankfurt/Köln 1975, S. 124 ff; F. Deppe, Zur Diskussion um das neue Grundsatzprogramm des DGB, in: IMSF (Hrsg.), DGB wohin?, Frankfurt 1980, S. 5–40.

Bekenntnis zum neuen Staat der Bundesrepublik, damit auch zur Spaltung Deutschlands und zur harten Konfrontation gegenüber der ebenfalls 1949 gegründeten DDR: »Sein Ordnungsbild war das einer einheitlich organisierten, unabhängigen Volksgewerkschaft in einem demokratisch verfaßten sozialen Volksstaat.«[11] Die gesellschaftspolitischen Ordnungsvorstellungen der Gewerkschaften standen also einerseits in der Tradition der wirtschaftsdemokratischen Vorstellungen von SPD und ADGB der Weimarer Republik, andererseits in der Tradition der christlichen Soziallehre. Dem entsprach nicht nur das Bekenntnis zur vorgegebenen politischen Ordnung, sondern auch der weitgehende Verzicht, das gewerkschaftliche Handeln als Klassenhandeln zu bestimmen und seine Aufgabe im Gesamtzusammenhang der politischen Emanzipationsbewegung der Arbeiterklasse zu präzisieren. Die Verhaftung des Denkens der meisten sozialdemokratischen Gewerkschaftsführer in der Tradition der »Volksstaat«-Ideologie mußte notwendig der sozialstaatlichen Gemeinwohlorientierung ein stärkeres Gewicht verleihen als dem Klassencharakter der Gewerkschaftspolitik. Nur ein Delegierter verband die Kritik der programmatischen Orientierung mit einer Auswertung der geschichtlichen Erfahrungen der Gewerkschaften:

»Lehnt es die Mehrheit des Gründungskongresses angesichts des Wiedererstarkens der schwärzesten Reaktion heute ab, sich in den Satzungen zu den alten Idealen der Erkämpfung der sozialistischen Gesellschaftsordnung und zu der einzig erfolgversprechenden Politik des proletarischen Klassenkampfes zu bekennen, und legt sie sich umgekehrt auch heute wieder für den selben verhängnisvollen Weg der Zusammenarbeit, d. h. der Arbeitsgemeinschaft mit den Unternehmern fest, der nachweisbar von 1918 bis 1933 zur Vernichtung der Gewerkschaften und zur Aufrichtung der schrankenlosen Unternehmerdiktatur

11 Vgl. dazu G. Beier, Volksstaat und Sozialstaat, in: H. O. Vetter (Hrsg.), Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung, S. 359 ff., bes. S. 382; Zu H. Böckler – leider nur bis 1945 – vgl. U. Borsdorf, Hans Böckler, Arbeit und Leben eines Gewerkschafters von 1875 bis 1945, Köln 1982; als zeitgeschichtliches Portrait vgl. E. Klein-Viehöver/J. Viehöver, Hans Böckler. Ein Bild seiner Persönlichkeit, Köln/Berlin 1952.

geführt hat, dann bleibt jedem verantwortungsvollen Delegierten die Pflicht, gegen den vorliegenden Satzungsentwurf zu stimmen.«[12]

In der tatsächlichen wirtschaftlichen und politischen Entwicklung waren aber bis 1949 schon ganz eindeutig die Weichen in Richtung auf die Restauration einer privatkapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung gestellt; ebenso war – mit der Bildung des bürgerlichen Koalitionskabinetts Konrad Adenauer – das politische Kräfteverhältnis zuungunsten der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung verschoben. Daher definierte sich der DGB mit seinen programmatischen Aussagen objektiv als eine Kraft der Opposition, vor allem als Gegner des Wirtschaftsministers Ludwig Erhard.

Die gewerkschaftlichen Aufgaben waren daher klar bestimmt. Zunächst mußte die neue geeinte gewerkschaftliche Kraft zur Verbesserung der Arbeits- und Lebenbedingungen der Arbeitnehmer eingesetzt werden. Die Lohnpolitik hatte in erster Linie die Aufgabe, die Wirkungen der Politik der Lohnsenkung, die schon vor 1933 eingesetzt hatte und die bis Ende 1949 anhielt, zu beseitigen. »Nach den Untersuchungen im wirtschaftswissenschaftlichen Institut liegt der Reallohn des Arbeiters heute bei 60 Prozent der Vorkriegshöhe. Zur gleichen Zeit liegen die Gewinne des Unternehmers trotz eines Rückgangs im letzten Quartal über Vorkriegshöhe, während die Lohnquote, d. h. der Anteil von Lohn und Gehalt am Produktionswert, um 16% unter dem Stand von 1936 liegt.«[13]

Das am 9. 4. 1949 erlassene Tarifvertragsgesetz konnte jedoch als Rahmen für die gewerkschaftliche Lohnpolitik nicht genügen, denn die Verbesserung der Lebensbedingungen hing entscheidend auch von wirtschaftspolitischen Maßnahmen – u. a. zur Dämpfung des Preisanstiegs – ab.[14] Zugleich mußte die

12 Karl Mößner (IGM, Stuttgart), Gründungskongreß, Protokoll, S. 110/111.

13 H. Böckler, Gründungskongreß, S. 197.

14 Zur Entwicklung des Preisindex für die Lebenshaltung von Arbeiterfamilien vgl. DGB Geschäftsbericht 1950/51, S. 307; vgl. dazu auch: V. Agartz, Die Lohnpolitik der deutschen Gewerkschaften, in: Gewerkschaftliche Monatshefte (im folgenden: GeMo), 1950, S. 441 ff.

Arbeitszeit, die 1950 auf durchschnittlich 49,2 Stunden in der Industrie angestiegen war (1936: 45,5 Stunden), verkürzt werden.[15] Gleichwohl sollte nicht nur auf den »klassischen« Gebieten der Gewerkschaftspolitik Aktivität entfaltet werden. Die Arbeitslosigkeit stieg seit 1949 an. 1950 betrug die Arbeitslosenquote 10,4 Prozent, das waren – nach offiziellen Angaben – fast 1,6 Millionen Beschäftigungslose. 33 Prozent der Arbeitslosen waren »Heimatvertriebene«.[16] Dazu kamen die katastrophalen Wohnverhältnisse, die eine Forcierung des Sozialwohnungsbaus erforderten. Insgesamt ergaben sich so aus den wirtschaftlichen und sozialen Folgewirkungen des Krieges und der Nachkriegszeit zahlreiche Probleme einer absoluten Verelendung der Massen der Lohnabhängigen, deren Lösung nur durch eine aktive gewerkschaftliche Interessenvertretung – nicht nur durch die Tarifpolitik, sondern vor allem durch die Sozial- und Gesellschaftspolitik – erreicht werden konnte.

Die Gewerkschaften waren davon überzeugt, daß die Wahrnehmung ihrer klassischen Schutzfunktionen nicht ausreichen würde, um die gegebene Situation der Not und des Mangels zu überwinden. Ebenso entschieden lehnten sie wirtschaftspolitische Konzeptionen ab, die sich auf die Förderung des »freien Spiels« der Kräfte des kapitalistischen Marktes und der regulativen Funktionen des Profits konzentrierte. Damit war für die Politik der folgenden Jahre eine Schwerpunktsetzung zugunsten der gesellschaftspolitischen Gestaltungsfunktionen vorgenommen worden. Elend, Not und Entrechtung sollten durch die »Neuordung von Wirtschaft und Gesellschaft« überwunden werden. Allerdings wurden in den programmatischen Aussagen und den Diskussionen des DGB-Gründungskongresses keine Richtlinien formuliert, auf welchem Wege und mit welchen Mitteln des gewerkschaftlichen Kampfes die Neuordnung gegen die Kräfte der Restauration durchgesetzt werden sollte. Offenbar war dabei immer noch der Glaube ausschlaggebend,

15 Vgl. J. Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 7a, Darstellung der Lage der Arbeiter in Westdeutschland seit 1954, Berlin 1970², S. 221.
16 DGB-Geschäftsbericht, 1950/51, S. 290.

daß jeder Versuch einer kapitalistischen – mit dem wirtschaftspolitischen Instrument des Neoliberalismus operierenden – Krisenüberwindungsstrategie alsbald scheitern müsse und daß in der Konsequenz ein Wahlsieg der SPD bei den nächsten Bundestagswahlen unausweichlich sei.

Der äußere und innere »kalte Krieg«

Die Jahre zwischen 1949 und 1955/56 markieren den Höhepunkt des kalten Krieges in den internationalen politischen Beziehungen. Die wirtschaftliche und politische Entwicklung in der BRD wie in der DDR wurde – wie schon vorher die Spaltung Deutschlands – wesentlich durch die Konfrontation zweier politischer Machtblöcke mit antagonistischen Gesellschaftsordnungen bestimmt. Der »kalte Krieg« war jedoch nicht bloß jene latente und offene Spaltung, die sich aus der Konfrontation von Kapitalismus und Sozialismus ergab. Er war vielmehr der – vor allem von den USA ausgehende Versuch – ab 1946/47 den Einfluß des Sozialismus und Kommunismus zurückzudrängen, die Ergebnisse des zweiten Weltkrieges zu revidieren und den Aufbau sozialistischer Gesellschaftsordnungen außerhalb der Sowjetunion mit allen Mitteln zu verhindern. Daher war es nur – wie sich schon beim Marshall-Plan gezeigt hatte – logisch, daß die »Politik der Stärke«, der »Eindämmung« (containment), des »Zurückrollens« (roll Back) in den kapitalistischen Ländern zugleich darauf abzielte, eine Gesellschafts- und Wirtschaftspolitik durchzusetzen, die auf eine beschleunigte Wiederherstellung privatkapitalistischer Produktionsverhältnisse und auf eine Beschränkung des Einflusses und der demokratischen Rechte der nationalen Arbeiterbewegung gerichtet war. Wenn auch die gewerkschaftliche Politik nicht unmittelbar durch die Entwicklungen im Felde der internationalen Politik betroffen schien, so wurden ihre Handlungsbedingungen dennoch in entscheidender Weise durch den »kalten Krieg« beeinflußt – und zwar nicht nur in bezug auf die ideologische Auseinandersetzung, sondern auch in bezug auf die

Durchsetzung ihres Programms gesellschaftspolitischer Reformen.[17] Schon die Bildung der Regierung Adenauer hatte gezeigt, daß die Zeichen der Zeit für die Gewerkschaften ungünstig standen, daß die Restauration jene Rechte und Wirkungsmöglichkeiten einzuschränken suchte, die die Gewerkschaften in den Nachkriegsauseinandersetzungen – z. T. in der Gesetzgebung der Alliierten, z. T. in den Länderverfassungen – errungen hatten.

Die Politik der Adenauer-Regierung verfolgte das Ziel einer möglichst schnellen Herstellung der Souveränität der BRD durch bedingungslose Einordnung in das politisch-militärische und ökonomische westliche Bündnissystem unter der Führung der USA. Indem die BRD so zum »Festlanddegen Amerikas«[18] wurde, mußte sie zugleich die Rolle der bewaffneten »Speespitze« im Konzept der globalen »Politik der Stärke« und des »Zurückrollens« übernehmen, d. h. die Wiederbewaffnung und -aufrüstung waren die notwendige Konsequenz. Damit war der Wiedervereinigung Deutschlands, die propagandistisch mit an erster Stelle der Politik Adenauers stand, nur ein möglicher Weg gewiesen: nur eine militärische Intervention oder der Zusammenbruch des ökonomischen und politischen Systems der DDR konnten zum Ziel führen. Ideologisch mußte eine solche Politik auf der permanenten Unterstellung einer »Bedrohung aus dem Osten«, einer prinzipiell aggressiven – auf die »kommunistische Weltherrschaft« ausgerichteten – Politik der Sowjetunion beruhen. Das aber schloß ein, daß nicht nur alle Verhandlungsangebote der Sowjetunion zur Wiederherstellung der deutschen Einheit zurückgewiesen wurden[19], sondern daß alle politischen Kräfte verteufelt wurden, die – aus unterschied-

17 Vgl. dazu F. Rück, Gewerkschaften und Außenpolitik, in: GeMo, 1952, S. 93 f.

18 Vgl. W. Besson, Die Außenpolitik der BRD, München 1970, S. 96; H. J. Axt, Bundesdeutsche Außenpolitik zwischen transatlantischer und westeuropäischer Orientierung, in: U. Albrecht u. a., Beiträge zu einer Geschichte der Bunderepublik Deutschland, Köln 1979, S. 253 ff.

19 Zu diesen Angeboten vgl. – aus konservativer Sicht – A. Hillgruber, Deutsche Geschichte 1945–1972, Frankfurt/M./Berlin/Wien 1974, S. 57/58.

lichen politischen Motiven[20] – bereit waren, auf die Angebote der Sowjetunion und der Regierung der DDR einzugehen, um durch den Verzicht auf eine agressive Wiederaufrüstungspolitik die deutsche Einheit nicht zu verspielen.

Die Politik der Restauration und des kalten Krieges setzte sich aber – nicht nur in der BRD, sondern auch in anderen westeuropäischen Ländern, in denen der Einfluß der klassenbewußten Arbeiterbewegung ein wesentlich höheres Niveau erreicht hatte[21] – nur in harten Klassenauseinandersetzungen, nur gegen den Widerstand breiter Teile der Bevölkerung durch. Der DGB spielte in diesen Auseinandersetzungen eine widersprüchliche Rolle. In ihrer überwiegenden Mehrheit hatten die führenden Funktionäre die politischen und ideologischen Voraussetzungen der Spaltung Deutschlands akzeptiert und begriffen den DGB selbst noch als eine »Speerspitze« in der Auseinandersetzung mit dem Kommunismus.[22] Dabei unterschieden sie sich von den konservativ-klerikalen Repräsentanten der Konfrontationsstrategie (K. Adenauer, M. Schumann, De Gasperi, J. F. Dulles) vor allem dadurch, daß sie nicht in der Restauration privatkapitalistischer Produktionsverhältnisse, sondern in der »sozialen Demokratie« die beste und wirksamste Alternative zum Kommunismus sahen.

Aufgrund dieser Widersprüche wurde die DGB-Führung zwischen 1949 und 1952 zu einer Stütze der Adenauerschen

20 Vgl. dazu E. Nolte, Deutschland und der kalte Krieg, München/Zürich 1974, S. 296 ff.

21 Vgl. dazu für Frankreich und Italien die Darstellungen von W. Goldschmidt und D. Albers, in: Gewerkschaften im Klassenkampf. Die Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung in Westeuropa. Argument, Sonderband 2, Berlin 1974.

22 »In dem weltweiten Ringen zwischen dem totalitären Osten und dem demokratischen Westen spielen sowohl in Asien wie in Europa die Gewerkschaften eine überaus wichtige Rolle (. . .). In der Mitarbeit an dem großen interkontinentalen Aufbau des Westens liegt die Zukunft der deutschen Arbeiterschaft, auch des heute durch den Eisernen Vorhang von uns getrennten Teils.« H. Wickel, Gewerkschaften im kalten Krieg, in: GeMo 1951, S. 257 ff., hier S. 361. Diese Rolle ergab sich auch durch die Mitgliedschaft im IBFG, der unte der Führung der US-amrikanischen AFofL zu einer führenden Kraft des kalten Krieges geworden war. Als Dokument eines erschreckend primitiven Antikommunismus vgl. die 1950 von der DGB-Bundespressestelle im Auftrag des DGB-Vorstandes herausgegebene und mit einem Vorwort von H. Böckler versehene Massenbroschüre: Feinde der Gewerkschaften. Feinde der Demokratie.

Außenpolitik.[23] Oft geriet sie dabei in einen Gegensatz zur SPD und ihrem Vorsitzenden Kurt Schumacher, dessen antikommunistische Grundeinstellung zwar zuweilen sogar die von Konrad Adenauer übertraf, der jedoch alle Möglichkeiten einer Verständigung mit der Sowjetunion über die deutsche Wiedervereinigung ausgeschöpft wissen wollte und daher die Westintegration wie die Remilitarisierung als Schritte zur Zementierung der deutschen Spaltung zunächst verurteilte.[24] Schon in der denkwürdigen Bundestagssitzung am 24./25. November 1949, in der Adenauer den Inhalt des »Petersberger Abkommens«[25] bekanntgab, ohne daß die Zustimmung des Bundestages eingeholt wurde, triumphierte Adenauer über die sozialdemokratische Opposition, als er die Zustimmung des DGB-Vorstandes zu diesem Abkommen bekanntgab.[26] Auch in der Frage der Remilitarisierung, die seit dem Herbst 1950 leidenschaftlich diskutiert wurde, kam der DGB-Vorsitzende dem Kanzler entgegen. A. Baring schilder Böcklers Motive wie folgt:

»Auf die Entwicklung, die zu neuen Streitkräften führte, hatte seiner Ansicht nach der DGB gar keinen Einfluß. Möglich und nötig schien ihm dagegen, für das gewerkschaftliche Stillhalten, für die stillschweigende Unterstützung der Adenauerschen Außen- und Verteidigungspolitik jetzt dem Bundeskanzler eine Gegenleistung – eine demokratische Wirtschaftsverfassung, die Neuordnung der deutschen Wirtschaft – abzuverlangen.«[27]

Auch Böcklers Nachfolger, Christian Fette, sprach sich offen für die Remilitarisierung aus, indem er erklärte, daß »die Frage der militärischen Sicherheit und die Wiederaufrüstung der Bun-

23 Vgl. dazu A. Baring, Außenpolitik in Adenauers Kanzlerdemokratie, 2 Bde., München 1971, Bd. 2, S. 58 ff.

24 Vgl. dazu J. v. Freyberg u. a., Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. 1863–1975, Köln 1975, S. 307 ff.; H.-J. Brauns u. a., SPD in der Krise. Die deutsche Sozialdemokratie seit 1945. Frankfurt/Main 1976, S. 206 ff.

25 Im »Petersberger Abkommen« mit den Westalliierten war die Einschränkung der Demontagen mit dem Beitritt der BRD zur internationalen Ruhrbehörde gekoppelt worden; vgl. Besson, S. 82 ff.; ebenfalls DGB, Geschäftsbericht, 1950/51, S. 213/14.

26 Vgl. K. Adenauer, Erinnerungen, 1945–1953, Frankfurt/M. u. Hamburg 1967, S. 273 ff.

27 A. Baring, Bd. 2, S. 66.

desrepublik eins seien.«[28] Die DGB-Führung stellte sich also erneut gegen die SPD, die die Wiederbewaffnung zwar nicht prinzipiell, »unter den gegenwärtigen Bedingungen« aber scharf ablehnte. Schließlich wurden die Differenzen der SPD- und der DGB-Führung noch in den Debatten über den Schumann-Plan zur Gründung der Montanunion deutlich: Während dieser Plan bei den Gewerkschaften »offene Türen« einstieß[29] – u. a. auch deshalb, weil man sich »neben der Regelung der Sozialfragen vor allen Dingen die wirtschaftliche Gleichberechtigung der Arbeitnehmerschaft in den vom Vertrag betroffenen Ländern« erhoffte[30] –, sah die SPD in ihm »eine klerikale Verschwörung gegen alle sozialistischen Bestrebungen in Deutschland«, eine »Entmündigung des deutschen Volkes auf 99 Jahre«[31].

Diese Einbindung des DGB in die Außen- und Deutschlandpolitik Adenauers mußte aber zu einer Schwächung der gewerkschaftlichen Positionen im Kampf um die wirtschaftliche und gesellschaftliche Neuordnung führen. Ohne Widerspruch nahm der DGB politische Maßnahmen zur Einschränkung der Demokratie hin, die sich hauptsächlich gegen die Kommunisten richteten – so das erste Strafrechtsänderungsgesetz vom Juni 1951, das sog. »Blitzgesetz«, und den Antrag der Bundesregierung beim Bundesverfassungsgericht auf Verbot der KPD, der in einem unmittelbaren zeitlichen Zusammenhang mit der Ein-

28 Zit. n. Pirker, Bd. 1, S. 234.

29 DGB, Geschäftsbericht, 1950/51, S. 218. So war es kein Zufall, daß in den Gewerkschaftlichen Monatsheften nach Ludwig Rosenberg (Eine Idee beschäftigt die Welt, GeMo, 1950, S. 241 ff.) Max Cohen-Reuss (Die Entdeckung Europas, ebd., S. 360 ff.) zu Wort kam. Dieser hatte schon vor 1914 – als Vertreter des extrem rechten Flügel der deutschen Sozialdemokratie – in den »Sozialistischen Monatsheften« das bürgerliche Konzept der »Vereinigten Staaten von Europa« propagiert. In diese ideologische Tradition – später dezidiert antikommunistischer – Integrationskonzepte reiht sich auch das Bekenntnis des DGB-Vorsitzenden Fette ein: »Was ich erhoffte, ist, daß wir in wenigen Jahren das Ziel ›ganz Europa‹ erreichen, für das so wichtige Leute wie Graf Coudenhove-Kalergi ein Menschenalter lang gekämpft haben.« 2. o. DGB-Kongreß, Protokoll, S. 210.

30 DGB, Geschäftsbericht 1950/51, S. 221.

31 Pirker, Bd. 1, S. 212/213.

leitung der Remilitarisierung in der BRD stand.[32] Dem entsprach ein Wiederaufleben neonazistischer Tendenzen, das sich keineswegs auf die Aktivitäten rechtsradikaler Splittergruppen – wie die 1952 verbotene Sozialistische Reichspartei (SRP) – beschränkte, sondern das vor allem in dem Einfluß ehemals führender Repräsentanten des Nazi-Regimes in den Regierungen, der Staatsverwaltung, der Justiz, den Schulen und Hochschulen, und später dann in der Bundeswehr zum Ausdruck kam.[33] Der DGB protestierte 1950 scharf gegen diese Erscheinungen der inneren Restauration und drohte gewerkschaftliche »Selbsthilfe« für den Fall an, daß die Bundesregierung in der Auseinandersetzung mit den »neofaschistischen Auswüchsen« versagen würde.[34] Indem die DGB-Politik in diesen Fragen immer deutlicher von der »Totalitarismus-Theorie« und nicht mehr von der Erkenntnis des notwendigen Zusammenhangs von Kapitalismus und Faschismus geleitet wurde, mußte sie aber zugleich den Zusammenhang zwischen dem äußeren und inneren kalten Krieg, zwischen wirtschaftlicher und politischer Restauration des Kapitalismus verkennen.[35]

Dennoch wurde die DGB-Führung durch Proteste und Widerstand in der Arbeiterschaft, die an der Spitze einer breiten Volksbewegung gegen Adenauers Politik – vornehmlich gegen die Remilitarisierung – stand, dazu gezwungen, ab 1952 einige Positionen zu revidieren[36] Zu diesem Zeitpunkt – vor allem im

32 Vgl. KPD 1945–1965, S. 71 ff.; W. Abendroth u. a. (Hrsg.): KPD-Verbot oder mit Kommunisten leben?, Reinbek b. Hamburg 1968, dort bes. die Beiträge von W. Ammann und H. Hannover, S. 32 ff.; A. v. Brünneck, Politische Justiz gegen Kommunisten in der BRD 1949–1968, Frankfurt 1978.

33 Vgl. R. Dahrendorf, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, 3. Aufl., München 1974, S. 233 ff., bes. S. 244 ff.

34 Vgl. DGB, Geschäftsbericht, 1950/51, S. 28/29.

35 In einer Entschließung des 3. o. DGB-Kongresses (1954) »gegen neofaschistische und reaktionäre Bestrebungen« mußte daher auch die Erfolglosigkeit der Appelle und Drohungen von 1950 eingestanden werden: »Der Kongreß stellt fest, daß neun Jahre nach dem furchtbaren Zusammenbruch der Politik dieser Gruppen ihre Vertreter wieder leitende Positionen in Wirtschaft und Verwaltung innehaben und daß die Bankrotteure von gestern das Geschehen von heute wieder wesentlich beeinflussen.« Protokoll, S. 691.

36 Vgl. dazu F. Krause, Antimilitaristische Opposition der BRD 1949–1955. Frankfurt/M. 1971, bes. S. 89 ff., S. 112 ff., S. 142 ff., S. 173 ff. So stellt z. B. der Delegierte E. Essl (IGM) beim 2. o. DGB-Kongreß Berlin (W) 1952 fest: »Die unglückseligen Äußerungen

Zusammenhang der gewerkschaftlichen Niederlage bei der Verabschiedung des Betriebsverfassungsgesetzes im Jahre 1952 – war schon deutlich geworden, daß sich die Hoffnung auf ein Entgegenkommen der Adenauer-Regierung in wirtschafts- und sozialpolitischen Fragen als illusorisch erwiesen hatte. Auf der anderen Seite nahm nun der Druck von seiten der SPD auf den DGB angesichts der offenen Widersprüche bei der Remilitarisierung und den Auseinandersetzungen um den Schumann-Plan zu. Nahezu alle Diskussionsredner setzten sich beim 2. DGB-Kongreß (Oktober 1952, Westberlin) kritisch mit der Haltung des Bundesvorstandes auseinander: die gewerkschaftlichen Aussagen zur Remilitarisierung und zur Montanunion hätten selbst noch dazu beigetragen, die gewerkschaftlice Kampfkraft zu schwächen und die Kräfte der kapitalistischen Restauration und der Reaktion zu stärken. »Wir sind und werden das Opfer unserer eigenen Konzeptionslosigkeit, und wir unterschätzen die Kräfte der Reaktion in Deutschland.«[37] Delegierte erinnerten dabei an »Proteste« und »kritische Stellungnahmen gewerkschaftlicher Spitzenfunktionäre«[38]. Schließlich mündete diese massive Kritik in eine personelle Veränderung des DGB-Bundesvorstandes: In einer Kampfabstimmung wurde der Vorsitzende der IGM, Walter Freitag, gegen Christian Fette zum neuen DGB-Vorsitzenden gewählt. Auch Hans von Hoff, der als Mitglied des Bundesvorstandes die Remilitarisierung und den Schumann-Plan befürwortet hatte, mußte aus dem Bundesvorstand ausscheiden.[39] Eine gesellschaftspolitisch klare Aussage zur Remilitarisierung formulierte allerdings erst der 3. DGB-Kongreß (Oktober 1954, Frankfurt/Main),

maßgebender Vertreter des Bundesvorstandes in der Frage des Wehrbeitrags haben nicht nur eine Vertrauenskrise bei unseren Mitgliedern herbeigeführt, sondern waren noch dazu angetan, eine Reihe von politischen Kräften in Deutschland zu ermuntern, die Frage des Verteidigungsbeitrages verstärkt voranzutreiben.» Protokoll, S. 132.

37 E. Essl (IGM), ebd., S. 133.

38 So F. Strothmann (IGM), ebd., S. 126/127; vgl. dazu auch Krause, bes. S. 89 ff.

39 Zum Einfluß der SPD auf diese Entscheidungen vgl. Baring, 2. Bd., S. 77 ff.; vgl. ebenfalls Pirker, Bd. 2, S. 11 ff.; »Durch den Berliner Kongreß war die Führungsspitze des DGB im Sinne der Sozialdemokratischen Partei loyalisiert – mehr jedoch nicht.« Ebd., S. 34.

der einen Wehrbeitrag mehrheitlich mit der folgenden Begründung ablehnte:

»Damit wäre sowohl eine internationale Entspannung der machtpolitischen Gegensätze wie auch die Möglichkeit der Wiedervereinigung Deutschlands ernsthaft gefährdet. Für die innere Entwicklung der Bundesrepublik bedeutet die durch die Londoner Entscheidungen festgelegte Wiederaufrüstung und Bildung einer deutschen Armee die Gefahr der Schaffung eines militärischen Obrigkeitsstaates, der das Ende der Anstrengungen der deutschen Arbeiterbewegung für die Schaffung einer politischen, sozialen und wirtschaftlichen Demokratie bedeuten kann.«[40]

Ebenso wie die SPD verzichtete aber auch die DGB-Führung darauf, die Beschlüsse in parlamentarische und außerparlamentarische Aktionen umzusetzen. Wie in zahlreichen anderen Fragen so behinderte auch hier der ideologisch alles überlagernde Antikommunismus eine klare Strategie der theoretischen wie praktischen Auseinandersetzung mit der Restauration.[41] Dazu kam aber noch die Unsicherheit, den gesellschaftspolitischen und allgemeinpolitischen Positionen und Forderungen der Einheitsgewerkschaft auch im politischen Raum – d. h. vor allem auf der Ebene des Parlaments und der Regierung – Geltung zu verschaffen. Diese Frage beherrschte letztlich auch die Ausein-

40 3. o. Bundeskongreß des DGB, Frankfurt/M., 1954, Protokoll S. 811. Die – voll mit dem Adenauer-Restaurationskurs übereinstimmende – Gegenposition wurde von G. Tuchtfeldt in den Gewerkschaftlichen Monatsheften (1952, S. 57) wie folgt formuliert: »Die Europa-Armee ... befindet sich noch in den Anfangsstadien. Schnelle Fortschritte zeichnen sich aber für die nahe Zukunft ab, da die USA den erforderlichen ›Nachhilfeunterricht‹ intensiviert haben. Gewiß wird diese Lösung vielen Europäern nicht zusagen. Sie hat jedoch einen nicht zu unterschätzenden Vorteil darin, daß sie sich die politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen erzwingen wird; denn das militärische Schutzdach Europas würde ohne diese Fundamente in der Luft hängen. Dabei werden aller Voraussicht nach gerade von der zu schaffenden europäischen Wehrwirtschaft starke Impulse für die Vereinheitlichung der europäischen Wirtschaftspolitik ausgehen.«

41 Als besonders anschauliche Beispiele für das schädliche Wirken des Antikommunismus im DGB vgl. beim 2. o. DGB-Kongreß 1952 u. a. den Auftritt des damaligen DGB-Landesbezirksvorsitzenden E. Scharnowski (Protokoll, S. 148 ff.), der inzwischen – ganz seiner damaligen geistigen Haltung treu geblieben – bei einer rechtsradikalen Organisation gestrandet ist; vgl. ebenfalls die tumultartigen Szenen bei den Auftritten zweier Delegierter, die offenbar für Kommunisten gehalten wurden (S. 193 ff.; S. 277/278).

andersetzungen um die demokratische Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft, die nach 1949 im Zentrum der gewerkschaftlichen Aktivitäten standen.

Der Kampf um Neuordnung und Mitbestimmung

In den ersten Jahren nach der Gründung der BRD stand die Frage der Eigentumsverfassung – vor allem bei den Grundstoffindustrien – sowie der Demokratisierung der Wirtschaft im Mittelpunkt der gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen. Der DGB hatte in seinem Münchener Programm diese »Neuordnung« an die erste Stelle seines Forderungkataloges gesetzt – und auch in der Regierungserklärung des ersten Kanzlers der BRD vom 20. 9. 1949 hieß es noch, »daß die sozial- und gesellschaftspolitische Anerkennung der Arbeitnehmerschaft eine Neuordnung der Besitzverhältnisse in den Grundstoffindustrien notwendig mache«[42]. Da aber die BRD noch nicht die vollständige staatliche Souveränität erlangt hatte, waren auch die westlichen Alliierten, die seit 1947 systematisch die kapitalistische Restauration gefördert hatten, in den Kampf um die Neuordnung einbezogen. Die immer offener zutage tretende Interessenidentität zwischen dem westdeutschen Kapital, den Westalliierten und der Politik der Adenauer-Regierung ließ dabei zugleich erkennen, daß die nationalen und die internationalen Interessen des Kapitals im Zuge der Anheizung des kalten Krieges eine immer engere – wirtschaftliche und politische – Verbindung eingingen.

Zu einem offenen Konflikt zwischen der Arbeiterschaft und den Alliierten kam es 1949/50 noch einmal – gleichsam als Nachtrag zu den Nachkriegsauseinandersetzungen – im Zusammenhang der Demontagen. Das »Peterberger Abkommen« beinhaltete zwar die Streichung zahlreicher Betriebe von der

42 Zit. n. E. Potthoff, Der Kampf um die Montan-Mitbestimmung, Köln-Deutz 1957, S. 71.

Demontageliste[43], dennoch sollten nach wie vor einige wichtige Betriebe – darunter die »Reichswerke Watenstedt Salzgitter« – demontiert und zerstört werden. In mutigen Protestaktionen der Belegschaft und des Betriebsrates wurde hier – vor allem im März 1950 – die Zerstörung des Betriebes und der Arbeitsplätze verhindert.[44] Erst im Januar 1951 wurden schließlich unter dem Eindruck der Zuspitzung der internationalen Konflikte (Korea-Krieg) und der Remilitarisierungspolitik die Demontagen offiziell eingestellt. Die kämpfenden Arbeiter hatten jedoch kaum daran gedacht, ihre Betriebe zu erhalten, um sie dann in den Dienst der Rüstungsproduktion zu stellen oder um die alten Besitzverhältnisse wiederherzustellen. Ihnen ging es bei der Ingangsetzung der Produktion nach 1945 ebenso wie bei der Erhaltung der Produktionsanlagen im März 1950 auch um die Schaffung von Produktionsverhältnissen, in denen die Macht der privaten Verfügung eingeschränkt und Mitbestimmung und Kontrolle der Betriebsräte wie der Gewerkschaften gesichert sein sollten.

Die Gesetzgebung der Westalliierten über die Regelung der Eigentumsverhältnisse in den Grundstoffindustrien hatte sich jedoch schrittweise von den gewerkschaftlichen Forderungen entfernt. Unter Anleitung der US-Besatzung wurde 1947 mit der Entflechtung der Eisen- und Stahlindustrie begonnen, wobei im Zuge dieser Maßnahmen die Mitbestimmung (paritätische Besetzung des Aufsichtsrates) eingeführt wurde. Mit dem Gesetz Nr. 75 (November 1948) über die Neugestaltung des deutschen Kohlebergbaus und der Eisen- und Stahlindustrie war vollends offenbar geworden, daß die westlichen Alliierten nicht mehr das Ziel der Enteignung der alten Besitzer der großen Werke der Eisen- und Stahlindustrie verfolgten; denn »völlig offengelassen hatte das Gesetz die Frage der Eigentumsregelung und die demokratische Kontrolle der neuen Organe. Die Entscheidung über die Eigentumsordnung blieb der

43 Vgl. DGB, Geschäftsbericht, 1950/51, S. 213 ff.

44 Vgl. im Detail: 75 Jahre Industriegewerkschaft 1891–1966. Vom DMV zur IGM. Frankfurt/Main 1966, S. 364 ff.; vgl. auch K. P. Wittemann, Kommunistische Politik in Westdeutschland. Der Ansatz der Gruppe Arbeiterpolitik, Hannover 1977.

zukünftigen deutschen Regierung überlassen.«[45] Im Jahre 1950 wurde das Gesetz Nr. 75, das praktisch nicht zur Geltung gekommen war, durch das Gesetz Nr. 27 revidiert. Damit war nicht nur die definitive Absage an die gewerkschaftlichen Neuordnungsforderungen verbunden; vielmehr hatten sich nunmehr die Interessenvertreter der »Altkonzerne« bei den westalliierten Stellen in der Frage der Regelung des Aktientauschs und der Entschädigungsansprüche durchgesetzt. Damit hatten aber die auch bei der Entflechtung im Interesse der US-amerikanischen, britischen und französischen Kapitals handelnden alliierten Behörden ihrem neu erstarkenden westdeutschen Konkurrenten unfreiwillig einen höchst wertvollen Dienst erwiesen – denn im Zuge der Entflechtung nach dem Gesetz Nr. 27[46] wurde in der westdeutschen Industrie ein Umgruppierungsprozeß der Konzern- und Produktionsstruktur eingeleitet, der das Montankapital zur Umorientierung in Produktionszweige zwang, die in dem neu einsetzenden Konjunkturaufschwung auf dem kapitalistischen Weltmarkt – im Gegensatz zum »strukturschwachen« Bergbau und der krisenanfälligen Stahlindusrie – zu den »Spitzenindustrien« gehörten. Der Versuch zur Einschränkung der internationalen Konkurrenzfähigkeit des westdeutschen Kapitals durch die alliierten Entflechtungsmaßnahmen verkehrte sich also unter der Hand in eine Instrument zur Modernisierung der Kapitalstrukturen.

Der DGB bemühte sich vergeblich darum, seinen Forderungen bei den alliierten Entscheidungen Geltung zu verschaffen. So brachte er im Mai 1950 einen Gesetzesvorschlag »Zur Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft« in die öffentliche Diskussion, der die Mitbestimmung der Arbeitnehmer auf der betrieblichen Ebene, in den Selbstverwaltungsorganen der Wirtschaft sowie in – nach dem Vorbild des Reichswirtschaftsrates in der Weimarer Republik institutionalisierten – beratenden Organen für Regierung und Gesetzgebung forderte.[47]

45 Potthoff, S. 60; vgl. für die britische Zone G. Müller, Mitbestimmung in der Nachkriegszeit, Düsseldorf 1987.

46 Vgl. im Detail: DGB, Geschäftsbericht, 1950/51, S. 196 ff.

47 Zum Neuordnungsvorschlag vgl. DGB, Geschäftsbericht, 1950/51, s. 182 ff.

Damit hatte er sich freilich schon auf ein Element des Münchener Programms beschränkt und auf die Koppelung der Sozialisierungs- mit der Mitbestimmungsforderung verzichtet. Im gleichen Zeitraum fanden Gespräche zwischen Bundesregierung, Gewerkschaften und Unternehmern über die »Neuordnung« statt[48], die allerdings vorerst im Juli 1950 abgebrochen wurden, »da die Untenehmerschaft sich mit aller Leidenschaft und mit allen Mitteln gegen die Forderungen der Gewerkschaften wehrte.«[49] Danach faßte der DGB-Bundesvorstand folgende Entschließung: »Kampfentschlossen für die Mitbestimmung! Die deutschen Gewerkschaften sind gewillt, zur Erreichung der Mitbestimmung der Arbeitnehmer in der Wirtschaft gewerkschaftliche Kampfmittel anzuwenden.«[50]

Bis zum Jahresende spitzten sich dann die öffentlichen Auseinandersetzungen zu: Die Unternehmer traten offen in eine antigewerkschaftiche Kampagne gegen die Forderung nach paritätischer Mitbestimmung ein, wobei alle früheren Versprechungen und programmatischen Aussagen in den Wind geschlagen wurden.[51] Als dann im November des Jahres bekannt wurde, daß im Wirtschaftsministerium an einer Durchführungsverordnung zum Gesetz Nr. 27 gearbeitet wurde, nach der die neuen Gesellschaften an der Ruhr »nach deutschem Recht« – d. h. ohne eine paritätische Beteiligung von Arbeitnehmervertretern in den Aufsichtsräten – gebildet werden sollten[52], entschlossen sich die Gewerkschaften zum Handeln. Für die Erhaltung der Mitbestimmung wurde der Einsatz des letzten gewerkschaftlichen Kampfmittels, des Steiks, vorbereitet.

48 Vgl. dazu wie zur Auseinandersetzung um die Mitbestimmung W. Hirsch-Weber, Gewerkschaften in der Politik, Köln u. Opladen 1959, S. 74 ff.; vgl. ebenfalls F. Deppe u. a., Kritik der Mitbestimmung, 4. Aufl., Frankfurt/Main 1973, S. 96 ff.

49 DGB, Geschäftsbericht, 1950/51, S. 190.

50 Zit. n. Pirker, Bd. 1, S. 174.

51 Vgl. bes. Potthoff, S. 72 ff. »Die öffentlichen Aktionen der Unternehmerverbände gipfelten in einem Telegramm und einem Brief Fritz Bergs, des Präsidenten des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, an den Bundeskanzler, in denen er ihn davor warnte, in der Montanindustrie eine Entscheidung zu treffen, die von der Unternehmerschaft für die gesamte Industrie abgelehnt wurde.« Hirsch-Weber, S. 91.

52 Vgl. den Briefwechsel L. Erhard/W. Freitag (IGM), in: Hirsch-Weber, S. 151 ff.

Im Dezember 1950 und im Januar 1951 führten die IGM und die IGBE Urabstimmungen durch, bei denen festgestellt werden sollte, ob die Mitglieder zur Verteidigung des Mitbestimmungsrechtes durch gewerkschaftliche Kampfmaßnahmen bereit waren. Von den gewerkschaftlich organisierten Arbeitern und Angestellten der Stahlindustrie stimmten über 96 Prozent für Kampfmaßnahmen – im Bergbau waren es 92 Prozent. Obwohl der Bundeskanzler in einem Schreiben an den DGB-Vorsitzenden die angekündigten Kampfmaßnahmen als verfassungswidrig qualifizierte[53], wurden aufgrund dieser demonstrativen Kampfbereitschaft neue Verhandlungen eingeleitet. Diese wurden am 25. 1. 1951 mit einer Vereinbarung abgeschlossen, die dann den Kern des Montan-Mitbestimmungsgesetzes bildete, das im April bei einigen Enthaltungen – darunter auch die KPD-Abgeordneten – gegen etwa 50 Stimmen verabschiedet wurde.[54]

Unter das Gesetz fallen alle Aktiengesellschaften, die GmbHs und bergrechtlichen Gesellschaften mit mehr als 1000 Beschäftigten, die überwiegend Steinkohle, Braunkohle oder Eisenerz fördern oder aufbereiten, Eisen und Stahl erzeugen, nicht aber weiterverarbeiten. In diesen Unternehmen wird in der Regel ein Aufsichtsrat aus elf Mitgliedern gebildet, der sich zur einen Hälfte aus Anteilseignervertretern, zur anderen Hälfte aus fünf Belegschafts- bzw. Gewerkschaftsvertretern[55] zusammensetzt. Je ein Vertreter beider Seiten darf nicht durch persönliche Interessen an die eine oder andere Seite gebunden sein. Hinzu kommt der sog. »neutrale« elfte Mann, auf den sich beide Seiten einigen müssen. Der Aufsichtsrat beruft drei Vorstandsmitglieder. darunter auch den Arbeitsdirektor, der

53 »In einem demokratischen Staatswesen kann es einen Streik gegen die verfassungsmäßigen Gesetzgebungsorgane nicht geben.« Adenauer an Böckler, 4. 12. 1950, Zit. n. Pirker, Bd. I, S. 192.

54 Vgl. F. Deppe u. a., Mitbestimmung, S. 96 ff.

55 Bei einem Aufsichtsrat von 11 Mitgliedern nominieren die Spitzenorganisationen der Gewerkschaften nach dem Verhältnis ihrer Vertretung in den Betrieben 2 Mitglieder sowie das »weitere« Mitglied. Die anderen Arbeitnehmervertreter werden durch den Unternehmensbetriebsrat vorgeschlagen und bestätigt.

nicht gegen die Mehrheit der Stimmen der Arbeitnehmervertreter berufen oder entlassen werden kann.

Die Gewerkschaften feierten das Mitbestimmungsgesetz überschwenglich als einen großen Sieg. »Das Gesetz vom 10. April hat das Tor zu einer neuen Sozialordnung aufgestoßen, aber der Kampf um ihre Verwirklichung wird erst dann beendet sein, wenn die Sozialverfassung in ganz Deutschland aus den Fesseln der Herrschaft des Kapitals über die Arbeit befreit sein wird ... Mit diesen Paragraphen ist ein revolutionärer Akt vollzogen, ist ein Markstein gesetzt – auf dem dritten Wege zu eine neuen Sozialordnung.«[56]

Dabei wurde freilich der zwiespältige Charakter dieses Sieges übersehen.[57] Mit der Montan-Mitbestimmung war eine Teilforderung des Münchener Programms – und zwar nicht für die gesamte Wirtschaft, sondern für zwei Branchen – verwirklicht. Zugleich war die Konzeption des Münchener Programms, die Einheit von Mitbestimmung, Überführung der Schlüsselindustrien in Gemeineigentum sowie staatlicher Wirtschaftsplanung, aufgebrochen. Die Gewerkschaften hatten diese Verselbständigung der Mitbestimmung selbst noch gefördert, indem sie zunehmend auf die Verknüpfung der Mitbestimmungs- mit der Sozialisierungsforderung verzichteten. Stattdessen übernahmen sie die – vor allem aus der Tradition der katholischen Soziallehre begründete – Ideologie von der »Gleichberechtigung von Kapital und Arbeit« und der hierdurch geschaffenen gemeinsamen, sozialpartnerschaftlichen Verantwortung für das betriebliche und wirtschaftliche Geschehen sowie für den »sozialen Frieden«[58]. Dieser Verzicht, die Mitbestimmung als eine Machtposition im Klassenkampf zu begreifen, ermöglichte

56 W. Pahl, Mitbestimmung in der Montanindustrie, GeMo, 1951, S. 225 ff., hier S. 226.

57 Ende der fünfziger Jahre veröffentlichte der katholische Journalist Alfred Horn unter dem Titel »Der beklagte Sieg« ein Buch über die ersten Erfahrungen mit dem Montan-Mitbestimmungsgesetz (Villingen, 1959); zu den »Gegenleistungen«, die die DGB-Führung an Adenauer und die CDU erbrachte, vgl. die vorzügliche Dissertation von H. Theim, Mitbestimmung in der Montanindustrie. Der Mythos vom Sieg der Gewerkschaften, Stuttgart 1982.

58 So vor allem auch die Sprecher der SPD-Fraktion im Bundestag, vgl. F. Deppe u. a., Mitbestimmung, S. 64 ff.

zugleich den Kompromiß mit führenden politischen Repräsentanten des Kapitals und der CDU; denn nach deren Vorstellungen sollten die Organe der Mitbestimmung »Transmissionsriemen der Kapitalinteressen gegenüber den Beschäftigten sein, damit deren ›Integration‹ in den übergeordneten Zweck der Kapitalverwertung im Betrieb wie in das erwerbswirtschaftliche System als ganzes vervollständigen«.[59]

Für die nachfolgenden Auseinandersetzungen und die Entwicklung des Kräfteverhältnisses der Klassen war freilich ein Weiteres von Bedeutung. Den Gewerkschaften war es im Mitbestimmungskampf nicht gelungen, die politisch keineswegs einheitlich repräsentierten Kräfte des Kapitals und der Restauration in die Defensive zu drängen und damit die politischen Voraussetzungen für neue Erfolge zu schaffen. Im Gegenteil – dieser Kampf in den Jahren 1950/51 war der Beginn einer antigewerkschaftlichen Offensive der Unternehmer. Zum ersten Mal nach 1945 entfalteten diese – unterstützt vom größten Teil der Presse – eine Kampagne gegen die Mitbestimmung, in der nicht nur frühere positive Aussagen zur Mitbestimmung zurückgenommen[60], sondern auch die Gewerkschaften »publizistisch in die Verteidigung« gedrängt wurden.[61] Sie nutzten nunmehr die nationale und internationale Verschiebung des Kräfteverhältnosses entschlossen aus, gaben die Zurückhaltung auf, zu der sie nach dem Kriege zunächst durch ihre aktive Rolle im faschistischen Herrschaftssystem gezwungen gewesen waren und wendeten die Ideologie des kalten Krieges und des Antikommunismus direkt gegen die Gewerkschaften, indem sie die Streikvorbereitungen als eine Art Staatsstreich und die

59 W. Hoffmann, Mitbestimmung als Kontrolle im Unternehmen, GeMo, 1968, S. 467 ff.; hier S. 468.

60 H. Reusch (Vorstandsvorsitzender Gutehoffnungshütte), der 1947 den Gewerkschaften die Mitbestimmung angeboten hatte (Potthoff, Kampf, S. 42), bezeichnete 1955 das Mitbestimmungsgesetz als das Ergebnis einer brutalen Erpressung durch die Gewerkschaften zu einer Zeit, »in der das Staatswesen noch nicht gefestigt war«. (Zit. n. A. Sabel, in: Gewerkschaften und Parlament, 4. Europ. Gespräch, hrsg. v. F. Deus im Auftrag des DGB, Düsseldorf o. J., S. 89). Diese Provokation wurde am 22. 1. 1955 von rund 800 000 Berg- und Hüttenarbeitern des Ruhrgebiets mit einem 24stündigen Proteststreik beantwortet (vgl. DGB, Geschäftsbericht 1954/55, S. 24).

61 H. Potthoff, Kampf, S. 76.

Mitbestimmung als ein »kollektivistisches« Machtinstrument auf dem Wege zum »Gewerkschaftsstaat« verteufelten.[62] Trotz des gewerkschaftlichen Teilerfolges wurde also in dieser Auseinandersetzung deutlich, »in welchem Umfang die alten Kräfte die Niederlage des Jahres 1945 überwunden hatten«[63]. Dabei wurde der DGB selbst noch in den Wirkungsbereich des Antikommunismus und jener außenpolitischen Restaurationspolitik miteinbezogen, die er zeitweilige aktiv unterstützt hatte.

Hans Böckler, der im Kampf um die Mitbestimmung seine letzte Kraft gab und am 16. 2. 1951 verstarb, formulierte kurz vor seinem Tod die strategische Grundlinie für die künftige Gewerkschaftspolitik: »Ich spreche von einem Anfang, den wir gemacht haben. Ich zweifle nicht daran, wir werden, nachdem wir innerbetrieblich für zwei der wichtigsten Wirtschaftsgruppen die Dinge geordnet haben, weitergehen müssen. Wir werden das Gesetz ausdehnen müssen auf die anderen Industriezweige. Dann steht uns ein weiterer, schwerer Kampf bevor: der Kampf um die überbetriebliche Mitbestimmung. Laßt nicht nach in Eurem Bemühen, die Organisation an Mitgliedern und auch finanziell zu stärken. Nur eine starke und mächtige Gewerkschaftsbewegung kann eine neue Wirtschaftsordnung schaffen.«[64]

Schon in der Auseinandersetzung um das Betriebsverfassungsgesetz (BetrVG), die im Frühjahr 1950 begonnen hatte,

62 »Die Diskussion in der Öffentlichkeit spitzte sich kurz vor Weihnachten (1950) zu, als in einigen Industriestädten anonyme Plakate verbreitet wurden, die die Urabstimmung in der eisenschaffenden Industrie mit den Wahlen unter Hitler und unter den Machthabern der Sowjetzone verglichen.« Hirsch-Weber, S. 91. Noch in seiner letzten Rundfunkansprache (30. 1. 1951) mußte H. Böckler die Mitbestimmung wie die Gewerkschaftspolitik insgesamt gegen den Verdacht der Vernichtung der persönlichen und politischen Freiheit verteidigen (Vgl. ebd., S. 155).

63 Pirker, Bd. 1, S. 167. Im »Arbeitgeber«, dem Organ des BDA, wurde 1952 schon wieder eine offen faschistische Terminologie gepflegt: »dann aber gab es ja auch einmal eine Zeit, da die Gewerkschaften das ausgesprochene Schoßkind der Besatzungsmächte waren, und es war nicht nur ein unglücklicher Zufall, daß es die gleiche Zeit war, da alles, was sich in einem Kriege auf Leben und Tod für das deutsche Land kämpferisch eingesetzt hatte – auch wenn es unabhängig von dem herrschenden Regime und ohne Zusammenhang mit seinen Exzessen, kurzum aus rein nationalen Beweggründen geschah –, hinter Draht und Gittern saß.« Zit. n. Hirsch-Weber, s. 113.

64 Zit. n. DGB, Geschäftsbericht, 1950/51, S. 12.

aber zunächst durch den Mitbestimmungskampf in den Hintergrund gedrängt wurde, erlitten die Gewerkschaften eine schwere Niederlage. Mit diesem Gesetz mußte eine bundeseinheitliche Regelung der Arbeitsverfassung, der betrieblichen Mitbestimmung und vor allem der Rechte der Betriebsräte und der Gewerkschaften verwirklicht und das Kontrollratsgesetz Nr. 22 abgelöst werden. Die Gewerkschaften stützten sich in ihren Forderungen vor allem auf das Betriebsrätegesetz von 1920 sowie auf fortschrittliche Regelungen, die in Länderverfassungen bzw. in Landesgesetzen bereits erreicht waren. Im Mittelpunkt stand dabei die Ausdehnung der paritätischen Mitbestimmung auf die gesamte Wirtschaft.[65] Die Unternehmerverbände und die Regierungsparteien – hier vor allem die extrem kapitalorientierte FDP – weigerten sich jedoch von Anfang an, den Arbeitnehmern mehr als ein Drittel der Aufsichtsratssitze zuzugestehen. So wurde gegen den Protest der Gewerkschaften, der SPD und der KPD im Juli 1952 ein sozialreaktionäres Gesetz durch den Bundestag gepeitscht, das einen schweren Rückschlag für die gewerkschaftliche Neuordnungspolitik bedeutete. Neben der Verweigerung der paritätischen Mitbestimmung in den Aufsichtsräten stießen besonder die folgenden Bestimmungen auf die Kritik der Gewerkschaften:

»– Das Gesetz beschränkte sich auf die gewerbliche Wirtschaft und klammerte im Gegensatz zum KRG Nr. 22 sowie den Betriebsrätegesetzen der Länder den öffentlichen Dienst aus. . .

– Das Gesetz stellte die gesamte Betriebsratstätigkeit unter das Gebot der vertrauensvollen Zusammenarbeit mit dem Arbeitgeber. Nach § 49 Abs. 1 hatten beide dem ›Wohl des Betriebs und seiner Arbeitnehmer zu dienen und das Gemeinwohl zu berücksichtigen‹. Über das Betriebsrätegesetz 1920 hinaus war dem Betriebsrat nicht nur jede Förderung von Arbeitskämpfen untersagt; er mußte vielmehr alles unterlassen,

65 Zur Auseinandersetzung um das Betriebsverfassungsgesetz vgl. Pirker, Bd. 1, S. 247 ff.; Hirsch-Weber, S. 95 ff.; DGB, Geschäftsbericht 1950/51, S. 425 ff.; DGB, Geschäftsbericht, 1952/53, S. 241 ff.; E. Schmidt, Die verhinderte Neuordnung, Frankfurt/M. 1970, S. 193 ff.

›was geeignet‹ war, ›die Arbeit und den Frieden des Betriebes zu gefährden‹, und sich jeder politischen Betätigung enthalten.

– Die Mitbestimmungsrechte gingen zwar über den ursprünglichen Regierungsentwurf hinaus, doch beschränkten sie sich praktisch auf die in § 56 aufgeführten sozialen Angelegenheiten (. . .).«[66]

Die Unternehmer zollten dem BtrVG begeisterte Zustimmung:

»Entscheidend für die Beurteilung dieses Gesetzes durch die Arbeitgeber ist die Tatsache, daß in ihm die Grundelemente der unternehmerischen Wirtschaft erhalten geblieben sind: Die Entscheidungsfreiheit des Unternehmers über die wirtschaftliche Führung seines Betriebes und die Freiheit unternehmerischer Initiative. . . .Niemand wird es der Unternehmerschaft verdenken können: Sie erblickt darin einen wirklich entscheidenden Erfolg.«[67]

Demgegenüber hat später der Vorsitzende der IGM, Otto Brenner, auf den Stellenwert der »spezifisch nationalsozialistische(n) Ideologie von der ›Volks- und Betriebsgemeinschaft‹« für das neue BtrVG hingewiesen: »Die dem Gesetz innewohnende Ideologie entspricht einer Zeit, die wir 1945 ein für allemal überwunden glaubten. Ein Textvergleich mit dem Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit vom 20. Januar 1934 macht deutlich, was ich meine.«[68]

Nach der Demonstration gewerkschaftlicher Kampfbereitschaft und -fähigkeit in den Auseinandersetzungen um die Montanmitbestimmung war zu erwarten, daß es zu einem harten und offenen Konflikt zwischen der Arbeiterbewegung und den Kräften der Restauration kommen würde, zumal der DGB schon im Sommer 1951 angesichts der unnachgiebigen Haltung der Bundesregierung gegenüber den Neuordnungsforderungen die Mitarbeit in den wirtschaftspolitischen Gremien der BRD eingestellt hatte. Als sich dann im Mai 1952 eine schnelle Verab-

66 W. Däubler, Das Arbeitsrecht, Reinbek b. Hamburg 1976, S. 194/195.

67 Leitartikel des »Arbeitgeber« vom 15. 7. 1952, zit. n. Hirsch-Weber, S. 110.

68 O. Brenner, Fortschrittliche Betriebsverfassung – Prüfstein der Demokratie, in: ders., Gewerkschaftliche Dynamik in unserer Zeit, Frankfurt/Main 1966, S. 121 ff., hier S. 125.

schiedung des Gesetzes abzeichnete, teilte der DGB-Vorsitzende dem Bundeskanzler mit: »Der DGB vermag die Verantwortung für diese Entwicklung nicht mehr zu tragen und ist daher gezwungen, seine Mitglieder zu gewerkschaftlichen Kampfmaßnahmen aufzurufen.«[69] Daraufhin verbreitete der DGB einen Aktionsaufruf; in allen Teilen der BRD fanden Protestkundgebungen, Demonstrationen und Warnstreiks statt, an denen sich etwa 350 000 Lohnabhängige beteiligten.[70] Einen Höhepunkt erreichten diese Aktionen mit einer von der IG Druck und Papier am 28./29. Mai 1952 organisierten Arbeitsniederlegung in allen Zeitungsbetrieben. Nun wurde einerseits die antigewerkschaftliche Hetzkampagne auf die Spitze getrieben – Drohungen wurden laut, die Gewerkschaftsführer strafrechtlich zu verfolgen.[71] Auf der anderen Seite wurde durch diese Kampfaktionen die Verhandlungsbereitschaft der Bundesregierung mit dem DGB erzwungen. Konrad Adenauer ging es in erster Linie darum, die Gewerkschaften taktisch auszumanövrieren – d. h. Zeit zu gewinnen und einen Abbruch der gewerkschaftlichen Kampfmaßnahmen zu erreichen. Dem leistete die DGB-Führung selbst noch Vorschub, als sie Anfang Juni – im Hinblick auf die bevorstehenden Verhandlungen – die Einstellung aller außerparlamentarischen Aktionen beschloß. Während also auf der einen Seite eine beträchtliche Kampfbereitschaft der Arbeiterschaft sichtbar geworden war, die noch durch radikale Reden von führenden Gewerkschaftern angeheizt wurde[72], setzten diese ihre ganze Hoffnung auf die Kompromißbereitschaft der Bundesregierung und der Koalitions-

69 Vgl.DGB, 2. o. Kongreß, Berlin 1952, S. 117.

70 Vgl. Pirker, Bd. 1, S. 252 ff. Dazu der Delegierte W. Bleicher (IGM) beim 2. o. DGB-Kongreß, S. 156: »Wenn es eine Zeit gegeben hat, wo der deutsche Arbeitnehmer erkannt hat, daß die Gewerkschaften sein sicherster, sein einziger Hort ist, dann ist es diese gewesen, wo Demonstrationen und Kundgebungen zum Betriebsverfassungsgesetz waren.«

71 Der damalige Justizminister T. Dehler (FDP) sagte in einer Rede: »Für die Zukunft – das sollen die Herren Fette, Freitag und Reuter wissen – wird jeder Versuch der Gewerkschaften, in ähnlicher Weise die Parlamente unter Druck zu setzen, gerichtlich verfolgt werden.« (zit. n. A. Kummernuß (ÖTV), 2. o. DGB-Kongreß, S. 162).

72 Pirker (Bd. 1, S. 259/260) berichtet von einer Demonstration in Kassel: »Im Schwung der Demonstration erhitzte sich die Tonart der Gewerkschaftsfunktionäre so sehr, daß sogar der Vorsitzende des DGB, Christian Fette, (. . .) vom ›Generalstreik‹ sprach (. . .).«

parteien. Als diese Hoffnung dann Mitte Juni brutal enttäuscht wurde, fand sich im Bundesausschuß des DGB keine Mehrheit für das Wiederaufgreifen der Protest- und Kampfaktionen.[73] Damit hatte der DGB kapituliert – es bieb bei der moralischen Empörung und bei der resignativen Aufforderung, nunmehr »das Bestmögliche aus diesem Gesetz (zu) machen«[74]. Zugleich ließen sich die Gewerkschaften auf die Ebene der parlamentarischen Auseinandersetzungen und Mehrheitsverhältnisse abdrängen. Der gewerkschaftliche Aufruf »Wählt einen besseren Bundestag!«, der unmittelbar nach der Verabschiedung des BetrVG formuliert[75] und kurz vor den Bundestagswahlen im Jahre 1953 erneuert wurde[76], machte nur deutlich, daß die Enttäuschung über die Niederlage umgeschlagen war in den Verzicht, die Gewerkschaften als eine autonome Kraft im außerparlamentarischen Raum zu definieren.

Diese Schwächen der politischen Führung des DGB wurden beim 2. DGB-Kongreß (1952) einer scharfen Kritik unterzogen.

»Ich bin der Meinung, wenn man schon einen Kampf gegen das BetrVG organisiert, dann sollte man sich vorab über alle politisch möglichen Folgen im klaren sein. Man kann nicht mit aufgeblasenen Backen in das Kampfhorn blasen (. . .) und zum Kampf aufrufen, und dann endet dieser Kampf nicht einmal mit einem Kompromiß, sondern mit einem Diktat.«[77]

Letztlich konzentrierte sich diese Kritik aber fast ausnahmslos auf die »Vertrauenskrise zur Führung dieser Gewerkschaften«.[78] Die Abwahl des Vorsitzenden Christian Fette wurde nicht verbunden mit einer gründlichen Analyse der gewerkschaftlichen Handlungsbedingungen in der Restaurationsperiode, mit einer klaren Bestimmung des Zusammenhangs zwischen der inneren und äußeren Restauration – also insgesamt

73 Über den Verlauf dieser Sitzung vom 15. 7. 1952 berichten kontrovers Ch. Fette (2. o. DGB-Kongreß, S. 118/119); W. Freitag (Ebd., S. 159/160); Pirker, Bd. 1, S. 282/283.

74 Ch. Fette, 2. o. DGB-Kongreß, S. 119.

75 Ders., ebd., S. 15; Pirker, Bd. 1, S. 285.

76 Vgl. DGB, Geschäftsbericht, 1952/53, s. 11/12.

77 F. Strothmann (IGM), ebd., S. 218.

78 W. Bleicher (IGM), ebd., S. 156; W. Kuhlmann (ÖTV), S. 129; W. Freitag (IGM), S. 160.

nicht mit einer umfassenden Bestimmung der Klassenstrategie der Arbeiterbewegung in den »Gründerjahren« der BRD.[79]

Die Niederlage im Kampf um die Neuordnung und eine demokratische Betriebsverfassung setzte sich 1955 bei der Verabschiedung des Personalvertretungsgesetzes für den öffentlichen Dienst fort. Zugleich wurden über die Arbeitsrechtssprechung – ab 1954 dann vor allem durch das neu eingerichtete Bundesarbeitsgericht (BAG) – die Handlungsmöglichkeiten der Gewerkschaften und die Rechte der Arbeitnehmerschaft erheblich eingeschränkt. Nach dem Zeitungsstreik vom Mai 1952 hatten die Arbeitgeber Schadensersatzklagen gegen die Gewerkschaften eingereicht. Bei den Urteilen stand freilich die Frage nach den Grenzen des Streikrechtes, also auch die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen des in Art. 9 (3) des Grundgesetzes garantierten Koalitionsrechtes, im Vordergrund: »Während die einfachen Arbeitsgerichte den Zeitungsstreik überwiegend als verfassungswidrige Nötigung des Parlaments verurteilten, erklärten die Landesgerichte den Zeitungsstreik und den politischen Streik generell für einen rechtswidrigen ›Eingriff in den eingerichteten und ausgeübten Gewerbebetrieb‹.«[80]

Die Gerichte verwarfen damit die Verfassungsinterpretation des Gutachters der Gewerkschaften, des Marburger Politikwissenschaftlers Wolfgang Abendroth, nach der »ein befristeter, also zeitlich begrenzter Demonstrationsstreik, der lediglich das Ziel hat, den zuständigen Gesetzgebungsorganen des Staates während der Vorbereitung eines Gesetzes die innere Einstellung der Arbeitnehmer nachdrücklich zur Kenntnis zu bringen, nicht als verfassungswidrig angesehen werden (kann), gleichgül-

79 Die Auseinandersetzungen um das BetrVG standen in einem engen zeitlichen Zusammenhang mit zentralen Entscheidungen der bürgerlichen Regierungskoalition zur Westintegration und zur Remilitarisierung. Im Mai 1952 war der EVG- und der Deutschland-Vertrag unterzeichnet worden und die erste parlamentarische Lesung stand bevor. Obwohl der SPD-Vorsitzende E. Ollenhauer im Bundestag auf diese enge Verbindung aufmerksam machte (vgl. Hirsch-Weber, s. 109), bemühten sich führende Gewerkschafter darum, eine solche Verbindung – und damit eine Politisierung der Kampfaktionen der Arbeiterschaft – zu verhindern. (Pirker, Bd. 1, S. 260).

80 X. Rajewsky, -Arbeitskamprecht in der Bundesrepublik, Frankfurt/M. 1970, S. 37; vgl. auch DGB, Geschäftsbericht, 1952/53, S. 250 ff.

tig, in welchem Umfang (als Teil- oder Generalstreik) er geführt wird«.[81]

Vielmehr übernahmen sie die Auffassung konservativer – bereits als Nazi-Ideologen führender – Rechtswissenschaftler, die entweder den politischen Streik generell als »Gefährdung des Staates in der Autonomie seiner Willensbildung« (E. Forsthoff) bezeichneten oder aber das Streikrecht nur unter der Voraussetzung zugestehen wollten, daß der Arbeitskampf »sozial-adäquat« sei, d. h. daß er als Auseinandersetzung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern auf die Regelung der »Arbeitsbedingungen« durch »privatrechtlich-arbeitsrechtliche Vereinbarungen« beschränkt sein müsse (H. C. Nipperdey).[82] Zusammen mit der wirtschaftsfriedlichen Anbindung der Betriebsräte und ihrer Abtrennung von den Gewerkschaften durch das BetrVG war damit durch das Arbeitsrecht der gewerkschaftliche Handlungsspielraum beträchtlich eingeschränkt. In einer der ersten Grundsatzentscheidungen (28. 1. 1955) des neuen BAG zum Streikrecht hieß es:

»Arbeitskämpfe (Streik und Aussperrungen)... sind *in bestimmten Grenzen* erlaubt, sie sind in der freiheitlichen sozialen Grundordnung der Deutschen Bundesrepublik zugelassen. Unterbrechungen der betrieblichen Arbeitstätigkeit durch einen solchen Arbeitskampf sind *sozialadäquat*, da die beteiligten Arbeitnehmer und Arbeitgeber mit solchen kampfweisen Störungen auf Veranlassung und unter Leitung der Sozialpartner von jeher rechnen müssen und die deutsche freiheitliche Rechtsordnung derartige Arbeitskämpfe als *ultima ratio* anerkennt.«[83]

Zwar war nach 1949 auf die Einführung einer staatlichen Zwangsschlichtung zugunsten eines freiwilligen Schlichtungs-

81 W. Abendroth, Die Berechtigung gewerkschaftlicher Demonstrationen für die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in der Wirtschaft, in: Ders., Antagonistische Gesellschaft und politische Demokratie. Neuwied und Berlin 1967, S. 203 ff., hier S. 229.

82 Vgl. Rajewsky, S. 39 ff.; vgl. dazu auch C. Seegert, Die Formierung des Streikrechts, Frankfurt/New York 1985.

83 Nach Däubler, Arbeitsrecht, S. 126; vgl. dort (126/127) auch die beschränkenden Bedingungen, unter denen nach der Rechtsprechung des BAG ein Arbeitskampf zulässig sein soll.

wesens bei Arbeitskämpfen verzichtet worden.[84] Gleichwohl mußten es die Gewerkschaften im Zuge der Restauration hinnehmen, daß ihnen durch Gesetzgebung wie Rechtsprechung fundamentale Rechte genommen wurden.[85] Die gesellschaftspolitische Gestaltungsfunktion der Einheitsgewerkschaft, die sich ohne die Autonomie auch der Anwendung spezifisch gewerkschaftlicher Kampfmittel nicht realisieren kann, wurde daher grundlegend infragegestellt. Gesetzgebung und Rechtsprechung zielten darauf ab, die Gewerkschaften zu »befestigen«. Da aber die Wirksamkeit arbeitsrechtlicher Normen stets durch das Kräfteverhältnis der Klassen, die Kampffähigkeit und Macht der Gewerkschaften entschieden wird[86], muß die rechtliche Eingrenzung des gewerkschaftlichen Handlungsspielraumes in der Restaurationsperiode auch als Ausdruck jener Schwächen der Gewerkschaftspolitik gelten, die zur Niederlage in der Auseinandersetzung um die demokratische und sozialstaatliche Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft geführt hatten.

Wirtschafts- und Lohnpolitik

Obwohl nach dem Zweiten Weltkrieg die politische, sozialökonomische und die ideologische Entwicklung in erster Linie durch die Wirkungen des nationalen und internationalen Spannungsfeldes »kalter Krieg« beeinflußt wurde, waren doch die Wiederingangsetzung der industriellen Produktion und der Aufschwung der wirtschaftlichen Aktivität – darin eingeschlos-

84 Vgl. DGB, Geschäftsbericht, 1952/53, S. 246 ff.

85 So auch das Recht auf das Verbot der Aussperrung, das noch in der Hessischen Verfassung von 1946 enthalten war.

86 Während des kalten Krieges wurde auch in anderen westeuropäischen Ländern der Versuch unternommen, durch administrative Maßnahmen und durch unmittelbare Gewalt fundamentale Rechte der Gewerkschaften, z. B. das Recht auf den politischen Demonstrationsstreik, einzuschränken bzw. aufzuheben. Hier – z. B. in Italien – verhinderte freilich die Massenmobilisierung durch eine gewerkschaftliche Klassenpolitik – auch in Perioden der Defensive der Arbeiterbewegung – den Erfolg solcher Befestigung- und Zähmungsstrategien (vgl. L. Lama, Intervista sul Sindicato, Roma – Bari 1976, S. 155 ff.).

sen: die Verbesserung der Lebensverhältnisse der Lohnabhängigen – eine entscheidende Voraussetzung für den Erfolg der Restaurationspolitik. Schon die Politik der Westalliierten war seit der Wende in den internationalen Beziehung darauf ausgerichtet, die Einbeziehung der Länder Westeuropas in ihre antikommunistische Blockpolitik zu verbinden mit Unterstützungsmaßnahmen zum möglichst schnellen wirtschaftlichen Wiederaufbau (Marshall-Plan) sowie zur Konservierung der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse, die vorerst gegen die wachsende Macht der Arbeiterbewegung geschützt werden mußten. Die Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik der Bundesregierung setzte diese Interventionspolitik[87] fort: Im Zeichen der Formel von der »sozialen Marktwirtschaft« verfolgte sie das Ziel, den wirtschaftlichen Aufschwung zuerst durch den Schutz und die Förderung der »Kapitalbildung« und der privaten Unternehmensgewinne sowie durch die möglichst schnelle Wiedereingliederung der westdeutschen Wirtschaft in den kapitalistischen Weltmarkt zu verwirklichen. Alle wirtschaftspolitischen Maßnahmen waren – beginnend vor der Gründung der BRD mit der Währungsreform im Juni 1948 – diesem Ziel untergeordnet. Ganz im Sinne der neoliberalen Wirtschaftsideologie, die dem Konzept der »sozialen Marktwirtschaft« zugrunde lag, wurde auf die planende Beeinflussung des gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsprozesses verzichtet, was jedoch nicht ausschloß, daß die Staatstätigkeit systematisch zur Förderung der Kapitalakkumulation eingesetzt wurde.

»Die Priorität der Kapitalbildung war die Konsequenz der gesellschaftspolitischen Konzeption, daß angesichts der Wahrung der gegebenen Besitzverhältnisse erst die Wirtschaft wie-

87 Viktor Agartz, Leiter des WWI des DGB, sagte – unter stürmischem Beifall der Delegierten – vor dem 3. o. DGB-Kongreß (Frankfurt/M., 1954): »Man soll nicht immer zum Osten schauen mit der Behauptung, die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik würde von russischen Panzern gedeckt (. . .) Die Struktur und die Ordnung der westdeutschen Wirtschaft sind sicherlich in gleicher Weise auf den Bajonetten der westlichen Besatzungsmächte geformt worden.« (Protokoll, S. 429).

88 Als programmatische Formulierung vgl. »Düsseldorfer Leitsätze« der CDU/CSU (15. 7. 1949), in: E.-U. Huster u. a., Determinanten der westdeutschen Restauration. 1945–1949, Frankfurt/M. 1972, S. 429 ff.

der aufgebaut werden müsse, bevor sozialpolitische Aushilfen zum Zuge kommen könnten. Auf eine direkte Verbindung des Wiederaufbaus mit gesellschafts- und sozialpolitischen Korrekturen und eine unmittelbare staatliche Wiederaufbaupolitik durch eigene Kapitalakkumulation wurde verzichtet.«[89]

Das wichtigste Instrument dieser Politik war die Steuerpolitik[90]: Über zahlreiche steuerliche Vergünstigungen, Abschreibungsmöglichkeiten sowie über zinsbegünstigte Wiederaufbaukredite wurde die Selbstfinanzierung der Investitionen durch den Staat so systematisch gefördert, »daß« – so rückblickend der spätere DGB-Vorsitzende L. Rosenberg – »von der angeblich alles umfassenden Kapitalvernichtung durch den letzten Krieg die Sachbesitzer in einer wirklich wundervollen Weise verschont geblieben sind. Sie haben ihren Sachbesitz nicht nur erhalten, sie haben ihn nicht nur verstärkt, sondern sie sind aus der angeblich alles gleichmachenden Währungsreform machtvoller als je und mit staatlicher Billigung und mit staatlicher Begünstigung hervorgegangen«[91]. Die »amtliche westdeutsche Wirtschaftspolitik« zeichnete sich daher – nach den Worten von V. Agartz – dadurch aus, »daß sie sozusagen auf Abruf den unterschiedlichsten Verbänden mit teilweise völlig gegensätzlichen Interessen zur Verfügung steht, um sich von allen Teilen der herrschenden Klasse bestätigen zu lassen, wie eindeutig das Auftrags- und Funktionsverhältnis der kapitalistischen Wirtschaft innerhalb der Bundesrepublik verankert ist«.[92]

Für den Erfolg dieser Politik waren jedoch nicht nur wirtschaftliche Voraussetzungen entscheidend. Vielmehr mußten die Macht und der mögliche Widerstand der Arbeiterbewegung gebrochen werden, da der DGB eine planende Wirtschaftspolitik – vor allem eine demokratische Investitionskontrolle – for-

89 H.-H. Hartwich, Sozialstaatspostulat und gesellschafter Status quo. Köln und Opladen 1970, S. 223.

90 Vgl. dazu ebd., S. 224 ff.; O. Kratsch, Die Wirkungen der Amortisationen auf die Akkumulation des Kapitals im staatsmonopolitischen Kapitalismus, Berlin 1962; V. Agartz, Die wirtschaftspolitische Lage, a. o. Kongroß des DGB, Essen, 1951, Protokoll, S. 42 ff.

91 L. Rosenberg, Wirtschaftspolitik, in: 5. o. DGB-Kongreß, Stuttgart, 1958, Protokoll, S. 390 ff., hier S. 397.

92 V. Agartz, 4. o. DGB-Kongreß, Frankfurt/M., 1954, S. 435/436.

derte, die sich an den gesellschaftlichen Bedürfnissen und nicht am privatwirtschaftlichen Profitprinzip orientierte.[93] Darüber hinaus war aber die Niederlage der Gewerkschaften in den gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen um die »Neuordnung« auch deshalb eine Bedingung des Erfolges der »sozialen Marktwirtschaft«, weil mit der politischen Schwächung der Gewerkschaften zugleich ihre Kampfkraft im Bereich der Lohnpolitik vermindert worden war. Je mehr sie sich politisch in der Defensive befanden, um so größer wurde die Möglichkeit, das wirtschaftliche Wachstum und die sprunghaft ansteigenden Profite über extrem niedrige Löhne, lange Arbeitszeiten und die hohe Arbeitsintensität zu fördern. Seit 1950 setzte in der BRD ein überdurchschnittliches Wirtschaftswachstum ein[94], das nach der langen Zeit der Not von vielen als ein »Wirtschaftswunder« betrachtet wurde und als ein Erfolg der »neoliberalen« Wirtschaftspolitik der Bundesregierung erschien. Zwischen 1950 und 1955/56 erhöhte sich das Bruttosozialprodukt (BSP) in der BRD jahresdurchschnittlich um fast 10 Prozent. Dieses Wachstum wurde in erster Linie durch die Industrie – und hier vor allem durch die Investitionsgüterindustrien – getragen. Im gleichen Zeitraum erhöhte sich die Zahl der abhängig Arbeitenden um fast 4 Millionen, d. h. um mehr als 25 Prozent.[95] Die Arbeitslosenquote war 1955 mit 5,2 Prozent immer noch relativ hoch (1950= 10,4 Prozent). Die

93 Vgl. dazu besonders: Forderungen des DGB zur Wirtschaftspolitik vom 12. März 1951, bei denen die Notwendigkeit einer Investitionsplanung am erster Stelle genannt wurde (ebd., S. 5 ff.). Die deutschen Arbeitgeberverbände, die voll mit der wirtschaftspolitischen Konzeption der Bundesregierung übereinstimmten, veröffentlichten 1953 eine »Denkschrift«, in der die gewerkschaftlichen Forderungen zur Herstellung der Vollbeschäftigung wie folgt kommentiert wurden: »Der Weg der ›Vollbeschäftigung‹ könnte – auf Kosten der Freiheit – nur über ein verfassungswidriges Zwangsarbeitssystem oder über eine Dienstpflicht, über eine inflationistische Gefährdung der Währung oder über Preisstopp und Unterkonsum gehen.« (zit. n. GeMo, 1953, S. 265).

94 Vgl. dazu H. König (Hrsg.), Wandlungen der Wirtschaftsstruktur in der BRD, Berlin 1962; Wirtschaftliche und soziale Apsekte des technischen Wandels in der BRD. Erster Band. Sieben Berichte (RKW), Frankfurt/M. 1970; M. Tjaden-Steinhauer/K. H. Tjaden, Klassenverhältnisse im Spätkapitalismus, Stuttgart 1973, bes. S. 94 ff.; E. Altvater u. a., Vom Wirtschaftswunder zur Wirtschaftskrise, Berlin (W) 1979; W. Abelshauser, Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, 1945–1980, Frankfurt/M. 1983.

95 Vgl. Bergmann u. a., Gewerkschaften, S. 346, Tab. 7.

Arbeitslosenreserve wurde in dieser Zeit immer wieder durch Flüchtlingsströme aus der DDR aufgefüllt und wirkte somit als ein zusätzliches Wachstumspotential, das sich der expandierende westdeutsche Kapitalismus zunutze machen konnte. Bis etwa 1951 stand noch die Wiederherstellung der zerstörten Produktionskapazitäten, die Eingliederung der erwerbslosen Arbeitsbevölkerung in den Produktionsprozeß sowie die Beseitigung kriegsbedingter Verzerrungen der Produktionsstrukturen im Mittelpunkt. Danach fand das Kapital hervorragende Verwertungsbedingungen vor:

»Die Produktion von Mehrwert war durch reichliche und billige Arbeitskräfte sowie durch den einsatzfähigen Produktionsapparat gewährleistet; die Realisation dieses Mehrwerts erfolgte durch den Nachholbedarf der westdeutschen Bevölkerung an Gütern der einfachen Lebenshaltung sowie durch die Ausfuhr, die durch den Korea-Boom zum ersten Mal angeheizt wurde und seitdem ununterbrochen zunimmt und zusätzlichen Mehrwert absorbiert.«[96]

Das Wachstum der Wirtschaft beruhte also in diesen Jahren weniger auf der Steigerung der Arbeitsproduktivität durch den technischen Fortschritt, sondern »auf einer Ausweitung des Einsatzes der menschlichen und der sachlichen Produktionselemente, nämlich auf einer Vermehrung der Arbeitskräfte und einer Erhöhung der Arbeitsintensität und auf einer Vermehrung der Produktionsanlagen und einer Erhöhung ihres Ausnutzungsgrades.«[97]

Das »Wirtschaftswunder« war ohne Zweifel die materielle Bedingung des Antikommunismus. Die prosperierende BRD-Wirtschaft und das steigende Lebensniveau auch der Lohnabhängigen wirkten als starke Anziehungskraft auf die Bevölkerung der DDR, wo gerade in den fünfziger Jahren das schwierige Werk des Aufbaus und der Entwicklung einer sozialistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung begonnen wurde.

96 J. Huffschmid, Zum Charakter der gegenwärtigen Wirtschaftskrise, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 4/1975, S. 386 ff., hier S. 392.

97 M. Tjaden-Steinhauer/ K. H. Tjaden, Klassenverhältnisse, S. 97.

Zugleich bildete dieses angebliche »Wunder« den Bezugspunkt aller konservativen Integrationsstrategien, die sich in Schlagworten wie »keine Experimente« bzw. »Wohlstand für alle«, zu denen sich noch die Losung »Alle Wege des Sozialismus führen nach Moskau« gesellte, zusammenfaßten. Tatsächlich war der Wirtschaftsaufschwung nach 1950, der nicht nur in der BRD, sondern in allen hochentwickelten kapitalistischen Ländern einsetzte, aber das Ergebnis des Zusammenwirkens zahlreicher besonderer – aus der Nachkriegssituation und der deutschen Spaltung hervorgegangener – und allgemeiner – im Verlauf des nationalen und internationalen Konjunkturzyklus begründeter – Faktoren:

– Die Kriegszerstörungen des Produktionsapparates waren zum Teil geringer als allgemein angenommen.

– Es standen reichlich billige und hochqualifizierte Arbeitskräfte zur Verfügung.

– Durch ausländische Kapitalhilfe wurde die Produktion zusätzlich angekurbelt.

– Die Politik der Westintegration war mit einer schnellen Wiedereinbeziehung des westdeutschen Kapitals in den expandierenden kapitalistischen Weltmarkt verbunden. Steigende Exporte und ein – seit 1952 kontinuierlich wachsender – Außenhandelsüberschuß wurden zu einer wesentlichen Stütze der Konjunktur.

– Die Wirtschaftspolitik des Staates war systematisch darauf ausgerichtet, die »Kapitalbildung« und die Investitionen – vor allem auch im Breich der Schwerindustrie – zu fördern.

– Die westdeutsche Arbeiterbewegung war – im Unterschied zu den Arbeiterbewegungen anderer westeuropäischer Länder – durch die Nachwirkungen des Faschismus, durch die Niederlagen in den Nachkriegsauseinandersetzungen um die Neuordnung sowie durch die Schwierigkeiten des sozialistischen Aufbaus in der DDR außerordentlich geschwächt.

Entscheidend wurden aber die günstigen Verwertungsbedingungen des Kapitals durch die extrem niedrigen Lohneinkommen in der BRD beeinflußt. Viktor Agartz gab 1954 den folgenden Überblick:

»Es steht fest, daß etwa 80 Prozent aller Berufstätigen ein Einkommen unter 400 DM brutto haben. Es steht fest, daß der deutsche Industriearbeiter mit der Kaufkraft seines Lohnes für eine Arbeitsstunde von 16 westlichen Ländern an drittletzter Stelle steht. Es steht ferner fest, daß die Preise für Lebensmittel in diesen 16 Ländern sich so gruppieren, daß Westdeutschland in der Spitzengruppe, und zwar an vierter Stelle, rangiert.« Im gleichen Zusammenhang wies er auf die extrem langen Arbeitszeiten hin: ». . .Die durchschnittliche Arbeitszeit ist in Westdeutschland immer noch schwankend und beträgt 51 bis 52 Stunden in der Woche.«[98]

Das wirkliche Wunder der fünfziger Jahre war also ein Ausbeutungswunder. Die Arbeitseinkommen stiegen wesentlich langsamer an als die Kapitaleinkommen, und dementsprechend verringerte sich die Lohnquote bei bereinigter Beschäftigungsstruktur von 58,6 Prozent (1950) auf 53,9 Prozent (1960). Die relative Verminderung des Anteils der Lohneinkommen am gesamtgesellschaftlichen Wertprodukt war also eine wesentliche Voraussetzung für die Erhöhung des Anteils der Investitionen am BSP von 19 Prozent (1950) auf 24,1 Prozent (1960).[99]

»Noch deutlicher wird die Situation«, so V. Agartz im Jahre 1954, »wenn man überprüft, wie groß der Anteil des privaten Verbrauchs am BSP in den einzelnen Ländern ist. Er liegt in Dänemark bei 63,3 Prozent, in Frankreich bei 66,2 Prozent, in England bei 67,5 Prozent, in Österreich bei 68,9 Prozent und in Westdeutschland bei 56,1 Prozent. Diese Zahlen zeigen eindeutig. wohin in Westdeutschland ein großer Teil des Sozialprodukts gelangt ist, und hier liegt die Erklärung, wohin die 125 bis 130 Milliarden DM für Investitionen auf dem Weg der Selbstfinanzierung gegangen sind.«[100]

Diese Entwicklung war ohne Zweifel auch Ausdruck der Schwäche der gewerkschaftlichen Kampfpositionen, die selbst noch mit einem gering ausgebildeten Bewußtsein der Lohnab-

98 V. Agartz, 3. o. DGB-Kongreß, Frankfurt/M. 1954, S. 456/457.
99 Vgl. Altvater u. a., S. 256/257.
100 V. Agartz, 3. o. DGB-Kongreß, Frankfurt/M. 1954, S. 457/458.

hängigen über den gesellschaftlichen Charakter dieses Prozesses der forcierten Akkumulation und Ausbeutung einherging.[101] Dieser wurde freilich durch die relative Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen auch der Lohnabhängigen verhüllt, die nach 1950 einsetzte. Die monatliche Nettolohn- und -gehaltssumme je beschäftigten Lohnabhängigen erhöhte sich zwischen 1950 und 1956 real um gut 40 Prozent, also jährlich um fast 7 Prozent. Im gleichen Zeitraum verminderte sich die – zwischen 1949 und 1951 noch sehr hohe – Preissteigerungsrate sowie die Arbeitslosigkeit.[102] Gleichzeitig wurde die Beseitigung der Kriegsschäden – insbesondere im Bereich des Wohnungsbaus – sowie die Verbesserung des Massenkonsums von Verbrauchsgütern von vielen als Bestätigung des »Wirtschaftswunders« und als Erfolg der Politik der »sozialen Marktwirtschaft« bewertet. Im Massenbewußtsein wurde also die individuelle Entwicklung der Arbeits- und Lebensbedingungen kaum auf die Entwicklung der Kapitalverwertungs- und Ausbeutungsbedingungen bezogen. Vielmehr herrschte die geschichtlich vergleichende Erfahrung vor: Im Vergleich zu den vorangegangenen Jahrzehnten der Not und der Angst, aber auch im Vergleich zur wirtschaftlichen Entwicklung in der DDR, erschien der wirtschaftliche Aufschwung der frühen fünfziger Jahre tatsächlich als Wende zu einer neuen Epoche.

Auch im Bewußtsein der Industriearbeiterschaft, dem Kern der aktiven DGB-Mitgliedschaft, machte sich dieser Widerspruch geltend. Keimformen des Klassenbewußtseins, wie sie noch in der aktiven Unterstützung gewerkschaftlicher Kampfmaßnahmen zur Durchsetzung der Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft zum Ausdruck gekommen waren, wurden zunehmend durch eine »Konsumorientierung« überlagert, nach der die Gewerkschaften in erster Linie für eine kontinu-

101 L. Rosenberg sagte später (4. o. DGB-Kongreß, Stuttgart, 1959, S. 398): »Schließlich ist das deutsche Wunder ja kein Wunder gewsen, sondern das Ergebnis harter Arbeit von Millionen fleißiger Menschen. Wenn es überhaupt dabei ein Wunder gab, so war es die beinahe unfaßbare Geduld, mit der die Menschen zusahen, wie ein Großteil ihres Arbeitsertrages sehr einseitig in die Taschen anderer geflossen ist.«

102 Vgl. J. Bergmann u. a., Gewerkschaften. S. 350 ff.

ierliche Verbesserung der Arbeits- und Lebensverhältnisse im Rahmen einer prinzipiell anerkannten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zu sorgen haben. Auch in einer der bedeutendsten soziologischen Untersuchungen dieser Zeit, »Das Gesellschaftsbild des Arbeiter«, wurde auf ein »eigentümliches Zwischenstadium« in der Entwicklung des politischen Denkens der Arbeiter aufmerksam gemacht:

Auf der einen Seite sehen »alle Arbeiter, (. . .) die überhaupt ein Gesellschaftsbild entwickelten, (. . .) die Gesellschaft als – unabwendbare oder abwendbare, unüberbrückbare oder ›partnerschaftlich‹ zu vermittelnde – Dichotomie, und sie beantworten die Frage nach ihrem eigenen gesellschaftlichen Ort durch ein Arbeiterbewußtsein, das es ihnen ermöglicht, sich innerhalb der Gesamtgesellschaft als Teil der Arbeiterschaft zu verstehen.«[103]

Auf der anderen Seite empfindet jedoch die überwiegende Mehrheit dieser Arbeiter die Klassenstruktur der kapitalistischen Gesellschaft als eine »progressive gesellschaftliche Ordnung«, in der – vor allem auch durch den Einsatz der Gewerkschaften – ein Ausgleich der verschiedenen sozialen Interessen erfolgen kann, oder als eine unveränderbare Realität, als »kollektives Schicksal«, das unabwendbar ist bzw. nur individuell überwunden werden kann. Dieses Nebeneinander und Ineinandergreifen von Klassenerfahrung und Anpassung wie Resignation reflektierte nicht nur die Niederlagen in den Auseinandersetzungen um die Neuordnung, sondern auch den Widerspruch zwischen dem Klassencharakter des Restaurationsprozesses und der unmittelbaren Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen, der in der Folgezeit zunehmend durch die Intensivierung der Konsumorientierung aus dem gesellschaftlichen Bewußtsein der überwiegende Mehrheit der Arbeiterklasse verdrängt wurde.

In der ersten Phase nach der Gründung der BRD – etwa bis 1952 – stand die Tarifpolitik der DGB-Gewerkschaften noch

103 H. Popitz u. a., Das Gewerkschaftsbild des Arbeiters, Tübingen 1956, S. 237; Vgl. auch F. Deppe. Das Bewußtsein der Arbeiter, Köln 1971, bes. S. 72 ff.

im Schatten gesellschaftspolitischer Hoffnungen und Forderungen. Die Erfüllung der gewerkschaftlichen Schutzfunktion wurde nicht vorrangig als lohnpolitisches, sondern als gesellschafts- bzw. wirtschaftspolitisches Problem angesehen. Auf Grund der hohen Preissteigerungsraten nach der Währungsreform verwandelte sich – so der DGB-Geschäftsbericht – »die Lohnpolitik der Gewerkschaften (. . .) vom Herbst 1950 an (in) nichts anderes als eine Abwehrmaßnahme. Es mußte verhindert werden, daß sich die Realeinkommen der arbeitenden Bevölkerung infolge Preiserhöhungen verschlechtern, trotzdem sich das Sozialprodukt laufend vergrößerte. Jede andere Beurteilung dieser Entwicklung verkennt die Tatsachen und unterstellt der gewerkschaftlichen Lohnpolitik Aufgaben, die einzig und allein von der verantwortlichen Regierung hätten gelöst werden müssen.«[104]

Angesichts des Scheiterns der Neuordnungsforderungen, aber auch angesichts der hohen wirtschaftlichen Wachstumsraten der folgenden Jahre mußte jedoch der Verteilungskampf eine größere Bedeutung gewinnen. Einerseits mußte mit dem Instrument der Lohnpolitik erreicht werden, daß die Entwicklung der Löhne nicht hinter der Preis-, Umsatz- und Produktivitätsentwicklung zurückblieb und sich damit die Schere zwischen Kapitalprofiten und Arbeitseinkommen noch weiter öffnete. Andererseits trat seit 1953 zunehmend die Frage in den Vordergrund, »wie die Lohnpolitik aktiviert werden kann, um auch für die Wirtschafts- und Konjunkturpolitik Antriebe abzugeben«.[105] Viktor Agartz unternahm schon 1953 den Versuch, mit seinen Thesen zur »expansiven Lohnpolitik« die Notwendigkeit eines stärkeren lohnpolitischen Engagements der Gewerkschaften zu begründen.[106] Dabei ging es ihm nicht nur um die kompromißlose gewerkschaftliche Vertretung der Lohninteressen der Arbeitnehmer, die aufgrund der verweigerten Mitbestimmungs- und Kontrollrechte über den gesamtwirt-

104 DGB-Geschäftsbericht, 1950/51, S. 301.

105 DGB, Geschäftsbericht, 1952/53, S. 379.

106 Vgl. V. Agartz, Beiträge zur wirtschaftlichen Entwicklung 1953. Expansive Lohnpolitik, in: WWI-Mitteilungen, 12/1953, S. 245 ff.

schaftlichen Prozeß um so dringlicher geworden war. Vielmehr entwickelte Agartz ein Konzept, demzufolge der lohnpolitische Aktivismus zugleich als Instrument der Produktivitäts- und damit der Wachstumsstimulierung dienen sollte.

Die Restaurationsperiode war eine Zeit relativ intensiver Arbeitsauseinandersetzungen. Die Anzahl der Streiks, der Streikenden und der Ausfalltage war bis 1955 höher als in den nachfolgenden Jahren des »sozialen Burgfriedens« (vgl. Tab. 1 und Tab. 2).

Die Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnabhängigen war mithin keineswegs automatisches Ergebnis des wirtschaftlichen Wachstums; denn nicht nur die Zahl der Streiks, sondern auch ihre Dauer – bis zu 6 Wochen – läßt den hartnäckigen Widerstand erkennen, den das Kapital trotz der Explosion der Profite und der außerordentlichen Verschärfung der Ausbeutung mit staatlicher Hilfe den gewerkschaftlichen Forderungen entgegensetzte. Ebenso wie im Bereich der gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen zielte daher bei den Lohnkämpfen die Strategie des Kapitals und des bürgerlichen Staates darauf ab, die Gewerkschaften zu »zähmen« und die Kampfentschlossenheit der aktiven Gewerkschaftsmitglieder – nicht nur vermittels der ökonomischen und sozialpolitischen Integration, sondern zugleich durch offene Disziplinierung sowie durch die rechtliche Begrenzung der gewerkschaftlichen Handlungsspielräume – zu brechen. In den beiden bedeutendsten Lohnkämpfen dieser Jahre, dem hessischen und bayerischen Metallarbeiterstreik der Jahre 1951 und 1954, wurde daher neben einer massiven Unternehmerpropaganda vor allem durch die Intervention der Landesregierungen Druck auf die Gewerkschaften ausgeübt.[109] Mehrfach kam es zu gewaltsamen Provokationen der Streikenden durch den Einsatz der Polizei. Die materiellen Ergebnisse dieser Kämpfe blieben

109 Vgl. dazu die Fallstudien von J. Bergmann u. a., Gewerkschaften, S. 211; zum Hessenstreik vgl. A. Bettien, Arbeitskampf im Kalten Kriegs, Marburg 1983; W. Müller-Jentsch, Streiks und Streikbewegungen in der Bundesrepublik, in: J. Bergmann (Hrsg.), Beiträge zur Soziologie der Gewerkschaften, Frankfurt/M. 1979, S. 21 ff; D. Schneider (Hrsg.), Theorie und Praxis der Streiks, Frankfurt/M. 1971.

hinter den gewerkschaftlichen Forderungen und den Zielen der Streikenden zurück. Bei den Urabstimmungen über die Schlichtungsvereinbarungen stimmte jeweils eine eindeutige Mehrheit gegen deren Annahme. Dennoch wurden die Kampfhandlungen eingestellt, da weniger als 75 Prozent der am Streik Beteiligten sich gegen den Schiedsspruch entschieden hatten.[110] Die Härte von Seiten der Unternehmer und der staatlichen Intervention sowie die Kampfbereitschaft großer Teile der Mitgliedschaft der Gewerkschaften waren jedoch nicht nur auf rein wirtschaftliche und soziale Interessengegensätze zurückzuführen. Vielmehr verbanden sich die Lohnkämpfe in der Restaurationsperiode mit den allgemeinen politischen Inhalten des Klassenkampfes. Sie waren nicht nur in die gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen um die Neuordnung und die Mitbestimmung eingeordnet, sondern sie bildeten noch einen Teil der breiten – besonders von der Arbeiterschaft getragenen – Bewegung gegen den innen- und außenpolitischen Restaurationskurs der Regierung Adenauer. Die ideologische – vor allem mit dem Instrument des Antikommunismus operierende – Repression und die – dann noch arbeitsrechtlich fixierte – Einschränkung der gewerkschaftlichen Interessenvertretung durch Lohnstreiks verfolgte daher auch das Ziel, das Widerstandspotential in der Arbeiterklasse gegen diese Politik zurückzudrängen.

Tab. 1: Streiks und Aussperrungen in der BRD 1949–1974[107]

Jahres-durch-schnitt	Streiks und Aussperrungen	Streikende und Ausgesperrte in Tausend	Streik- und Aussperrungs-tage in Tsd.
1949–1958	1106	144	1006
1959–1965	172	67	362
1966–1974	449	172	777

107 Vgl. K. Steinhaus, Streik in der Bundesrepublik 1966–1974, Frankfurt/M. 1975, S. 16; auch R. Kalbitz, Die Streikstatistik in der Bundesrepublik, in: GeMo, 8/1972, S. 495 ff.

Tab. 2: Die großen gewerkschaftlichen Streiks 1950–1955[108]

Jahr	Beteiligte	Dauer
1950		
Streik der Bauarbeiter in Hessen	10 000	2 Wochen
1951		
Streik der Landarbeiter in Niedersachsen	12 000	10 Tage
Streik der Metallarbeiter in Hessen	80 000	4 Wochen
1952		
Demonstrationsstreik der Zeitungsdrucker in der BRD		2 Tage
Streik im grafischen Gewerbe in der BRD	80 000	9 Tage
1953		
Streik der Werftarbeiter in Bremen	14 000	6 Wochen
Streik der Textilarbeiter in Nordrhein-Westfalen und Niedersachen	22 000	6 Wochen
1954		
Streik der Kommunalarbeiter in Hamburg	13 000	8 Tage
Streik der Metallarbeiter in Bayern	100 000	3 Wochen
1955		
Proteststreik in der Montanindustrie	800 000	1 Tag

Gewerkschaftliche Standortbestimmung

Nach der Gründung des DGB war das gewerkschaftliche Selbstverständnis, die theoretische Konzeption der Rolle der Gewerkschaften in Gesellschaft, Wirtschaft und Staat, keineswegs vorgegeben. Die bestimmenden Inhalte der gewerkschaftlichen Einheit und Autonomie mußten sich erst in den praktischen Auseinandersetzungen, auch als Resultat der politischen Erfolge und Niederlagen, als Ausdruck des sozialökonomischen wie politischen Kräfteverhältnisses der Klassen genauer herausbilden. Dabei stand zunächst die theoretische und praktische Ausfüllung des Organisationsprinzips der Einheitsge-

108 J,. Bergmann u. a., Gewerkschaften, S. 210.

werkschaft im Vordergrund; denn die Einheit des gewerkschaftlichen Handeln konnte sich nicht auf den ständigen Kompromiß bzw. Proporz verschiedener weltanschaulicher und politischer Strömungen in der Gewerkschaftsbewegung beziehen. Vielmehr war die Einheit nur aus der Autonomie der sozialökonomischen und gesellschaftpolitischen Interessenvertretung zu begründen, was zugleich die Frage nach den eigenständigen Mitteln des gewerkschaftlichen Kampfes zur Durchsetzung dieser Interessen einschloß.[111] Damit waren aber schon die beiden großen Themen der gewerkschaftlichen Strategiediskussion in der Restaurationsperiode gesetzt: Auf der einen Seite mußte im Rahmen einer solchen Standortbestimmung das Verhältnis zwischen den »klassischen« Vertretungsfunktionen der Gewerkschaften – also der Aufgabe des Schutzes der Lohnabhängigen vor der Willkür des Kapitals sowie der Verbesserung ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen – und den – vor allem durch das »Münchener Programm« in den Mittelpunkt gerückten – gesellschaftspolitischen Gestaltungs- und Veränderungsfunktionen, also der Zielsetzung der »sozialen Demokratie«, geklärt werden. Auf der anderen Seite stand diese notwendige Klärung im Zusammenhang der Definition der Rolle der Gewerkschaften in der neu etablierten Staatsordnung der BRD.

Goetz Briefs – ein nach 1933 in die USA emigrierter deutscher Sozialwissenschaftler, der in der Weimarer Republik wichtige Arbeiten zur Betriebssoziologie und zur Gewerkschaftstheorie verfaßt hatte – wurde nach 1949 zum einflußreichsten Ideologen jener Kräfte, deren Ziel die Integration, die »Zähmung« und »Bändigung« des gewerkschaftlichen Oppositionspotentials gegen die Restaurationspolitik war. In seinen Schriften der frühen fünfziger Jahre[112], auf die sich Unternehmerverbände und Regierung immer wieder bezogen, vertrat er die

110 Vgl. 75 Jahre Industriegewerkschaft, S. 398 u. S. 400.

111 Zum Problem der gewerkschaftlichen Autonomie vgl. F. Deppe, Autonomie und Integration, Marburg 1979.

112 Vgl. G. Briefs, Zwischen Kapitalismus und Syndikalismus: Ders., Das Gewerkschaftsproblem gestern und heute, Frankfurt/M. 1955; vgl. auch als kritische Darstellung E. Mayer, Theorien zum Funktionswandel der Gewerkschaften, Frankfurt/M. 1973, S. 18 ff.

Konzeption der »befestigten Gewerkschaft«, die einerseits durch Gesetzgebung, Arbeitgeber und die »öffentliche Meinung« anerkannt ist, der aber daraus die Verpflichtung erwächst, als »Organ der Volkswirtschaft« bzw. als »Organ der Sozialordnung« »unentbehrliche Aufgaben« zur Sicherung des Bestandes und der störungsfreien Entwicklung der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zu erfüllen. Sein Modell eines »organischen Pluralismus« erkannte wohl die geschichtlich gewachsene Rolle der Verbände im politischen System an. Da er aber ein Anwachsen des Einflusses der Verbände als eine Gefährdung der Autonomie des demokratischen Staates ansah und diesen Staat – ganz im Sinne konservativ-bürgerlicher Staatsideologien – als den Sachwalter des »Gemeinwohls« über alle anderen gesellschaftlichen Einzelinteressen und Institutionen erhob, forderte er eine drastische Beschränkung der gewerkschaftlichen Autonomie. Die Gewerkschaften sollten nicht nur bedingungslos auf die Anerkennung von systemstabilisierenden Aufgaben verpflichtet werden. Auch ihre Handlungsmöglichkeiten – etwa das Streikrecht – sollten gesetzlich begrenzt werden, um deren »Ordnungsfunktion« sicherzustellen. Auf der Grundlage dieser Integrationstheorie entwickelte Briefs sodann jene Ablehnung der gewerkschaftlichen Gesellschaftspolitik – vor allem der Mitbestimmungsforderungen –, die bis in die Gegenwart die antigewerkschaftlichen Propagandafeldzüge leitet: Die paritätische Mitbestimmung öffne den Weg zum »syndikalen Totalitarismus« oder – mit anderen Worten – zum »Gewerkschaftsstaat«[113]. Der Kampf um die Erringung von Machtpositionen, die ihrerseits als Instrument der demokratischen und sozialstaatlichen Neuordnung dienen können, wird also ebenso wie der kompromißlose Einsatz für die Reproduktionserfordernisse der Arbeitskraft als system- und verfassungswidrig, als eine »totalitäre« Bedrohung der »freien« (d. h. der kapitalistischen) Gesellschaft und des demokratischen

113 »Die Forderung nach Mitbestimmung bezeichnet Briefs als eine Verirrung, als eine besondere Form des Demokratismus, dessen Ende nur der syndikale Totalismus ein kann.« T. Pirker, Gewerkschaften am Scheideweg, in: GeMo, 1952, S. 70 ff., hier S. 711.

Staates interpretiert. Im Sinne der Gesamtkonzeption von Briefs kann das nur bedeuten, daß – sofern die Gewerkschaften nicht freiwillig auf ihre Autonomie verzichten – die Staatsgewalt durch Gesetz eingreifen und die Gewerkschaften einer politisch-staatlichen Kontrolle unterwerfen muß.[114]

Der DGB wurde schon im Zuge der politischen Auseinandersetzungen um die Montanmitbestimmung und das Betriebsverfassungsgesetz dazu gezwungen, die Funktionen der Gewerkschaftspolitik gegenüber Regierung, Parlament und Parteien genauer zu bestimmen.[115]. Nach »herrschender Meinung« waren schließlich die Kampfaktionen zur Durchsetzung der gewerkschaftlichen Forderungen im Bundestag illegal. Die innergewerkschaftliche Diskussion beschränkte sich jedoch zunächst nicht darauf, das Recht der Gewerkschaften – als eines großen, sozialen Interessenverbandes – zur Mitwirkung an der politischen Willensbildung und der staatlichen Entscheidung zu fordern, um auf diese Weise das Modell einer »pluralitären Demokratie«[116] zu verwirklichen. Vielmehr herrschte das Bemühen vor, aus der Aufgabenbestimmung der Gewerkschaften sowie aus der Analyse der Klassenstruktur eine Konzeption gewerkschaftlichen Handelns abzuleiten, in der sich die Forderung nach Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft mit der Vorstellung einer demokratischen Veränderung des Staatswesens selbst, einer »inhaltlichen« Demokratisierung, verband – also mit der Vorstellung eines »demokratischen Integrationsprozesses«[117]. In dessen Verlauf die Gewerkschaften wirken darauf hin, »einen Zustand zu überwinden, in dem stets Teilinter-

114 Vgl. dazu bes. E. Mayer, Theorien, S. 30/31; in diesem Sinne eines repressiven Integrationsmodells später auch E. Benda, Industrielle Herrschaft und sozialer Staat, Göttingen 1966; zur aktuellen Bedeutung dieser Ideologie vgl. H. O. Vetter, Gewerkschaften im Visier der Reaktion, in: GeMo, 10/1974, S. 602 ff.

115 Die »Europäischen Gespräche«, die der DGB im Rahmen der Ruhrfestspiele veranstaltete, beschäftigten sich daher u. a. mit den Themen »Gewerkschaften im Staat« (1952) und »Gewerkschaften und Parlament« (1955).

116 Vgl. in diesem Sinne D. Sternberger, Parlamentarismus, Parteien, Verbände, in: GeMo, 1952, S. 473 ff.; später O. Stammer, Gesellschaftliche Entwiclungsperspektiven und pluralitäre Demokratie, in: GeMo, 1961, S. 577 ff.; auch Mayer, Theorien, S. 85 ff.

117 So vor allem A. Weber, Staat und gewerkschaftliche Aktion, in: GeMo, 1952, S. 478 ff.

essen großer wirtschaftlicher Machtzentren sich der öffentlichen Meinung und des Staates zu bemächtigen drohen und dabei im Endergebnis auch die formale Demokratie in Frage stellen«.[118]

Diese aktive Rolle der Gewerkschaften bei der Umgestaltung der formalen, bürgerlich-parlamentarischen Demokratie in die »inhaltliche«, d. h. die wirtschaftliche und soziale Demokratie wurde zuerst aus den geschichtlichen Erfahrungen begründet: »Das Ende der Weimarer Republik hat historisch bewiesen, daß auf lange Sicht in unserer Zeit Demokratie als bloß formale Demokratie nicht mehr möglich ist, und daß mit der formalen Demokratie auch die durch den Liberalismus entwickelten kulturellen Werte verschwinden müssen, wenn es nicht gelingt, durch Umwandlung der formalen Demokratie des Staates in die soziale der Gesellschaft einer positiven Lösung zuzusteuern.«[119]

Die prinzipiell antifaschistische Zielsetzung des DGB, aber auch die ersten Erfahrungen in der Auseinandersetzung mit der Restauration schienen diese besondere politische Aufgabe des gewerkschaftlichen Kampfes zu bestätigen: »Die Gewerkschaftspolitik umfaßt ... alle Gebiete der Gesamtpolitik, und wir beweisen damit das Kennzeichen der öffentlichen Verbände. Dies wird auch zum anderen deutlich, wenn wir die beiden aktuellen Hauptaufgaben der Politik der Gewerkschaften uns vor Augen führen: 1. Die Sicherung der Politik gegenüber allen antidemokratischen Bestrebungen. 2. Der Versuch der sozialen Verankerung der Republik.«[120]

Eine solche Analyse stand sowohl der »repressiven« als auch der »pluralistischen« Integrationskonzeption radikal entgegen; denn sie entwickelte die Aufgabe der Einheitsgewerkschaft

118 W. Abendroth, Die deutschen Gewerkschaften. Weg demokratischer Integration, Heidelberg 1954, S. 98.

119 Ders., Zur Funktion der Gewerkschaften in der westdeutschen Demokratie, in: GeMo, 1952, S. 641 ff., hier S. 642. Diese Überlegungen knüpfen an die staats- und demokratietheoretischen Arbeiten von Hermann Heller (bes. ders., Staatslehre, Leiden 1934) an.

120 T. Pirker, Die Gewerkschaft als politische Organisation, in: GeMo, 1952, S. 76 ff., hier S. 78.

letztlich aus der Klassenstruktur der kapitalistischen Gesellschaft und aus der Einsicht in die Funktion des bürgerlich-liberalen Staates, diese Struktur zu bewahren. Theo Pirker hat diesen Zusammenhang zwischen Organisationsform und Klassenpolitik mit am klarsten benannt:

»Durch den Sieg dieser Prinzipien (i. e. der Einheitsgewerkschaft, F. D.) in der Gewerkschaftsbewegung ist die Gewerkschaft zu einer typischen Klassenorganisation geworden, deren Ziel die Hebung des Gesamtniveaus der Klasse ist, was wiederum nur möglich ist durch eine Verbesserung der sozialen Organisation auf dem Gebiet der Wirtschaft, der Verwaltung, der Kultur. Die Gewerkschaftsbewegung kann in dieser Situation nur siegen, wenn sie das Klasseninteresse mit dem allgemeinen Interesse identifiziert und ihre Politik für eine optimalere Organisierung des sozialen Körpers sich als notwendig und möglich erweist. Das Ziel der Gewerkschaftspolitik kann nur die Überwindung der bestehenden Klassendifferenzen sein. Auf diesem Wege kann kein Sektor der Gesamtpolitik unberücksichtigt bleiben und kein Sektor der gewerkschaftlichen Politik für sich behandelt werden.«[121]

Den Vertretern dieser Konzeption, zu denen auch V. Agartz gehörte, war es klar, daß die Einbettung des Kampfes um die sozialstaatliche Neuordnung in eine allgemeine Strategie gewerkschaftlicher Klassenpolitik zu einer Konfrontation mit dem bürgerlichen Staat und seinen Organen führen mußte:

»In einer kapitalistischen Gesellschaft ist es Aufgabe des Staates, Gesetz und Ordnung aufrecht zu erhalten. Er hat weiter die Theorie von der Freiheit des Vertrages zu schützen. Und er hat schließlich die Aufgabe, die Rechte des privaten Eigentums zu wahren. Wenn die Gewerkschaften den Versuch unternehmen, in diese Bereiche einzudringen, rühren sie an die Grundlagen der Staatsmacht und damit an die Grundlagen des heutigen liberal-kapitalistischen Staates allgemein ... Damit aber erscheinen die Gewerkschaften als Faktor im Raum der

121 Ebd., vgl. auch ders., Staatsautorität und pluralistische Ordnung, in: GeMo, 1952, S. 577 ff.

Politik, und zwar außerhalb der institutionellen Organe des Staates und seiner Ordnungsprinzipien. Insofern ist die Gewerkschaftsbewegung eine außerparlamentarische Kraft, die sich im außerparlamentarischen Raum bewegt und bewegen muß.«[122]

Dieser »gewerkschaftliche Radikalismus«, der die Klassenautonomie des gewerkschaftlichen Handelns auch gegenüber den politischen Parteien hervorhob, verlor nach der Niederlage um das Betriebsverfassungsgesetz im Jahre 1952 theoretisch und praktisch bald an Einfluß.[123] Stattdessen setzten sich immer mehr jene Kräfte durch, die die Gewerkschaften nicht als Träger einer »Politik der progressiven Demokratie«[124] begriffen wissen wollten, sondern denen es vor allem um die Anerkennung der Gewerkschaften und der Lohnabhängigen im Rahmen der bestehenden Wirtschafts- und Staatsordnung ging. Schon bei der Diskussion »Gewerkschaften und Staat« wurde von F. Grosse »die restlose Anerkennung der organisierten sozialen Gruppen, d. h. in unserem Fall der Gewerkschaften als gestaltender Faktor« als Voraussetzung für eine sozialpartnerschaftliche Integration, für die »Einordnung des arbeitenden Menschen in die Wirtschaft«, für den »Prozeß des Mündigwerdens breiter Schichten« gefordert. Damit wurde nicht nur der Bezug zum Klassencharakter des gewerkschaftlichen Handelns wie der Restaurationspolitik aufgegeben. Die Gewerkschaftspolitik erschien selbst noch als ein Instrument zur Verhinderung grundlegender gesellschaftlicher und politischer Umgestaltung – denn, sollte die partnerschaftliche Anerkennung versagt werden, »so wird immer eben doch die revolutionäre Situation entstehen, die immer dann entsteht, wenn die tatsächliche Ver-

122 V. Agartz, Zur Situation der Gewerkschaften im liberal-kapoitaistischen Staat, in: GeMo, 1952, S. 464 ff., hier S. 467/468.

123 Die Rede von V. Agartz vor dem 3. o. DGB-Kongreß (Frankfurt/M. 1954) kann insofern als das letzte offizielle Dokument dieses »Radikalismus« angesehen werden. Später hat der IGM-Vorsitzende Otto Brenner punktuell an diese Konzeption angeknüpft.

124 T. Pirker, Gie Gewerkschaft als politische Organisation, S. 78.

fassung einer Gesellschaft nicht mehr in Einklang steht mit der geschriebenen Verfassung des Staates«.[125]

Die sozialpartnerschaftliche Integrationsstrategie, die mit der Betonung der Gesamtverantwortung der Gewerkschaften noch die Tradition des »volksgewerkschaftlichen« und »volksstaatlichen« Denkens fortsetzte, forderte zunächst die Liquidierung sozialistischer und marxistischer Denktraditionen und Praxisorientierungen. Vor allem die Mitbestimmung wurde so zunehmend zu einem Instrument der »Kooperation von Gleichberechtigten« umgedeutet.[126]. Nach der Niederlage der SPD bei den Bundestagswahlen im Jahre 1953, die auch auf Grund des gewerkschaftlichen Appells »Wählt einen besseren Bundestag!« als eine politische Niederlage des DGB erscheinen mußte, wurde die Forderung nach der »Ablösung (der Gewerkschaften) von der alten politischen Arbeiterbewegung« von H. Wikkel in den »Gewerkschaftlichen Monatsheften« zum Programm erhoben:

»Die Bundestagswahlen dürften diesen Überresten eines kraftlos gewordenen proletarischen Mythos den letzten Stoß versetzt haben. Die Bedeutung der Niederlage der SPD liegt nicht darin, daß es ihr nicht gelungen ist, aus dem Turm ihrer Vergangenheit auszubrechen... Die alte sozialdemokratische Ideologie trägt nicht einmal mehr auf der politischen Ebene. Das haben die Wahlen eindeutig bewiesen (...) Die Gewerkschaften sind an einer Neuorientierung der SPD durchaus interessiert, gerade um den ideologischen Druck, der von der Partei über die auch in den Gewerkschaften tätigen Funktionäre ausgeht, loszuwerden.«[127]

---

125 F. Grosse, Die Gewerkschaften in den westlichen Demokratien. in: GeMo, 1952, S. 450 ff., hier S. 456/457.

126 So der rechtssozialdemokratische, ehemalige Chefredakteur des »Vorwärts«, Friedrich Stampfer (Staat, Wirtschaft, Gewerkschaft, in: GeMo, 1952, S. 488 ff, hier S. 491): »Kooperation von Gleichberechtigten an Stelle des Kampfes unversöhnlicher Klassengegner, Mobilisierung der in der Masse lebendigen geistigen Kräfte zur Förderung der Produktion, das heißt Mitbestimmung.« Als Kritik dieser Interpretation der Mitbestimmung vgl. W. Bleicher (IGM), 2. o. DGB-Kongreß, Berlin 1952, S. 266 ff.; V. Agartz, 3. o. DGB-Kongreß, Frankfurt/M., 1954, S. 428 ff.

127 H. Wickel, Sicherung der Gewerkschaftseinheit, in: GeMo, 1953, S. 577 ff., hier S. 579. Dieser Artikel hatte auch insofern einen programmatischen Stellenwert, als nach

Diese Angriffe richteten sich jedoch kaum gegen die SPD in ihrer Gesamtheit; denn die SPD hatte schon mit ihrem »Dortmunder Aktionsprogramm« – vor allem auf dem Gebiet der Wirtschaftspolitik – einen wesentlichen Schritt zur Anpassung an das bestehende System unternommen.[128] Vielmehr war hier neben der taktisch motivierten Abgrenzung, die in erster Linie der Spaltungspolitik der CDU-Sozialausschüsse entgegenwirken sollte, die Forderung unübersehbar, nunmehr – nach der Ausschaltung der Kommunisten – auch den Einfluß linkssozialdemokratischer Strömungen in den Gewerkschaften, die sich zum Teil immer noch auf die marxistischen Traditionen der Arbeiterbewegung bezogen, zurückzudrängen. Die von der Integrationsstrategie geforderte »undogmatische Analyse« zielte daher zugleich auf eine deutliche »Entpolitisierung« des gewerkschaftlichen Kampfes und seiner Programmatik An die Stelle »sozialer Utopien« sollte »nüchtern« die »Forderung nach ständig steigendem Lebensstandard und Beseitigung der Arbeitslosigkeit«[129] gesetzt werden: »Man will eine funktionierende Wirtschaft und wachsenden Wohlstand bei möglichst geringer Belästigung durch Reglementierung. Das ist alles. Die Bewährungsprobe für die Gewerkschaften liegt darin, ob sie durch ihre Politik und ihre Aktionen erreichen, daß eine breite Öffentlichkeit, zumindest aber die Arbeitnehmerschaft, erkennt, daß sie es sind, die eine Wirtschaftspraxis des wachsenden Wohlstandes erzwingen (. . .).«[130]

Zwar versicherten die Sprecher dieser Strömung, daß auch sie weiterhin an den Grundsätzen des Münchener Programms festhielten. Gleichwohl mußte der Angriff auf die sozialisti-

---

seiner Veröffentlichung die Vertretern des »gewerkschaftlichen Radikalismus« praktisch nicht mehr in die Grundsatzdebatte (in den GeMo) eingriffen. Lediglich I. Enderle konnte darauf hinweisen, daß die Vorstellungen Wickels nicht mit dem DGB-Grundsatzprogramm übereinstimmten (vgl. GeMo, 1954, S. 177).

128 Vgl. F. v. Freyberg u. a., Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, 1863–1975, Köln 1975, S. 332 ff.; vgl. auch H. Schmidt, Das wirtschaftspolitische Konzept der Sozialdemokratie, in: GeMo, 1952, S. 657.

129 So H. Wickel, Auf der Suche nach einer Gewerkschaftstheorie, in: GeMo, 1952, S. 152 ff., hier S. 154/155.

130 H. Wickel, Aufgabe einer Theorie der Gewerkschaftspraxis, in: GeMo, 1954, S. 9 ff, hier S. 12.

schen Kräfte im DGB, der im Zeichen eines angeblich »undogmatischen«, gewerkschaftlichen Pragmatismus geführt wurde, angesichts der konkreten politischen Kräfteverhältnisse notwendig den Verzicht auf autonome gewerkschaftliche Initiativen zur Verwirklichung der sozialstaatlichen Neuordnungsvorstellungen einschließen. Damit wurden jedoch zugleich wesentliche Erkenntnisse verdrängt, die noch in die Formulierungen des »Münchener Programms« eingegangen waren: Die Erkenntnis, daß die Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnabhängigen ebenso wie die Kampfbedingungen der Gewerkschaften durch die Verhältnisse der Klassenherrschaft in der kapitalistischen Gesellschaft bestimmt werden – und die Erkenntnis, daß demokratische Veränderungen des Staatswesens im Sinne der Sozialstaatlichkeit notwendig sind, um die politische Form der bürgerlichen Klassenherrschaft den Interessen der Lohnabhängigen dienstbar zu machen. Im neuen – 1952/53 erst in Ansätzen formulierten – sozialpartnerschaftlichen Pragmatismus verband sich der demonstrative Verzicht auf eine Vermittlung zwischen dem gewerkschaftlichen Handeln und den Klasseninteressen der Lohnabhängigen daher mit der Anerkennung der Ideologie von der Wahrung eines über den gesellschaftlichen Einzelinteressen stehenden »Gemeinwohls« durch den Staat, der damit in der Rolle eines ausgleichenden »Vermittlers« zwischen den konfligierenden – aber in der Anerkennung der existierenden Wirtschafts- und Staatsordnung prinzipiell übereinstimmenden – Sonderinteressen anerkannt wurde.[131]

In der Auseinandersetzung um die gewerkschaftliche Standortbestimmung ging es also letztlich um die Frage, ob sich die klassengewerkschaftliche oder volksgewerkschaftliche Bestimmung des gewerkschaftlichen Handelns durchsetzten konnte.

131 »Ist . . , (der Staat, d. V.) ein vereinbartes Ordnungssystem, so spielt er – ausgestattet allerdings mit der Autorität des Mandats, des Gewähltseins durch das ganze Volk – vorwiegend eine Mittlerrolle und kann dann auch der rechtlichen Regelung sozialer und wirtschaftlicher Beziehungen durch autonome Selbstverwaltungsorgane neuen Spielraum geben.« F. Fricke, Der gewerkschaftliche Auftrag heute, in: GeMo, 1954, S. 193 ff., hier S. 198.

Dabei war die Strategie des sozialpartnerschaftlichen Integrationismus keineswegs erst aus der konkreten Nachkriegssituation hervorgegangen – vielmehr war sie fest in der Tradition des »integrationistischen Reformismus« der deutschen Sozialdemokratie vor 1933 verwurzelt.[132] Für die Entwicklung des gewerkschaftlichen Selbstverständnisses nach 1953 wird freilich – in der Abgrenzung gegen marxistische bzw. reformistische Strömungen – die Verbindung des »integrationistischen Reformismus« sozialdemokratischer Tradition mit Grundsatzpositionen der christlichen Soziallehre zum entscheidenden Faktor.[133] Zugleich reflektiert dieser strategische Konflikt jedoch auch die reale Widersprüchlichkeit der Entwicklung des Bewußtseins in der westdeutschen Arbeiterklasse selbst. Der gewerkschaftspolitische Reformismus dieser Periode begriff sich weitgehend als die theoretische Ausformulierung des bei den aktiven Kernen der Gewerkschaftsbewegung vorhanden Widerstands- und Kampfpotentials gegen die Restauration, wie es in den politischen Aktionen zur Durchsetzung der Mitbestimmung ebenso wie in den Lohnkämpfen immer wieder zum Ausdruck kam. Darüber hinaus begriff er den gewerkschaftlichen Kampf als eine unverzichtbare Bedingung der Entwicklung des gesellschaftlichen Bewußtseins der Lohnabhängigen zum Klassenbewußtsein. Aus der Sicht des sozialpartnerschaftlichen Integrationismus hingegen stellten sich Ansätze von Kampfbereitschaft ebenso wie Keimformen des Klassenbewußtseins allenfalls als »Restgrößen« außergewerkschaftlicher Traditionen dar, die im Interesse eines erfolgreichen gewerkschaftlichen Pragmatismus beseitigt werden mußten. Die Niederlagen der Gewerkschaften bis 1953 wurden so als Bestätigung für die Anpassung der überwiegenden Mehrheit der Lohnabhängigen an die vorgegebenen sozialökonomischen und politischen Verhältnisse der BRD gedeutet. Diese Strömung kann daher auch als der strate-

132 Zur Begrifflichkeit vgl. G. Fülberth/J. Harrer, Die deutsche Sozialdemokratie. 1890–1933, Darmstadt und Neuwied 1974, S. 10.

133 Eine Konstellation, die schon im Frühjahr 1933 in den Erörterungen über die Einführung einer »Einheitsgewerkschaft« in den »neuen Staat« zum Tragen gekommen war, vgl. Beier, Einheitsgewerkschaft.

gische Ausdruck des Bewußtseins eines wachsenden Teils der Lohnabhängigen gelten, bei denen sich die Einsicht in die gesellschaftliche Klassenspaltung mit der Anerkennung der allmählichen Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen in der »Hoffnung« verband, endlich »aus dem tödlichen Zirkel von technischem Fortschritt, Überproduktion, Krise und Krieg auszubrechen«.[134]

Unabhängig von den jeweiligen gewerkschaftspolitischen Grundpositionen setzte sich jedoch nach 1953 im DGB zunehmend die Erkenntnis durch, daß die Münchener Programmforderungen ergänzt werden mußten. Das war einmal die notwendige Konsequenz aus den vorangegangenen Niederlagen und der allgemeinen Verschiebung des sozialökonomischen und politischen Kräfteverhältnisses zuungusten der Arbeiterbewegung.[135] Daraus ergab sich weiterhin die Notwendigkeit, »gewerkschaftliche Aktions- und Kampfziele zu formulieren, die wirklichkeitsnah und erfüllbar sind (und) deren gesetzliche Regelung von uns auch nicht angestrebt werden sollte«.[136] Ein solches Aktionsprogramm wurde vom 3. o. DGB-Kongreß (Frankfurt/Main, 1954) verabschiedet und am 1. Mai 1955 verkündet. Es enthielt den folgenden Forderungskatalog:

»Kürzere Arbeitszeit;

5-Tage-Woche bei vollem Lohn- und Gehaltsausgleich mit täglich achtstündiger Arbeitszeit;

Hebung des Lebensstandards durch Erhöhung der Löhne und Gehälter für Arbeiter, Angestellte und Beamte;

Größere soziale Sicherheit;

---

134 Popitz u. a., Gesellschaftsbild, S. 162; zur Veränderung des Arbeiterbewußtseins und der Politik der SPD vgl. die lokalgeschichtliche Untersuchung von J. Oltmann, Kalter Krieg und kommunale Integration. Arbeiterbewegung im Stadtteil Bremen-Vegesack 1945–1956, Marburg 1987.

135 »Bei der Durchführung des Münchner Programms sind die Gewerkschaften in die Defensive gedrängt worden. Wir haben das Gesetz des Handelns doch zum größten Teil verloren (. . .).« H. Beermann, 3. o. DGB-Kongreß, S. 485; »Was ist denn überhaupt aus unserem Münchner Programm geworden?« O. George (ÖTV), ebd., S. 163.

136 H. Beermann, S. 487; vgl. auch V. Agartz, ebd., S. 466 ff.; ebenso W. Abendroth, 10 Jahre gewerkschaftlicher Kampf für die soziale Demokratie, in: GeMo, 1955, s. 585 ff., bes. S. 594/595.

Sicherung des Arbeitsplatzes;
ausreichende Unterstützung bei Arbeitslosigkeit, Unfall und Krankheit, Alter und Not;
gesicherte Mitbestimmung;
gesetzliche Regelung der paritätischen Mitbestimmung in den Untergesellschaften (Holding-Gesellschaften);
verbesserter Arbeitsschutz;
ausreichende Ausbildungsmöglichkeiten für die Jugend«.[137]

Dieses Programm war in sich keineswegs ein Dokument des gewerkschaftspolitischen »Rückschritts«.[138] Die Ergänzung des Grundsatzprogramms um aktuelle, an den unmittelbaren Interessen der Lohnabhängigen anknüpfende und realisierbare Forderungen erwies sich vielmehr – wie Otto Brenner 1956 ausführte – als notwendig, um »aus der Defensive, aus der Erstarrung herauszukommen«, in die die Gewerkschaftspolitik durch den Vormarsch der Restauration geraten war.[139] Gerade weil Brenner – anknüpfend an Positionen, die V. Agartz, W. Abendroth und T. Pirker in der Diskussion der Jahre 1952/53 entwikkelt hatten – die bevorstehenden Aufgaben der Gewerkschaftspolitik aus der Analyse des gesellschaftlichen Charakters des Restaurationsprozesses begründete[140], begriff er das Aktionsprogramm als einen Katalog von Übergangslösungen. Der Kampf um ihre Verwirklichung sollte also selbst die Voraussetzungen – auch durch die Mobilisierung der gewerkschaftlichen Kampffähigkeit und des Selbstbewußtseins in der Arbeiterschaft – für eine erneute gesellschaftspolitische Initiative des DGB schaffen, die allerdings auch von O. Brenner nicht weiter konkretisiert wurde.[141] Zugleich trat nunmehr – auch als Gegen-

137 Zit. n. D. Schuster, Die deutsche Gewerkschaftsbewegung. DGB. Düsseldorf 1976 (5. Aufl.), S. 91.

138 So Schmidt, Ordnungsfaktor oder Gegenmacht, S. 50.

139 O. Brenner, Aktionsprogramm ds DGB, 4. o. DGB-Kongreß, Hamburg, 1956, Protokoll, S. 346 ff., hier S. 348.

140 »In der Gesellschaft, in der wir leben, sind Kapitalismus und Klassen geblieben.« Ebd., S. 359.

141 Der Delegierte R. Rück (IG Druck und Papier) kritisierte daher eine »Theorie der politischen Abstinenz« in den Ausführungen von Brenner: »Das Aktionsprogramm wird in einer Periode des Rückzugs und des Stillstandes der allgemeinen Bewegung der Arbeiterklasse als ein Ersatz für die politische Handlung betrachtet.« Ebd., S. 423.

pol zu Brenners Versuch einer strategischen Verklammerung von Grundsatz- und Aktionsprogramm – der sozialpartnerschaftliche Pragmatismus deutlicher in Erscheinung. Die von seinen Sprechern vertretene Konzentration auf den gewerkschaftlichen Kampf um den gerechten »Anteil am Sozialprodukt«[142] ließ schon in Ansätzen erkennen, daß das Aktionsprogramm nicht als Ergänzung, sondern als Ersatz für die gesellschaftsverändernden Neuordnungsforderungen des Münchener Programms angesehen wurde. Den Grundsatz dieser Wende in der gewerkschaftspolitischen Standortbestimmung formulierte H. Wickel 1955 in einer »Abrechnung« mit dem Referat von V. Agartz beim 3. DGB-Kongreß (Frankfurt/Main, 1954):

»Ein moderner, rein gewerkschaftlicher Radikalismus im echten Sinne des Wortes kann nur wirksam werden, wenn er mit beiden Beinen auf dem Boden der westlichen, auch in der Bundesrepublik verwirklichten Ordnung steht und in ihr die Lage der arbeitenden Massen sofort, umfassend und fortschreitend zu verbessern sucht.«[143]

Damit traf sich diese Standortbestimmung, die mehr und mehr die unpolitische und auf unmittelbare Tagesfragen verengte Interessenvertretung der US-amerikanischen Gewerkschaften zum Vorbild nahm[144] mit der Kampagne, die die Vertreter der katholischen Soziallehre und der CDU nach dem Frankfurter DGB-Kongreß gegen den »gewerkschaftlichen Radikalis-

142 So z. B. L. Rosenberg: »Während wir noch vor 8 Jahren um das Existenzminimum ringen mußten, kämpfen wir heute um unseren Anteil am Sozialprodukt. Es wäre töricht, (. . .) zu behaupten, daß der Arbeiter, Angestellte und Beamte von jenem Wirtschaftsaufschwung nichts gemerkt habe. Warum sollen wir eigentlich unsere eigene Arbeit und ihre Erfolge unter den Scheffel stellen?« Ebd., S. 129; vgl. diese integrationistische Wendung des Aktionsprogramms vor allem bei F. Fricke, Konstruktive Gewerkschaftspolitik, in: GeMo, 1955, S. 329 ff; ders., Gedanken zur Verwirklichung des Aktionsprogramms, ebd., S. 469 ff.; vgl. dort auch die kritischen Diskussionsbeiträge von O. Radke, S. 476 ff, und W. Köpping, S. 481 ff.

143 Vgl. dazu H. Wickel, Die Wirklichkeit ist anders. Zur Diskussion um das Agartz-Referat, in: GeMo, 1955, s. 411. In diesem Beitrag wird die Verbindung des rechtssozialdemokratischen Integrationismus mit der christlichen Soziallehre in der Frontstellung gegen den sozialistischen »Wortradikalismus« besonders deutlich.

144 Vgl. S. Perlmann, Eine Theorie der Gewerkschaftsbewegung, Berlin 1954; F. Tannenbaum, Eine Philosophie der Arbeit, Nürnberg 1954; eine Würdigung dieser Schriften unternimmt H. Wickel, Gewerkschaften als Gesellschaft, in: GeMo, 1955, S. 713 ff.

mus« und dessen führenden theoretischen Kopf, Viktor Agartz, eingeleitet hatten. Oswald von Nell-Breuning beantwortete die Frage »Wohin führt Dr. Agartz den DGB?« mit den folgenden Leitsätzen:

»I. in einen Irrgarten staats-, gesellschafts- und wirtschaftspolitischer Wahnvorstellungen;

II. er führt in den politischen und klassenkämpferischen Radikalismus;

II. ich bedauere, es aussprechen zu müssen, aber ich werde es belegen, er führt in die Verantwortungslosigkeit;

IV. er führt in die Spaltung des DGB.«[145]

2. Der Prozeß der Integration und das Ende der Nachkriegszeit (1956 bis 1965/66)

Höhe- und Wendepunkt des Kalten Krieges

Bei den Bundestagswahlen vom September 1957 erzielte die CDU/CSU einen eindrucksvollen Sieg: Während die SPD ihren Stimmenanteil nur von 28,8 auf 31,8 Prozent steigerte, verbesserte sie sich von 42,5 auf 50,2 Prozent und errang damit die absolute Mehrheit. Die zweite Hälfte der fünfziger und die frühen sechziger Jahre markieren innenpolitisch den Höhepunkt des Kalten Krieges. Die Stabilisierung des konservativen »CDU-Staates« beruhte nicht nur auf unmittelbarem Zwang, sondern auch auf Integration und Konsensus; denn der wirtschaftliche Aufschwung sowie die Festigung des Antikommu-

145 Zit. n. W. Horn, Oswald von Nell-Breuning S. J. kontra Oswald von Nell-Breuning S. J. Der Frankfurter Gewerkschaftskongreß im Spiegel der katholischen Soziallehre, Gewerkschaftliche Monatshefte, 6. Jg., Beiheft 1, S. 4; zur Auseinandersetzung um V. Agartz vgl. H. G. Hermann (V. Agartz), Verraten und verkauft. Eine Abrechnung, Frankfurt/M. 1983; ders., Wirtschaft, Lohn, Gewerkschaft. Ausgewählte Schriften, Berlin (W) 1982; V. Gransow/V. Krädtke, Viktor Agartz – Gewerkschaften und Wirtschaftspolitik, Berlin (W) 1978; J. Hülsdünker, Praxisorientierte Sozialforschung und gewerkschaftliche Autonomie, Münster 1983, bes. S. 359 ff.

nismus im Massenbewußtsein – der sich immer mehr in einen allgemeinen »Antisozialismus« erweiterte – waren eine unabdingbare Voraussetzung für die Erzeugung eines politisch-ideologischen Klimas, in dem jeder Ansatz einer radikaldemokratischen oder sozialistischen Gesellschaftspolitik im Keime erstickt werden sollte.

Am 17. August 1956 verkündete das Bundesverfassungsgericht das Verbot der KPD. Damit wurde nicht nur die führende Kraft des antifaschistischen Widerstandskampfes in die Illegalität getrieben; vielmehr erwies sich dieses Urteil als ein Druckmittel gegen die gesamte sozialistische Opposition in der BRD. Die Bundesrepublik war also – neben den faschistischen Diktaturen in Spanien und Portugal – zum einzigen Land Westeuropas geworden, in dem die Kommunistische Partei verboten war und deren Mitglieder – nach den Schrecken der Nazi-Diktatur – erneut Verfolgungen ausgesetzt waren. Der Protest gegen die Maßnahmen blieb schwach. Von seiten der Gewerkschaftsführungen war kein Widerstand zu erwarten; denn diese hatten bereits seit 1949 die KPD aus dem DGB ausgegrenzt.[146] Weiterhin wurde zu dieser Zeit im DGB der Einfluß des »gewerkschaftlichen Radikalismus« ausgeschaltet: V. Agartz war, nachdem von der CDU/CSU mit der Spaltung der Einheitsgewerkschaft gedroht worden war, im Jahre 1955 beurlaubt worden. 1957 wurde er wegen angeblich »hochverräterischer Beziehungen« zum FDGB der DDR verhaftet und vor dem Bundesgerichtshof angeklagt. Trotz des Freispruchs diente »der Fall Agartz... der antikommunistischen und antigewerkschaftlichen Propaganda als ein willkommenes Mittel, um die Gewerk-

146 Zu den besonders scharfen Maßnahmen der IGBSE, zu deren 1. Vorsitzenden 1957 G. Leber gewählt wurde, gegenüber Kommunisten noch vor dem Verbot der KPD vgl. IGBSE, 4. o. Gewerkschaftstag, Köln 1957, Protokoll, Frankfurt/M. o. J., 1. Teil: Geschäftsbericht, S. 9 ff., bes. S. 20–40; vgl. G. Leber, Vom Frieden, München 1980, bes. S. 26 ff.; zur kommunistischen Gewerkschaftspolitik dieser Periode vgl. F. Deppe u. a., Einheitsgewerkschaft, S. 49 ff., dort auch der Text der »These 37«, S. 72/73; A. Bettien, Arbeitskampf im Kalten Krieg, S. 297 ff.; J. Oltmann, Kalter Krieg und kommunale Integration. S. 121 ff.

schafter in den Augen der westdeutschen Öffentlichkeit als unsichere Demokraten erscheinen zu lassen«.[147]

Dieser »Reinigungsprozeß« beschränkte sich jedoch nicht nur auf den DGB. Schon 1955 hatte eine Gruppe von Sozialdemokraten um Gerhard Gleißberg aus Protest gegen die Anpassungstendenzen in der SPD – namentlich in ihrer Haltung zur Wiederbewaffnung sowie zum kapitalistischen Wirtschaftssystem – eine eigene sozialistische Zeitung, »Die andere Zeitung« (1955 bis 1969), gegründet. Damit konnte jedoch der Integrationsprozeß der SPD nicht aufgehalten werden. Mit dem »Godesberger Programm« wurde – gegen schwachen Widerstand in der Partei – eine demonstrative Abkehr von Restbeständen der Programmatik der klassenbewußten Arbeiterbewegung vollzogen, die sich mit der weitgehenden Anerkennung des bestehenden kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems verband. Nachdem die SPD dann 1960 die Grundorientierung der Adenauerschen Außenpolitik anerkannt hatte, war es unvermeidlich, daß – nach der Trennung vom Sozialistischen Studentenbund (SDS) – auch noch diejenigen Mitglieder ausgeschlossen wurden, die sich dem Rechtskurs widersetzten. Die restaurative Stabilisierung wurde somit nicht nur durch äußeren Druck auf die Arbeiterbewegung vollzogen: Denn mit der Abgrenzung gegenüber marxistischen und sozialistischen Positionen fügten sich die Mehrheit der SPD und des DGB selbst noch aktiv in diesen Prozeß ein. Obwohl innenpolitisch zunächst kein Ende der Restauration absehbar war, vollzogen sich im internationalen Maßstab Strukturwandlungen, die letztlich zum Scheitern jener Politik führen mußten, deren Schicksal von Anfang an mit der Politik des Kalten Krieges verbunden war. Die weltpolitischen Konflikte dieser Jahre – darunter vor allem die »Berlin-Krise« (1958 bis 1961) – heizten in der BRD die Atmosphäre des Kalten Krieges und des westdeutschen

147 Pirker, Blinde Macht, Bd. 2, S. 230; vgl. dazu auch W. Abendroth: Ein Leben in der Arbeiterbewegung, Frankfurt/Mai 1976, S. 224 ff. Von 1956 bis 1961 gab V. Agartz die Zeitschrift »WISO-Korrespondenz für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften« heraus, in der er sich weiterhin kritisch – oft jedoch auch verbittert – mit der DGB-Politik auseinandersetzte. Mit dem Prozeß gegen Agartz wurde »WISO« allerdings weitgehend ihres Einflusses auf einen zunächst großen Kreis von Gewerkschaftsfunktionären beraubt.

»McCarthy'ismus« an.[148] Selbst die Stimmengewinne der SPD bei den Bundestagswahlen im September 1961 – also nur kurz nach dem Bau der Berliner Mauer – und der Verlust der absoluten Mehrheit der CDU/CSU waren noch darauf zurückzuführen, daß der Kanzler-Kandidat der SPD, Willy Brandt, nicht nur einen neuen amerikanischen Wahlkampfstil einführte, sondern daß er sich als der entschlossene Verteidiger der »westlichen Freiheit« und der »Frontstadt Berlin« profilierte.

In allen weltpolitischen Konflikten dieser Jahre deutet sich aber schon die Wende vom Kalten Krieg zu Koexistenzpolitik an. In den Beziehungen zwischen den Großmächten entwickelt sich ein gewisser Realismus. Die alten Kolonialmächte – vor allem Frankreich (Indochina, Algerien) und England (»Suez-Abenteuer«, 1956) – müssen weitere Niederlagen gegen die Befreiungsbewegungen hinnehmen; »vor der Haustür« der USA siegt die Kubanische Revolution. Nach der Bewältigung innerer Widersprüche (Ungarn und Polen, 1956), vor allem auch nach dem 20. Parteitag der KPDSU, setzt eine Konsolidierung der sozialistischen Staaten ein, die – verbunden mit dem militärisch-atomaren Patt zwischen der NATO und dem Warschauer Pakt – die Strategie des »roll back« mehr und mehr in die Defensive drängt. Schließlich vollziehen sich auch tiefgreifende Veränderungen im Verhältnis der beiden deutschen Staaten. Zwar wurde die Forderung nach staatlicher Anerkennung der DDR von der BRD nicht anerkannt. Gleichwohl wird das Scheitern der Adenauerschen Deutschland- und Wiedervereinigungspolitik immer offenkundiger. So stand die »Bonner Außenpolitik ... seit dem Sommer 1955 ... eindeutig in der weltpolitischen Defensive.«[149] Unwiderruflich geht die Ära Adenauer jedoch nach dem Bau der Berliner Mauer im August 1961 zu Ende. Damit wurde nicht nur die Grenze der Beeinflussung der inneren Entwicklung der DDR durch die BRD markiert; zugleich hatten die Westmächte erkennen lassen, daß sie

148 Vgl. dazu H. Hannover, Politische Diffamierung der Opposition im freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat, Dortmund 1962.

149 Besson, S. 169.

nicht zu einem »Gegenschlag« bereit waren und statt dessen erste Prinzipien der Koexistenzpolitik anerkannten.

Der Widerspruch zwischen den ersten Ansätzen der Entspannung und der Verschärfung des Kalten-Kriegs-Klimas in der BRD wirkte sich zwangsläufig als eine Behinderung jener Kräfte aus, die demokratische Alternativen vertraten.[150] Dennoch kam es noch in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre zu einer breiten demokratischen Widerstandsbewegung gegen die Aufrüstungspolitik der Bundesregierung, in der sich der Kampf gegen die Remilitarisierung fortsetzte.[151] Noch im Januar 1955 war mit der »Paulskirchen-Bewegung« von führenden SPD- und DGB-Vertretern zusammen mit namhaften Wissenschaftlern ein Versuch unternommen worden, Widerstand gegen die Verabschiedung der »Pariser Verträge« im Bundestag zu mobilisieren. Der Hamburger DGB-Kongreß (1956) beschloß dann nach der Entscheidung des Bundestages für die Remilitarisierung: »Der DGB wird die Kräfte unterstützen, die willens sind, mit demokratischen Mitteln die Wiederbewaffnung im gespaltenen Deutschland und die Wehrpflicht wieder rückgängig zu machen.«[152] Zugleich verabschiedete der Kongreß ein »Manifest« zur »Wiedervereinigung Deutschlands in Frieden und Freiheit«.[153] Angesichts der weltpolitischen Entwicklungen mußte sich aber dieses Programm in den nachfolgenden Jahren zunehmend als illusionär erweisen, zumal sich der DGB strikt weigerte, die Frage der Anerkennung der DDR zu diskutieren, und Kontakte mit dem FDGB der DDR verbot.

Einen erneuten Aufschwung erfuhr der Widerstand gegen die Politik des Kalten Krieges in den Jahren 1957/58, als die atomare Bewaffnung der Bundeswehr von der NATO angeregt und im März 1958 von den Regierungsparteien im Bundestag

150 Die Deutsche Friedens-Union (DFU), die konsequent den Kampf für die Sicherung des Friedens und für die Koexistenz in den Mittelpunkt stellte, erreichte bei den Bundestagswahlen 1961 einen Stimmenanteil von 1,9 Prozent. Die SPD hatte ein Verbot der DFU gefordert; vgl. H. Lilge (Hrsg.), Deutschland 1945 bis 1963, Hannover 1967, S. 250.

151 Vgl. dazu H. K. Rupp, Außerparlamentarische Opposition in der Ära Adenauer, Köln 1970.

152 Zit. n. Pirker, Blinde Macht, Bd. 2., S. 200.

153 Vgl. DGB-Geschäftsbericht, 1956/58, S. 9 ff.

beschlossen wurde. Schon im April 1957 wandten sich 18 führende deutsche Atomwissenschaftlicher mit ihrer »Göttinger Erklärung« an die Öffentlichkeit, in der sie die »lebensausrottende Wirkung der strategischen Atomwaffen« beschworen.[154] Dieser Appell wurde vor allem von der SPD und dem DGB aufgegriffen, die sich Anfang 1958 an die Spitze der Bewegung »Kampf dem Atomtod stellten. Die SPD forderte die Durchführung einer Volksbefragung, die allerdings auf Initiative der Adenauer-Regierung vom Bundesverfassungsgericht untersagt wurde.[155] Der DGB mobilisierte seine Mitglieder ebenfalls für die Anti-Atombewegung.[156] Daß die Bereitschaft des gewerkschaftlich aktiven Kerns der Arbeiterklasse, aber auch breiter Teile der Intelligenz, zum Kampf gegen die Wiederaufrüstung und die Politik des Kalten Krieges noch längst nicht verflogen war, zeigte sich dann anläßlich der Kundgebungen zum 1. Mai 1958. Diese gestalteten sich zu den größten politischen Massendemonstrationen in der Geschichte der Bundesrepublik, bei denen auch der Generalstreik als Waffe des Kampfes gegen die atomare Aufrüstung gefordert wurde. Schon bald nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichtes gegen die Volksbefragungsaktion gab die DGB-Führung – vor allem unter dem Druck des Einschwenkens der SPD auf die außen- und militärpolitischen Vorstellungen der Adenauer-Regierung – die Unterstützung der Anti-Atombewegung auf.

Trotz dieser widersprüchlichen Politik förderte jedoch das gewerkschaftliche Engagement gegen die Wieder- und die Atombewaffnung die – wenn auch schwache und immer wieder gebrochene – Kontinuität radikaldemokratischer Oppositionsbewegungen. Auf der einen Seite unterstützten zahlreiche Gewerkschafter – auch gegen die Warnung der Führungsgremien – die aus der Anti-Atombewegung hervorgegangene

154 Vgl. den Wortlaut der »Göttinger Erklärung« in Lilge (Hrsg.), S. 170/171; vgl. dazu auch G. Fülberth, Geschichte der Bundesrepublik in Quellen und Dokumenten, Köln 1982; ders., Leitfaden durch die Geschichte der Bundesrepublik, Köln 1983.

155 Vgl. W. Abendroth, Demokratische Wachsamkeit tut Not, in: GeMo, 1958, s. 395 ff.

156 »Der Bundesvorstand begrüßt die Initiative des Arbeitsausschusses ›Kampf dem Atomtod‹, er wird diese Aktion nachdrücklich unterstützen.« Zit. n. Schmidt, Ordnungsfaktor, S. 57.

»Ostermarsch-Bewegung«, die bald zur wichtigsten Kraft des außerparlamentarischen Kampfes für Abrüstung und Demokratie wurde.[157] Auf der anderen Seite trug der gewerkschaftliche Beitrag zum Friedenskampf dazu bei, im Bewußtsein der Lohnabhängigen die Ablehnung des Militarismus und die Einsicht in die allgemein demokratischen und politischen Aufgaben der Gewerkschaftsbewegung wachzuhalten. Zweifellos hat die Abwendung von der Anti-Atombewegung in den Jahren 1959/60 auch zur Resignation und Orientierungslosigkeit gerade bei den aktiven Kernen der Arbeiterschaft beigetragen. Dennoch verhinderte das Eingreifen der Gewerkschaften in die großen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, daß nach der Ausschaltung der Kommunisten und der Linkssozialisten im DGB diejenigen Kräfte den Sieg davontrugen, die den DGB vollends auf einen Kurs drängen wollten, wie er von der US-amerikanischen Gewerkschaftspolitik vorgezeichnet war.

So verstärkte sich im Zeichen der Auseinandersetzungen um das Aktionsprogramm von 1955 der Konflikt zweier gewerkschaftspolitischer Strömungen: zwischen der integrationistischen Position, die die Gewerkschaften als »Ordnungsfaktor« innerhalb der bestehenden Wirtschafts- und Staatsordnung definierte und die gewerkschaftliche Interessenvertretung endgültig aus dem Zusammenhang des Gegensatzes von Lohnarbeit und Kapital befreien wollte – und derjenigen Strömung, die den gewerkschaftlichen Tageskampf mit der Perspektive einer demokratischen Reform von Wirtschaft, Gesellschaft und Staat – also der Emanzipation der Lohnabhängigen von der Herrschaft des Kapitals – verband. Die Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Strömungen[158] bewirkte jedoch, daß

157 Vgl. dazu K. A. Otto, Vom Ostermarsch zur APO, Frankfurt/New York, 1977. bes. S. 136 ff.

158 Die Unterscheidung zwischen »Traditionalisten« und »Reformisten« (H. Limmer, S. 106) trifft den Kern der Sache nicht; denn gerade die »Traditionalisten« waren die »Reformisten« – und die sog. »Reformisten« zeichneten sich dadurch aus, daß sie einen Bruch mit dem konsequenten gewerkschafts- und gesellschaftspolitischen Reformismus anstrebten. Daher ist die Unterscheidung zwischen »reformistischen« und »integrationistischen« Strömungen genauer; vgl. dazu W. Petschik u. a., Der gewerkschaftliche Kampf der westdeutschen Arbeiterklasse, in: Das Argument, 62, Dezember 1970, S. 822 ff., bes. S.

die Gewerkschaftsbewegung in diesen Jahren der Konsolidierung der Restauration das bedeutendste Demokratisierungspotential in der Bundesrepublik blieb.

Die sozialökonomische Entwicklung und die Aufgaben der Gewerkschaften

Zwischen 1956 und 1965 setzte sich der wirtschaftliche Aufschwung fort: Jahresdurchschnittlich erhöhte sich das BSP um 5,65 Prozent. Obwohl sich das Wachstum gegenüber der ersten Hälfte der fünfziger Jahre beträchtlich verminderte, war der Gesamtzeitraum zwischen 1949 und 1965 – im Vergleich zu früheren Jahrzehnten, aber auch im Vergleich zu anderen kapitalistischen Ländern – immer noch eine Periode außergewöhnlicher Stabilität und Prosperität. Dennoch war das »Ende des Wirtschaftswunders« schon abzusehen: Denn in den sechziger Jahren gingen die Wachstumsraten der BSP und der Industrieproduktion auch gegenüber der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre deutlich zurück. Zugleich vollzogen sich Strukturveränderungen in der Gesamtwirtschaft, mit denen sich nicht nur neue Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft, sondern auch jene Widersprüche herausbildeten, die schon die nachfolgenden Krisen ankündigten. »Die Bedingungen der anfänglich hohen Mehrwertrate (sind) durch den kapitalistischen Akkumulationsprozeß selbst nach und nach zersetzt worden.«[159]

Für den westdeutschen Kapitalismus wird die Steigerung der Produktivkraft der gesellschaftlichen Arbeit durch den wissenschaftlich-technischen Fortschritt zur unabdingbaren Voraussetzung: Die »Beschäftigungsschranke« macht den Übergang zur intensiv erweiterten Reproduktion notwendig. Die Arbeitslosenquote verminderte sich weiter von 4% (1956) auf 0,8 Prozent (1961) und blieb auf diesem Niveau bis 1966. Die Zahl der

825 ff.; zum Begriff des »Integrationismus« vgl. auch F. Deppe, Autonomie und Integration, Marburg 1979, bes. S. 179 ff.

159 Altvater u. a., Zur Entwicklung des Kapitalismus in Westdeutschland, S. 258.

unselbständig Beschäftigten, die sich zwischen 1956 und 1961 noch um ca. 3,2 Mio. erhöht hatte, veränderte sich bis 1966 nur noch wenig (+ 0,8 Mio.), wobei dieser Zuwachs fast ausschließlich durch die Öffnung des westdeutschen Arbeitsmarktes für ausländische Arbeiter erzielt wurde.[160] Die Stagnation der Beschäftigung sowie die Verminderung des Arbeitsvolumens war zum einen das Ergebnis des gewerkschaftlichen Kampfes zur Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit und zur Verlängerung des Jahresurlaubs.[161] Zum anderen hatte der Bau der »Berliner Mauer« im August 1961 die Verfügbarkeit des westdeutschen Kapitals über einen Teil des hochqualifizierten Arbeitskräftepotentials der DDR abrupt unterbrochen.

Hinzu kam, daß in der BRD in wachsendem Maße – besonders in den technologischen »Spitzenindustrien« – für den Export produziert wurde. Der Wert der Ausfuhren erhöhte sich zwischen 1956 und 1965 um 232 Prozent. Zugleich realisierte die BRD in diesem Zeitraum beständig einen Außenhandelsüberschuß. Schon in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre war sie zur stärksten Handelsmacht Westeuropas geworden. Die Herstellung der vollen Konvertibilität der DM (Ende 1958) und die Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) zum 1. 1. 1958 trugen noch dazu bei, diese Vormachtposition auf dem Weltmarkt abzusichern.[162]

Die Verknappung des Arbeitskräftepotentials sowie der stärkere Druck der Weltmarktkonkurrenz erzwang nun die Umwälzung der technologischen Basis der Produktion. Seit Anfang der sechziger Jahre stieg die Kapitalintensität (Bruttoanlagevermögen je geleisteter Arbeitsstunde) überdurchschnitt-

160 L. Uhlmann/G. Huber, Technischer und struktureller Wandl in der wachsenden Wirtschaft. RKW, Wirtschaftliche und soziale Aspekte des sozialen Wandels in der BRD, Bd. 2, Frankfurt/Main 1971, S. 25, S. 28.

161 Vgl. M. Osterland u. a., Materialien zur Arbeits- und Lebenssituation der Industriearbeiter in der BRD, Frankfurt/;ain 1973, S. 61 ff.

162 Vgl. A. Statz, Zur Geschichte der westeuropäischen Integration bis zur Gründung der EWG, in F. Deppe (Hrsg.), Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), Zur politischen Ökonomie der westeuropäischen Integration, Reinbek b. Hamburg 1975, S. 110 ff., bes. s. 164 ff.; zur Haltung der Gewerkschaften gegenüber der westeuropäischen Integration vgl. W. Elsner, Die EWG. Herausforderung und Antwort der Gewerkschaften, Köln 1974.

lich an. Beschleunigt wurde lebendige durch vergegenständlichte Arbeit – als Basis der Steigerung der Arbeitsproduktivität und des gesamtwirtschaftlichen Wachstums – ersetzt.[163] »Während der Kapitalstock (Bruttoanlagevermögen) in den fünfziger Jahren um jahresdurchschnittlich 4,7 Prozent gewachsen war, stieg er allein in den Jahren 1960 bis 1967 um durchschnittlich 6,9 Prozent.«[164] Der Anteil der Bruttoanlageinvestitionen am BSP erhöhte sich von 24,3 Prozent (1957 bis 1961) auf 26,4 Prozent (1962 bis 1966) und erreichte damit den höchsten Stand in Westeuropa.[165] Dennoch ging diese Steigerung der Produktivität und der Produktionskapazitäten mit einer relativen Verminderung der gesamtwirtschaftlichen Wachstumsraten einher. Je mehr und je rationeller produziert wird, um so größer ist die Gefahr, daß weniger Profit produziert und erzielt wird, daß eine Entwertung des Kapitals droht, die dann in der Überakkumulationskrise gewaltsam durchschlägt.[166] Diese Umkehrung der günstigen Bedingungen der Kapitalverwertung der frühen fünfziger Jahre wird seit dem Übergang zu den sechziger Jahren noch durch die Erfolge der gewerkschaftlichen Lohnpolitik gefördert. Auf Grund der Verknappung des Arbeitskräftepotentials konnten auch ohne kontinuierliche gewerkschaftliche Kampfaktionen beträchtliche Reallohnsteigerungen durchgesetzt werden. Die jahresdurchschnittliche Reallohnerhöhungen je abhängig Beschäftigten erhöhten sich von 4,6 Prozent (1956 bis 1960) auf 5,3 Prozent (1961 bis 1965).[167] Dem entsprach eine leichte Verschiebung zugunsten des Anteils der Lohneinkommen am Volkseinkommen.[168]

Nach der Verkündung des Aktionsprogramms (1955) hatten die DGB-Gewerkschaften ihre Politik ganz auf die Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnabhängi-

163 Vgl. Sieben Berichte, S. 36 ff.

164 Tjaden-Steinhauer/Tjaden, S. 148.

165 Vgl. Sachverständigenrat, Gleicher Rang für den Geldwert, Jahresgutachten 1972/73, Stuttgart und Mainz 1972, S. 18.

166 Zur fallenden Tendenz der Kapitalproduktivität vgl. Sieben Berichte, S. 108 ff.

167 Nach W. Nickel, Zum Verhältnis von Arbeiterschaft und Gewerkschaften, Köln 1972, S. 76.

168 Vgl. Tjaden-Steinhauer/Tjaden, S. 187/188; Bergmann u. a., S. 110 ff.

gen ausgerichtet. Sie verpflichteten sich zu einer »aktiven Lohn- und Gehaltspolitik« und forderten eine Verkürzung der Arbeitszeit, eine Verlängerung des Urlaubs sowie den Ausbau der sozialen Sicherheit. Gleichwohl sollte dies nicht nur dem Schutz der Lohnabhängigen und ihrer Beteiligung am wachsenden gesellschaftlichen Reichtum dienen. Vielmehr wurde auch die »aktive Tarifpolitik« noch als Element einer gesellschaftsverändernden Gestaltungspolitik begriffen. »Hinter unseren Lohn- und Gehaltsforderungen steht im Rahmen der ›aktiven Lohnpolitik‹ das Ziel einer neuen Aufteilung des Sozialprodukts.«[169] Diese – in der Praxis niemals eingelöste – Aufgabenbestimmung der Tarifpolitik gong auf die Erkenntnis zurück, daß sich im Zuge des wirtschaftlichen Aufschwungs eine tiefe Kluft zwischen dem Einkommen und dem Vermögen der Lohnabhängigen und der Selbständigen verfestigt hatte. Nach einer Untersuchung der Bundesregierung hatte bis 1959 ein Selbständiger 23 mal so viel Vermögen gebildet wie ein Unselbständiger.[170] Diese klassenmäßige Polarisierung der Einkommen, also der Verfügung über den von der Arbeiterklasse produzierten gesellschaftlichen Reichtum, wurde von Gewerkschaftern immer lauter als ein »Skandal« angeklagt,[171] dem durch die »aktive Tarifpolitik« ein Ende bereitet werden müsse. Dies ließ jedoch schon den Verzicht auf eine grundsätzliche Kritik der kapitalistischen Wirtschaftsordnung erkennen, denn die Entrüstung über die Benachteiligung der Lohnabhängigen verband

Tab. 4: Struktur des Realvermögens in der BRD 1950 bis 1965, in Prozent

	1950	1955	1960	1965
Arbeitnehmer	34,7	18,2	15,6	17,2
Rentner und Pensionäre	5,1	2,7	2,5	2,6
Selbständige und Unternehmungen	45,7	46,8	49,3	46,6
Öffentliche Haushalte	14,5	32,3	32,3	33,6

Quelle: B. Gleitze, Sozialkapital und Sozialfonds als Mittel der Vermögenspolitik, Köln 1969 (2. Aufl.), S. 6

sich mehr und mehr mit der Forderung nach ihrer angemessenen Beteiligung am gesellschaftlichen Reichtum.[172]
Indem aber die Gewerkschaften die ungerechte Eigentums- und Vermögensverteilung durch die Tarifpolitik verändern wollten, gerieten sie in einen Gegensatz zur Bundesregierung und den konservativen Parteien, die schon im Wahlkampf 1957 das Schlagwort von der »breiten Streuung des Eigentums« ausgegeben hatten. Neben gesetzlichen Regelungen zur »Sparförderung« (1959) sowie zur »Förderung der Vermögensbildung der Arbeitnehmer« (1961)[173] verfolgte die Bundesregierung das Konzept, durch die Privatisierung öffentlicher Unternehmen und durch den Verkauf von »Volksaktien« zu einer breiteren Eigentumsstreuung, aber auch zur Erzeugung eines »Eigentümer-« und »Mitverantwortungsbewußtseins« in der Arbeiterschaft beizutragen. Die Auseinandersetzungen entzündeten sich zuerst an der Privatisierung des Volkswagenwerkes.[174] Der DGB lehnte diese »Verschleuderung von Bundesvermögen» ab – nicht nur aufgrund der Ideologie des »Volkskapitalismus«, sondern auch aufgrund der mit der Privatisierung verbundenen Stärkung der wirtschaftlichen und politischen Macht des Kapitals. Er ging zunächst grundsätzlich davon aus, »daß eine gerechte Einkommens- und Vermögensverteilung auf der Grundlage der bestehenden Eigentumsordnung nicht zu erreichen sei«. Für eine Beteiligung der Lohnabhängigen an der »Vermögensakkumulation« forderte er, »daß ein bestimmter Teil des Vermögenszuwachses in Sozialkapital umzuwandeln und in das Eigentum eines zu schaffenden Sozialkapitalfonds

169 O. Brenner, Die Zeit nutzen!, in: Die Quelle, 6. Jg. (1955), H. 10, S. 499.
170 Vgl. H. Lilge (Hrsg.), Deutschland, 1945–1963, S. 184.
171 Vgl. L. Rosenberg, 5. DGB-Kongreß, Stuttgart, 1959, S. 398.
172 Der Delegierte W. Pfirrmann (IGM) kritisierte in diesem Sinne das Referat von L. Rosenberg (ebd., S. 459/460): »Ich habe es irgendwie schmerzlich vermißt, daß sich diese Analyse zum großen Teil nur auf die Auswirkungen bezogen hat. Wer das Gesetz von Ursache und Wirkung kennt, der weiß, daß eine schlechte Wirkung eine schlechte Ursache hat, und wenn dem so ist, dann müssen wir hier offen aussprechen, daß diese schlechte Ursache, die diese Schlechten Auswirkungen auf wirtschaftlichem Gebiet für uns als Arbeitnehmer gebracht hat, dieses Wirtschaftssystem, dieses kapitalistische Wirtschaftssystem, ist.«
173 Vgl. Hartwich, S. 197/198.
174 Vgl. A. v. Loesch, Volkswagen oder »Volks-Aktien«?, GeMo, 1958, S. 129 ff.

zu überführen sei. Die Vermögensbildung aller Arbeitnehmer der Privatwirtschaft und des öffentlichen Dienstes (Arbeiter, Angestellte und Beamte) kann durch Ausgaben von Anteilsrechten an den Fonds erfolgen«.[175]

Diese Pläne stießen auf den Widerstand der Bundesregierung und der Unternehmerverbände. Dennoch löste sich die einheitliche Haltung der DGB-Gewerkschaften gegenüber der »Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand« seit den frühen sechziger Jahren auf. Auf der einen Seite hielt die IG Metall bis zum Ende der sechziger Jahre an der Position fest, die ihr Vorsitzender, Otto Brenner, 1958 formuliert hatte: »Alle Miteigentumspläne gehen unserer Meinung nach am Kern des Problems, das sie lösen wollen, vorbei. Die Lösung liegt nicht darin, daß sich ein paar Arbeitnehmer Kleinaktien verschaffen, wodurch sich am Wirtschaftssystem selbst nicht das Geringste ändert. Es geht vielmehr darum, eine gesellschaftliche Kontrolle über den Produktionsapparat zu erreichen, die eine stetige Entwicklung der Wirtschaft, steigende Einkommen und volle Beschäftigung für alle garantiert.«[176]

Auf der anderen Seite verfolgte die IG Bau-Steine-Erden – vor allem ihr Vorsitzender Georg Leber – seit 1964 die Politik einer tarifvertraglich vereinbarten »Vermögensbildung«: Das (i. e., das Miteigentum) wollen wir, weil wir eine freie Gesellschaft wollen, in der neben der Freiheit das Eigentum eine tragende Säule unserer Lebensart ist, die von allen Bürgern deshalb, weil sie besitzen, mitgetragen werden kann.«[177]

Die Gewerkschaften wurden jedoch nicht nur mit der »skandalösen« Einkommensverteilung konfrontiert. Vielmehr kam nach der Wiederherstellung der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse deren Ausbau nunmehr in der wachsenden Konzentra-

175 DGB-Geschäftsbericht, 1951 bis 1961, s. 287, vgl. dazu im Detail B. Gleitze, Sozialkapital und Sozialfonds als Mittel der Vermögenspolitik, Köln 1969 (2. Aufl.).

176 O. Brenner, zit. n. IMSF (Hrsg.), Gewerkschaften zur Vermögenspolitik, Frankfurt/Main 1974, S. 107.

177 G. Leber, zit. n. Deppe u. a., Kritik der Mitbestimmung, S. 224; vgl. dazu ausführlich G. Leber, Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand, 4 Bde., Frankfurt/Main 1964–66; kritisch dazu – vom Standpunkt der IGM – A. von Loesch, Die Grenzen einer breiten Vermögensbildung, Frankfurt/Main 1965.

tion und Zentralisation des Kapitals zum Ausdruck. Der Bundestag verabschiedete 1957 das »Gesetz gegen Wettbewerbsbeschränkungen«. Damit sollte die Kartell- und Monopolbildung einer staatlichen Kontrolle unterworfen werden, um das Funktionieren der »sozialen Marktwirtschaft« zu gewährleisten. Angesichts der massiven Beeinflussung diese Gesetzes durch die Unternehmerverbände war jedoch schon zum Zeitpunkt seiner Verabschiedung klar, daß es überhaupt keine wirksame Kontrolle über den Monopolisierungsprozeß zulassen würde.[178]

Tab. 5: Konzentration in der westdeutschen Industrie, 1954–1967, gemessen am Umsatz in Mrd. DM

	1954	1960	1963	1966	1967
Umsatz der 50 größten Industrieunternehmen	36,8	92,3	118,0	156,4	160,5
Umsatz der 100 größten Industrieunternehmen	48,6	110,4	140,6	183,6	-
Umsatz der Gesamtindustrie	144,8	275,5	326,4	402,0	380,6
Anteil der 50 größten am Gesamtumsatz in %	25,4	33,5	36,2	38,9	42,2
Anteil der 100 größten am Gesamtumsatz in %	33,6	40,1	43,1	47,7	-

Quelle: J. Huffschmid: Die Politik des Kapitals, S. 44

Für die Gewerkschaften mußte die ungehemmte Kapitalkonzentration als ein Zeichen der wachsenden wirtschaftlichen und politischen Macht des Kapitals erscheinen. Im November 1958 fand – mit ca. 30 000 Teilnehmern in Dortmund – eine Großkundgebung unter dem Motto »Konzentration wirtschaftlicher Macht – soziale Demontage« statt. In der einstimmig gebilligten Entschließung hieß es u. a.:

»Die Konzentration wirtschaftlicher Macht beginnt, erneut eine Gefahr für den demokratischen Staat zu werden, um so

178 Vgl. K. Kühne, Kartellgesetz und Wettbewerb, GeMo, 1957, S. 529 ff., DGB-Geschäftsbericht, 1956 bis 58, S. 421 ff., neuerdings J. Gotthold, Macht und Wettbewerb in der Wirtschaft, Köln 1975, bes. S. 72 ff.; J. Huffschmid, Politik des Kapitals, S. 143 ff.

mehr als die Vergangenheit bewiesen hat, daß sich in Deutschland die Beherrscher großer Wirtschaftsbereiche nicht mit ihrer wirtschaftlichen Einflußsphäre begnügen. . . Es darf nicht noch einmal geschehen, daß konzentrierte wirtschaftliche Macht über das Schicksal von Menschen entscheidet und die demokratischen Institutionen vor vollendete Tatsachen stellt.«[179]

Diese eindringliche Warnung vor der »Zerstörung der Demokratie« war in erster Linie auf die fortschreitende »Aushöhlung« der Montan-Mitbestimmung zurückzuführen. Diese war einmal ein unmittelbares Ergebnis der Kapitalkonzentration: In der Anfangszeit saßen 1050 Belegschafts- bzw. Gewerkschaftsvertreter in den Aufsichtsräten, Ende 1964 war die Zahl bereits auf 499 gesunken.[180] Darüber hinaus versuchten die Montan-Konzerne, diesen Prozeß zusätzlich zu einer Schwächung gewerkschaftlicher Position auszunutzen, indem die zur Gründung von Obergesellschaften, sog. Holdings, übergingen, bei denen die Tochtergesellschaften ihre unternehmensrechtliche Selbständigkeit verloren und daher auch die Mitbestimmung entfallen sollte. Schließlich wurde der Geltungsbereich der MBG von 1951 auch noch durch Veränderungen in den Produktionsstrukturen selbst eingeschränkt. Immer mehr dehnten die alten Montankonzerne ihre Produktion in andere Bereiche (z. B. Chemie, Kunststoffverarbeitung, Maschinenbau usw.) aus und beanspruchten daher, aus dem Geltungsbereich der qualifizierten Mitbestimmung herausgenommen zu werden. Zugleich wurde immer deutlicher, daß die Praxis der Montanmitbestimmung nicht mehr jenen Erwartungen entsprach, die noch das »Münchener Programm« ausgesprochen hatte.

Indem die Mitbestimmung aus dem Zusammenhang des Konzepts der »sozialen und wirtschaftlichen Demokratie« herausgebrochen war, veränderte sie ihre Funktion. Sie konnte nicht mehr als Instrument einer gesamtgesellschaftlichen Demokratisierung wirken, sondern beschränkte sich wesentlich darauf, »eine Plattform zur besseren Durchsetzung der Arbeit-

179 R. Quast, Konzentration und Mitbestimmung, GeMo, 1959, S. 513 ff., hier S. 513; vgl. auch T. Pirker, Blinde Macht, Bd. 2, S. 281 ff.

180 Vgl. Deppe u. a., Kritik der Mitbestimmung, S. 131.

nehmerinteressen in Betrieb und Unternehmen zu schaffen«.[181] Mit diesem Wandel wurde aber auch die Aufgabe der Mitbestimmung als ein Instrument gewerkschaftlicher Interessenvertretung problematisiert: so kam es 1955 – während einer Lohnauseinandersetzung in der Stahlindustrie von Nordrhein-Westfalen – zum offenen Konflikt zwischen der IGM und ihren Arbeitsdirektoren, als diese sich gegen die gewerkschaftlichen Lohnforderungen aussprachen. Wenig später kam es angesichts der Krise im Ruhrbergbau (1958) teilweise zu einer Konfrontation zwischen Belegschaften und Arbeitsdirektoren. In Protestaktionen forderten die Bergleute Maßnahmen zur Sicherung ihrer Arbeitsplätze und ihrer Einkommen sowie die Überführung des Bergbaus in Gemeineigentum.[182] Die Bundesregierung förderte hingegen die systematische Arbeitsplatzvernichtung im Bergbau. Bei der Schließung von Zechen und Schachtanlagen richtete sich die Empörung der betroffenen Arbeiter oft gegen die Arbeitsdirektoren und die Arbeitnehmervertreter in den Aufsichtsräten, da diese sich nicht immer offensiv für die Belegschaften eingesetzt hatten.[183]

Dennoch blieb die paritätische Mitbestimmung ein Ärgernis für die Vertreter des Kapitals. In ihrer Propaganda wurde sie als »Erpressung« denunziert. Gleichzeitig versuchten die Unternehmer, den Prozeß der »Aushöhlung« der Mitbestimmung zu ihren Gunsten auszunutzen. Hier war es vor allem der Mannesmann-Konzern, der zunächst durch die Gründung einer Obergesellschaft Kampfpositionen der Gewerkschaften

181 D. Hensche, Zur aktuellen Mitbestimmungsdiskussion, in: H. O. Vetter (Hrsg.), Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung, S. 465 ff., hier S. 466; vgl. dazu auch E. Potthoff u. a., Zwischenbilanz der Mitbestimmung, Tübingen 1962.

182 Am 26. 9. 1959 beteiligten sich 60 000 Bergleute an einem Marsch durch die Bundeshauptstadt Bonn, vgl. T. Pirker, Blinde Macht, Bd. 2, S. 288. Zur Kohlenkrise vgl. V. Agartz, Kohle und Krise, in: WISO, H. 3, 1959, S. 115 ff.; ders., Die Entwicklung der Kohlewirtschaft nach 1945, in: ebd., H. 18, 1959, S. 834 ff.; ders., Der Marsch auf Bonn, in: ebd., H. 20, 1959, S. 917 ff.; vgl. ausführlich K. Lauschke, Schwarze Fahnen an der Ruhr. Die Politik der IG Bergbau und Energie während der Kohlenkrise 1958–1968, Marburg 1984.

183 Vgl Deppe u. a., Kritik der Mitbestimmung, S. 132 ff.; vgl dazu E. Runge, Bottroper Protokolle, Frankfurt/Main 1968, Aus der Betriebsversammlung Möller-Rheinbaben, S. 115 ff.

zu beseitigen suchte. Da aber erhebliche Teile der Arbeiterschaft zu dieser Zeit – trotz vieler Enttäuschungen – immer noch bereit waren, die Mitbestimmung zu verteidigen, wurden neue gesetzliche Regelungen erzwungen. Im August 1956 wurde das »Mitbestimmungsergänzungsgesetz« (MbErgG), auch »Holding-Novelle« genannt, verabschiedet, das die paritätische Mitbestimmung in den Obergesellschaften von Montanbetrieben regelte. Gleichwohl mußten die Gewerkschaften auch bei diesem Gesetz eine Niederlage hinnehmen, denn es enthielt entscheidende Abschwächungen gegenüber dem MBG zugunsten der Unternehmer.[184] Im Jahre 1958 war es erneut der Mannesmann-Konzern, der eine Machtprobe mit den Gewerkschaften provozierte. Unter Ausnutzung des § 15 des MbErgG, der die Mitbestimmungsrechte der Arbeitnehmervertreter u. a. bei Fusionen aufgehoben hatte, wurde eine »verschmelzende Umwandlung« von sechs bis dahin rechtlich selbständigen – und daher dem MBG unterliegenden – Tochtergesellschaften auf die Konzernobergesellschaft beschlossen. Erst im Jahre 1959 gelang es den Gewerkschaften mit dem privaten »Lüdenscheider Abkommen«, die paritätische Mitbestimmung bei den ehemaligen »Töchtern« der Montankonzerne wenigstens zum Teil zu sichern. Hierin kam freilich schon die prinzipiell defensive Position der Gewerkschaften in den gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen zum Ausdruck: die »Aushöhlung« der Mitbestimmung konnte nicht aufgehalten werden, und ebensowenig gelang es, mit den vom 5. DGB-Kongreß (Stuttgart, 1959) verabschiedeten Forderungen zur Absicherung und Erweiterung der Mitbestimmung in die praktisch politischen Entscheidungen gestaltend einzugreifen.

Weiterhin stellte sich den Gewerkschaften die Aufgabe, die Auswirkungen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts auf die soziale Lage der Lohnabhängigen genau zu studieren. Der Übergang zur Intensivierung der Produktion war mit der Einführung neuer hochmechanisierter und automatisierter Pro-

184 Vgl. Deppe u. a., Kritik der Mitbestimmung, s. 126 ff.; vgl. auch E. Potthoff, Der Kampf um die Mitbestimmung, S. 103 ff.

duktionsverfahren verbunden, die sich in den USA schon in den frühen fünfziger Jahren durchgesetzt hatten. Daher mußten auch für die BRD die Erfahrungen aus den USA ausgewertet werden.[185] Dabei wurden – von Unternehmervertretern, aber auch z. T. von US-Gewerkschaften – optimistische Prognosen über die gesellschaftlichen Folgen der »zweiten industriellen Revolution« entworfen. Die »Optimisten« verkündeten das Herannahmen einer »neuen Gesellschaft«, in der die schwere körperliche Arbeit weitgehend aufgehoben, die Arbeitszeit drastisch reduziert, die Qualifikation angehoben, Vollbeschäftigung und Wohlstand gesichert seien. Diese erschien als die materielle Basis der endgültigen Verwirklichung einer klassenlosen »pluralistischen« Gesellschaft. Solche optimistischen Erwartungen wurden auch in die Gewerkschaften hineingetragen:

»Die fortschreitende Mechanisierung und Automatisierung von Produktion und Verwaltung, die Kunststofftechnik und die friedliche Verwendung der Kernenergie ermöglichen eine ständig steigende Produktivität. Dieser Fortschritt sollte sich in erheblichen Vorteilen für die Arbeitnehmer in der Form höherer Löhne, eine Ausweitung der Kaufkraft und einer Verkürzung der Arbeitszeit widerspiegeln.«[186]

Dennoch wurde in den DGB-Gewerkschaften frühzeitig auf die Gefahren der Automation aufmerksam gemacht, die eine Arbeitstagung des DGB zur Automation (Essen, 1958) wie folgt präzisierte:

»Technologische Arbeitslosigkeit; sinkende Massenkaufkraft; Entwertung der bisherigen Berufsqualifikationen und Verlust der erworbenen Rechte; wachsende Konzentration der Unternehmen, verbunden mit steigender Monopolisierung der Märkte und einer Machtzusammenballung in den Händen weniger«.[187]

185 Vgl. F. Pollock, Automation, Frankfurt/Main 1964 (Erstauflage 1956).

186 Erklärung des 7. Kongresses des IBFG (Berlin-West, 1962) zit. n. F. Pollock, S. 312.

187 Zit. n. O. Brenner, Automation und Wirtschaftsmacht, GeMo, 1958, S. 198 ff, hier S. 200.

Vor allem die IGM, in deren Organisationsbereich die sozialökonomischen Auswirkungen der Automation zuerst deutlich wurden, setzte sich mit dem Zusammenhang von Automatisierung und Kapitalmacht auseinander. Noch 1958 wies Otto Brenner darauf hin, daß die Automation »den Zug zum Groß- und Mammutunternehmen und damit in der kapitalistischen Wirtschaft die Machtzusammenballung in den Händen weniger« fördert. Dem stellte er die Forderungen des Münchener Grundsatzprogramms – besonders die nach Vergesellschaftung der Schlüsselindustrien sowie nach betrieblicher und überbetrieblicher Mitbestimmung – entgegen: »Dieses Programm gilt heute nach wie vor. Es gilt erst recht im Hinblick auf die Wetterwolken, die nunmehr am Horizont der kapitalistischen Wirtschaft aufsteigen, und im Hinblick auf die Einführung der Automation mit ihren Folgen.«[188]

Eine solche Verbindung der gewerkschaftlichen Gesellschaftspolitik mit dem Kampf gegen den am Profitprinzip ausgerichteten technischen Fortschritt wurde jedoch in der Praxis nicht eingelöst – u. a. deshalb, weil aufgrund des Produktionszuwachses die Freisetzung von Arbeitskraft noch bis zum Ende der sechziger Jahre weitgehend kompensiert wurde. Die gewerkschaftliche Konzeption verlagerte sich daher zunehmend auf die Frage, mit welchen Instrumenten der Tarifpolitik (Arbeitszeitverkürzungen, Lohnerhöhungen), der Wirtschaftspolitik (Vollbeschäftigungspolitik) und auch der Bildungspolitik (Ausbildung und Umschulung) der Prozeß des technischen Fortschritts gesteuert werden könne.[189]

188 Ebd., S. 199.

189 Vgl. G. Friedrichs, Technischer Fortschritt und Beschäftigung in Deutschland, in: Automation und technischer Fortschritt in Deutschland und den USA, Frankfurt/Main 1964. Diskussionen über die gewerkschaftspolitische Bedeutung von Differenzierungsprozessen in der Arbeiterklasse durch den wissenschaftlich-technischen Fortschritt, wie sie z. B. in Frankreich unter dem Schlagwort der »Neuen Arbeiterklasse« (S. Mallet) stattfanden, hat es allerdings in der westdeutschen Gewerkschaftsbewegung dieser Jahre nicht gegeben; vgl. dazu F. Deppe, H. Lange, L. Peter (Hrsg.), Die neue Arbeiterklasse, Frankfurt/Main 1970, bes. S. 8 ff.

Organisationsprobleme

Die relative Schwäche der westdeutschen Gewerkschaftsbewegung nach dem Sieg der Restauration kam auch in der Entwicklung des Organisationsgrades zum Ausdruck. Wie die folgende Tabelle zeigt, erhöhte sich der Mitgliederbestand zwischen 1951 und 1966 nur um etwas mehr als 500 000 Mitgieder. Da aber die Gesamtzahl der Lohnabhängigen im gleichen Zeitraum um mehr als 6 Mio. anstieg, fiel der Organisationsgrad drastisch – von 38,0% auf 29,8% – ab.

Tab. 6: Mitglieder der DGB-Gewerkschaften und Organisationsgrad 1950–1966

Jahr	abhängige Erwerbspersonen[1] – in Tausend –	Mitglieder der DGB-Gewerkschaften[2]	Organisationsgrad[3] – in Prozent –
1950	15 254	5 450	35,7
1951	15 718	5 980	38,0
1952	16 133	6 004	37,2
1953	16 603	6 051	36,4
1955	17 768	6 105	34,4
1960	20 528	6 379	31,0
1962	21 187	6 430	30,3
1964	21 553	6 485	30,0
1966	21 926	6 537	29,8

1 Abhängige Arbeitende und Arbeitslose; von 1950–1959 ohne Saarland und Berlin (West).
2 Ab 1950 Bundesgebiet einschl. Berlin (West); einschl. Rentner und Arbeitslose.
3 Der Organisationsgrad ist für die Jahre von 1950–1959 leicht überhöht, da in der Zahl der abhängigen Erwerbspersonen das Saarland und Berlin (West) fehlen.
Quelle: J. Bergmann u. a.: Gewerkschaften in der Bundesrepublik, S. 359.

Zugleich wird anhand dieser Daten deutlich, daß die bedeutendsten Mitgliederverluste in den fünfziger Jahren hingenommen werden müssen. Offensichtlich gelingt es den DGB-Gewerkschaften nicht, einerseits die bereits gewonnenen Mitglieder vollständig an die Organisation zu binden; andererseits bleibt das absolute Wachstum der Gewerkschaftsmitglieder weit

hinter den Zuwachsraten der Zahl der abhängigen Erwerbspersonen zurück. Nach den Niederlagen der frühen fünfziger Jahre haben vermutlich zahlreiche Mitglieder resigniert ihrer Organisation den Rücken gekehrt. Außerdem vermochten in dieser Zeit der Erfolge der Adenauer-Politik und des Antikommunismus, des »Wirtschaftswunders« und der Reallohnsteigerungen erhebliche Teile der Lohnabhängigen die Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation nicht einzusehen.

Ein Blick auf die Mitgliederentwicklung einzelner Gewerkschaften zeigt, daß dabei auch objektive Bedingungen – vor allem sozialökonomische Strukturveränderungen – eine Rolle spielen:

Tab. 7: Mitgliederentwicklung einzelner Gewerkschaften, 1950–1964

Gewerkschaft	Zahl der Mitglieder 1950	1964	Verlust (-) Zuwachs (+) – in Prozent –
IG Bergbau u. Energie	580 661	470 089	-19,1
Gewerkschaft Holz	189 661	143 260	-24,5
Gewerkschaft Textil und Bekleidung	409 924	332 298	-19,0
IG Chemie, Papier, Keramik	409 998	533 699	+30,1
IG Metall	1 352 010	1 936 676	+43,2
Gewerkschaft ÖTV	726 004	972 497	+33,9
Deutsche Postgewerkschaft	190 500	323 825	+69,9

Quellen: J. Bergmann u. a., Gewerkschaften in der Bundesrepublik, S. 364; DGB-Geschäftsbericht, 1962–1965, S. 69.

Diese Verschiebungen entsprechen den Veränderungen im Gewicht der Abteilungen und Zweige im gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsprozeß und der damit einhergehenden Umverteilung von Arbeitskraft: Traditionelle Energieträger und Rohstoffe (Holz, Leder, Baumwolle, Wolle) wurden zunehmend durch die Konkurrenz des Erdöls und seiner Folgepro-

dukte verdrängt. In der Folge mußten die Gewerkschaften der Berg-, Holz- und Textilarbeiter, die noch vor 1933 zu den größten und einflußreichsten Verbänden gehört hatten, starke Mitgliederverluste hinnehmen.[190] Demgegenüber konnten die Gewerkschaften im Organisationsbereich der chemischen Industrie und der Investitionsgüterindustrien die höchsten Mitgliederzuwachsraten erzielen. Allein die Investitionsgüterindustrien – darunter: Maschinenbau, Straßenfahrzeugbau und die elektrotechnische Industrie – erhöhten ihren Anteil an der Gesamtzahl der Beschäftigten der Industrie von 29,7 Prozent (1950) auf 43,2 Prozent (1966). Darüber hinaus konnten die Gewerkschaften des öffentlichen Dienstes (ÖTV, DPG, GEW) ihren Mitgliederbestand beträchtlich erhöhen.

Diese Veränderungen in der Produktionsstruktur, der Verteilung der Arbeitskräfte sowie der Berufsstruktur machen neue gewerkschaftliche Organisationsprobleme und den Rückgang des Organisationsgrades verständlich. »Die relative Rückläufigkeit des Mitgliederbestandes des DGB . . . ist in starkem Maße darauf zurückzuführen, daß die Zahl der Angestellten sprunghaft gewachsen ist, viele Frauen in den Arbeitsprozeß neu eingetreten sind, und daß sich starke Disproportionalitäten in der Altersstruktur der DGB-Mitglieder im Vergleich zur Altersstruktur der abhängig Beschäftigten ergeben.«[191]

Unter den Mitgliedern waren die über 35 Jahre alten Facharbeiter in Großbetrieben überrepräsentiert – in den Gruppen der Angestellten, der lohnabhängigen Frauen, der ungelernten Arbeiter, der Jugendlichen sowie der ausländischen Arbeiter hingegen blieb der Organisationsgrad weiter unter dem Durchschnitt. Hieraus ergaben sich besondere Aufgaben für die Gewerkschaftspolitik: Dies mußte nicht nur insgesamt auf eine konsequentere Interessenmobilisierung aller Lohnabhängigen ausgerichtet werden; vielmehr mußten zugleich die besonderen

190 Dieser Prozeß wurde noch dadurch gefördert, daß in diesen – durch die »Verdrängungskonkurrenz« betroffenen – Branchen eine enorme Steigerung der Arbeitsproduktivität durch Mechanisierung und Automatisierung vorangetrieben wurde (Sieben Berichte, S. 98/99), die ihrerseits die Freisetzungseffekte beschleunigte.

191 Nickel, S. 119.

Interessen gerade jener Berufsgruppen angesprochen werden, die bislang nur ungenügend in die gewerkschaftliche Organisation einbezogen waren.

Die Gewerkschaften reagierten darauf mit dem Versuch, ihr »Dienstleistungsangebot« gegenüber den Mitgliedern zu verbessern.[192] Weiterhin wurden Anstregungen verstärkt, um den besonderen Interessen der weiblichen Arbeitnehmer, der Angestellten und der Jugendlichen Rechnung zu tragen. Auch die Aktivierung der gewerkschaftlichen Jugendbildungsarbeit seit den frühen sechziger Jahren, bei der nicht mehr nur organisationstechnisches Wissen vermittelt, sondern auch die gesellschaftspolitischen Interessen der jungen Gewerkschafter angesprochen und entwickelt werden sollten, sollte dem sinkenden Organisationsgrad entgegenwirken.[193] Schließlich gab es Ansätze, die die gewerkschaftliche Politik enger mit den Bedürfnissen und Interessen der Lohnabhängigen verknüpfen und die Betriebsferne der Tarifpolitik – aber auch z. B. der Bildungsarbeit – überwinden wollten. Die Konzeption der »betriebsnahen Tarifpolitk« – zuerst vom IGM-Vorstandsmitglied Fritz Salm 1958 entwickelt – zielte daher nicht nur auf tarifpolitische Ziele wie die Verbesserung der Arbeitsbedingungen und der Lohnfindungsmethoden sowie die Einebnung der Differenz von Effektiv- und Tariflöhnen. Sie verstand sich auch als eine Möglichkeit, die innergewerkschaftliche Willensbildung zu demokratisieren und die Mitglieder aktiv in die Tarifauseinandersetzungen einzubeziehen.[194]

Der Verwirklichung dieser Konzeption stand der Zentralisierungsprozeß in den größten Gewerkschaften entgegen, der auch bei tarifpolitischen Entscheidungen zu Vereinbarungen zwischen Gewerkschaftsvorständen und Arbeitgeberorganisationen für die gesamte Bundesrepublik führte. Am Anfang stand das »Bremer Abkommen« (1956) zwischen dem Vorstand

192 So z. B. die IGBSE durch ihre Politik der »Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand«.

193 Vgl. H. Deppe-Wolfinger, Arbeiterjugend – Bewußtsein und politische Bildung, Frankfurt/Main 1972, bes. S. 209 ff.

194 Vgl. Bergmann u. a., Gewerkschaften, s. 169 ff.

der IGM und »Gesamtmetall«, in dem die Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit von 48 auf 45 Stunden und eine Tariflohnerhöhung von 8 Prozent vereinbart wurde. Dem folgten bis 1966 weitere zentrale Tarifabkommen, in denen Lohnsteigerungen und schließlich die 40-Stunden-Woche für den Organisationsbereich der IGM geregelt waren.[195] Diese Zentralisierung von Entscheidungskompetenzen bei den Vorständen der Einzelgewerkschaften mußte auch die Machtverteilung zwischen diesen und dem DGB berühren. Als die Kämpfe um die gesellschaftliche Neuordnung im Mittelpunkt standen, war der DGB-Bundesvorstand das koordinierende und führende Zentrum der gesamtgewerkschaftlichen Politik. Mit der Verkündung des ersten Aktionsprogramms (1955), als der Kampf um die Verwirklichung von gewerkschafts- und tarifpolitischen Nahzielen in den Vordergrund trat, verlagerten sich Macht und Initiative zunehmend auf die Einzelgewerkschaften. Seit 1953 vollzog sich daher ein fortschreitender Dezentralisierungs- und Partikularisierungsprozeß im DGB, in dessen Verlauf zunächst die IGM, als die stärkste Einzelgewerkschaft, die Rolle eines »Schrittmachers« übernahm.[196] Mit dieser »Vormachtstellung der Industriegewerkschaften gegenüber dem Bund«[197] nahm jedoch die Konkurrenz zwischen den Vorständen der Einzelgewerkschaften zu, wie sie sich in den gesellschafts- und organisationspolitischen Kontroversen auf den DGB-Kongressen zwischen 1959 und 1969 verdeutlichte.

Während der Organisationsdebatte im DGB. die 1962 mit der Verabschiedung einer neuen Satzung vorerst abgeschlossen wurde[198], trat vor allem G. Leber, der Vorsitzende der IGBSE, als Sprecher der »kleinen« Gewerkschaften auf und unterstützte die Forderung nach einer Stärkung der Kompetenzen

195 Vgl ebd., S. 189 ff.

196 Schon unmittelbar nach der Niederlage um das BetrVG war deutlich geworden, daß die Fähigkeit des DGB zur Koordinierung der gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen nachließ. So waren die Gewerkschaften des öffentlichen Dienstes – besonders die ÖTV – beim Kampf gegen das Personalvertretungsgesetz, das noch hinter das BetrVG zurückfiel, weitgehend auf sich selbst gestellt.

197 J. Seifert, Demokratische Strukturen im DGB, in: GeMo, 1958, S. 153 ff., hier S. 159.

198 Vgl. den Text, in 6. DGB-Kongreß, Hannover 1962, Protokoll, S. 99 ff.

der DGB-Zentrale: »Dieser DGB und dieser geschäftsführende Bundesvorstand sind unfähig, eine so konsequente Politik zu machen, und einen so klaren Kurs zu steuern, wie wir alle ihn von ihm fordern, solange er nicht über die genügende Autorität verfügt, und bei jedem Wort, das er spricht, den Gewerkschaften nach den Augen gucken muß.«[199] Otto Brenner hingegen wandte sich gegen eine solche Kompetenzverteilung: »Der DGB wird so stark sein, wie die ihn tragenden Gewerkschaften es sind . . . Man möchte mehr Kompetenzen für den geschäftsführenden Bundesvorstand, und dieser geschäftsführende Bundesvorstand wird nicht einmal fertig mit den einfachsten Dingen des organisatorischen Einmaleins einer großen demokratischen Gewerkschaftsbewegung.«[200]

Angesichts dieser harten Gegensätze, die letztlich vor dem Hintergrund der allgemeinen gesellschafts- und gewerkschaftspolitischen Meinungsunterschiede zwischen der integrationistischen und der reformistischen Strömung zu sehen sind, wurden in der neuen Satzung nur unerhebliche Veränderungen zur Aufwertung der Autorität des DGB-Bundesvorstandes vorgenommen. Allerdings wurde mit dieser Satzungsänderung ein weiterer Schritt zur Beschränkung der innergewerkschaftlichen Demokratie unternommen. Die Eigenständigkeit der DGB-Kreise und Landesbezirke wurde vermindert: »Die DGB-Kreise verloren das unmittelbare Antragsrecht zum Bundeskongreß und das Recht, einen Teil der stimmberechtigten Delegierten auf den Landesbezirkskonferenzen zu stellen. Ferner können nun gegebenenfalls die gewählten Landesbezirks- und Kreisvorstandsmitglieder durch den Bundesvorstand bzw. den Landesbezirksvorstand abgesetzt werden.«[201]

199 5. DGB-Kongreß, Stuttgart 1959, Protokoll, S. 335.

200 6. DGB-Kongreß, Hannover 1962, S. 310; vgl. auch die scharfe Replik von G. Leber, ebd., S. 312.

201 Limmer, S. 104.

Gewerkschaftliche Kämpfe

Mit dem Übergang zu den sechziger Jahren tritt die Gewerkschaftsbewegung in eine Phase des »sozialen Friedens« ein. Der internationale Vergleich weist die Bundesrepublik als das Land mit der geringsten Streikhäufigkeit aus. Aufgrund der günstigen Kapitalverwertungsbedingungen, dann der Verknappung des Arbeitskräftepotentials war der Verteilungsspielraum erweitert und Verbesserungen der Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnabhängigen konnten oft auch ohne den Einsatz gewerkschaftlicher Kampfmittel durchgesetzt werden. Darüber hinaus kam im Rückgang der Streiktätigkeit die Wirkung der zunehmenden Verrechtlichung und Institutionalisierung der sozialen Konflikte zum Ausdruck, was noch durch die Diskreditierung des Streiks als eines »sozialen Deliktes«, als eines Kampfinstrumentes, das prinzipiell dem »Gemeinwohl« widerspreche, ergänzt wurde.[202]

Tab. 8: Internationale Streikhäufigkeit*

Italien	873	England	109
USA	447	Schweden	30
Frankreich	147	Niederlande	7
Japan	116	BRD	5
Belgien	114		

* Die im Durchschnitt der Jahre 1964–1968 bzw. 1964–1967 jährlich durch Streiks verlorenen Arbeitstage je 1000 Arbeitnehmer.
Quelle: W. Nickel, Zum Verhältnis von Arbeitnehmerschaft und Gewerkschaft, S. 413.

Schließlich war aber der wachsende Verzicht auf die Anwendung gewerkschaftlicher Kampfmittel selbst noch Ergebnis jenes Ordnungs- und Verantwortungsbewußtseins, das sich im DGB Geltung verschaffte und das von dem 1962 gewählten

202 Vgl. W. Nickel, s. 414 ff.; in der Diskriminierung des Vorsitzenden der IGM, Otto Brenner, wird diese öffentliche Meinungsbildung besonders deutlich, vgl. dazu P. v. Schubert, Antigewerkschaftliches Denken in der BRD, Frankfurt/Main 1967; dort zum Streik, S. 41 ff. W. Bleicher berichtete 1966 (DGB-Kongreß, Berlin (West) 1966, Protokoll, S. 302/03), daß Ludwig Erhard in einer Verhandlung mit Otto Brenner während des Metallarbeiterstreiks in Baden-Württemberg (1963) den Streik als »nationle Katastrophe« bezeichnete.

DGB-Vorsitzenden Ludwig Rosenberg wie folgt formuliert wurde: ». . .Anlaß zu heftigen und mit den Mitteln der Macht durchzusetzenden Auseinandersetzungen zwischen Arbeitnehmerschaft, Unternehmern und Regierungen hat es hierzulande ebenso gegeben wie anderswo. Daß es dazu kaum jemals kam und daß solche Auseinandersetzungen sich immer in Formen abspielten, die den Bestand der demokratischen Grundordnung und die Rechte des Parlaments nicht gefährdeten,. ist nicht zuletzt der Einsicht und dem Verantwortungsbewußtsein der Gewerkschaften und der Arbeitnehmerschaft insgesamt zu verdanken.«[203]

Der Übergang zur Periode des »sozialen Burgfriedens«, die lediglich durch den Metallarbeiterstreik des Jahres 1963 unterbrochen wird, erfolgt schon 1958. Offenbar besteht ein Zusammenhang zwischen der gewerkschaftlichen Streikpraxis und der politischen Rolle der Gewerkschaften in den gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen. Bis 1958/59 waren sie – teilweise unterstützt durch die SPD – bereit, ihre Kraft zur Verteidigung der Mitbestimmung oder zur Beeinflussung allgemeinpolitischer entscheidungen – wie in der Frage der Atombewaffnung – zumindest partiell einzusetzen, und hielten damit fest an der Bestimmung der Gewerkschaften als einer politischen Bewegung im außerparlamentarischen Raum. Die tarifpolitischen Kämpfe 1955 bis 1958 standen daher nicht nur im Zeichen jenes neuen »Aktivismus«, der durch das Aktionsprogramm eingeleitet werden sollte. Vielmehr standen sie auch im Zusammenhang der politischen Auseinandersetzung mit der Politik der Adenauer-Regierung und trieben damit die Entwicklung des politischen Bewußtseins der Lohnabhängigen voran. Darüber hinaus wird anhand der Streikentwicklung die »Schrittmacherrolle« deutlich, die die IG Metall in den tarifpolitischen Auseinandersetzungen übernommen hatte; denn die beiden größten Streiks dieser Periode – der Streik der Metallarbeiter in Schleswig-Holstein (1956/57) und der Streik der Metallarbeiter in Baden-

203 L. Rosenberg, Sinn und Aufgaben der Gewerkschaften, Frankfurt/Wien/Zürich 1974, S. 111.

Württemberg (1963) – finden in ihrem Organisationsbereich statt.

Tab. 9: Die großen gewerkschaftlichen Streiks 1956–1963

Jahr		Beteiligte	Dauer
1956	Streik der Holzarbeiter in Westfalen	15 000	2 Wochen
1956/57	Streik der Metallarbeiter in Schleswig-Holstein	30 000	16 Wochen
1958	Streik der Textilarbeiter in Niedersachsen und Hessen	15 000	9 Wochen
	Streik der Kommunalarbeiter in der BRD	200 000	1 Tag
1962	Streik der Bergarbeiter im Saarland	40 000	8 Tage
	Streik der Papierarbeiter (in der IGChPK) in mehreren Bundesländern	8 000	3 Wochen
1963	Streik der Metallarbeiter in Baden-Württemberg (einschl. Aussperrung)	350 000	2 Wochen

Quelle: J. Bergmann u. a., Gewerkschaften in der Bundesrepublik, s. 210.

Die wichtigsten Forderungen, für die die Metallarbeiter in Schleswig-Holstein 16 Wochen lang streikten, waren 1. Lohnfortzahlung im Krankheitsfall für gewerbliche Arbeitnehmer für die Dauer von 6 Wochen; 2. Zahlung eines zusätzlichen Urlaubsgeldes und 3. Verlängerung des Urlaubs.[204] Die exemplarische Bedeutung dieses Arbeitskampfes war daher offensichtlich: zum einen handelte es sich um Ziele des Aktionsprogramms – zum anderen mußte die Diskriminierung der Arbeiter gegenüber den Angestellten beseitigt werden. Schließlich

204 Zum Verlauf des Streiks vgl. Bergmann u. a., Gewerkschaften, S. 224 ff.; 75 Jahre Industriegewerkschaft, S. 400 ff.; Pirker, Blinde Macht, Bd. 2, S. 212 ff.; IGM, Geschäftsbericht, 1956/1957, Frankfurt/Main u. o. J. S. 92 ff.; IGM (Hrsg.), Streiknachrichten des Metallarbeiterstreiks in Schleswig-Holstein vom 24. 10. 1956 bis 14. 2. 1957, Frankfurt/M. 1976; IGM (Hrsg.), Streik der Metaller Schleswig-Holsteins 1956/57, Frankfurt/M. 1978, bes. S. 181 ff.

wurde sein politischer Charakter noch dadurch unterstrichen, daß die Regierungsparteien im Bundestag bis dahin eine gesetzliche Regelung der Gleichstellung von Arbeitern und Angestellten verhindert hatten.

Die IGM hatte sich bewußt auf diesen Kampf vorbereitet. Nach den Erfahrungen der Niederlagen im Bayern-Streik (1954) entwickelte sie eine neue Streiktaktik: Die Industrie im Tarifbereich befand sich in einer konjunturell außergewöhnlich günstigen Lage. Zudem konnten sich Vorbereitung und Durchführung der Kampfaktionen auf einen hohen gewerkschaftlichen Organisationsgrad sowie auf ein gut ausgebautes Netz von Vertrauensleuten in den Betrieben beziehen. Die IGM wählte nach Beginn des Streiks am 24. 10. 1956 die Taktik der »flexiblen Eskalation«, d. h. sie entschied sich für einen Schwerpunktstreik, der durch die Einbeziehung weiterer Betriebe ausgeweitet werden sollte. Darüber hinaus sollte der Erfolg des Kampfes durch die gewerkschaftliche Betreuung der Streikenden in ihrer Freizeit und durch die Einbeziehung der Ehefrauen in die Streikdiskussion gewährleistet werden.

Dennoch entsprach die Länge dieses Streiks nicht den Absichten der Führung der IGM. Die Arbeiter waren nach gut zwölf Wochen des Ausstandes nicht mehr bereit, ein Verhandlungsergebnis zu akzeptieren, das erheblich hinter den ursprünglichen Forderungen zurückbliebe. So wurde das Ergebnis der Bonner Schlichtungsverhandlungen, die auf Druck von Bundeskanzler Adenauer zustande kamen, am 30. 1. 1957 von 77,6 Prozent der Streikenden, die sich an der dritten Urabstimmung beteiligten, abgelehnt, obwohl sich die große Tarifkommission der IGM mehrheitlich für seine Annahme ausgesprochen hatte. Auch nach 16 Wochen stimmten nur etwa 40 Prozent derer, die sich an der vierten Urabstimmung beteiligten, für die Annahme eines Ergebnisses, das zwar gegenüber dem ersten Unternehmerangebot einen Durchbruch bedeutete, das aber dennoch keine vollständige Gleichstellung der Arbeiter mit den Angestellten beinhaltete. Die IGM beendete den Streik, dessen Ausstrahlungskraft noch dadurch unterstrichen wurde, daß der Bundestag wenige Monate später das »Gesetz

zur Verbesserung der wirtschaftlichen Sicherung der Arbeiter im Krankheitsfall« verabschiedete.

Damit war bewiesen worden, daß die Lohnabhängigen und ihr aktiver gewerkschaftlicher Kern – vor allem aber die Vertrauensleute und die aktiven Betriebsräte – bereit waren, auch für die Forderungen des Aktionsprogramms zu kämpfen. Zugleich hatte dieser Arbeitskampf einen politischen Inhalt entwickelt, der letztlich die IGM-Führung in die Rolle einer demobilisierenden Kraft drängte. Dieser Inhalt war einerseits von Anfang an durch den Charakter der Forderungen gesetzt; denn die soziale Gleichstellung von Arbeitern mit Angestellten sollte ein besonders eklatantes Merkmal der Diskriminierung der Arbeiter beseitigen. Andererseits führte die staatliche Intervention zunächst durch den Ministerpräsidenten des Landes Schleswig-Holstein, dann durch den Bundeskanzler zu einer wachsenden politischen Solidarisierung der Streikenden, zumal auch die Unternehmer alles darauf anlegten, diesen Tarifkampf als »politischen Streik« zu illegalisieren und durch Einschüchterungsversuche die Streikfront zu spalten. Im Streik entwickelten sich mithin Elemente einer Eigenorganisation, in denen sich zugleich dessen allgemeine Bedeutung als bewußtseins- und gesellschaftsverändernde Praxis konkretisierte.[205]

Der Schleswig-Holstein-Streik hatte ein gerichtliches Nachspiel. Das Bundesarbeitsgericht verurteilte am 31. 10. 1958 auf Antrag des Arbeitgeberverbandes der Metall-Industrie Kiel die IGM zur Schadensersatzzahlung für die durch den Streik entstandenen Verluste.[206] Dabei wurde der Beschluß der IGM, eine Urabstimmung durchzuführen, als eine Kampfmaßnahme gewertet, die das Schlichtungsverfahren und daher die »Friedenspflicht« verletzt habe.[207] Letztlich war jedoch nicht die Höhe der Schadensersatzsumme (ca. 20 Mio. DM) für die

205 Vgl. R. Hoffmann, Streik als gesellschaftsverändernde Praxis, in: D. Schneider (Hrsg.), Zur Theorie und Praxis des Streiks, S. 210 ff.

206 Vgl. O. Radke, Das Urteil von Kassel, GeMo, 1959, S. 8 ff.

207 Vgl. dazu auch die Ausführungen des Rechtsgutachters der IGM, W. Abendroth, Innergewerkschaftliche Willensbildung, Urabstimmung und »Kampfmaßnahmen«, in: ders., Antagonistische Gesellschaft und politische Demokratie, S. 251 ff.; H. Ridder, Zur verfassungsrechtlichen Stellung der Gewerkschaften, Stuttgart 1960.

gewerkschaftspolitische Bedeutung dieses Urteils entscheidend, obwohl sie von den Arbeitgebern bis 1964 als ein Erpressungsmittel gegen die IGM gehandhabt wurde.[208] Indem nämlich die innergewerkschaftliche Willensbildung selbst als »Kampfmaßnahme« gewertet wurde, nahm das BAG eine weitere erhebliche Einschränkung des Streikrechts und seiner Freiheit vor. Obwohl das Gericht – in der Tradition der faschistischen Volksgemeinschaftsideologie[209] – die gewerkschaftlichen Handlungsbedingungen hier mit Gewalt auf ein wirtschaftsfriediches und sozialpartnerschaftliches Verhalten verpflichtete, unternahmen die Gewerkschaften – außer verbalen Protesten – keine Maßnahmen, um die Beschränkung ihrer Willensbildung und ihres Wirkungsbereiches zu durchbrechen.

Der Streik der Metall-Arbeiter in Baden-Württemberg (1963) war der bis dahin größte Streik in der Bundesrepublik – etwa 350 000 Lohnabhängige waren beteiligt oder durch die Flächenaussperrung der Unternehmer, die zum ersten Male angewandt wurde, betroffen.[210] Gleichwohl lassen die Bedingungen, Inhalte und Formen dieses Arbeitskampfes deutlich den Wandel der sozialökonomischen und gewerkschaftspolitischen Strukturen erkennen, der sich mit dem Übergang zu den sechziger Jahren vollzogen hatte. Die wirtschaftspolitische Diskussion der frühen sechziger Jahre stand im Zeichen des wachsenden Bewußtseins, daß der Höhepunkt des »Wirtschaftswunders« überschritten sei. Es mehrten sich die Stimmen, die Maßnahmen einer staatlichen Konjunktur- und Einkommenspolitik forderten.[211] Im ersten Jahreswirtschaftsbericht der Bundesregie-

208 Die IGM hat diese Summe nie bezahlt. Nach dem BAG-Urteil kündigte sie das Schlichtungsabkommen. »Im Mai 1964 wurde ein neues ›automatisches‹ Schlichtungsabkommen zwischen dem Gesamtverband der metallindustriellen Arbeitgeberverbände und der IGM abgeschlossen, gegen das sich die IGM lange gewehrt hatte. Dafür verzichtete der Arbeitgeberverband auf seine Schadensersatzforderungen, während die Gewerkschaft ihre Verfassungsklage zurückzog.« Rajewski, s. 74.

209 Darauf macht vor allem W. Abendroth aufmerksam, ders., Innergewerkschaftliche Willensbildung, S. 258 ff.

210 Zum Ablauf des Streiks vgl. J. Bergmann u. a., Gewerkschaften, S. 230 ff.; 75 Jahre Industriegewerkschaft, S. 404 ff.; C. No, Gebändigter Klassenkampf, Tarifautonomie in der BRD, Berlin (West) 1970; D. Hoß, Die Krise des »institutionalisierten Klassenkampfes«, Frankfurt/Köln 1974.

211 Vgl. W. Adam, Die konzertierte Aktion in der Bundesrepublik, Köln 1972, S. 6 ff.

rung (1962) wurde die Notwendigkeit einer Koppelung von Lohnentwicklung und Produktivitätsentwicklung behauptet und eine »lohnpolitische Richtlinie« ausgegeben: die Löhne sollten nicht mehr als sie erwartete Produktivitätssteigerung von 3 bis 3,5 Prozent angehoben werden. Bundeswirtschaftsminister Ludwig Erhard, der 1963 zum Bundeskanzler gewählt wurde, lehnte zwar die Einführung kapitalistischer Planungs- und Steuerungsmethoden ab, mit seinen »Maßhalte«-Appellen machte er sich aber zum Fürsprecher jener produktivitätsorientierten Lohnpolitik, die auf eine Festschreibung der vorgegebenen Einkommensverteilung hinauslief. Die Unternehmer machten sich diese offizielle Unterstützung zunutze. Schon Ende 1962 schlugen sie eine Lohnpause bis zum 31. 1963 vor und forderten eine Aussetzung bereits vereinbarter Arbeitszeitverkürzungen. Zugleich drohten sie mit Aussperrungsmaßnahmen für den Fall eines Arbeitskampfes. Ihre Taktik lief offensichtlich darauf hinaus, die Rolle der IGM als der »Lokomotive« der gewerkschaftlichen Lohnbewegungen ebenso wie ihre gesellschaftspolitische »Schrittmacher«-Rolle im DGB zu brechen. Schließlich kalkulierten die Unternehmer bewußt mit dem Einsatz der Aussperrung, um auf diese Weise die »öffentliche Meinung« für eine staatliche Zwangsschlichtung zu mobilisieren.

Die IGM hatte eine Forderung von 8 Prozent Lohn- und Gehaltserhöhungen erhoben. Zunächst demonstrierte der Vorstand der IGM ein erhebliches Maß an Kompromißbereitschaft. Die Kündigung der Tarifverträge wurde im Februar vorerst ausgesetzt. Unter dem Druck der Bezirke Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen, der durch die provokative Verzögerungstaktik der Arbeitgeber noch verstärkt wurde, kündigte die IGM Ende März die Verträge und genehmigte nach dem erneuten Scheitern von Verhandlungen Urabstimmungen in beiden Tarifbezirken. Dabei sprachen sich 87 bzw. 83 Prozent der Abstimmenden für Kampfmaßnahmen gegen die Politik des Lohnstopps und für die 8-prozentige IGM-Forderung aus.

Der Streik in Baden-Württemberg begann am 29. 4. 1963 als Schwerpunktstreik und konzentrierte sich zunächst auf Großbetriebe der Automobil- und Elektroindustrie in Stuttgart und

Mannheim mit einem sehr hohen gewerkschaftlichen Organisationsgrad.[212] Die Arbeitgeber antworteten schon zum 1. Mai mit einer Flächenaussperrung, die etwa 270 000 Beschäftigte betraf. Damit trugen sie selbst zur Solidarisierung der Streikenden und zur Politisierung des Konflikts bei. Während von seiten der IGM angesichts dieser brutalen Machtdemonstration des Kapitals auf die Notwendigkeit der »Vergesellschaftung dieser Machtzentren« hingewiesen wurde, erklärte der Bezirksleiter der IGM, Willi Bleicher, auf einer Kundgebung zum 1. Mai:

»Dieser Staat, diese Wirtschaft, wo nicht der arbeitende Mensch im Mittelpunkt steht, sondern der Profit, der mit dem Notstandsgesetz das Koalitionsrecht und das Streikrecht anzutasten versucht, wo Neofaschismus sich zu entwickeln vermag, dieser Staat und diese Wirtschaft können nicht erwarten, daß die Arbeiterschaft sie als verteidigenswert empfindet.«[213]

Auch Teile der Streikenden reagierten auf den Konfrontationskurs des Kapitals, indem sie in ihren Kampflosungen den Klassencharakter des Konfliktes hervorhoben. Dennoch wurde der Streik bald beendet, nachdem auf Intervention von Ludwig Erhard zentrale Schlichtungsverhandlungen stattgefunden hatten. Die regionalen Tarifverträge zwischen Gesamtmetall und IGM sollten mit folgendem Inhalt abgeschlossen werden: Eine Lohn- und Gehaltserhöhung um 5 Prozent (ab 1. 4. 1963); eine weitere Erhöhung um 2 Prozent zum 1. 4. 1964; Verkürzung der Arbeitszeit auf 41¼ Stunden ab 1. 1. 1964; Laufzeit des Vertrages bis zum 30. 9. 1964. In einer erneuten Urabstimmung in Baden-Württemberg und in Nordrhein-Westfalen wurde dieses Ergebnis – wenn auch mit einer schwachen Mehrheit – angenommen.[214]

212 Für NRW wurde trotz der Urabstimmung nicht zum Streik aufgerufen, was erneut als ein Zeichen der Kompromißbereitschaft des IGM-Vorstandes gelten konnte.

213 W. Bleicher, zit. n. Hoß, S. 158.

214 In NRW nahmen nur 72 Prozent der Mitglieder an der zweiten Urabstimmung teil (1. Urabstimmung: 92 Prozent Beteiligung). Hierin kam noch die Enttäuschung über die Weigerung der IGM zum Ausdruck, auf die Aussperrung in Baden-Württemberg mit einer Ausweitung des Streiks zu reagieren.

Das Ergebnis dieses Streiks war auf jeden Fall zwiespältig. Auf der einen Seite wurde die offensive und provokative Strategie des Kapitals vereitelt. Weder eine »Lohnpause« noch die Produktivitätsformel als Maßstab der Lohnentwicklung konnten durchgesetzt werden – und: die Aussperrung erreichte ihr Ziel der Einschüchterung nicht. Sie förderte im Gegensatz die Solidarisierung und das politische Bewußtsein der Streikenden. Auf der anderen Seite blieb das Ergebnis erheblich hinter den Ausgangsforderungen der IGM zurück; die Unternehmer setzten eine zentrale staatliche Schlichtung und ihr Ziel einer langen Laufzeit der Tarifverträge (18 Monate) durch. Zugleich gelang es ihnen aufgrund der Kompromißbereitschaft des IGM-Vorstandes, das tarifpolitische Ziel einer »Umverteilung des Volksvermögens« zu neutralisieren.

Insgesamt deutet sich in dem Rückgang der gewerkschaftlichen Kampfbereitschaft und -fähigkeit seit 1958 ein Wandel der politischen Entwicklung der Bundesrepublik an. Unter dem Druck der sich bereits abzeichnenden Krisentendenzen des westdeutschen Kapitalismus gerät die gewerkschaftliche Lohnpolitik in die Defensive. Nach dem Scheitern der Neuordnungsforderungen erfolgt nunmehr der Versuch, die gewerkschaftliche Interessenvertretung, wie sie im Aktionsprogramm von 1955 definiert worden war, der Kontrolle des Staates zu unterwerfen und ihre Anpassung an die Rationalität der kapitalistischen Verwertungsbedingungen zu erzwingen. Die Integration beruht auf politisch-rechtlichem und ideologischem Druck ebenso wie auf der Anerkennung derjenigen Strömungen im DGB, die zunehmend die gewerkschaftlichen Ordnungsfunktionen für das bestehende System hervorheben. Weiterhin nutzen die Interessenvertreter des Kapitals und die bürgerliche Regierung Schwächen aus, die die Durchsetzung gewerkschaftspolitischer Ziele deutlich behindern: einerseits die Diskrepanz zwischen den tariflich gesicherten und den tatsächlichen Einkommen[215] – andererseits den offensichtlichen Bruch

215 Vgl. Bergmann u. a., Gewerkschaften, S. 171/172, S. 407/08; B. Robak, Zur Differenz zwischen Tarif- und Effektivlöhnen in der westlichen Industrie, Berlin (W) 1978.

zwischen der Formulierung gesellschafts- und wirtschaftspolitischer Forderungen und der Fähigkeit, eine autonome gewerkschaftliche Kampf- und Mobilisierungsstrategie zu ihrer Durchsetzung zu verwirklichen.

Gleichwohl bestätigt der Verlauf der Streikkämpfe dieser Jahre, daß in der Arbeiterschaft nach wie vor ein bedeutendes Kampfpotential vorhanden ist. Von einer endgültigen Integration und »Verbürgerlichung« der Arbeiterklasse kann daher kaum gesprochen werden. Dennoch wird in dieser Zeit die Entpolitisierung der Arbeiterklasse entscheidend vorangetrieben. Die reale Erfahrung der kapitalistischen Klassengesellschaft, die sich im Bewußtsein der Arbeiter immer noch als das Wissen um die eigene soziale Diskriminierung und Abhängigkeit erhält[216], findet keine massenwirksame politische Vermittlung mehr, die den Zusammenhang zwischen den durch die kapitalistische Klassengesellschaft bestimmten Alltagserfahrungen und der Möglichkeit ihrer Veränderung verständlich macht. Neben der Illegalisierung der kommunistischen Partei hat insbesondere der Wandel der SPD von der »Arbeitnehmerpartei« zur »Volkspartei« diesen Entpolitisierungsprozeß bestimmt, zumal er mit der wachsenden Diskreditierung nicht nur kommunistischer, sondern jedweder marxistischen Theorie und Praxis einherging. Diejenigen politischen Organisationen der Arbeiterbewegung, die jene Vermittlung hätten leisten können, waren teils illegalisiert, teils auf Randgruppen ohne Masseneinfluß reduziert.[217] Obwohl den Gewerkschaften aufgrund des Wandels der SPD eine neue politische Aufgabenstellung zukam, gelang es ihnen nicht, den Entpolitisierungsprozeß der Lohnabhängigen aufzuhalten. Dabei gab nicht nur die real begrenzte gewerkschaftspolitische Macht den Ausschlag. Vielmehr zeigte sich in den programmatischen Diskussionen, daß im DGB

216 Vgl. Deppe, Bewußtsein der Arbeiter, S. 72 ff.

217 So die Vereinigung unabhängiger Sozialisten (VUS), der Sozialistische Bund (SB) und die Deutsche Friedensunion (DFU). Auch die Zeitungen bzw. Zeitschriften der marxistischen und sozialistischen Opposition (u. a. Die Andere Zeitung, WISO-Korrespondenz, Sozialistische Politik, Funken, Arbeitshefte, Sozialistische Hefte, Blätter für deutsche und internationale Politik, Marxistische Blätter) vermochten keine Massenwirkung zu entfalten.

diejenigen Kräfte an Einfluß gewonnen hatten, die endgültig den Boden einer gewerkschaftlichen Klassenpolitik verlassen wollten.

Das DGB-Grundsatzprogramm von 1963

Der Stuttgarter DGB-Kongreß (1959) hatte einstimmig beschlossen, eine Kommission zur Überarbeitung des Münchener Programms einzusetzen, dieser jedoch zugleich den Auftrag übermittelt, das Programm »zu verbessern, nicht (zu) verwässern«. Dennoch war schon zu diesem Zeitpunkt klar geworden, daß die integrationistischen Kräfte auf eine grundlegenden Revision des Münchener Programms drängten, um damit – nach dem Vorbild der »Godesberger Wende« der SPD – die Gewerkschaften endgültig aus der programmatischen Tradition der sozialistischen Arbeiterbewegung herauszulösen. Das »Gesellschaftsbild« dieser Strömung war in der Diskussion der vorangegangenen Jahre schon klar ausgearbeitet. Es übernahm die Grundaussagen der bürgerlichen Gesellschaftsideologie, die die hochentwickelten kapitalistischen Gesellschaften als krisenfreie »Überflußgesellschaften« bezeichneten. An die Stelle antagonistischer Klassenverhältnisse sei eine nivellierte »Mittelstandsordnung« getreten. Der Staat sei nicht mehr ein Organ der Klassenherrschaft, sondern der kollektiven »Daseinsvorsorge«. Schließlich habe sich ein allgemeiner Entideologisierungsprozeß durchgesetzt.[218] Der Arbeiter sei nicht länger Proletarier, sondern dank des Wirkens der Gewerkschaften und der Demokratisierung des Staates habe er sich zum »Arbeiterbürger« bzw. zum »Wirtschaftsbürger« entwickelt.[219]

Dieser »Weg der Entproletarisierung«[220] wies den Gewerkschaften eindeutige Aufgaben zu: Zuerst mußte auf eine grund-

218 Vgl. dazu beispielhaft S. Landshut, Die Auflösung der Klassengesellschaft, GeMo, 1956, S. 451 ff.

219 Vgl. L. v. Wiese, Vom Proletarier zum Arbeiterbürger, GeMo, 1956, S. 344 ff.

220 F. Klüber, Der moderne Mensch und die Automation, GeMo, 1957, S. 19 ff., hier S. 26.

legende Veränderung der Eigentumsverhältnisse und die Demokratisierung von Staat und Gesellschaft im Interesse der Lohnabhängigen verzichtet werden. Gleichwohl konnte sich eine solche Emanzipation von »revolutionären Komplexen«[221] nicht auf die Anerkennung der Partnerschaft zwischen einer »freien Gewerkschaftsbewegung« und einer »freien Unternehmerschicht« innerhalb der »freien Marktwirtschaft«[222] beschränken. Vielmehr drängte das Abschneiden von den klassenkämpferischen Traditionen und Theorien der Arbeiterbewegung die Gewerkschaftspolitik in die Richtung einer aktiven Ordnungs- und Integrationspolitik. Insofern ging die Konzeption eines aktiven Verteilungskampfes auf der Grundlage der Anerkennung des bestehenden Systems mehr und mehr in eine Ordnungsbild über, das stark vom »Korporationsdenken« – d. h. von der Vorstellung der organischen Interessengemeinschaft von Unternehmern, Gewerkschaften und Staat – geprägt war. Damit wurde aber die Gewerkschaftspolitik selbst noch in ein aktives Element zur Verteidigung der Sozialpartnerschaft, der Sicherung der bestehenden Herrschaftsverhältnisse uminterpretiert. Der Bezug auf die Autonomie der Gewerkschaftspolitik, die sich aus dem Klassengegensatz und aus der Unterprivilegierung und Abhängigkeit der Lohnabhängigen herleitet, war dabei vollständig aufgegeben worden. Dieser Korporationsgedanke fand in Georg Leber, dem Vorsitzenden der IGBSE, seinen entschiedensten Fürsprecher:

»Ziehen wir nach einer hundertjährigen Geschichte, nach einer hundertjährigen Entwicklung Bilanz: Während damals der Arbeiter nahezu rechtlos war, läßt unsere rechtsstaatliche und demokratische Verfassung heute keinen Unterschied mehr zwischen Arbeitnehmern und den Bürgern anderer gesellschaftlicher Gruppen zu... Die Gesellschaft ist insgesamt freier, wahrer, menschlicher und schöner geworden.«[223]

221 So in der Tendenz die rechte Kampfschrift des ehemaligen Gewerkschafters O. Stolz, Die Gewerkschaften in der Sackgasse, GeMo, 1959, S. 407 ff.

222 So K. Pottmann, Die Gewerkschaften als Wirtschaftsorgan, GeMo, 1957, S. 168 ff.

223 G. Leber, zit. n. der apologetischen Schrift von C. Zentner, Das Verhalten von Georg Leber, Mainz 1966, S. 198/199.

Gegen die »Avantgardisten der Vergangenheit« forderte er die Abkehr von den Grundsätzen des Münchener Programms – vor allen von seinen Kernaussagen zur Sozialisierung, Mitbestimmung und Planung. Zugleich setzte er sich immer wieder dafür ein, daß die Gewerkschaftsbewegung ihre »Staatstreue« eindeutiger unter Beweis stelle.[224] So war es nur natürlich, daß Georg Leber von der bürgerlichen Presse als der neue Typ eines modernen und fortschrittlichen »Reformers« gefeiert wurde.

Demgegenüber verfiel der linke Flügel des DGB der Diffamierung durch diese Presse, an der sich freilich aus Georg Leber beteiligte.[225] Die Vorstellungen von Otto Brenner, der u. a. mit Wilhelm Gefeller (IGPCPK) und Adolph Kummernuß (ÖTV) diesen Flügel vertrat, wurden als unvereinbar mit der »freiheitlich-demokratischen Grundordnung« als Vorbereitung des »Gewerkschaftsstaates«, als »Krypto-Kommunismus« sowie als verfassungswidriges »Klassenkampf«-Denken gebrandmarkt.[226] Brenners gewerkschaftspolitische Konzeption gründete sich auf die Anerkennung der nach wie vor bestehenden kapitalistischen Klassengesellschaft:

»Geblieben ist nicht nur die abhängige Lage der Arbeitnehmer, ihr bescheidener Anteil am Sozialprodukt, ihre allgemeine Existenzunsicherheit. Geblieben und gewachsen sind vor allem Macht und Einfluß der Unternehmer, die Riesengewinne der Wirtschaft, ihre Finanzierung und Ausdehnung auf Kosten der Verbraucher und der arbeitenden Schichten. Mit einem Wort: geblieben ist die Klassengesellschaft mit ihren sozialen Gegensätzen und Ungerechtigkeiten. . .«[227]

224 Nach Leber werden die Gewerkschaften zu einer verfassungsmäßigen »mit öffentlichen Aufgaben ›beliehenen‹ Institution«, »sie haben in unserem Staat wichtige, nicht zu ersetzende Ordnungsfunktionen. Mit Recht nannte die IG Metall diese Auffassung . . . ›ständestaatlich‹. Sie birgt im Ansatz Elemente der autoritären Staatsideologie, die Dollfuß in Österreich und Mussolini in Italien (sogar mit ähnlichen Beiträgen) einst zu verwirklichen suchten.« J. Seifert, Die Situation der Gewerkschaften im Spiegel der Theorie, GeMo, 1962, S. 9 ff, hier S. 16.

225 Noch 1966 kritisierte Leber am »linken Gewerkschaftsflügel«, daß dieser »(sich nicht) mit dem Staat und der Gesellschaft (identifiziert), wie sie sind«. Zit. n. Arbeitshefte, 4. Jg. Nr. 1, Juli 1966, S. 61.

226 Vgl. ausführlich Schubert, S. 63 ff.

227 O. Brenner, Soziale Sicherheit und gesellschaftlicher Fortschritt. 5. Gewerkschaftstag der IGM, Nürnberg 1958, Protokoll, S. 196 ff., hier S. 204.

Dabei hielt Brenner zunächst noch an theoretischen Positionen des »gewerkschaftlichen Radikalismus« (Agartz, Abendroth und Pirker)[228] der frühen fünfziger Jahre fest: Die Wirklichkeit der Klassengesellschaft[229] bestimmte auch die politischen Machtverhältnisse. »Lassen wir uns nicht täuschen; das sog. allgemeine Interesse, das hier gewahrt werden soll, ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen immer noch im wesentlichen das Interesse der Schichten und Klassen, die politische Macht ausüben, weil sie wirtschaftliche Macht besitzen.«[230] Als Ziele gewerkschaftspolitischer Politik galten also nach wie vor »Wirtschaftsdemokratie« und Sozialstaat. Brenner hielt es daher für unbedingt notwendig, »an den Forderungen des Münchener Grundsatzprogramms nach Überführung der Schlüsselindustrien in Gemeinwirtschaft, nach Mitbestimmung und volkswirtschaftlicher Planung festzuhalten«.[231]

Schon beim 6. DGB-Kongreß (Hannover, 1962) war die Konfrontation zwischen den beiden Flügeln im DGB offen zutage getreten.[232] Obwohl die Mehrheit des Kongresses sich eindeutig gegen die Notstandsgesetzgebung aussprach und außerdem die Vertagung der Programmdebatte auf einen außerordentlichen Kongreß im Jahre 1963 durchsetzte[233], zeichnete sich ein Ende

228 T. Pirker als Opfer der Agartz-Affäre hatte sich inzwischen freilich zynisch auf die Positionen von Rosenberg und Leber gestellt, als er sein – ansonsten verdienstvolles – Buch mit der These abschloß, daß »die Gewerkschaften ... als Kartelle und Monopole der Arbeitskraft ein Teil des neuen Kapitalismus (sind)«; vgl. ders., Blinde Macht, Bd. 2, S. 316; vgl. ebenfalls T. Pirker, Die Gewerkschaften als Versicherungsbetrieb, in: A. Horné (Hrsg.), Zwischen Stillstand und Bewegung, Frankfurt/Main 1965, S. 7 ff.

229 Untersuchungen zur Wirklichkeit der Klassengesellschaft waren zu dieser Zeit selten, vgl. z. B. H. H. Holz, Die verschleierte Klassengesellschaft, in: H. Krüger (Hrsg.), Was ist heute links?, München 1963; W. Abendroth, Die soziale Struktur der Bundesrepublik und ihre politischen Entwicklungstendenzen, in: ders., Antagonistische Gesellschaft, s. 17 ff.; M. Feuersenger (Hrsg.), Gibt es noch ein Proletariat?, Frankfurt/Main 1962.

230 Brenner, Soziale Sicherheit, S. 197.

231 Ebd., s. 215.

232 Vgl. P. v. Oertzen, Die Gewerkschaften am Kreuzweg, in: A. Brock (Hrsg.), Gewerkschaften am Kreuzweg, Berlin (West) 1973, s. 92 ff., hier S. 98 ff.; A. Klönne (Hrsg.), Demokratischer und sozialer Rechtsstaat. Dokumente zur Gewerkschaftspolitik, Bochum 1964, Einleitung, S. 7 ff.

233 W. Kuhlmann (ÖTV) stellte dabei fest, »daß weder in den meisten lokalen, bezirklichen und zentralen Vorständen der Gewerkschaften noch im DGB eine Diskussion über diese Entwürfe zur Wirtschaftspolitik, Sozialpolitik und Kulturpolitik erfolgt ist. Die

der Führungsrolle der IGM und ihres Vorsitzenden im DGB ab. Auch die Entwürfe zum Grundsatzprogramm markierten bereits einen deutlichen Bruch mit dem Münchener Programm im Sinne der integrationistischen Gewerkschaftspolitik. So konnte es beim »Programm-Kongreß« (Düsseldorf, 1963) nur noch um die Frage gehen, ob wenigstens teilweise Veränderungen im Sinne der wirtschaftsdemokratischen und sozialstaatlichen Konzeption der »Reformisten« erreicht wurden. In der Zwischenzeit hatte allerdings eine intensivere Diskussion stattgefunden, denn in Düsseldorf lagen 262 Abänderungsanträge – vorwiegend als kritische Stellungnahmen – vor. In der Folge dieser Diskussion wurden wichtige Abänderungen beschlossen[234]:

1. In der Präambel wurde festgehalten, daß die »kapitalistische Wirtschaftsordnung dem Arbeitnehmer die gesellschaftliche Gleichberechtigung verwehrt, seine Person der Willkür des Unternehmers unterworfen, seine Arbeitskraft dem Marktgesetz ausgeliefert, seine soziale Sicherheit dem Gewinnstreben untergeordnet hat, soziale Mißstände und Krisen verursacht«. Weiterhin wurde klargestellt, daß die »Entwicklung in der Bundesrepublik... zu einer Wiederherstellung alter Besitz- und Machtverhältnisse geführt (hat). Die Großunternehmen sind erstarkt, die Konzentration des Kapitals schreitet ständig fort.«
2. In das Programmkapitel »Mittel der Wirtschaftspolitik« wurde die Forderung nach »Erhaltung und Ausweitung des öffentlichen Besitzes an wirtschaftlichen Unternehmen« eingefügt.
3. Die Mitbestimmung wurde als Mittel einer »Umgestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft« bestimmt, »die darauf abzielt, alle Bürger an der wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Willensbildung teilnehmen zu lassen«.
4. Schließlich wurden die Aufgaben der Gewerkschaften zur Verteidigung der Demokratie – auch im Hinblick auf die dama-

Entwürfe sind zu spät zugestellt worden, so daß keine Diskussion mehr möglich war.« 6. DGB-Kongreß, Hannover 1962, Protokoll, S. 36.

234 Vgl. Klönne, Einleitung, S. 21/22; den Text des Grundsatzprogramms vgl. in Leminsky/Otto, S. 45 ff.

ligen Auseinandersetzungen über die Notstandsgesetze – in der Präambel besonders hervorgehoben: »Der DGB und seine Gewerkschaften setzen sich . . . gegen alle totalitären und reaktionären Bestrebungen mit Entschiedenheit zur Wehr und bekämpfen alle Versuche, die im Grundgesetz der Bundesrepublik verankerten Rechte einzuschränken oder aufzuheben.«

Dennoch blieb das Grundsatzprogramm ein Kompromiß: Obwohl es noch Bestandteile der alten Neuordnungspläne (Mitbestimmung, Investitionslenkung, Rahmenplanung sowie Sozialisierung) enthält, so sind diese Forderungen »auseinandergerissen und nicht mehr untrennbare Elemente eines einheitlichen Programms zur Neuordnung der Wirtschaft«[235]. Damit aber stehen sie »jetzt in einem anderen Zusammenhang: Planung wird als Mittel zur Sicherung eines stetigen Wachstums mit Wettbewerb als konstruktivem Element aufgefaßt. Die Sozialisierung wird nur als Instrument zur Kontrolle wirtschaftlicher Macht ausdrücklich erwähnt«.[236] Der innere Widerspruch dieses Programms besteht daher in dem unverbundenen Nebeneinander von grundsätzlicher Kapitalismuskritik und der Anerkennung des »gesellschaftlichen Pluralismus sowie der bestehenden Wirtschaftsordnung«, aus der sich »die Rolle der Gewerkschaften als die eines systemstabilisierenden Faktors der Gesellschaft« definiert.[237] Da das Programm in seinen Grundzügen von den Integrationisten bestimmt worden war – denn letztlich wird vom Modell einer krisenfreien, durch Staatseingriffe planbaren »modernen Industriegesellschaft« ausgegangen[238] – liegt eine weitere Schwäche ». . .in der Verführung zum zügellosen Pragmatismus, zur bloßen Tagespolitik, und man wird sagen müssen, daß die Gewerkschaften dieser Verführung lange Zeit nur wenig widerstanden haben«.[239]

235 D. Hensche, Grundsatzprogramm und Wirtschaftsordnung, GeMo, 1976, S. 588 ff., hier S. 592.

236 B. Otto, Gewerkschaftsbewegung in Deutschland, Köln 1975, S. 136.

237 Ebd., S. 134/135.

238 »Nicht mehr Marx, sondern Keynes stand Pate für das neue . . .Grundsatzprogramm.« Bergmann u. a., Gewerkschaften, S. 134. Diese griffig Formulierung enthält freilich das Mißverständnis, daß das »Münchener Programm« marxistisch gewesen sei.

239 Leminsky/Otto, S. 37.

Trotz dieses programmatischen Rückschritts war es aber der Führung der SPD, die durch die Unterstützung von Georg Leber eine weitergehende Anpassung des DGB-Programms an das Godesberger Programm verwirklicht wissen wollte, nicht gelungen, den Autonomieanspruch der Einheitsgewerkschaften vollends außer Kraft zu setzen. Obwohl bei den Bundestagswahlen 1961 56 von 100 Arbeitern und 65 vom 100 gewerkschaftlich organisierten Arbeitern die SPD gewählt hatten[240], konnte die SPD ihren ideologischen »Führungsanspruch« gegenüber den Gewerkschaften nicht vollständig zur Geltung bringen. Die Ausschaltung linkssozialdemokratischer Positionen stieß nun in den innergewerkschaftlichen Auseinandersetzungen auf Grenzen. Diese Teilniederlage für die rechtssozialdemokratische Integrationspolitik schlug denn auch in eine Polemik gegen klassengewerkschaftliche Positionen um. So behauptete Georg Leber noch 1966, die »heimatlosen Intellektuellen«, die in den Gewerkschaften ein »politisches Absteigequartier« sähen, betrieben mit ihrem Konzept von klassenbewußten Gewerkschaften eine »verderbliche Spaltung« der Einheitsgewerkschaften und die Distanzierung von den Parteien, um sich in den Gewerkschaften »eine Art Ersatzpartei zu schaffen«.[241].

Die Mehrheit der DGB-Gewerkschaften hielt aber an gesellschaftpolitischen Grundauffassungen fest, durch die ihr – was im Zusammenhang der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung betrachtet als ein neues Moment erscheinen muß – objektiv die führende Rolle der sozialökonomischen und politischen Interessenvertretung der Lohnabhängigen, also auch die Rolle eines »linken Korrektivs« sozialdemokratischer Politik zufiel. Der Grund für diese Verschiebung des politischen Zentrums der Arbeiterbewegung der BRD zu dieser Zeit liegt zum einen in den unterschiedlichen Organisationsprinzipien von sozialdemoratischer Partei und Gewerkschaft: Während die Gewerkschaften ihre Existenz ausschließlich aus der Organisa-

240 Vgl. K. A. Otto, Vom Ostermarsch zur Apo, S. 37.
241 Zit. n. Arbeitshefte, 4. Jg., Nr. 1, Juli 1966, S. 61.

tion und Interessenvertretung der Lohnabhängigen zu legitimieren vermögen, wandelte sich die SPD »programmatisch von einer reformistischen Arbeiterpartei zu einer über den Klassen stehen wollenden Partei des sozialen Friedens«, die die politische Repräsentanz von »Arbeitnehmerinteressen« nicht mehr aus dem Gegensatz der Klasseninteressen, sondern aus dem »Gemeinwohl« herleitet.[242] H. O. Vetter, seit 1969 Vorsitzender des DGB, hat daher die Frage aufgeworfen, ob im Verhältnis der Einheitsgewerkschaft zu den politischen Parteien – darunter vor allem zur SPD – nicht ein »kritischer Abstand« nottue: »Ganz deutlich zeigt sich dies, seitdem sich die politischen Parteien zu Volksparteien gewandelt haben. Arbeiterparteien alten Stils gibt es nicht mehr. Damit verstärkt sich für die Gewerkschaften die Aufgabe, mehr noch als bisher als Zusammenschluß der Arbeitnehmerschaft Ziele zu entwickeln und zu verfolgen.«[243]

Wenn auch diese Aussage nur im Hinblick auf die Beziehungen zwischen dem DGB und der SPD Gültigkeit beanspruchen kann[244], so verdeutlicht sie doch den politischen Bedeutungszuwachs, den die Gewerkschaften durch den Strukturwandel der Sozialdemokratischen Partei objektiv gewonnen haben.[245]

Auf der anderen Seite war jedoch die Entwicklung eines autonomen gewerkschaftlichen Selbstverständnisses Ausdruck

---

242 Vgl. dazu B. Zeuner; »Solidarität« mit der SPD oder Solidarität der Klasse. Zur SPD-Bindung der DGB-Gewerkschaften, in: Prokla, Heft 26, 1976, s. 1 ff.; J. Seifert, Zum Verhältnis Parteien – Gewerkschaften, in: A. Brock (Hrsg.), S. 211 ff.; S. Albrecht, Das Verhältnis DGB – SPD – am Beispiel der Auseinandersetzung um die Mitbestimmung, in: Sozialistische Politik, Nr. 33, Juli 1975, S. 23 ff.; T. Hoffmann, Zum Verhältnis von DGB und SPD, in: ebd., Nr. 34/35, Mai 1976, S. 155 ff.

243 H. O. Vetter, Rede auf dem 3. a. o. Kongreß des DGB, 1971, nach G. Leminsky/B. Otto, S. 66 ff., hier S. 72/73.

244 CDU und FDP haben sich nie als »Arbeiterparteien« verstanden. Darüber hinaus besteht seit 1968 in der BRD wieder eine kommunistische Partei, die DKP, die sich – wie die kommunistischen Parteien anderer Länder – als Arbeiter- und Klassenpartei definiert.

245 Auffassungen über die politische »Ersatzfunktion« der Gewerkschaften gegenüber den Parteien der Arbeiterbewegung sind seit Mitte der sechziger Jahre stark durch das 1964 zuerst erschienene Buch des französischen Sozialisten A. Gorz (Stratgie ouvrire et Nocapitalisme, Paris 1964) beeinflußt worden; vgl. als Kritik J. Schleifstein, Andr Gorz – zu einer Strategie der Arbeiterbewegung, in: ders., Zur Geschichte und Strategie der Arbeiterbewegung, Frankfurt/Main 1975, S. 242 ff.

der wachsenden politischen Bedeutung des gewerkschaftlichen Kampfes. In den Tarifauseinandersetzungen wurde immer wieder der Versuch unternommen, unter Hinweis auf die »gesamtwirtschaftliche Verantwortung« durch direkte staatliche Intervention bzw. durch die Rechtsprechung die gewerkschaftliche Politik zu »versachlichen«, d. h. die Tarifautonomie aufzuheben bzw. zu beschränken. So wurde schon in der Diskussion über die Koppelung der Lohn- an die Produktivitätsentwicklung jene Variante der staatlichen Einkommenspolitik konzipiert, wie sie nach dem Eintritt der SPD in die Regierung (1966) als »konzertierte Aktion« praktiziert wurde. Die Verteidigung der Tarifautonomie war daher zu einem gesellschaftspolitischen Kampffeld geworden, auf dem die politische Unterordnung der Gewerkschaften und der sozialökonomischen Interessen der Lohnabhängigen unter die Vorherrschaft der Verwertungs- und Profitinteressen des Kapitals abgewendet werden mußte. Darüber hinaus wurden die politischen Aufgaben der Gewerkschaften durch die wachsenden Eingriffe des Staates in die Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft bestimmt. In das neue Aktionsprogramm, das der DGB zum 1. Mai 1965 veröffentlichte,[246] waren daher – neben gleichsam »klassischen« Forderungen (kürzere Arbeitszeit, höhere Löhne und Gehälter, Arbeit ohne Gefahr, größere soziale Sicherheit, mehr Mitbestimmung) – weitere Forderungen (bessere Vermögensverteilung. gesicherte Arbeitsplätze, längerer Urlaub, gleiche Bildungschancen, bessere Berufsbildung) aufgenommen, in denen die Notwendigkeit demokratischer Gesellschaftsreformen im Interesse der Lohnabhängigen zum Ausdruck kam. Angesichts der zunehmenden staatlichen Verantwortung für die Sicherung und Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen – so z. B. der Wohnverhältnisse, des Gesundheitswesens, des Ausbildungs- und Bildungssystemes – gewannen diejenigen gewerkschaftlichen Forderungen an Gewicht, die sich nicht direkt an die Unternehmer, sondern an die Politik der Regierung richte-

246 Vgl. L. Leminsky, Zur Entwicklung des DGB-Aktionsprogramms, GeMo, 1976, S. 696 ff., hier S. 703; Limmer, S. 114 ff.

ten. Diese Politisierung war schon seit den frühen sechziger Jahren eingebettet in die Erkenntnis, daß das »Wirtschaftswunder« der fünfziger Jahre nicht nur auf dem Lohnverzicht der Arbeiterklasse, sondern zugleich auf einer extremen Vernachlässigung der »gesellschaftlichen Infrastruktur«, also auch des »sozialen Konsums« beruhte.[247] Die «Disparität der Lebensbereiche« konnte aber nur durch eine demokratische Reformpolitik, für deren Verwirklichung sich namentlich die Gewerkschaft einzusetzen hatten, überwunden werden.

Die politische Rolle der Gewerkschaften als Zentrum der demokratischen Oppositionsbewegung in der Bundesrepublik wurde zugleich durch die Bewegung gegen die Verabschiedung der Notstandsgesetze unterstrichen.[248] Der DGB-Kongreß von Hannover (1962) hatte mehrheitlich eine klare Absage an jegliche zusätzliche Notstandsverfassung verabschiedet, die – nach der ersten Vorlage eines »Gesetzes zur Änderung des Grundgesetzes« (Notstandsverfassungsgesetz) durch den damaligen Innenminister Gerhard Schröder (CDU) – weitgehende Vollmachten für die Exekutive für nicht genau definiert Notstandsfälle, die Ausschaltung der parlamentarischen Kontrolle und schließlich die Möglichkeit einer Dienstverpflichtung vorsah.[249] Dennoch sprach sich schon in Hannover eine beachtliche Minderheit (ca. 33 Prozent) der Delegierten unter der Führung von G. Leber für die Mitwirkung der Gewerkschaften an einer »demokratischen Notstandsverfassung« aus. Dies entsprach der Haltung des Parteivorstandes der SPD, der im Jahre 1962 von seinen grundsätzlichen Bedenken abgerückt war und mit der Formulierung von sieben Forderungen zur Notstandsverfassung, die die demokratischen Grundrechte erhalten sollten, seine Verhandlungs- und Kompromißbereitschaft angedeutet hatte.

In dieser Auseinandersetzung trafen noch einmal offen die gegensätzlichen gesellschafts- und gewerkschaftspolitischen

247 So veröffentlichte G. Picht im Jahre 1964 sein Buch »Die deutsche Bildungskatastrophe«.

248 Vgl. u. a. Schmidt, Ordnungsfaktor, S. 64 ff.

Grundpositionen der beiden Hauptströmungen im DGB aufeinander. So wurde von den Befürwortern der Notstandsgesetze im DGB immer offener die Haltung gegenüber den Notstandsgesetzen als Problem der Haltung zu »unserem Staat« definiert.[250] Demgegenüber bezogen sich die Gegner zunächst auf die historischen Erfahrungen der Arbeiterbewegung: auf den Kapp-Putsch (1920) als ein Beispiel der kämpferischen Verteidigung der Demokratie durch den Generalstreik[251], vor allem aber auf die faschistische Machtergreifung mit Hilfe des Notstandsartikels 48 der Weimarer Verfassung.[252] Schließlich hatten jedoch auch Zeichen eines fortschreitenden Abbaus der Demokratie in der Bundesrepublik – wie die »Spiegel-Affäre« (1962), bei der unter dem Vorwand des »Landesverrats« die Redaktion des Nachrichtenmagazins von der Polizei besetzt und leitende Mitarbeiter verhaftet wurden – die Auffassung vieler Gewerkschafter bestärkt, daß die Notstandsgesetze einen entscheidenden politischen Baustein auf dem Wege zu der von führenden CDU-Politikern und von Bundeskanzler Ludwig Erhard[253] propagierten »formierten Gesellschaft«[254] bildeten.

Diese Befürchtungen wurden noch durch öffentliche Angriffe auf die Gewerkschaften – vor allem auf den IGM-Vorsitzenden Otto Brenner – unterstrichen:

»So verwies Schröder als Bundesinnenminister – nach der Notwendigkeit von Notstandsgesetzen gefragt – mit der Bemerkung ›wenn Brenner solche Reden hält. . .‹ auf ein Referat des IGM-Vorsitzenden über den Fortbestand der Klassengesellschaft. Der damalige BDA-Präsident Paulssen kritisierte 1962 die Gewerkschaftspolitik und beklagte den Zwang zur Erfül-

249 E. Kogon u. a., Der totale Notstandsstaat, Frankfurt/Main 1965; D. Sterzel (Hrsg.), Kritik der Notstandsgesetze, Frankfurt/Main 1968.

250 So G. Leber, DGB-Kongreß, Hannover 1962, Protokoll S. 206; H. Katzor (GDED), ebd., S. 217; G. Leber, DGB-Kongreß, Berlin (West) 1966, Protokoll, S. 291 ff.

251 O. Brenner, DGB-Kongreß, Berlin (West) 1966, S. 274.

252 Am klarsten hat diese Erfahrungen W. Bleicher, ebd., S. 301 ff, ausgesprochen.

253 K. Georgi (Gewerkschaft Holz) bezeichnete Erhard als einen Kanzler, »der schon seit Jahr und Tag aus seinem antigewerkschaftlichen Komplex ein wirtschaftspolitisches Evangelium machen möchte«, ebd., S. 280.

254 Vgl. R. Opitz, Der Große Plan der CDU: die »Formierte Gesellschaft«, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 9/1965; Huffschmid, Politik des Kapitals, S. 111 ff. .

lung ihrer Forderungen. Nachgeben – so erklärte er –, das müssen wir eben, solange es keine Notstandsgesetze gibt. ›Da sind wir denen wehrlos ausgeliefert, bei dieser Situation auf dem Arbeitsmarkt.‹ Auch Bundeskanzler Erhard, der mehrfach erklärte, er werde sich gegen ›aktivistische, sozialistische Gewerkschaften‹ zur Wehr setzen, soll den Zwischenruf ›mit dem Notstandsgesetz?‹ mit einem ›Ja!‹ quittiert haben.«[255]

Das gewerkschaftliche »Nein!« zur Aushöhlung der Verfassung und der Demokratie durch die Notstandsgesetze, das der DGB-Kongreß in Berlin (West, 1966) bekräftigte, leitete eine außerparlamentarische Widerstandsbewegung ein, die die Kämpfe gegen die Wiederbewaffnung und die Atomrüstung aus den fünfziger Jahren fortsetzte, Gleichwohl war dies die erste außerparlamentarische Massenbewegung, in der Teile der Gewerkschaften – auf die Unterstützung des »Leber-Flügels« war nicht zu rechnen – auch ohne Unterstützung durch die SPD-Führung die Initiative ergriffen. Zahlreiche Professoren und Studenten schlossen sich an. Im April 1965 hatten 125 Professoren einen öffentlichen Brief an den DGB gerichtet, um »die Gewerkschaften zum Handeln gegen die Notstandsgesetze zu veranlassen und gleichzeitig die breite Diskussion über die Verfassungsänderungen in die Öffentlichkeit zu tragen«[256]. Noch im gleichen Jahr veranstalteten demokratische Studentenverbände auf Initiative des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) in Bonn den Kongreß »Demokratie vor dem Notstand«. Dennoch bewirkten die innere Spaltung des DGB und der Widerstand der SPD-Führung von Anfang an eine Schwächung dieser Bewegung. Das 1966 von Professoren und Gewerkschaften gegründete Kuratorium »Notstand der Demokratie«, das im Oktober 1966 in Frankfurt einen Kongreß mit 20 000 Teilnehmern durchführte[257], wurde nicht mehr vom

255 Schubert, S. 74/75.

256 M. Krohn, Die Bewegung gegen die Notstandsgesetze in Marburg, in: D. Kramer/C. Vanja (Hrsg.), Universität und demokratische Bewegung, Marburg 1977, S. 315 ff., hier S. 319; dies., Die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um die Notstandsgesetze, Köln 1981.

257 Vgl. auch K. Otto, S. 157 ff.

DGB insgesamt, sondern nur noch von den »linken« Einzelgewerkschaften unterstützt. Eine weitere Schwäche der gewerkschaftlichen Anti-Notstandsbewegung bestand auch darin, daß die Einbeziehung der Mitgliedermassen in diesen Kampf nur unzureichend gelang. Diese inneren Widersprüche verstärkten sich dann – nach dem Eintritt der SPD in die Regierung der »großen Koalition« Ende 1966 – bis zu einer partiellen Distanzierung von der Protestbewegung, die 1967/68 durch den Aufschwung der Studentenbewegung und außerparlamentarischen Opposition erheblich an Kraft gewonnen hatte. Als die Notstandsgegner im Mai 1968 anläßlich der zweiten Lesung der Notstandsgesetze zu einem »Sternmarsch« auf Bonn nach Bonn aufriefen, wichen die Gewerkschaften aus und veranstalteten in der Dortmunder Westfalenhalle eine getrennte Protestkundgebung.

Das Ende der Nachkriegszeit

Seit den frühen sechziger Jahren war offenkundig geworden, daß die Nachkriegszeit endgültig beendet war. Das Ausscheiden von Konrad Adenauer aus dem Amt des Bundeskanzlers im Jahre 1963 war der symbolische Ausdruck dieses Wandels. Zugleich kündigte sich das Ende des »Wirtschaftswunders« an. Die Defizite der gesellschaftlichen und politischen Ordnung in der Bundesrepublik traten schärfer ins öffentliche Bewußtsein. Viele Intellektuelle wandten sich gegen den Abbau der Demokratie, begannen gegen das unerträgliche Klima der Denunziation demokratischer Opposition und gegen die erstickende Atmospähre des Antikommunismus im »CDU-Staat« zu protestieren. Zugleich wuchs in den Universitäten eine Studentenbewegung heran, die sich in der Auseinandersetzung mit der »Ordinarien-Universität«, dem Abbau der Demokratie, der Kontinuität von faschistischer und nachfaschistischer Gesellschaft und schließlich dem imperialistischen Krieg der USA gegen das vietnamesische Volk mehr und mehr zu einer Massenbewegung der jungen Intelligenz entwickelte, die sich von den

ideologischen Normen der herrschenden kapitalistischen Ordnung abwandte.

Die Gewerkschaften waren in dieser Situation des beginnenden gesellschaftlichen und politischen Wandels in der Bundesrepublik geschwächt. Diejenigen Kräfte, die nach wie vor an der Klassenautonomie des gewerkschaftlichen Handelns sowie an der Programmatik einer demokratischen Veränderung von Gesellschaft und Staat festhalten wollten, waren schon längst einem doppelten politisch-ideologischen Druck ausgesetzt: auf der einen Seite versuchten Regierung und Unternehmerverbände, die gewerkschaftliche Autonomie aufzuheben. Auf der anderen Seite setzte die Führung der SPD im Verein mit dem »Leber-Flügel« alles daran, um den Einfluß dieser – in der Tradition des reformistischen Sozialismus stehenden – Gewerkschafter auszuschalten. Auch in Hinblick auf die bevorstehenden Krisen des kapitalistischen Systems war eine Befreiung von diesem Druck letztlich nur durch eine konsequente Mobilisierung der gewerkschaftlichen Kampffähigkeit in den lohnpolitischen Auseinandersetzungen ebenso wie im Kampf um die Sicherung der Demokratie, damit durch eine Entwicklung des gewerkschaftlichen und gesellschaftspolitischen Bewußtseins der Lohnabhängigen zu erreichen. Eine solche Gewerkschaftspolitik mußte jedoch auf die Schranken eines Entpolitisierungsprozessen in der Arbeiterklasse stoßen, der nicht nur durch den zeitweiligen Erfolg der Politik des Kalten Krieges und des »Wirtschaftswunder« sowie durch den Integrationsprozeß der SPD, sondern der auch durch die gewerkschaftlichen Niederlagen der frühen fünfziger Jahre und schließlich durch den jahrelangen Verzicht auf die Entwicklung eben dieser gewerkschaftlichen Kampfkraft und des gesellschaftlichen Bewußtseins der Lohnabhängigen verursacht worden war.

Frank Deppe

Zwischen Integration und autonomer Klassenpolitik – die DGB-Gewerkschaften in der Ära des Sozialliberalismus (1966/67–1982)

1. Einleitung

In allen hochentwickelten kapitalistischen Ländern deutete sich ab Mitte der 60er Jahre ein Bruch mit jenem Modell konservativer Hegemonie an, das sich im Gefolge des »Kalten Krieges« und der nationalen »Wirtschaftswunder« für eine Periode von fast zwei Jahrzehnten gefestigt hatte. Auf dem Felde der internationalen Politik setzte sich seit den Krisen der späten 50er und frühen 60er Jahre (Berlinkrise 1958–1961; Kubakrise, Oktober 1962) Schritt um Schritt die Einsicht in die Notwendigkeit der Entspannungs- und Koexistenzpolitik durch. Durch Verhandlungen und Verträge mit den sozialistischen Staaten – vor allem zwischen den USA und der UdSSR – sollten nunmehr Vereinbarungen zur Rüstungskontrolle (beginnend mit dem Vertrag über die Nichtweiterverbreitung von Kernwaffen, 1968) sowie zur Entschärfung internationaler Konfliktherde (z. B. Deutschlandfrage, Berlin-Problem) getroffen werden. Damit wurde auch den Leitideologien des »Kalten Krieges« (»Zurückrollen« und »Eindämmung« des Kommunismus) der Boden entzogen.

Zur gleichen Zeit forcierte jedoch die westliche Führungsmacht USA den »schmutzigen Krieg« in Vietnam. Die Methoden dieser neokolonialen Aggression, schließlich die Niederlage bis 1974/5, fügten den Ansehen der USA schweren Schaden zu:

in der »Dritten Welt« wuchs der Anti-Amerikanismus; in den Zentren des Kapitals entwickelte sich eine machtvolle Anti-Vietnam-Bewegung, in der vor allem Intellektuelle ihre Enttäuschung über den Verlust ihrer demokratischen Ideale artikulierten. Die Finanzierung des Vietnam-Krieges durch die inflationäre Vermehrung von Dollar-Noten desorganisierte die internationalen Währungsbeziehungen bis zum Zusammenbruch des Bretton-Woods-System im Jahre 1972. Und schließlich erzeugten das Vietnam-Desaster und seine Folgen die bis dahin schwerste innenpolitische Krise in den USA selbst, die dort noch lange als nationaler Schock fortwirkte.

In der Innenpolitik verband sich das Bewußtsein vom »Ende der Rekonstruktionskonjunktur« mit der Anerkennung eines ökonomischen und politischen Modernisierungsbedarfes, dem durch eine Politik der Reformen entsprochen werden mußte. Die materielle Basis dieses Wandels bildeten Strukturveränderungen der Konkurrenzverhältnisse auf dem kapitalistischen Weltmarkt. Diese wurden in Westeuropa zunächst als die »amerikanische Herausforderung« (J. Servan-Schreiber), d. h. als die wachsende ökonomische und politische Macht international operierender US-amerikanischer Konzerne wahrgenommen. Modernisierung bedeutete daher in erster Linie die Verminderung der »Produktivitätsschere«, die sich zwischen dem westeuropäischen und dem US-amerikanischen Kapital herausgebildet hatte (wobei schon der unaufhaltsame Aufstieg der japanischen Konzerne registriert wurde). Die modernen Wachstumsindustrien (Automobil-, Chemieindustrie, Maschinenbau, Elektrotechnik) wurden zusammen mit den Banken mehr und mehr zu den Schaltzentralen der internationalen Konkurrenz und Kapitalverflechtung. Sollte der Vorsprung des US-amerikanischen Kapitals aufgeholt werden, mußten Konzernstrukturen und Produktivkraftinnovationen durchgesetzt werden, die den Konkurrenzverhältnissen auf dem Weltmarkt standzuhalten vermochten. Dazu war namentlich eine Förderung der privaten wie der staatlichen Wissenschafts- und Forschungsinvestitionen notwendig. Dem Staat fiel so die Aufgabe zu, einerseits auf die ersten Anzeichen einer verringerten ökonomischen Wachstums-

dynamik durch antizyklische (keynesianische) Steuerungsmaßnahmen zu reagieren, andererseits jene »Modernisierung« des Bildungs- und Wissenschaftssystems und der gesellschaftlichen Infrastruktur in Gang zu setzen, die durch die Weltmarktkonkurrenz erzwungen wurde.

Gleichwohl vollzog sich diese Anpassung an die Zwänge der internationalen imperialistischen Konkurrenz nicht als ein »rein« ökonomischer und technokratischer Modernisierungsprozeß. Die sozialen und politischen Widersprüche, die Ende der 60er Jahre aufbrachen, wurden vielmehr durch das Zusammentreffen dieses Umbruchs mit Widerspruchskomplexen produziert, die sich in der langen Periode des kapitalistischen Wachstums und der konservativen Hegemonie in den 50er sowie in den frühen 60er Jahren akkumuliert hatten. Damit begann eine Periode der Klassenkämpfe, in der die – von der bürgerlichen Soziologie geradezu einstimmig totgesagte – Arbeiterbewegung erneut einen Aufschwung erlebte.[1] Die Welle der gewerkschaftlichen Kämpfe und Streiks (vgl. Tab. 1) – von spontanen Massenstreiks bis hin zu organisierten Branchen- und Generalstreiks – konfrontierte das Kapital sowie den bürgerlichen Staat mit einem Bündel quantitativer und qualitativer Forderungen (deren Kombinantion und politische Radikalität allerdings von Land zu Land verschieden war).

Tabelle 1: Streikausfalltage (auf 1.000 abhängig Beschäftigte; Jahresdurchschnitte)

	Frankreich	BRD	GB	Italien
1962–1967	212	15	128	1048
1968–1972	190*	28	528	1495

* ohne 1968; für 1968 werden 1,5 Mio. Ausfalltage geschätzt. Quelle: J. D. Reynaud, Les syndicats en France, Tome 1, Paris 1975, S. 161; Tome 2, S. 221.

1 Vgl. u. a. D. Albers u. a., Klassenkämpfe in Westeuropa, Reinbek bei Hamburg 1971; D. Albers u. a., Gewerkschaften im Klassenkampf. Die Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung in Westeuropa, Argument-Sonderband 2, Berlin (W) 1974; G. Therborn, The Prospects of Labour and the Transformation of Developed Capitalism, in: Socialism in the World (Beograd), 44/1984, S. 50 ff.; F. Deppe, Arbeiterbewegung in Westeuropa 1945–1985: Von der Bewegung zur Stagnation? in: Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF, 8/1985, S. 58 ff.

Auf der einen Seite wurden Lohnforderungen erhoben, die angesichts der zunehmenden Inflationstendenzen (und damit der Lohnentwertung) die konventionelle Zeitstruktur von Tarifrunden durchbrachen und die Betriebe selbst zu Zentren von Lohnkämpfen und inflationsbedingten Ausgleichsforderungen – zur Sicherung der Realeinkommen – werden ließen. Auf der anderen Seite wurden diese Lohnkämpfe ergänzt um zahlreiche Forderungen, die auf eine qualitative Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiterklasse zielten und die zugleich eine Veränderung der Kräfte- und Machtverhältnisse von Kapital und Arbeit – auf der betrieblichen wie auf der gesamtgesellschaftlich-politischen Ebene – zum Inhalt hatten. Im Zeichen der Losung von der »Humanisierung der Arbeit« konzentrierten sich Kämpfe um die Kontrolle des Arbeitstempos, um den Abbau der Schichtarbeit, die Abschaffung der unteren Lohngruppen ebenso wie die Forderung nach linearen (statt prozentualen) Lohnforderungen und vor allem nach erweiterten Mitbestimmungs- und Kontrollrechten der Arbeiter und der Gewerkschaften im Betrieb. Zugleich wurden die Klassenkämpfe zum Hebel des Drucks auf die staatliche Reformpolitik, die nunmehr mit der Forderung nach sozialer Gleichheit und Gerechtigkeit in der verschiedensten gesellschaftspolitischen Bereichen (Bildungs-, Wissenschafts-, Sozial-, Gesundheitspolitik, Wohnungsbau, Städteplanung, Verkehrs- und Regionalpolitik) konfrontiert wurde.

In den hochentwickelten kapitalistischen Ländern haben die Gewerkschaften in dieser Periode ihre organisatorische und politische Macht beträchtlich ausgeweitet. Die »Öffnung der Gewerkschaftsstrukturen« wurde dabei einerseits durch innerorganisatorische Diskussionen über die Demokratisierung der innergewerkschaftlichen Willensbildungsstrukturen (vor allem die größere Autonomie der betrieblichen Basis gegenüber den Führungsgruppen der Gewerkschaftsapparate) erzwungen. Andererseits traten nunmehr neue – bislang gewerkschaftlich schwach organisierte – Gruppen der Arbeiterklasse in die sozialen und politischen Kämpfe ein: die »Massenarbeiter« vor allem der Automobilindustrie avancierten in einigen Ländern zur

»Avantgarde« eines neuen gewerkschaftlichen Radikalismus. Lohnabhängige – und hier vor allem Frauen – aus dem »tertiären Sektor« (öffentliche und private Dienstleistungen) öffnen sich für die gewerkschaftliche Organisierung und Interessenvertretung. Die »Staatsbediensteten« bauen ihre Gewerkschaften aus und stehen teilweise in der vordersten Front der Kämpfe um gesellschaftspolitische Reformen. Angehörige der wissenschaftlich-technischen Intelligenz beginnen, die Notwendigkeit gewerkschaftlicher Organisierungen und Kämpfe anzuerkennen. Gleichzeitig wirkt nunmehr bei einigen klassischen Industriegewerkschaften, deren Kader einstmals des »Rückgrat« einer kämpferischen Politik gebildet hatten (Bergarbeiter, Bauarbeiter, Stahlarbeiter usw.), eine Tendenz zur Verfestigung sozialpartnerschaftlicher Politikmuster, die durch Strukturkrisen in einzelnen Branchen, aber auch durch die relative Privilegierung der in diesen Branchen Noch-Beschäftigten verstärkt werden.

Und doch ist die Explosivität der sozialökonomischen und politischen Bewegungen dieser Periode (erinnert sei nur an den »Pariser Mai 68«, den »Heißen Herbst« in Italien 1969, die großen Streikbewegungen in Großbritannien) angemessen nur vor dem Hintergrund der Tatsache zu begreifen, daß der Bruch mit den Normen und Wertvorstellungen, die die »Wirtschaftswunder-Epoche« beherrscht hatten, am radikalsten von den Studenten- und Jugendbewegungen in der 2. Hälfte der 60er Jahre artikuliert wurde. Zunächst stand das Einklagen radikaldemokratischer Forderungen im Vordergrund. Die Erfahrung des Widerspruchs zwischen dem Anspruch der Demokratie und der Wirklichkeit autoritärer Herrschaftsformen in den privaten wie in den öffentlich-staatlichen Verhältnissen (Vietnam-Aggression, in der Bundesrepublik: Notstandsgesetze, große Koalition – aber auch: Ordinarienherrschaft an den Universitäten, Ablehnung von gewerkschaftlichen Mitbestimmungsforderungen usw.) radikalisierte jedoch die verschiedenen Formen des Protests und des Widerstandes. Dabei entwickelte sich ein neuer Politik-Begriff. Die »anti-institutionelle« und »antiautoritäre Revolte« sollte sich außerhalb der etablierten Institutio-

nen des politischen Systems (Regierung, Parlament, Parteien, Medien) als ein neuer Typ von Basisdemokratie durchsetzen. Zugleich wurde der Politik-Begriff erweitert: Das »Private« wurde als politisch definiert. Hier begann jene »Werte-Revolution«, die zugleich den historischen Ausgangspunkt späterer »neuer sozialer Bewegungen« bildete. Die Enttabuisierung von Konventionen und repressiven Wertorientierungen (Sexualität, Mann-Frau-Beziehung, Eltern-Kind-, Lehrer-Schüler-Verhätnis usw.) verband sich mit einer Politisierung des Alltags und der Lebensweise, die auch mit den Organisations- und Wertvorstellungen in der Arbeiterbewegung – vor allem auch ihres linken Flügels – in Konflikt geraten mußte.

In dem Maße freilich, wie diese vorwiegend von Angehörigen der Mittelschichten und der Intelligenz getragenen Bewegungen die politischen Grenzen eines linksradikalen Aktivismus erfuhren und zugleich eine gewisse »Signalfunktion« für den Aufschwung der Arbeiterkämpfe ausgeübt hatten, wurden sie selbst mit der Frage des Bündnisses von Arbeiterklasse und Intelligenz konfrontiert. Die Bearbeitung dieser Problematik brachte die verschiedensten Lösungen hervor. Auf der einen Seite die kurze Blüte der – von der KP Chinas und der chinesischen Kulturrevolution inspirierten – maoistischen kommunistischen Parteien als einer quasi-selbsternannten, intellektuellen Avantgarde proletarischer Bewegungen. Andererseits traten viele Intellektuelle der 68er Bewegungen den kommunistischen und sozialdemokratischen bzw. sozialistischen Parteien ihrer Ländern bei. Dabei handelte es sich keineswegs um einen Verzicht auf die eigene Identität; denn gerade diese Organisationen der Arbeiterbewegung waren – ebenso wie die Gewerkschaften – seit dem Umbruch der späten 60er Jahre herausgefordert, auf die neuen Bedingungen der Kapitalakkumulation und des Klassenkampfes politisch und programmatisch zu reagieren. Vor allem am linken Flügel der Arbeiterbewegung beginnt seit den frühen 70er Jahren eine Strategiediskussion, in der Wege, Mittel und Ziele der sozialistischen Transformation des Kapitalismus durchdacht und neu bestimmt werden (»programme commun« von PS und PCF in Frankreich, Konzeption der »antimonopo-

listischen Demokratie«, »Eurokommunismus«). Die »Intellektualisierung« der Politik der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung entsprach daher nicht nur der wachsenden Bedeutung der lohnabhängigen wissenschaftlich-technischen Intelligenz. Sie entsprach auch der wachsenden Bedeutung von Wissenschaft und Forschung für die Entwicklung der Produktivkräfte, damit für die Gestaltung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnabhängigen, sowie für die Perspektive einer gesellschaftlichen Transformation, die die Entwicklung der Produktivkräfte von den Deformationen und Schranken des kapitalistischen Profit- und Konkurrenzprinzips befreit.

2. Vorgeschichte: Die ökonomische und politische Krise des »CDU-Staates« und die Bildung der »Großen Koalition« (1966/67–1969)

Die Wirtschaftskrise 1966/67 beendete die lange Nachkriegskonjunktur in der BRD. Zum ersten Mal seit 1949 wiesen im Jahre 1967 sowohl das Bruttosozialprodukt (in Preisen von 1962 = − 1,2%), als auch die industrielle Nettoproduktion (− 2,8%) einen Rückgang gegenüber dem Vorjahr auf.[2] Aufgrund der günstigen Exportsituation, der lohnpolitischen Zurückhaltung der Gewerkschaften sowie aufgrund der staatlichen Konjunkturpolitik wurden 1968 und 1969 schnell wieder außerordentlich hohe Zuwachsraten des BSP erzielt (+ 7,2 bzw. + 8,2%). Die Arbeitslosenquote sank bis 1970 wieder auf den »Vollbeschäftigungsrahmen« von unter 1% (0,7%, das waren 149 000 Arbeitslose). So konnte sich für ein gewisse Zeit

2 Vgl. u. a. E. Mandel, Die deutsche Wirtschaftskrise, Frankfurt/Main 1969; J. Huffschmid, Historischer Hintergrund und gesetzmäßige Entwicklung der Wirtschaftskrise in der BRD, in: J. Huffschmid/H. Schui (Hrsg.), Gesellschaft im Konkurs. Handbuch zur Wirtschaftskrise 1973–1976 in der BRD, Köln 1976; E. Altvater u. a., Vom Wirtschaftswunder zur Wirtschaftskrise, Berlin (W) 1979; W. Abelshauser, Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt/Main 1983.

das Fehlurteil halten, daß die Wirtschaftskrise 1966/67 letztlich ein wirtschaftspolitischer »Betriebsunfall« gewesen sei, der durch die falsche Geldpolitik der Bundesbank sowie durch die konjunkturpolitische Hilflosigkeit der von Ludwig Erhard geführten Bundesregierung verursacht wurde. Der »Vater des Wirtschaftswunder« – bislang die Wahllokomotive der CDU – war aufgrund seiner neoliberalen ordnungspolitischen Orthodoxie, die zu unpopulären »Maßhalteappellen« Zuflucht nehmen mußte, auch für die konservativen Kräfte zu einer Belastung geworden. Und doch zeigte sich spätestens mit den erneuten Konjunkturabschwung des Jahres 1971, der mit zahlreichen weltwirtschaftlichen und währungspolitischen Turbulenzen verbunden war, daß die These von der politischen Verursachung der Krise falsch war. Es bedurfte freilich noch einer gewissen Zeit, bis die relevanten gesellschaftlichen und politischen Kräfte begriffen hatten, daß sich die Wachstumsbedingungen der Wirtschaft der BRD wie der kapitalistischen Weltwirtschaft insgesamt verschlechtert hatten, daß die lange Periode der »kapitalistischen Blüte« seit 1949/50 endgültig abgeschlossen – und, daß die Krise 1966/67 nur der Vorbote jener Periode der krisenhaften Depression und des Umbruchs war, die seit den frühen 70er Jahren in allen hochentwickelten kapitalistischen Ländern begann.

Anfang Dezember 1966 einigten sich CDU/CSU und SPD auf die Bildung einer Regierung der »Großen Koalition« mit Kiesinger als Bundeskanzler und Brandt als Vizekanzler und Außenminister. Die FDP, die zuvor Koalitionspartner der CDU/CSU gewesen war, geriet für knapp drei Jahre in die Rolle der einzigen Oppositionspartei im Bundestag. Auf den ersten Blick mochte es scheinen, daß angesichts der zunehmenden Radikalisierung von rechts (die neofaschistische NPD erlebte in dieser Zeit einen Aufschwung, der sie in zahlreichen Länderparlamente brachte[3]) und von links (Studentenbewegung, APO) ein breites Regierungsbündnis der »demokrati-

3 Vgl. R. Kühnl u. a., Die NPD. Struktur, Ideologie und Funktion einer neofaschistischen Partei, Frankfurt/Main 1969.

schen Mitte« notwendig sei. Für die Führung der SPD – und hier vor allem für die wesentlich von Herbert Wehner inspirierte taktische Konzeption – ging es vorerst darum, den langen Ausschluß der SPD aus der Regierungsbeteiligung zu durchbrechen, um auf diese Weise – auch im Blick auf die bevorstehenden Wahlen – die Regierungsfähigkeit der Sozialdemokratie unter Beweis zu stellen. In der CDU/CSU gewannen auf diesem Wege Kräfte Raum, die bereit waren, gegenüber den »Orthodoxien« der Adenauer-Ära sowie des Erhard'schen »Ordo-Liberalismus« in der Außen- und Innenpolitik auf eine gewisse, zweitweilige Distanz zu gehen.

Die Bildung der Regierung der Großen Koalition war dabei auch der Ausdruck eines Zwangs, angesicht der weltpolitischen Veränderungen sowie angesichts der sozialökonomischen Krisenprozesse den Block der regierenden Parteien auszuweiten. Mit der Übertragung des Außenministeriums an Willy Brandt war so gleichsam der Auftrag verbunden, konkrete Schritte der Entspannungspolitik, die letztlich zu Vereinbarungen mit der Sowjetunion und der DDR führen mußten, voranzutreiben. Gleichzeitig erforderten jedoch die beiden wichtigsten innenpolitischen Projekte der Zeit, die Notstandsverfassung sowie die neue Wirtschaftspolitik, Grundgesetzänderungen, die nur mit einer Zwei-Drittel-Mehrheit im Bundestag, d. h. mit Zustimmung der SPD, in Kraft gesetzt werden konnten. Die Notstandsverfassung wude 1968 mit einigen geringfügigen Modifikationen, auf denen die SPD bestanden hatte[4], verabschiedet. 53 Abgeordnete der SPD und 46 der FDP hatten den Mut, im Bundestag gegen die Notstandsverfassung zu stimmen und damit den massiven Protest der Mehrheit der Gewerkschaften und der außerparlamentarischen Opposition (APO), die am 30. Mai 1968, während der 3. Lesung der Notstandsgesetze, zum Sternmarsch der 50 000 auf Bonn mobilisierte, im Bundestag zu artikulieren.

4 Vgl. dazu u. a., E. Hartmann u. a., Die Notstandsgesetze, in: U. Mayer/G. Stuby (Hrsg.), Das lädierte Grundgesetz, Köln 1977, S. 202 ff.

Schon vorher war mit der Verabschiedung des »Gesetzes zur Förderung der Stabilität des Wachstums der Wirtschaft« eine Verfassungsänderung notwendig geworden. Dieses von dem neuen sozialdemokratischen Wirtschaftsminister Karl Schiller (der zunächst mit dem neuen Finanzminister Franz-Josef Strauß, CSU, vortrefflich zusammenarbeitete) inspirierte Gesetzeswerk sah eine Kompetenzerweiterung der Bundesregierung gegenüber den Ländern und dem Bundestag vor, um durch die »Globalsteuerung« – also mit Methoden der keynesianischen Wirtschaftspolitik – ein gleichmäßiges Wachstum bei Vollbeschäftigung, Preisstabilität und außenwirtschaftlichem Gleichgewicht (magisches Viereck) zu verwirklichen. Mit diesem Gesetz wurde faktisch die ständige Intervention des Staates in die Tarifauseinandersetzungen verankert. Die Bundesregierung gab jährlich Orientierungsdaten aus – u. a. auch für die Lohnentwicklung. Mit der Einrichtung der »Konzertierten Aktion« – einem regelmäßig tagendem Gremium, dem Spitzenvertreter der Gewerkschaften, der Arbeitgeberverbände und der Regierung angehörten[5] – sollte gewährleistet werden, daß die Lohnsteigerungen auf ein »kostenneutrales Niveau« begrenzt und damit den Erfordernissen der Konjunkturpolitik angepaßt wurden. Damit war – mit der Regierungsbeteiligung der SPD und mit Zustimmung der Gewerkschaftsführungen – jene Konzeption einer staatlichen Einkommenspolitik verwirklicht worden, die schon seit Beginn der 60er Jahre gefordert wurde, um die »aktive Lohnpolitik« sowie die Umverteilung des Volkseinkommens zugunsten der Lohnabhängigen zu verhindern. Die Tarifautonomie war damit erheblich eingeschränkt.[6]

Der Erfolg der neuen Wirtschafts- und Einkommenspolitik war also an einen Korporationsverbund mit den DGB-Gewerkschaften gekoppelt. Dieser wurde nicht nur durch die traditionelle Bindung der überwiegenden Mehrheit der Funktionäre und Mitglieder der Gewerkschaften an die SPD gesichert. Darüber hinaus zog nun der führende Vertreter des integrationisti-

5 Vgl. W. Adam, Die konzertierte Aktion in der Bundesrepublik, Köln 1972.
6 Vgl. J. Huffschmid, Die Politik des Kapitals, Frankfurt/Main 1969, S. 153 ff.

schen Flügels der Gewerkschaften, Georg Leber (IGBSE), als Verkehrsminister in das neue Kabinett Kiesinger/Brandt ein. Der Aufstieg führender Gewerkschafter in die Regierung (ab 1969 wurde der Vorsitzende der IGBE, Walter Arendt, Bundesarbeitsminister) war als erfolgreiche Konsequenz ihrer Politik der Sozialpartnerschaft und der Gemeinwohlorientierung durchaus konsequent. So wurde insgesamt die Loyalität der Gewerkschaften gegenüber dem Staat verstärkt. Viele Funktionäre – darunter auch der IGM-Vorsitzende Otto Brenner, der nach 1966 die Position der prinzipiellen Kritik an den bestehenden gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen tendenziell aufgab – hofften freilich, durch eine Unterstützung der Regierungspolitik und der »Konzertierten Aktion« einerseits die gesamtwirtschaftliche Mitbestimmung weiterzuentwickeln und andererseits Voraussetzungen für einen späteren Machtwechsel zugunsten einer von der SPD geführten Regierung zu schaffen. Vor dem 8. o. DGB-Kongreß (München, 1969) verteidigte Brenner die Teilnahme an der »Konzertierten Aktion« mit dem Argument, daß diese weder eine Aufhebung der Tarifautonomie noch eine Aufhebung der Gegensätze von Kapital und Arbeit bedeute. Sie biete vielmehr den Gewerkschaften die Chance, an der Ausarbeitung der Wirtschaftspolitik mitzuarbeiten und die Regierung und auch die Arbeitgeber mit den Vorstellungen, Forderungen und Wünschen der Arbeitnehmer zu konfrontieren.[7]

Demgegenüber forderten die Kritiker der »Großen Koalition« und der »Konzertierten Aktion« eine kämpferische und autonome Gewerkschaftspolitik, die sich nicht dem bestimmenden Einfluß des Staates und der Unternehmerverbände unterordnet. Gerade angesichts der härter werdenden Verteilungskonflikte sei es notwendig, kompromißlos die sozialökonomischen und gesellschaftspolitischen Interessen der Lohnabhängigen zu vertreten. Vor allem in der IGM verfügten die Kritiker der Integrationspolitik über starke Positionen. So erreichte beim Gewerkschaftstag der IGM (München, 1968) eine vom

7 Zit. n. Gewerkschaftsspiegel, 15/1969, S. 20.

Vorstand eingebrachte Entschließung, die sich für ein Verbleiben in der »Konzertierten Aktion« aussprach, nur eine knappe Mehrheit von 200 gegen 163 Stimmen.[8] Drei Jahre später (Wiesbaden, 1971) wurde ein Antrag zum Austritt der IGM aus der »Konzertierten Aktion« nur mit knapper Mehrheit abgelehnt. Ein Delegierter faßte die Haltung der Opposition wie folgt zusammen: »Die Konzertierte Aktion ist ein untaugliches Mittel für die Tarifpolitik der Gewerkschaften. Heute muß man es sogar deutlicher sagen: Die Konzertierte Aktion ist ein Werkzeug der Unternehmerverbände gegen die aktive Lohnpolitik der Gewerkschaften.«[9]

Der Widerstand gegen den neuen Korporativismus der Großen Koalition konzentrierte sich allerdings zunächst nicht in der Arbeiterbewegung, sondern in den Intellektuellen- und Jugendbewegungen. Die Enttäuschung über die SPD, die als neue Regierungspartei nicht nur die Notstandsgesetze verabschiedet, sondern auch F. J. Strauß (dessen Ansehen durch die Spiegel-Affäre des Jahres 1962 schwer angeschlagen war) zur politischen Rehabilitation verholfen hatte, erwies sich als zusätzlich radikalisierender Faktor von Massenaktionen, die Ostern 1968 – nach dem Attentat auf Rudi Dutschke in Westberlin – und anläßlich der Verabschiedung der Notstandsgesetze im Mai 1969 ihren Höhepunkt erreichten. Bis zu diesem Zeitpunkt war der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS), dessen Mitglieder und Sympathisanten 1961 aus der SPD ausgeschlossen worden waren, die führende politische und intellektuelle Kraft der Außerparlamentarischen Opposition (APO)[10] Der SDS hatte sich um 1965 als ein Verband sozialistischer Intellektueller gefestigt, der theoretische Zirkelarbeit (Wiederaneignung des Marxismus) mit der Kritik der autoritären Hochschulverfassung (Hochschule in der Demo-

8 Vgl. 8. o. Gewerkschaftstag der IGM, München 1968, Protokoll, S. 213 ff. und 616 ff.

9 Zit. n. Gewerkschaftsspiegel, 20/1971, S. 5.

10 Zur Geschichte des SDS vgl. u. a. G. Bauß. Die Studentenbewegung der 60er Jahre, Köln 1977. T. Fichter/S. Lönnendonker, Kleine Geschichte des SDS, Berlin (W) 1977; zur Geschichte der Ostermarsch-Bewegung K. A. Otto, Vom Ostermarsch zur APO, Frankfurt/M.-New York 1977.

kratie, Denkschrift des SDS aus dem Jahre 1961) sowie mit einem zunächst nur begrenzt wirksamen politischen Engagement in der Anti-Notstandsbewegung und in der Friedensbewegung (Ostermärsche, Kampagne für Demokratie und Abrüstung) verband. Dazu kam seit Mitte er 60er Jahre die Anti-Vietnam-Bewegung (als Teil einer allgemeinen Solidarität mit revolutionären Befreiungsbewegungen in der 3. Welt), die sich nach der Ermordung des Studenten Benno Ohnesorg während einer Demonstration gegen den Schah von Persien in Westberlin 1967 radikalisierte) sowie die Anti-Springer-Kampagne, die einerseits die Manipulation der öffentlichen Meinung als Folge der Konzentration im Pressewesen, andererseits die unmittelbare Verantwortung der Hetze der Springer-Presse gegen die Studentenbewegung für das Attentat auf Dutschke (»Bild schoß mit!«) zum Inhalt hatte.

Seit 1966/67 hatten sich im SDS zwei Hauptströmungen herausgebildet. Auf der einen Seite verfolgte der anti-autoritäre Flügel (dessen Wortführer sich vor allem auf Herbert Marcuse, auf Revolutionstheoretiker der 3. Welt wie F. Fanon, Mao Tse Tung und Che Guevara sowie auf rätekommunistische Traditionen bezogen) die strategische Konzeption, die »Revolte« der Studenten[11] gleichsam als auslösenden Funken einer antiautoritären Massenbewegung zu begreifen. Dieser Vorstellung von einer quasi-vorrevolutionären Situation, in der die herrschenden politisch-ideologischen Institutionen zusammenbrechen und das Potential der Befreiung in den Zentren wie an der Peripherie des Imperialismus (3. Welt) freisetzen, mußten vor allem die etablierten Massenorganisationen der Arbeiterbewegung als Gegner bzw. als Hindernis einer Politik erscheinen, die die Arbeiterklasse nicht länger als »revolutionäres Subjekt«, sondern als funktionalen Bestandteil der Reproduktion von ökonomischer und politisch-ideologischer Herrschaft im Spätkapitalismus begriff. Auf der anderen Seite vertrat – als Minderheitenposition im Jahre 1968 – der »traditionalistische« Flügel

11 Vgl. dazu u. a. U. Bergmann, R. Dutschke u. a., Rebellion der Studenten, Reinbek bei Hamburg 1968.

des SDS die Auffassung, daß die falsche Vorstellung von der vorrevolutionären Situation die Gefahren eines schnellen Scheiterns der intellektuellen Bewegung verstärken müsse. Nur im Zusammenwirken der Intellektuellenbewegung mit dem linken Flügel der Arbeiterbewegung könne mittel- und langfristig die strategische Perspektive einer Transformation der spätkapitalistischen Gesellschaft theoretisch und praktisch entwickelt werden.[12]

Solche Formen des Zusammenwirkens waren keineswegs voraussetzungslos. Seit den frühen 60er Jahren waren zunächst die Ostermarsch-, dann die Anti-Notstandsbewegung zu Kristallisationskernen des außerparlamentarischen Protest geworden. Hier arbeiteten Restgruppen der klassenbewußten Arbeiterbewegung – vom linken Flügel der SPD und der Gewerkschaften, über die Arbeiterjugendbewegung (Falken, Naturfreunde) bis hin zu den in die Illegalität verwiesenen Kommunisten – und sozialistische Intellektuelle der älteren wie der jüngeren Generation zusammen. So wurde der SDS auch noch nach dem Unvereinbarkeitsbeschluß der SPD von Vorstandsmitgliedern von Einzelgewerkschaften – z. B. der IGM (u. a. Georg Benz, Heinz Dürrbeck, Fritz Strothmann) und IGCPK (u. a. Werner Vitt) – gefördert. Die gewerkschaftliche Mehrheitsposition, die die Notstandsgesetze ablehnte, stützte sich auf verfassungsrechtliche Argumentationen, die von Förderern und Mitgliedern des SDS (z. B. Wolfgang Abendroth, Jürgen Seifert, Dieter Sterzel) formuliert worden waren. Helmut Schauer – von 1964 bis 1966 Bundesvorsitzender des SDS – war nach 1966 Sekretär des »Kuratoriums Notstand der Demokratie« und hatte sein Büro in der Frankfurter Vorstandsverwaltung der IGM. Gleichzeitig spielten Mitglieder des SDS eine bedeutende Rolle bei der konzeptionellen Neubestimmung der gewerkschaftlichen Jugendbildungsarbeit in den 60er Jahren. Da der gewerkschaftliche Organisationsgrad von jugendlichen Lohnabhängigen seit Mitte der 50er Jahre z. T. dramatisch abgesunken war, wuchs bei einigen Gewerkschaftsvorständen die Bereitschaft, neue

12 Vgl. F. Deppe (Hrsg.), Der 2. Juni 1967, Dortmund 1977.

Konzeptionen von Bildungsarbeit zu akzeptieren. Diese sollten nicht mehr nur technisches Organisationswissen, sondern zugleich kritische Erkenntnisse über Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse in den entwickelten kapitalistischen Gesellschaften vermitteln.[13] Diese inhaltliche und didaktische Neuorientierung der gewerkschaftlichen Jugendbildungsarbeit war zweifellos eine der Voraussetzungen für den Aufschwung und die Radikalisierung von Teilen der Gewerkschaftsjugend, die sich schon 1968/69 an Aktionen der APO beteiligten und die offizielle Haltung der DGB-Gewerkschaften scharf kritisierten.

Die Tarifpolitik der Gewerkschaften stand zunächst nicht im Mittelpunkt der großen gesellschaftspolitischen Debatten und Auseinandersetzungen dieser kurzen Periode des Aufbegehrens und des Werte-Umbruchs. Während der Krise 1966/67 wurden Teile der Arbeiterklasse mit jener Logik der Kapitalverwertung konfrontiert, die auf das Sinken der Profitrate mit Entlassungen, Produktions- und Betriebsstillegungen sowie mit der Kürzung von tariflich nicht abgesicherten Lohnbestandteilen und betrieblichen Sozialleistungen reagiert.[14] Die Krise des Kohlebergbaus, die schon seit den frühen 60er Jahren zu Massenentlassungen sowie zu gewerkschaftlichen Protestaktionen geführt hatte[15], war bislang als Sonderfall einer sektoralen Strukturkrise angesehen worden. Nunmehr wurde auch in anderen Branchen der Druck der kapitalistischen Krise auf die Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnabhängigen spürbar. Allein in der Metallindustrie fanden zwischen 1967 und 1968 mehr als 200 betriebliche Abwehrstreiks statt. In einigen wenigen Betrieben – dort, wo linke Betriebsräte sich im Kampf gegen die Notstandsgesetze engagiert hatten – kam es im Mai 1968 zu

13 Oskar Negt, Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen. Zur Theorie der Arbeiterbildung, Frankfurt/Main 1968. H. Deppe-Wolfinger, Arbeiterjugend – Bewußtsein und politische Bildung, Frankfurt/Main 1972.

14 Vgl. IG Metall (Hrsg.), Weißbuch zur Unternehmermoral, sowie: »2. Weißbuch zur Unternehmermoral«, Frankfurt/M., Juni bzw. Oktober 1967.

15 Vgl. dazu P. Schaaf, Ruhrbergbau und Sozialdemokratie, Marburg 1978; K. Lauschke, Schwarze Fahnen an der Ruhr, Marburg 1984.

politischen Demonstrationsstreiks gegen die Verabschiedung dieser Gesetze.[16]

Mit dem wirtschaftlichen Wiederaufschwung 1968/69 und dem Rückgang der Arbeitslosigkeit gerieten solche Aktionen allerdings sehr schnell in Vergessenheit. Die gewerkschaftliche Tarifpolitik orientierte sich 1967 und 1968 geradezu nahtlos an den Orientierungsdaten für Lohnsteigerungen, die die Regierung und die »Konzertierte Aktion« vorgegeben hatten (vgl. Tab. 2). Dazu wurden – im Zeichen des neuen Stabilitätspaktes – lange Laufzeiten für die Tarifverträge (bis zu 15 Monaten) akzeptiert.

Tabelle 2: Orientierungsdaten und Einkommensentwicklung

Jahr	Orientierungsdaten in v. H.	Tariflohn- und Gehaltserhöhung in v. H.
1967	+3,5	+3,5
1968	+4–5	+4,3
1969	+5,5–6,5	+10,3
1970	+9,5–10,5	+11,6
1971	+7–8	+9,5

Quelle: W. Adam, Die konzertierte Aktion. . ., S. 54.

Diese Anpassungsleistung der Tarifpolitik zahlte sich für die Lohnabhängigen aber nicht aus. Die »soziale Symmetrie«, die – wie Karl Schiller verkündete – durch die Konzertierte Aktion realisiert werden sollte, erwies sich als propagandistische Phrase. Stattdessen war eine Profit-Lohn-Schere unschwer zu erkennen: so stiegen im Jahre 1968 die Einkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen um 20%, die Lohneinkommen dagegen nur um knapp 5%. Daher konnte es nicht überraschen, daß sich in den Gewerkschaften die Kritik an der Konzertierten Aktion verstärkte und daß in den Betrieben der Unmut über die lohnpolitische Situation zunahm.

16 Vgl. H. Jung u. a., Kampfaktionen der westdeutschen Arbeiterklasse 1966–1970, in: Das Argument, 62/1970, S. 873 ff.; K. Steinhaus, Streiks in der Bundesrepublik, 1966–1974, Frankfurt/Main 1975.

Diesen Unmut bekamen im September 1969 sowohl die Unternehmer als auch die Führungen von IGM und IBBE zu spüren. Zum 1. 1. 1969 hatte die IGM einen Tarifvertrag vereinbart, der eine 8prozentige Lohnerhöhung in der Metallindustrie vorsah. Damit wurde jedoch keineswegs jener »Nachholbedarf« ausgeglichen, der sich 1967/68 angehäuft hatte. Für die Stahlindustrie standen noch besondere Verhandlungen bevor. Ausgehend vom Protest gegen Lohndifferenzen zwischen verschiedenen Werken des Hoesch-Konzerns entlud sich hier die aufgestaute Empörung der Belegschaften in spontanen Arbeitsniederlegungen, die die Welle der »Septemberstreiks« in der Stahlindustrie, im Saarbergbau sowie in einigen Konzernen der Metallverarbeitung auslöste. Innerhalb weniger Tage wurden 59 Betriebe bestreikt; 140 000 Streikende und 532 000 Ausfalltage wurden schließlich bilanziert.[17] Diese praktische Kritik an der Anpassung der Gewerkschaftspolitik an die staatliche – am Primat der Profitproduktion orientierte – Einkommenspolitik war zunächst Ausdruck eines neuen gewerkschaftlichen Selbstbewußtseins an der Basis. Dieses mußte all diejenigen überraschen, die bis dahin die betriebliche Basis der Gewerkschaften als willfähriges Instrument der Führungen betrachtet hatten. So förderten die Septemberstreiks – nach den Aktionen der Arbeiterklasse in Frankreich, Italien und Großbritannien (1968/69) – eine zuweilen mystifizierende und theatralische Hinwendung linksradikaler Intellektuellengruppen zur »Arbeiterklasse«, deren militanten Basis-Gruppen nunmehr vorschnell zu einer Art revolutionärer Avantgarde stilisiert wurden. Ihre Aktionen – so hieß es – richteten sich nicht nur gegen das Kapital, sondern mehr noch gegen ihre Unterdrückung durch reformistische Gewerkschafts- und Parteibürokratien. Solche Fehleinschätzungen mußten bald zu schmerzhafter Ernüchterung führen; denn schon die Septemberstreiks in der

17 Vgl. IMSF, Die Septemberstreiks 1969, Frankfurt/Main 1969; E. Schmidt, Ordnungsfaktor oder Gegenmacht. Die politische Rolle der Gewerkschaften, Frankfurt/Main 1971, S. 81 ff.; SOFI (Göttingen), Am Beispiel der Septemberstreiks. Anfang der Rekonstruktionsperiode der Arbeiterklasse, Frankfurt/Main 1971; K. Steinhaus, Streiks in der Bundesrepublik . . ., a.a.O., S. 43 ff.

BRD waren – trotz ihres spontanen Charakters – keine antigewerkschaftlichen Aktionen. In der Regel wurden hier Betriebe mit einem hohen gewerkschaftlichen Organisationsgrad bestreikt. Aktive Gewerkschafter (Betriebsräte, Vertrauensleute) bildeten das organisierende Zentrum der Aktionen. Gleichwohl waren die Septemberstreiks eine Mahnung für die Gewerkschaftsführung; denn jetzt war offenkundig geworden, daß erhebliche Teile der Mitgliedschaft nicht länger bereit waren, passiv die sozialen Kosten des Anpassungskurses an die Wirtschaftspolitik der »großen Koalition« zu ertragen.

So bildete sich bis zu den Bundestagswahlen am 28. September 1969 eine – äußerst labile und unkalkulierbare – Konstellation der Kräfte heraus. Dabei wurde die Frage nach der Weiterentwicklung der durch die »Große Koalition« zögerlich eingeleiteten, innen- und außenpolitischen Reformen zugleich zum wichtigsten Kriterium für die Differenzierung der beiden relevanten, d. h. regierungsfähigen, politischen Blöcke. Die CDU/CSU erreichte zwar ein hervorragendes Wahlergebnis (46,1% der Zweitstimmen). Dennoch verfehlte sie die regierungsfähige Mehrheit, weil die neofaschistische NPD mit 4,3% nur knapp an der 5%-Hürde scheiterte. Für die SPD, die 42,7% der Stimmen erhielt, zahlte sich zunächst die Taktik der Regierungsbeteiligung aus. Sie hatte den Makel der Regierungsunfähigkeit auf Bundesebene verloren. Dabei profitierte sie besondes von dem Ansehen, das sich Willy Brandt als Außenminister sowie Karl Schiller als Wirtschaftsminister, der nunmehr weithin als der »Dirigent« des neuen Aufschwungs galt, erworben hatten. Gleichzeitig verstand es jedoch die SPD, die Stimmen der Arbeitnehmer – vor allem auch der gewerkschaftlichen Aktivgruppen, von denen die Kritik an der Konzertierten Aktion ausgegangen war – für sich zu mobilisieren. Eine Stärkung der SPD in der Regierung – so wurde gerade in diesen Gruppen argumentiert – würde auf jeden Fall die politischen Rahmenbedingungen nicht nur für die Lohnpolitik, sondern insbesondere für gesellschaftspolitische Reformen, wie sie von den DGB-Gewerkschaften gefordert wurden, verbessern. Schließlich wirkte es sich zugunsten der SPD aus, daß die APO

ihren Höhepunkt bereits überschritten hatte. Nunmehr wurden durch die Jungsozialisten, die sich seit 1967/68 schnell radikalisiert hatten und seit ihrem Münchner Kongreß (1968) ein Programm »antikapitalistischer Strukturreformen« vertraten, Positionen der Linken in den innerparteilichen Auseinandersetzungen in der SPD selbst gestärkt.

Als Mehrheitsbeschaffer für eine neue Regierung wurde jedoch die FDP mit 5,8% der Stimmen maßgebend. In dieser Partei hatte schon vor 1969 der sozialliberal Flügel gegen die nationalliberalen Kräfte um den Vorsitzenden Erich Mende seine Positionen gestärkt und mit der Wahl des Sozialdemokraten Gustav Heinemann zum Bundespräsidenten im März 1969 seine Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit der SPD signalisiert. Diese Kräfte waren bereit, in der Ost- und Deutschlandpolitik über die strukturellen Blockaden der CDU/CSU, die sich nicht von den Schatten der Adenauer'schen Block- und Konfrontationspolitik zu lösen vermochten, hinauszugehen. Die sozialliberale Orientierung in der FDP wurde zu dieser Zeit aber auch nachhaltig von den Jungdemokraten gestützt, die sich als radikaldemokratische Kraft, und damit als Teil der APO, definierten. Ihre Führung hatte noch die Hoffnung, die FDP als »Wirtschaftspartei« sowie als Partei von Teilen des »Alten Mittelstandes« zu einer – auch innen- und sozialpolitisch – reformorientierten Repräsentanz der neuen Generationen der lohnabhängigen Mittelschichten umzuwandeln.

Die Entscheidung für die Bildung einer neuen Regierungskoalition von SPD und FDP, die noch in der Wahlnacht von Willy Brandt bekanntgegeben und als Ankündigung eines Machtwechsels[18] verstanden wurde, entstand aus diesen verschiedenen, z. T. höchst widersprüchlichen Tendenzen und Kräftekonstellationen, in denen sich zugleich die Notwendigkeit verdichtete, aufgrund der weltpolitischen Veränderungen, aber auch aufgrund der innenpolitischen Bewegung und Kon-

18 Vgl. u. a. A. Baring, Machtwechsel. Die Ära Brandt-Scheel, München 1984; G. Fülberth, Leitfaden durch die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Köln 1983, S. 67 ff.; Ders., Geschichte der Bundesrepublik in Quellen und Dokumenten, Köln 1982, S. 310 ff.

flikte der Jahre 1967 bis 1969 einen Schritt voranzugehen. Daß die Entscheidung angesichts der nach wie vor starken Positionen der CDU/CSU, die nun im Bund zum erstenmal seit 1949 in die Opposition verwiesen war, und angesichts der schwachen Mehrheit von nur 12 Mandaten, die zudem durch die Flügelkämpfe in der FDP und – bis 1972 – durch Übertritte von FDP-Abgeordneten zur CDU/CSU labil war und zusehends schrumpfte, mit massiver Konfrontation von seiten des konservativen Blocks zu rechnen hatte, konnte niemanden überraschen. Auf der anderen Seite wuchs nunmehr bei den Gewerkschaften wie bei erheblichen Teilen der Intelligenz die Erwartung, daß mit der Reformpolitik der sozialliberalen Koalition eine wirkliche gesellschaftspolitische Wende, ein entscheidender Bruch mit den Verkrustungen der Adenauer-Ära vollzogen werde.

3. »Mehr Demokratie wagen!« Die sozialliberale Reformära (1969–1974).

Die erste Regierung der sozialliberalen Koalition, die von Willy Brandt (SPD) als Bundeskanzler und Walter Scheel (FDP) als Vizekanzler und Außenminister geführt wurde, konnte sich bis zum Mai 1974 halten. Sie überstand den ersten großen Gegenangriff der CDU/CSU, die unter dem Druck ihrer reaktionären Klientel in den Vertriebenenverbänden sowie mit massiver politischer Unterstützung durch die Springer-Presse die »neue Ostpolitik« der Brandt/Scheel-Regierung als »Ausverkauf deutscher Interessen« denunzierte – und die zugleich die Chance eines erneuten Machtwechsels infolge des Überwechseln von Abgeordneten der FDP-Fraktion zur CDU und damit zum Schwinden der Koalitionsmehrheit im Bundestag witterte. Nachdem das konstruktive Mißtrauensvotum, mit dem sich Rainer Barzel (CDU) am 27. 4. 1972 zum neuen Bundeskanzler wählen lassen wollte, an einer Stimme gescheitert war, und der

Bundestag aufgelöst wurde, kam es am 19. 11. 1972 zu Neuwahlen, bei denen die amtierende Regierung – jetzt mit einer klaren Mehrheit von 46 Mandaten – nachgerade triumphal bestätigt wurde.

Daß die Regierung Brandt/Scheel noch nicht einmal die Hälfte der nachfolgenden Legislaturperiode überdauerte, wurde damals in der Öffentlichkeit einmal auf die Enttarnung des DDR-Spions Günter Guillaume im engsten Umkreis von Brandt, zum anderen auf die angebliche Hilflosigkeit des Bundeskanzlers gegenüber dem – bis dahin härtesten – Streik der Gewerkschaft ÖTV im öffentlichen Dienst zurückgeführt.[19] Mit dem Übergang zur Regierung Helmut Schmidt (SPD)/ Hans-Dietrich Genscher (FDP), die sich bis zur konservativen Wende von 1982 im Amt halten konnte, kündigte sich jedoch ein grundlegender Wandel der Konzeptionen sozialliberaler Politik an. Die Euphorie der Reformära wich einer zunehmenden Ernüchterung, die in erster Linie durch die weltwirtschaftliche Entwicklung bestimmt wurde. Bald zeigte sich, daß der Wirtschaftsaufschwung der Jahre 1968 bis 1970 nur ein Strohfeuer gewesen war. Ab 1974 zeichnete sich der Übergang in die Weltwirtschaftskrise ab, die 1975 ihren Tiefpunkt erreichte. Die Zahl der Arbeitslosen in der BRD überschritt zum erstenmal seit 1955 wieder die Millionengrenze. Damit wurden zugleich objektiven Grenzen staatlicher Reformpolitik markiert. Regierungspolitik war fortan mit Krisenmanagement beschäftigt: Weltwirtschaftskrise, Ölpreisschock, Krise der internationalen Währungsbeziehungen, Inflation, Staatsverschuldung und Massenarbeitslosigkeit bildeten jene Widerspruchskomplexe, aus denen sich objektiv die Imperative der staatlichen Handlungszwänge ergaben. Die ursprüngliche Konzeption des Sozialliberalismus, die den Kapitalismus nicht verändern, sondern regulieren und gleichzeitig durch den Ausbau der Demokratie und Sozialstaatlichkeit stabilisieren wollte, wurde so schnell durch den Übergang in die Epoche des krisenhaften Umbruchs des Imperialismus seit den frühen 70er Jahren überholt.

19 Vgl. A. Baring, Machtwechsel, a.a.O., S. 694 ff.

Tabelle 3: Bruttosozialprodukt (BSP), Industrieproduktion und Arbeitslosigkeit (1966 bis 1975)

Jahr	BSP in jew. Preisen	BSP in Preisen v. 1962	Industrielle Nettoprod. in % ggü. d. VJ.	Arbeitslose in Tsd.	Arbeitslosenquote in %
1966	+ 6,6	+ 2,9	+ 1,0	161	0,7
1967	+ 0,9	− 1,2	− 2,8	459	2,1
1968	+ 9,0	+ 7,3	+ 9,3	323	1,5
1969	+12,0	+ 8,2	+12,8	179	0,9
1970	+13,3	+ 5,8	+ 6,0	149	0,7
1971	+11,1	+ 3,0	+ 1,5	185	0,9
1972	+ 9,5	+ 3,5	+ 4,3	246	1,1
1973	+11,2	+ 5,1	+ 6,8	273	1,3
1974	+ 7,4	+ 0,4	− 1,4	582	2,6
1975	+ 4,5	− 3,4	− 6,3	1 074	4,4

Quellen: versch. Jahresgutachten des Sachverständigenrates

Reformpolitik und Gewerkschaften

Die Regierungserklärung des ersten sozialliberalen Kabinetts, die Willy Brandt am 28. 10. 1969 im Bundestag vortrug, war freilich noch Ausdruck eines reformpolitischen Optimismus, der eine neue Entwicklungsperiode in der Geschichte der BRD – mit einer neuen politischen Kultur – einzuleiten proklamierte. Auf dem Felde der Außenpolitik sollte die Entspannungspolitik Vorrang haben. Durch Verträge mit den sozialistischen Ländern, auch mit der DDR, sollte die Ära des »Kalten Krieges« endgültig überwunden, eine neue Ära der Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa eingeleitet werden, ohne die prinzipielle Einbindung der BRD in die westlichen Bündnissysteme (vor allem NATO und EG) preiszugeben. Auf dem Felde der Innenpolitik stellte die Regierung ihr Reformprogramm unter das Motto »Mehr Demokratie wagen«: »Wir werden unsere Arbeitsweise öffnen und dem kritischen Bedürfnis nach Information Genüge tun. Wir werden darauf hinwirken, daß durch

Anhörungen im Bundestag, durch ständige Fühlungnahme mit den repräsentativen Gruppen unseres Volkes und durch eine umfassende Unterrichtung über die Regierungspolitik jeder Bürger die Möglichkeit erhält, an der Reform von Staat und Gesellschaft mitzuwirken. Wir wenden uns an die im Frieden nachgewachsenen Generationen, die nicht mit den Hypotheken der Älteren belastet sind und belastet werden dürfen; jene jungen Menschen, die uns beim Wort nehmen wollen – und sollen. Diese jungen Menschen müssen aber verstehen, daß auch sie gegenüber Staat und Gesellschaft Verpflichtungen haben... Mitbestimmung, Mitverantwortung in den verschiedenen Bereichen unserer Gesellschaft wird eine bewegende Kraft der kommenden Jahre sein...«[20]

Damit war einerseits – im Blick auf die deutsche Geschichte – die Verpflichtung ausgesprochen, die politische Kultur in der BRD nach dem Vorbild der westlichen Demokratien zu fördern. Andererseits wurde mit dieser Formel auch die Legitimität jener Protestbewegungen sanktioniert, die sich in den Jahren zuvor gegen die Einschränkung demokratischer Grundrechte sowie für eine qualitative Erweiterung der demokratischen Verhältnisse von Partizipation und Selbstbestimmung von unten in verschiedenen gesellschaftlichen Teilsektoren verwandt hatten.

Mit den Begriffen »Lebensqualität« und »Humanisierung der Arbeit« war schon die Richtung dieser Demokratisierungspolitik angedeutet. Für die Lohnabhängigen und die Gewerkschaften war dabei von besonderem Interesse, daß neben der Ankündigung des Ausbaus des Sozialstaates und einer gestaltenden Arbeitsmarktpolitik zugleich eine Novellierung des Betriebsverfassungsgesetzes sowie eine Reform der Unternehmensmitbestimmung in Aussicht gestellt wurde, ohne daß schon konkrete Schritte zum Erweiterung der »Wirtschaftsdemokratie« angegeben wurden. Da – insbesondere von der SPD – mehr »Lebensqualität« mit mehr Chancengleichheit und Gerechtigkeit identifiziert wurde, kam dem gesamten Reform-

20 Zit. n. ebd., S. 101/102.

paket auf dem Felde der Schul-, Bildungs- und Wissenschaftspolitik eine außergewöhnliche Bedeutung zu, obwohl hier die wichtigsten Entwicklungen auf der Ebene der Ländergesetzgebung zu vollziehen waren (wobei die SPD- bzw. sozialliberal regierten Bundesländer die Rolle einer »Avantgarde« zu spielen hatten). Die gewaltige Ausdehnung der Investitionen in diesem Bereich diente einmal der quantitativen – im historischen Vergleich beispiellosen – Expansion (Neubau von Schulen, Hochschulen und Forschungseinrichtungen, Neueinstellung von Lehrern und wissenschaftlichem Personal). Zum anderen sollte nunmehr mit der institutionellen Reform des Bildungswesens (Gesamtschulen, Gesamthochschulen, Demokratisierung der Hochschulverfassung, curriculare Reformen etc.) nicht nur die Qualität der Ausbildung verbessert, sondern auch die traditionellen Klassen- und Selektionsschranken des Bildungssystems im Sinnen einer verbesserten Chancengleichheit – insbesondere für die Kinder aus Arbeitnehmerfamilien – überwunden werden.

Der DGB und die Einzelgewerkschaften unterstützten das außen- und innenpolitische Reformprogramm der neuen Regierung. Daß während jener Bundestagssitzung vom 27. 4. 1972, in der Willy Brandt gestürzt werden sollte, in den Betrieben zahlreiche spontane Proteststreiks stattfanden[21], war nur Ausdruck jener breiten Welle der Sympathie, die dieser Regierung und vor allem ihrem Kanzler bei der Mehrheit der Lohnabhängigen zufloß. Zugleich öffneten sich die DGB-Gewerkschaften in den frühen 70er Jahren einer intensiven programmatischen Diskussion, die über den Stand des Grundsatzprogramms von 1963 hinausging. Sie verstanden sich jetzt mehr und mehr als eine autonome außerparlamentarische Kaft, die in den Auseinandersetzungen um den Inhalt und die Dynamik gesellschaftspolitischer Reformen die Interessen und Forderungen der Lohnabhängigen einbrachten und so auch über die Positionen der Regierung hinausgingen. Dabei konzentrierten sich die Gewerkschaften nicht allein auf den Kernbereich der wirt-

21 Vgl. G. Fülberth, Geschichte der Bundesrepublik . . ., a.a.O., S. 330/331.

schaftlichen und sozialpolitischen Interessenvertretung sowie auf die Novellierung des Betriebsverfassungsgesetzes und die Erweiterung der paritätischen Mitbestimmung durch ein neues Mitbestimmungsgesetz für die gesamte Wirtschaft. Einen weiteren Schwerpunkt der programmatischen Aktivität bildete ein ganzes Bündel von Vorschlägen und – gesetzlichen wie tarifpolitischen – Forderungen zur Humanisierung der Arbeit. Damit wurde dem Tatbestand Rechnung getragen, daß infolge von Rationalisierung und Arbeitsintensivierung die physischen und vor allem die psychischen Belastungsfaktoren in der Arbeit zunehmen und daher – gegen den schnellen Verschleiß des Arbeitsvermögens – Schutzmaßnahmen zur Begrenzung des Arbeitstempos sowie von Streß, aber auch arbeitsgestaltende Maßnahmen zu ergreifen sind.[22]

Im Bereich der Wirtschaftspolitik entwickelte der DGB erste Vorstellungen in die Richtung eines qualitativen Wachstums. Die Forderung nach einem System der Investitionskontrolle, verbunden mit Maßnahmen der regionalen und sektoralen Strukturpolitik, sollte das Wirtschaftswachstum einem gesellschaftlichen Planungsmechanismus unterwerfen, um auf diese Weise Disproportionen der kapitalistischen Akkumulation und Produktivkraftentwicklung abzuschwächen.[23] Schließlich wirkte der DGB mit seinen programmatischen Aussagen z. B. zur Reform der Schul- und Hochschulpolitik (Bildungspolitische Vorstellungen; Forderungen zur beruflichen Bildung, 1972; 23 Thesen zur Hochschulreform 1973) sowie mit seinem »gesundheitspolitischen Programm« (1972) und mit seinem »Umweltprogramm« (1974) auf die öffentliche Reformdiskussion und -politik dieser Phase unmittelbar ein.[24]

22 Vgl. H. O. Vetter (Hrsg.), Humanisierung der Arbeit als gesellschaftspolitische und gewerkschaftliche Aufgabe, Frankfurt/Main-Köln 1974; H. U. Deppe, Industriearbeit und Medizin, Frankfurt/Main 1973.

23 Vgl. B. Güther, Investitionslenkung und Investitionskontrolle, Frankfurt/Main 1975; D. Langebrinck, Literaturverzeichnis zur Investitionslenkung, in: WSI-Mitteilungen, 9/1976, S. 548 ff.

24 Die reformpolitische Diskussion in den DGB-Gewerkschaften zu Beginn der 70er Jahre in ihrer gesamten Breite ist am besten dokumentiert in der Oberhausener Tagung der IG Metall (1972).

In dieser neuen programmatischen Aktivität des DGB spiegelte sich zugleich eine für die Gewerkschaftsbewegung durchaus neuartige Erfahrung. Im Gefolge der Studentenbewegung und dann der Reformprogrammatik der sozialliberalen Koalition waren neue Berufsgruppen – vor allem im Bereich des öffentlichen Dienstes, und hier wiederum besonders im Erziehungs-, Gesundheits- und Sozialwesen – in Bewegung geraten. Sie artikulierten gleichsam von unten die Kritik an mangelnder Versorgung, klassenspezifischen Schranken und autoritären Hierarchien in diesen »Staatsapparaten« und öffneten sich zugleich – oft nur in Keimformen – für die gewerkschaftliche Organisierung[25]. Vor allem die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) erweiterte und radikalisierte sich seit dem Ende der 60er Jahre von einer »Standesorganisation« von »Volksschullehrern« (wie es noch in den 50er Jahren hieß) zu einer Gewerkschaft, die auf allen Stufen des Erziehungs- und Wissenschaftssystems Mitglieder gewann (hier auch punktuell in Konkurrenz zur Gewerkschaft ÖTV) und die zugleich notwendig zu einer Speerspitze der Bildungs- und wissenschaftspolitischen Reformbewegung wurde.[26] Auch andere Gewerkschaften neben der GEW und der Gewerkschaft ÖTV, die im Bereich des öffentlichen Dienstes wirken – wie die Deutsche Postgewerkschaft (DPG) - wurden jetzt stärker in die gewerkschaftspolitische Reformdiskussion einbezogen und bewegten sich in der Folge im politischen Spektrum der DGB-Gewerkschaften nach links. Diese progressive Politisierung der Gewerkschaften des »tertiären Sektors«, die noch durch das schnelle Wachstum und die gesellschaftspolitische Radikalisierung der Gewerkschaft Handel, Banken, Versicherungen (HBV) ergänzt wurde[27], bildet eine besonders wichtige Veränderung in

---

Die programmatischen Beschlüsse des DGB sind dokumentiert in G. Leminsky/B. Otto, Politik und Programmatik des DGB, Köln 1974.

25 Für den Bereich des Gesundheitswesens vgl. dazu H. U. Deppe, Krankheit ist ohne Politik nicht heilbar. Zur Kritik der Gesundheitspolitik, Frankfurt/Main 1987, S. 150 ff.

26 Zur Auseinandersetzung in der GEW – Mitte der 70er Jahre – vgl. u. a. F. Deppe, BdWi und Gewerkschaften, in: BdWi-Brief, Nr. 18 (1975), S. 8 ff.

27 Zur Entstehung der Gewerkschaft HBV nach 1945 vgl. jetzt die Untersuchung von I. Wölk.

der Gesamtstruktur der Gewerkschaftsbewegung seit den frühen 70er Jahren.

Schon früh wurde freilich in den Gewerkschaften der Widerspruch zwischen der faktischen Regierungspolitik und den eigenen programmatischen Vorstellungen wahrgenommen. Wichtige sozialpolitische Fortschritte wurden durch das Arbeitsförderungsgesetz (1969), die grundsätzliche Gleichstellung von Arbeitern und Angestellten im Krankheitsfall (1970), die Rentenreform (1972), mit der u. a. die »flexible Altersgrenze« ab dem 63. Lebensjahr eingeführt wurde, sowie durch das Gesetz zur Verbesserung der Leistungen in der gesetzlichen Krankenversicherung (1974) erreicht. Dazu kamen einige gesetzliche Regelungen zur Verbesserung des Arbeitsschutzes (u. a. Arbeitssicherungsgesetz 1973; Arbeitsstättenverordnung 1975), die allerdings schon weit hinter den gewerkschaftlichen Vorstellungen über die »Humanisierung der Arbeit« zurückblieben.[28]

Das Programm »Mehr Demokratie wagen!« wurde bald durch den »Radikalenerlaß« (1972) sowie durch zahlreiche »Sicherheitsgesetze« desavouiert, die angeblich den Kampf des Staates gegen den Terrorismus unterstützen sollten.[29] Die verfassungswidrigen Berufsverbote, die auf Initiative der sozialdemokratischen Landesregierung von Hamburg und dann mit Unterstützung von Willy Brandt »Extremisten« den Zugang zum öffentlichen Dienst versperren sollte, richteten sich vor allem gegen Mitglieder und Sympathisanten der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP). Diese war 1968 neugegründet worden, ohne daß das KPD-Verbotsurteil des Bundesverfassungsgerichtes von 1956 aufgehoben wurde.[30] Während die DKP bei Wahlen – mit Ausnahme einiger weniger kommunaler Schwerpunkte – keinen Durchbruch zu erzielen vermochte,

Zur Entwicklung der gewerkschaftlichen Angestelltenpolitik der 70er Jahre und auch der Entwicklung der Gewerkschaft HBV, vgl. E. Fehrmann/U. Metzner, Angestellte und Gewerkschaften, Köln 1981, bes. S. 122 ff.

28 Vgl. IMSF, Wirtschaftskrise und Wirtschaftspolitik, Frankfurt/Main 1976, S. 392 ff.

29 Zu den verschiedenen staatlichen Maßnahmen im Kampf gegen den Terrorismus vgl. G. Fülberth, Geschichte der Bundesrepublik . . ., a.a.O., S. 362 ff. sowie S. 412 ff.

30 Vgl. dazu u. a. M. Schäfer (Hrsg.), Die DKP. Gründung, Entwicklung, Bedeutung, Frankfurt/Main 1978.

waren ihre betrieblichen Arbeiterkader, die sich in den Klassenauseinandersetzungen für die Stärkung einheitsgewerkschaftlicher Kampfpositionen einsetzten, sowie ihre Anhänger im Hochschulbereich, die maßgeblich an der Ausarbeitung und praktischen Umsetzung der Strategie der »gewerkschaftlichen Orientierung« mitwirkten, erfolgreicher. Im Auflösungsprozeß der Studentenbewegung hatten sich diese »GO-Kräfte« an zahlreichen Hochschulen als politische Kraft mit Masseneinfluß etabliert. Durch die Berufsverbote im öffentlichen Dienst sollte die Dynamik dieser Bewegung, in der sich die DKP schnell verjüngt hatte, gebrochen werden. Zugleich war die abschreckende Wirkung dieser Maßnahmen darauf angelegt, Angst und Mißtrauen vor Überwachung und Denunziation zu erzeugen und zugleich jene Kräfte in der SPD und in den Gewerkschaften einzuschüchtern, die sich gegen den Antikommunismus und für die Aktionseinheit der demokratischen Kräfte (unter Einschluß der Kommunisten) im Kampf für demokratische Reformen sowie für Abrüstung und Entspannung aussprachen.

Viele Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter engagierten sich in der Bewegung gegen die Berufsverbote, die sich nach 1972 entwickelte. Zahlreiche Einzelgewerkschaften gaben Betroffenen Rechtshilfe und verabschiedeten auf Gewerkschaftstagen Entschließungen, die die sofortige Einstellung der Berufsverbote forderten. So verurteilte der 8. Gewerkschaftstag der Gewerkschaft ÖTV (1976) ». . .die Beschlüsse und Erlasse zu den Berufsverboten im öffentlichen Dienst, da durch diese Maßnahmen der Artikel 3 sowie der Artikel 21 Abs. 1 und 2 des Grundgesetzes verletzt werden. Schon jetzt ist erkennbar, daß sich die Berufsverbotepraxis als Disziplinierungsinstrument gegenüber politisch aktiven Beschäftigten im öffentlichen Dienst sowie Bewerbern für den öffentlichen Dienst erwiesen hat. . . Wir stellen fest, daß die Bundesrepublik Deutschland außer Spanien (i. e., die Franco-Diktatur, F. D.) der einzige Staat Westeuropas ist, der über gesetzliche Maßnahmen verfügt, Berufsverbote auszusprechen. Die gängige Praxis, nämlich 200 000 Überprüfungen und 300 Berufsverbote gegen Kommunisten, Sozialdemokraten und Liberale und auch gegen aktive

Gewerkschafter in der Zeit von 1972 bis 1974 deutet mehr und mehr auf ein autoritäres Staatsverständnis hin.«[31]

Die auf dem Gebiet des kollektiven Arbeitsrechts realisierte Gesetzgebung mußte die DGB-Gewerkschaften enttäuschen. Ein gesetzliches Verbot der Aussperrung konnte nicht durchgesetzt werden. Nach den massiven Aussperrungsmaßnahmen im Metallarbeiterstreik 1971 eröffnete der DGB – gemeinsam mit der IGM – eine arbeits- und verfassungsrechtliche Diskussion, in der die Rechtsprechung wie das Gesellschaftsbild des Bundesarbeitsgerichtes (BAG)[32] einer prinzipiellen Kritik unterzogen, das Verbot der Aussperrung gefordert sowie die Verfassungsmäßigkeit der paritätischen Mitbestimung erneut begründet wurden.[33] Die Rechtsprechung des BAG hielt weitgehend an den sozialkonservativen Positionen der 50er Jahre fest. In einem Urteil vom 21. 4. 1971 bekräftigte das BAG die Auffassung, daß ein gewerkschaftlicher Streik «die wirtschaftlichen Gegebenheiten (zu) berücksichtigen (habe) und das Gemeinwohl nicht verletzen dürfe« und daß er unter »das Gebot der Verhältnismäßigkeit« zu stellen sei. In diesem Urteil wurde wiederum die Aussperrung als Element der »Waffengleichheit« zwischen den Tarifparteien legitimiert. Lediglich in der Frage des Kündigungsschutzes wurde eine geringfügige Verbesserung

31 Zit. n. Beschlüsse des 8. o. ÖTV-Gewerkschaftstages, in: Nachrichten, 7/1976, S. 17 ff. Der überwiegende Teil der sozialdemokratisch orientierten Gewerkschaftsfunktionäre engagierte sich jedoch nicht bzw. nur halbherzig für solche Beschlüsse; denn sie wollten auf keinen Fall als »Helfershelfer« der Kommunisten erscheinen. Zudem hatte die SPD 1970 jede Form der Aktionseinheit mit Kommunisten verboten (vgl. G. Fülberth, Geschichte der Bundesrepublik . . ., a.a.O., S. 349/350). In den meisten Einzelgewerkschaften gilt nach wie vor ein – mehr oder weniger offen ausgesprochenes – Funktionsverbot für Kommunisten im hauptamtlichen Apparat. Alle DGB-Gewerkschaften übernahmen schließlich Anfang der 70er Jahre »Unvereinbarkeitsbeschlüsse«, auf deren Grundlage Mitglieder von (überwiegend) maoistischen Organisationen ausgeschlossen wurden. Diese riefen – in der Terminologie der KPD-Propaganda zwischen 1929 und 1932 – zum Kampf gegen »Bonzen« und »Revisionisten« (hier vor allem die DKP) auf. Von linken Kräften in den Gewerkschaften wurden solche administrativen Maßnahmen, die sich nicht auf das konkrete, gewerkschaftsschädigende Verhalten des einzelnen Mitgliedes bezogen, stets verurteilt.

32 Vgl. W. Däubler, Das soziale Ideal des Bundesarbeitsgerichtes, Frankfurt/Main-Köln 1975; als Handbuch zum kollektiven Arbeitsrecht vgl. Ders., Das Arbeitsrecht, Band 1, Reinbek bei Hamburg 1976 (1. Aufl.); Band 2, Reinbek bei Hamburg 1979.

33 Vgl. M. Kittner (Hrsg.), Streik und Aussperrung, Frankfurt/Main-Köln 1974.

zugestanden, denn das BAG korrigierte jetzt die bisherige Praxis der Rechtsprechung, die der Aussperrung zwangsläufig eine lösende Wirkung des Arbeitsverhältnisses zuerkannte, dahingehend, daß Aussperrungen »im allgemeinen nur suspendierende Wirkung« für das Arbeitsverhältnis haben.[34]

Das novellierte Betriebsverfassungsgesetz (BetrVG), das Anfang 1972 in Kraft trat, brachte keine grundsätzliche Revision der gewerkschaftsfeindlichen Prinzipien des Gesetzes von 1952. In einigen Einzelfragen wurden aus gewerkschaftlicher Sicht Fortschritte erreicht – so wurden die Mitbestimmungsrechte der Betriebsräte in sozialen und personellen Angelegenheiten erweitert, der Kündigungsschutz sowie Freistellungs- und Bildungsmöglichkeiten der Betriebsräte verbessert.[35] Gleichwohl läßt auch das neue Gesetz eine wirksame Mitbestimmung und Kontrolle durch die Betriebsräte – vor allem in wirtschaftlichen Fragen (Investitionen, Produktionsprogramme, Rationalisierungsmaßnahmen, Betriebsumstellungen und -stillegungen usw.) – nicht zu. Außerdem sind die Betriebsräte nach wie vor der Kooperations- und Friedenspflicht unterworfen (§ 2, Satz 1 und § 74, Satz 2). Die parteipolitische Betätigung der Arbeiter und Angestellten sowie ihrer gewählten Vertreter bleibt im Betrieb verboten. Schließlich entspricht es dem sozialpartnerschaftlichen Geist dieses Gesetzes, daß eine wirksame Zusammenarbeit von Betriebsrat und Gewerkschaften mit zahlreichen Hindernissen konfrontiert ist, und daß mit der Überbetonung von Gruppeninteressen (Arbeiter, Angestellte, leitende Angestellte) die Belegschaften gespalten und eine einheitliche Interessenvertretung erschwert werden sollen.

Sogleich nach dem Inkrafttreten des Gesetzes setzte der Widerstand der Unternehmer gegen seine fortschrittlichen Elemente ein. Die Zahl der gerichtlichen Verfahren erhöhte sich

34 Vgl. B. Degen, Tendenzen der Arbeitsrechtssprechung, in: Marxistische Blätter, 2/1973, S. 54 ff., hier S. 58 f.

35 Vgl. G. Siebert/B. Degen, Betriebsverfassungsgesetz. Kommentiert für die Praxis, 6. Auflage, Frankfurt/Main 1987; M. Kittner, Arbeits- und Sozialordnung (neueste Auflage).

sprunghaft. Gut die Hälfte der neuen Streitfälle betraf die Anwendung des neuen § 37, Abs. 6, der die Übernahme der Kosten für Schulungs- und Bildungsveranstaltungen von Betriebsräten betrifft, der aber gleichzeitig den Gewerkschaften die Möglichkeit eröffnete, durch neue Bildungsprogramme die Kontakte zu ihren Betriebsräten zu verbessern. Ein weiteres Drittel dieser Verfahren betraf die Abgrenzung der »leitenden Angestellten« nach § 5, Abs. 3. Die Unternehmer wollten diese Gruppe möglichst breit definiert wissen. Auf diese Weise würden Manipulationen zulässig, die den Kreis der Wähler und Wählbaren bei Betriebsratswahlen einschränkten. Zugleich sollte so der angebliche Sonderstatus dieser »dritten Kraft« legitimiert werden, auf die sich auch Standesorganisationen beriefen, die eine eigenständige Interessenvertretung für die »Leitenden« forderten. Der gewerkschaftliche Druck in dieser Auseinandersetzung führte schließlich zu einem Teilerfolg. Im März 1974 verkündete das BAG einen Beschluß, demzufolge der »Leitende« nach § 5, Abs. 3 BetrVG, eng als Repräsentant unternehmerischer Entscheidungen, der als Kapitalvertreter in einem Gegensatz zu den Arbeitnehmern steht, definiert wurde. Damit waren dem Versuch, neue ständische Elemente in die Betriebsverfassung einzuführen, zumindest innere Grenzen gesetzt worden.

Auch die Novellierung des Bundespersonalvertretungsgesetzes (1974) beinhaltete keine wesentliche Reform im Sinne gewerkschaftlicher Forderungen. Nach wie vor wurde an einem Sonderrecht für die Beschäftigten des öffentlichen Dienstes festgehalten. Die Gewerkschaft ÖTV bekräftigte daher auf ihrem 8. Gewerkschaftstag (1976) ihre ». . .Zielvorstellung, daß eine bestehende Dreiteilung in Arbeiter, Angestellte und Beamte im öffentlichen Dienst überwunden werden muß. Es ist ihr Ziel, an die Stelle des geltenden Tarifvertrags- und Dienstrechtes ein neues einheitliches Dienstrecht auf tarifvertraglicher Grundlage zu setzen. Die inhaltliche Gestaltung dieses einheitlichen Personalrechts muß vom allgemeinen Arbeitsrecht und seiner sozialen Fortentwicklung bestimmt sein. Das einheitliche Personalrecht muß die Ausübung uneingeschränkter Koali-

tionsrechte für die Beschäftigten des öffentlichen Dienstes gewährleisten.«[36]

Der DGB erwartete von der neuen Regierung einen entscheidenden Vorstoß zur Ausdehnung der Montanmitbestimmung von 1951 auf die gesamte Wirtschaft. Schon 1968 hatte er einen Gesetzentwurf »Über die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in Großunternehmen und Großkonzernen« vorgelegt, der weitgehend von der SPD-Bundestagsfraktion übernommen wurde. Noch von der Regierung der »Großen Koalition« war – unter der Leitung von Prof. Kurt Biedenkopf – eine »Mitbestimmungskommission« einberufen worden, deren Bericht 1970 vorlag. Dieser sprach sich grundsätzlich für erweiterte Mitbestimmungsrechte aus, verwarf jedoch gleichzeitig das vom DGB geforderte Modell der paritätischen Mitbestimmung.[37] Damit war in der Regierung die Position der FDP gestärkt worden, die sich ebenfalls gegen dieses Modell aussprach. Der schließlich bis 1974 zwischen SPD und FDP ausgehandelte Kompromiß für ein Mitbestimmungsgesetz stieß auf harte gewerkschaftliche Kritik; denn er war auf zentrale Forderungen der Gegner der paritätischen Mitbestimmung in FDP und CDU/CSU eingegangen:

– Auf das »neutrale« 11. Mitglied des Aufsichtsrates war verzichtet worden;
– auf der »Arbeitnehmerbank« sollte ein »leitender Angestellter«, also ein Vertreter der Unternehmensleitung, Platz nehmen;
– bei der Auflösung von Patt-Situationen oder bei Nichterreichen der erforderlichen Zweidrittelmehrheit für die Wahl des Aufsichtsratsvorsitzenden sollte die Hauptversammlung der Anteilseigner den Ausschlag geben;
– die Bestimmung des Montanmitbestimmungsgesetzes, nach der der Arbeitsdirektor des qualifizierten Vertrauens der »Arbeitnehmervertreter« im Aufsichtsrat bedarf, wurde aufgegeben.

36 Entschließung des 8. o. Gewerkschaftstages der Gewerkschaft ÖTV, in: ÖTV, Modernisierung im öffentlichen Dienst. Einheitliches Personalrecht 3, Stuttgart 1976, S. 5.
37 Vgl. IMSF (Hrsg.), Mitbestimmung als Kampfaufgabe, Köln 1971, bes. S. 104 ff.

Während der nachfolgenden parlamentarischen Beratungen über diesen Gesetzentwurf entfachten die Unternehmerverbände einen Propagandafeldzug gegen die Mitbestimmung wie gegen die gewerkschaftliche Reformpolitik insgesamt. Unter dem Motto »Marktwirtschaft oder Gewerkschaftsstaat« wurde nunmehr die These vom drohenden Gewerkschaftsstaat wieder aufgegriffen, mit der das deutsche Kapital schon zwischen 1928/29 und 1933 den Frontalangriff gegen die Arbeiterbewegung und die Republik eingeleitet hatte. Die Mitbestimmung wurde als Hebel zur Zerstörung der Freiheit und des Eigentums – damit als »verfassungswidrig« – denunziert.[38] Der DGB antwortete auf diese antigewerkschaftliche Kampagne mit scharfer Gegenkritik.[39] Gleichwohl verzichtete er darauf, außerparlamentarischen und betrieblichen Druck für die Durchsetzung seiner Mitbestimmungsforderungen zu mobilisieren. Er hoffte, die weitere parlamentarische Diskussion durch juristische Gegengutachten positiv beeinflussen zu können.[40]

Das Mitbestimmungsgesetz (MBG) wurde schließlich im Mai 1976 durch den Bundestag verabschiedet. Gegenüber dem Regierungsentwurf von 1974 waren aus gewerkschaftlicher Sicht keine Verbesserungen erreicht worden. Der DGB kritisierte insbesondere die Sondervertretung der leitenden Angestellten, den Stichentscheid des Aufsichtsratsvorsitzenden und damit die de-facto-Mehrheit der Kapitalseite, das gesonderte Wahlverfahren für Arbeiter und Angestellte sowie den Verzicht auf die Bestellung eines Arbeitsdirektors nach dem Vorbild des Montanmitbestimmungsgesetzes. Entscheidend aber war: die Parität – das Kernstück der gesellschaftspolitischen Reformvorstellungen der DGB-Gewerkschaften – wurde nicht erreicht. Dennoch gaben sich die Unternehmerverbände mit diesem

38 Vgl. BDA-Erklärung zu gesellschaftspolitischen Grundsatzfragen, Köln 1974; als Kritik: U. Mayer, Mitbestimmung und Grundgesetz, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 2/1975, S. 158 ff.

39 Vgl. u. a. H. O. Vetter, Gewerkschaften im Visier der Reaktion, in: GEMO, 1974, S. 602 ff.

40 Vgl. H. O. Vetter (Hrsg.), Mitbestimmung, Wirtschaftsordnung, Grundgesetz, Protokolle der wissenschaftlichen Konferenz des DGB, 1.–3. Oktober 1975, Frankfurt/Main-Köln 1976.

Ergebnis nicht zufrieden. Offenbar glaubten sie ab 1974, als die Rechtsparteien bei Landtagswahlen Stimmengewinne erzielten und konservative Ideologen den Diskurs über die »Tendenzwende« eröffneten, daß nunmehr ein günstigeres politisches Klima für die Abwehr auch der halbherzigsten Ansätze sozialliberaler Reformpolitik, die auch nur minimale Veränderungen im Kräfteverhältnis von Kapital und Arbeit bewirken könnten, herangereift sei. So reichten Ende Juni 1977 30 Arbeitgeberverbände und 9 Kapitalgesellschaften beim Bundesverfassungsgericht Verfassungsbeschwerde gegen das neue Gesetz ein. Der DGB reagierte auf diese erneute Provokation mit der Weigerung, fortan an den Sitzungen der »Konzertierten Aktion« teilzunehmen. Obwohl dieses Gremium seine einkommenspolitische Regulierungsfunktion längst eingebüßt hatte, war damit ein deutliches Zeichen für die »Störung« des sozialpartnerschaftlichen Konsensus gesetzt.

Das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes vom 1. März 1979 wies die Klage ab. Und doch konnten die Gewerkschaften dieses Urteil kaum als einen Sieg verbuchen; denn die entscheidende Schlacht hatten sie schon bei der Verabschiedung des Gesetzes verloren. Indem gerade jene Bestandteile des Gesetzes, die vom DGB abgelehnt wurden, weil sie »unterhalb der Parität« blieben, als Bedingung seiner Verfassungskonformität anerkannt wurden, gab das Bundesverfassungsgericht den Unternehmerverbänden für künftige Auseinandersetzungen gewichtige Argumente an die Hand. Immerhin ließ dieses Urteil jetzt den Einwand zu, daß die Durchsetzung der paritätischen Mitbestimmung eine Einschränkung der Unternehmensfreiheit sowie der Freiheit der Verfügung über das Privateigentum bedeuten könne, was dann nicht mehr verfassungskonform sei.[41] So waren taktische Überlegungen der Unternehmerverbände aufgegangen, die den Teilerfolg von 1976 durch ein höchstrichterliches Urteil ergänzt wissen wollten, das vor allem

41 Vgl. M. Kittner, Zur verfassungsrechtlichen Zukunft von Reformpolitik, Mitbestimmung und Gewerkschaftsfreiheit, Bemerkungen nach dem Mitbestimmungsurteil des Bundesverfassungsgerichts, in: GEMO 1979, S. 321 ff.; vgl. ebd., S. 359 ff. den Wortlaut der Urteilsbegründung.

gegenüber den Gewerkschaften den Vorrang der kapitalistischen Eigentumsordnung gegenüber dem Anspruch der »Wirtschaftsdemokratie« klarstellte. Insofern reiht sich dieses Urteil noch in die Reihe jener Urteile ein, mit denen die konservative Opposition seit der Auseinandersetzung um die Ostverträge versucht hatte, mit Hilfe des höchsten Gerichtes – und des Bundesrates – den Spielraum außen- und innenpolitischer Reformen einzugrenzen.[42] Im übrigen hat dann die sozialliberale Bundesregierung im April 1981 mit dem Gesetz zur Änderung der Montanmitbestimmung den Abschied von der paritätischen Mitbestimmung, d. h. das Auslaufen dieser Art von Mitbestimmung in den wenigen Unternehmen, die noch dem Montanmitbestimmungsgesetz unterlagen, beschlossen. Die Montanmitbestimmung war damit zum »Museumsstück« degradiert, das nur noch wenige an die gewerkschaftlichen Neuordnungsvorstellungen in der Auseinandersetzung mit der kapitalistischen Restauration nach 1945 erinnerte.

Im Jahre 1972 hatte sich der DGB ein neues Aktionsprogramm gegeben.[43] Die neuen Forderungen nach der Verbesserung der Steuer- und Finanzpolitik, der Fortentwicklung des Arbeits- und Dienstrechtes, nach einer sozialen Gestaltung des Miet- und Bodenrechtes sowie nach Umweltschutz ließen schon die neuen Schwerpunktsetzungen gewerkschaftlicher Reformpolitik erkennen. Dazu kamen die Forderungen nach gleichen Bildungschancen sowie nach einer Reform des Systems der Berufsausbildung. Die Gewerkschaften verstanden die Durchsetzung gleicher Bildungschancen stets als wesentliches Kampffeld für die Demokratisierung der Gesellschaft. Aus diesem gesellschaftspolitischen Anliegen resultiert zugleich der Gegensatz zur kapitalorientierten Bildungspolitik, die jedwede Reform nach Maßgabe ihrer Effektivität für die Kapitalverwertung und für die konservative Hegemonie beurteilt.

42 Vgl. dazu u. a. das Urteil des BVG zu den »Ostverträgen« (G. Fülberth, Leitfaden . . ., a.a.O., S. 72) sowie spätere Urteile zur Hochschulreform, zur Reform des § 218, zur Wehrdienstverweigerung sowie zur Reform des Ehe- und Familienrechtes (in ebd., S. 77/78 sowie S. 88 ff.).

43 Vgl. G. Leminsky/B. Otto, Politik und Programmatik des DGB, a.a.O., S. 63 ff.

Bis 1973 hatte der DGB ein geschlossenes bildungspolitisches Reformprogramm (Berufsbildung, Schulen, Hochschulen, Weiterbildung) ausgearbeitet.[44] Darin wurde ein integriertes Bildungssystem – von der vorschulischen Erziehung bis zur Hochschulreform und zur Erwachsenenbildung – befürwortet, in dem der Dualismus von allgemeiner und beruflicher Bildung aufzuheben sei. Das Bildungsangebot muß »durch Erziehung zur Kritikfähigkeit und Verantwortungsbereitschaft den Einzelnen zur Kontrolle und Mitbestimmung bei politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen befähigen«. Auf allen Stufen des Bildungssystems soll die inhaltliche und institutionelle Demokratisierung (Prinzip der Selbstverwaltung durch die am Bildungs- und Forschungsprozeß beteiligten Gruppen) sowie die Mitbestimmung der Lohnabhängigen gesichert und ausgebaut werden. Gleichzeitig bemühten sich der DGB und die Einzelgewerkschaften zu dieser Zeit verstärkt darum, durch Kooperationsbeziehungen mit Universitäten bzw. zu Gruppen von Wissenschaftlern Alternativen zum vorherrschenden Einfluß der Kapitalinteressen auf Hochschulen und Forschung, und dabei Überlegungen zu einer »arbeitnehmerorientierten Wissenschaft« zu entwickeln.[45]

Tabelle 4: Jugendliche Gewerkschaftsmitglieder (unter 21 Jahre, ab 1971: unter 25 Jahre)

1962	643 986	1972	1 033 070
1963	610 654	1973	1 153 498
1964	632 432	1974	1 203 190
1965	627 034	1975	1 213 234
1966	622 016	1976	1 232 700
1967	596 797	1977	1 278 302
1968	588 338	1978	1 341 686
1969	593 537	1979	1 369 328
1970	602 048	1980	1 153 402
1971	994 939		

Quellen: DGB-Geschäftsberichte, 1962–1981.

44 Vgl. ebd., S. 84 ff.

In der Auseinandersetzung um die Reform der beruflichen Bildung spielte die Gewerkschaftsjugend eine besonders aktive Rolle. Seit dem Ende der 60er Jahre war die Zahl der jugendlichen Gewerkschaftsmitglieder sprunghaft gestiegen.[46]
Die Krise der Gewerkschaftsjugend, die in den 60er Jahren konstatiert wurde, war also überwunden. Auf der einen Seite hatten neue, kritische Konzeptionen der gewerkschaftlichen Jugendbildungsarbeit, die Wissen über die Grundverhältnisse der kapitalistischen Gesellschaft, über die Klassengegensätze mit der Orientierung auf die Stärkung gewerkschaftlicher Kampfkraft in Betrieb und Gesellschaft verknüpften, einen Stamm von jugendlichen Betriebs- und Gewerkschaftsfunktionären erweitert, der nunmehr selbst zum Träger einer radikalisierten Mobilisierung und Interessenvertretung wurde. Auf der anderen Seite wurde die Gewerkschaftsjugend – wie kaum ein anderer Sektor der DGB-Gewerkschaften – durch die Ausstrahlung der Studentenbewegung und der APO politisiert. Während die Initiative zu einer autonomen, linksradikalen »Lehrlingszentren«-Bewegung bald gescheitert war, entwickelte sich in den Aktionen der Gewerkschaftsjugend schnell ein neues, politisches Selbstbewußtsein, das zugleich durch eine Strategiediskussion fundiert wurde, in der aus den Verteidigungskämpfen des Tages Perspektiven einer Transformation der kapitalistischen Eigentums- und Herrschaftsverhältnisses erarbeitet wurden.

Schon nach der Verabschiedung des BetrVG von 1972 mußte die Gewerkschaftsjugend harte Auseinandersetzungen führen. Da viele Jugendvertretungen die nach dem neuen Gesetz erweiterten Rechte konsequent nutzten, gingen die Unternehmer zu Gegenmaßnahmen über. Zwischen 1972 und 1973 wurden mehr als 600 Jugendvertreter entlassen. Mit der Aktion »Von den Kollegen gewählt – von den Bossen gefeuert!« erzielte die

45 Vgl. H. O. Vetter, Was erwarten die Gewerkschaften von den Hochschulen?, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 8/1977, S. 969 ff.; H. D. Bamberg u. a. (Hrsg.), Hochschulen und Gewerkschaften, Köln 1979; S. Katterle/K. Krahn (Hrsg.), Wissenschaft und Arbeitnehmerinteressen, Köln 1980.

46 Vgl. P. Katzer, Zur Gewerkschaftsjugendbewegung, Frankfurt/Main 1977.

Gewerkschaftsjugend zumindest einen Teilerfolg. Der Bundestag verabschiedete den neuen § 78a BetrVG, der einen verbesserten Schutz gegen unternehmerische Willkür bietet. Dieser Kampf setzte sich in der Bewegung für ein neues Berufsbildungsgesetz fort, die im November 1975 in einer zentralen Demonstration in Dortmund mit mehr als 50 000 Teilnehmern einen Höhepunkt erreichte. Das drastische Absinken des Angebots an Ausbildungsplätzen sowie das Ansteigen der Jugendarbeitslosigkeit seit den frühen 70er Jahren unterstrich die Mängel des bestehenden Systems der Berufsausbildung, das durch das Berufsbildungsgesetz der »Großen Koalition« (1969) mit der Trennung der Lehrorte »Schule« und »Betrieb« (duales System) zementiert worden war.

Die Reform dieses Gesetzes muß – so forderte der 10. o. DGB-Bundeskongreß (Hamburg, 1975)

» – die Integration von allgemeiner und beruflicher Bildung fördern,
– das Recht aller Auszubildenden, einen qualitativ hochwertigen Ausbildungsplatz zu erhalten, sichern,
– das Qualitätsgefälle zwischen Stadt und Land, Groß- und Kleinbetrieben abbauen,
– die Finanzierung der beruflichen Bildung im Rahmen eines zentralen Fonds regeln,
– den ›Selbstverwaltungsorganen der Wirtschaft‹ die Mitwirkung in der beruflichen Bildung entziehen,
– die Mitbestimmung der Gewerkschaften auf allen Ebenen sicherstellen«.[47]

Die Unternehmerverbände – unterstützt von den Organisationen des Handwerks, das im besonderen Maße von der Ausbeutung der Lehrlingsarbeit profitiert – hatten sofort erkannt, daß mit der Durchsetzung dieser Reform dem Kapital die Verfügung und Kontrolle über den Nachwuchs der Lohnarbeiter/-innen entzogen werden könnte. Sie entwickelten daher eine Kampagne, in der jede Veränderung in diesem Bereich entschie-

47 10. o. DGB-Kongreß, Hamburg 1975, Entschließung zur Reform der Berufsausbildung, in: DGB, Angenommene Anträge und Entschließungen, Düsseldorf 1975, S. 158.

den abgelehnt wurde. Schon im Vorfeld wich die Bundesregierung vor diesem Druck, der noch durch einen Lehrstellenboykott verstärkt wurde, zurück. Der im April 1975 vorgelegte Entwurf für ein neues Berufsausbildungsgesetz entsprach in entscheidenden Punkten (u. a. Zuständigkeit der Kammern, Finanzierungsregelung) nicht den gewerkschaftlichen Forderungen. Dennoch scheiterte das im April 1976 vom Bundestag beschlossene, neue Gesetz im Bundesrat, wo die CDU/CSU-regierten Länder über eine Mehrheit verfügten. Anfang 1977 konstatierte Hans Preiss, Vorstandsmitglied der IGM: »Wir alle wissen, eine Reform der beruflichen Bildung fand nicht statt. Als kurzfristiges Notprogramm blieb das Ausbildungsförderungsgesetz. Mit ihm wurde versucht zu retten, was noch zu retten war. Das Gesetz ist das Ergebnnis eines beispiellosen Machtkampfes, hervorgegangen aus einem Wirrwarr von Meinungen, Absichten, Drohungen und eines sprungweisen Rückzuges.«[48]

Immer häufiger war nunmehr in der gewerkschaftlichen Diskussion von den »Reformleichen« die Rede. Gerade im Bildungsbereich vollzogen sich seit den späten 60er Jahren institutionelle, curriculare und politisch-kulturelle Veränderungen, wie kaum jemals zuvor in der neueren deutschen Geschichte.[49] Und doch kam jener progressive Reformimpuls, den gerade auch die Gewerkschaften mit den Forderungen nach Chancengleichheit und Demokratisierung vertraten, schnell zum Stillstand. Neben wachsenden Finanzierungsschwierigkeiten, auf die sich besonders die Regierungen beriefen, war es der Druck reaktionärer Kräfte, die über die CDU/CSU und z. B. über »Elternvereine« Standes- und Klassenprivilegien verteidigten, und schließlich wiederum die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichtes, die die reformbereiten Kräfte innerhalb des

48 9. Angestelltenkonferenz der IGM, Protokoll, S. 54.

49 K. Klemm u. a., Bildung für das Jahr 2000 – Bilanz der Reform, Zukunft der Schule, Reinbek bei Hamburg 1985, S. 75: »Die Schulreform hat tatsächlich stattgefunden... Für alle Bundesländer und alle Schulformen (gilt), daß die Jahre seit 1965 einen schulischen Modernisierungs- und Veränderungsschub gebracht haben, wie er seit der Reformpädagogik der Weimarer Zeit nicht mehr zu beobachten war.«

sozialliberalen Blocks zum Rückzug bzw. – zur teils resignativen, teils pragmatischen – Anpassung an die gegebenen Kräfteverhältnisse zwangen. Nachdem das Bundesverfassungsgericht 1973 festgelegt hatte, daß bei Fragen der Forschung und Lehre in den Hochschulen nur mit der Mehrheit der Stimmen der Professoren entschieden werden könne, waren schon die Weichen für das neue Hochschulrahmengesetz (Dezember 1975) gestellt. Mit ihm kam – nunmehr im Gesetzgebungsverfahren der sozialliberalen Koalition selbst – der Erosionsprozeß der Hochschulreform und damit die »Perpetuierung der seitherigen Machtverhältnisse der Ordinarienuniversität« zum vorläufigen Abschluß.[50]

So war schon bis zur Mitte der 70er Jahre – jetzt auch verstärkt durch die Erfahrungen der Weltwirtschaftskrise 1974/75 – deutlich geworden, daß viele der Hoffnungen, die sich mit dem großen Reformprogramm der Regierungserklärung Willy Brandts vom 28. 10. 1969 verbunden hatten, enttäuscht waren. Nunmehr stand eine Periode bevor, in der zunächst einmal die Reste der Reformpolitik gegen den noch stärker werdenden Druck des konservativen »Roll Backs« verteidigt werden mußten. Diese Enttäuschung beeinflußte zugleich die wachsende Entfremdung von aktiven Gewerkschaftsfunktionären der mittleren und unteren Ebenen gegenüber der SPD. Gleichzeitig intensivierte sich nunmehr auch die Abkehr reformorientierter Kräfte – vor allem der Mittelschichten und der Intelligenz – von der SPD. Dies fand Ende der 70er Jahre im Aufschwung der »neuen sozialen Bewegungen« sowie in den Erfolgen der »Grünen« seinen Ausdruck.

Lohnpolitik und Streikbewegungen (1969–1974)

Die gesellschaftspolitischen Reformdiskussionen in den DGB-Gewerkschaften, in denen sich in der Tat eine qualitative Erwei-

50 H. Lührig, Reminiszenzen beim Abschied von der Hochschulreform, in: Demokratische Erziehung, 1/1976, S. 11 ff.

terung und zugleich ein neuer Typus der Politisierung gewerkschaftlicher Interessenvertretung reflektierte, mochten den Eindruck erweckten, als ob sich nunmehr eine Schwerpunktverlagerung von den »klassischen« Schwerpunkten der Gewerkschaftspolitik (Lohn, Arbeitszeit, soziale Sicherung) hin zu neuen Feldern und zu qualitativ neuen Bedürfnissen der Lohnabhängigen (Bildung, Mitbestimmung, Gesundheit, Umweltschutz usw.) vollzogen habe. Solche strategischen Überlegungen[51] gingen davon aus, daß im Neo- bzw. Spätkapitalismus durch die Anerkennung des Einflusses und der Macht der Gewerkschaften sowie durch die Staatsintervention die Befriedigung der unmittelbaren materiellen Interessen der Lohnabhängigen nicht mehr als Gegenstand relevanter Konflikte zwischen Kapital und Arbeit, damit auch nicht länger als Gegenstand einer progressiven – auf die Transformation des Kapitalismus gerichteten – Politik der Arbeiterbewegung betrachtet werden könne. Diese Überlegungen wurden jedoch alsbald durch die tatsächliche sozialökonomische Entwicklung korrigiert. Es zeigte sich nämlich schnell, daß – mit dem Rückenwind der staatlichen Einkommenspolitik sowie unter dem Druck der ökonomischen Krisenprozesse (und der sich beschleunigenden Inflation bei sinkenden Wachstumsraten = »Stagnation«) – die Unternehmer gerade auf dem Felde der Tarifpolitik zu einer Konfrontationsstrategie übergingen, die die Gewerkschaften zu Widerstand herausfordern mußte. Nach der internationalen Streikstatistik (vgl. Tab. 1) war die BRD in dieser Periode nach wie vor ein Land mit relativ stabilen industriellen Beziehungen sowie mit relativ »friedlichen« Gewerkschaften. Und doch verzeichnet die Entwicklung der Streiktätigkeit zwischen 1966 und 1974 (vgl. Tab. 5) ein deutliches Ansteigen der Arbeits- und Tarifkonflikte. Bei Berücksichtigung von sogenannten »wilden«

51 Vgl. dazu als Programmschrift, die namentlich von linkssozialistischen Intellektuellen rezipiert wurde, A. Gorz, Zur Strategie der Arbeiterbewegung im Neokapitalismus, Frankfurt/Main 1967.

Tabelle 5: Streiks in der BRD 1966 bis 1974

Jahr	beteiligte Arbeitnehmer	Ausfalltage
1966	196 000	27 000
1967	60 000	389 000
1968	25 000	25 000
1969	90 000	249 000
1970	184 000	93 000
1971	536 000	4 484 000
1972	185 000	66 000
1973	185 000	563 000
1974	250 000	1 051 000

Quelle: O. Jacobi u. a. (Hrsg.), Gewerkschaften und Klassenkampf. Kritisches Jahrbuch '75, Frankfurt/Main 1975, S. 272.

bzw. von Warnstreiks markieren die offiziellen Daten freilich nur die Untergrenze der Streikbeteiligung.[52]
Die spontanen und gewerkschaftlich organisierten Lohnkämpfe seit 1969 führten zunächst dazu, daß der Abfall der Lohnquote am Volkseinkommen, den die freiwillige Anpassung an die staatliche Einkommenspolitik bewirkt hatte, wieder zugunsten der Lohnabhängigen korrigiert wurde (vgl. Tab. 6). Gleichwohl wurde mit dem Eintritt in die Krise 1974/75, dem Anstieg der Lebenshaltungskosten sowie der Arbeitslosigkeit und dem Rückgang der Nettorealeinkommen 1975/76 erneut die relative Schwäche der Gewerkschaften bzw. die Abhängigkeit der gewerkschaftlichen Lohnpolitik vom Primat der Kapitalverwertungsbedingungen offenkundig. Insgesamt bestätigte die Entwicklung dieser Jahre die These von H. O. Vetter, daß »der gewerkschaftliche Verteilungskampf ... in Wirklichkeit an mehreren Fronten geführt (wird): an der Front der Löhne und Gehälter, an der Front der Steuern und staatlichen Haushalte,

52 Vgl. K. Steinhaus, Streiks in der Bundesrepublik . . ., a.a.O., S. 16; R. Kalbitz, Die Entwicklung von Streiks und Aussperrungen in der BRD, in: O. Jacobi u. a. (Hrsg.), Gewerkschaften und Klassenkampf, Kritisches Jahrbuch '73, Frankfurt/Main 1973, S. 163 ff., bes. S. 172 ff.

an der Front der Preise und an der Front der Arbeitsbedingungen.«[53]

Im Sommer 1971 kam es zu einer Streikwelle in der Chemieindustrie.[54] Die neue tarifpolitische Konfrontationstrategie der Kapitalverbände war schon hier praktiziert worden. Auf der einen Seite bereiteten diese sich gründlich auf die Lohnrunde vor: Hilfsfonds wurden ausgebaut, Streikinstruktionen erstellt. Die antigewerkschaftliche Strategie des Kapitals wurde mehr und mehr zentralisiert. Auf der anderen Seite war die Verhandlungsstrategie eindeutig auf eine Provokation der Gewerkschaften angelegt; denn zunächst wurden – wie auch bei späteren Lohnrunden – Angebote verweigert, sodann wurde ein Angebot für Lohnsteigerungen in Höhe von 4,5% vorgelegt, das unter der Inflationsrate des vorangegangenen Jahres blieb. Durch die Streiks der Chemiearbeiter wurden schließlich tarifliche Lohnsteigerungen von 6,9% durchgesetzt.

Gleichwohl kommt diesen – für eine lange Periode letzten – Streikkämpfen in der Chemieindustrie eine organisationspolitische Bedeutung zu, die als erste Weichenstellung für die weitere Entwicklung der IG Chemie, Papier, Keramik (IGCPK), die unte der Führung von Wilhelm Gefeller zu den progressiven DGB-Gewerkschaften zählte, gelten kann. In dem damals linken Bezirk Hessen der IGCPK, der den Arbeitskampf zugleich als ein Kampf für die Durchsetzung einer »betriebsnahen Tarifpolitik« begriff, mußte der Streik abgebrochen werden, nachdem der Nachbarbezirk, ohne Absprache, aber offensichtlich mit Rückendeckung eines Teils des Vorstandes, einem Tarifabschluß zugestimmt hatte.[55] Mit dieser Niederlage des linken Flügels in der IGCPK begann die Transformation dieser Gewerkschaft zur Führungsorganisation des konservativen, extrem sozialpartnerschaftlich orientierten Flügels der DGB-Gewerkschaften, dessen Sprecher in den 60er Jahren der inzwi-

53 H. O. Vetter, Humanisierung der Arbeit als gewerkschaftliche Aufgabe, in: ders. (Hrsg.), Humanisierung der Arbeit . . ., a.a.O., S. 29.

54 Vgl. J. H. von Heiseler, Über die Streiks in der Chemischen Industrie im Juni/Juli 1971, Frankfurt/Main a. J. (1972).

55 Vgl. dazu auch E. Schmidt, Ordnungsfaktor oder Gegenmacht, a.a.O., S. 175 ff.

schen zum Verteidigungsminister aufgestiegene Georg Leber gewesen war.[56] Diese Transformation vollzog sich innerorganisatorisch als Zentralisierung von Entscheidungsmacht an der Spitze der Organisation. Deren Politik wurde einerseits weitgehend mit den Interessen der Betriebsratsmehrheiten der Großbetriebe der Chemieindustrie verkoppelt. Andererseits wurde diese bürokratisch-zentralisierte Macht zu einer rigiden »Reinigung« der Gewerkschaft von allen oppositionellen und kritischen Tendenzen – vor allem im Funktionärskörper – benutzt.[57]

Zwischen 1971 und 1973 war die Metallindustrie das Zentrum von Streikkämpfen. Die Arbeitgeber hatten im Herbst 1971 – wie zuvor in der Chemieindustrie – gegenüber der Forderung der IGM nach 11% mehr Lohn und Gehalt auf einem provokatorischen Angebot von 4,5% beharrt. Zugleich inszenierten sie eine zentral geleitete Kampagne, in der den Gewerkschaften die Verantwortung für Inflation, Krise und Arbeitsplatzverlust zugeschoben werden sollte. Mit dem Metallarbeiterstreik in Baden-Württemberg (22. 11. bis 15. 12. 1971) wurde diese Strategie der Provokation, des Lohndiktats sowie der Schwächung der Gewerkschaften durchbrochen. Unmittelbar nach dem Beginn des Streiks, an dem insgesamt 115 000 Arbeiter beteiligt waren, antworteten die Unternehmer unter der Führung von Hanns Martin Schleyer mit einer Massenaussperrung von 305 000 Arbeitern. Dazu kamen noch ca. 100 000 »kalt« Ausgesperrte, die infolge der angeblich indirekten Streikwirkungen von Produktionseinstellungen betroffen waren. Wie schon im Jahre 1963 bewirkten diese brutalen Kampfmaßnahmen des Kapitals eine breite Solidarisierungswelle der Metallarbeiter mit der IG Metall und ihrem Stuttgarter Bezirksleiter Willi Bleicher. Dieser stand bei diesem Arbeitskampf zum letzten Mal als klassenbewußter Arbeiterführer, der im KZ Buchenwald

56 Vgl. dazu den autobiographischen Bericht von G. Leber, Vom Frieden, München 1980.

57 Vgl. dazu lfd. die kritische Berichterstattung in der Monatszeitschrift »express. Zeitung für sozialistische Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit« (Offenbach); als unregelmäßige Beilage zu Express: Buschtrommel, Organ der oppositionellen Kräfte in der IG Chemie. Zur Beziehung IG Chemie, Betriebsräte, Mitglieder, vgl. H. Kern/M. Schumann, Ende der Arbeitsteilung? München 1984, S. 292 ff.

den Terror der Faschisten überstanden hatte, im Vordergrund.[58] Das Ergebnis des Streiks (ca. 7,5%) blieb gewiß hinter den Forderungen der Streikenden zurück. Dennoch war es gelungen, der Strategie des Kapitals eine Niederlage zu bereiten und das Selbstbewußtsein der Metallarbeiter und der IGM zu heben.[59]

Nach ihrem Wahlsieg von 1972 drängte die sozialliberale Regierung die Gewerkschaften, sich auf eine »stabilitätskonforme« Lohnpolitik festzulegen. Anfang 1973 vereinbarten die IGM und die Gewerkschaft ÖTV Tarifabschlüsse in Höhe von ca. 8,5%, die jedoch durch den Preisauftrieb schnell entwertet wurden. Diese Politik stieß bei den Mitgliedern auf Widerstand. Dieser entlud sich in einer Welle von spontanen betrieblichen Streiks für »Teuerungszulagen«, an der sich in fast 500 Betrieben der Metallindustrie mehr als 300 000 Lohnabhängige beteiligten.[60] Die Bundesregierung reagierte auf diese »wilden Streiks« mit heftiger Kritik; denn nach wie vor galten diese als »illegal«. Die meisten Aktionen erreichten jedoch ihr Ziel, die schlechten Tarifvereinbarungen zugunsten der Belegschaften zu verbessern. Dennoch mußten in einigen Betrieben z. T. schwere Niederlagen hingenommen werden. Dabei war es in einigen Großbetrieben der Automobilindustrie zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen deutschen und ausländischen Arbeitern gekommen. Diese Spaltung wurde von den Unternehmensleitungen sowohl manipuliert als auch ausgenutzt, sodaß oftmals die Bedingungen für die Rekonstruktion einer einheitlichen gewerkschaftlichen Handlungsfähigkeit im Betrieb auf Jahre hinaus erschwert wurden. Gleichwohl war diese Streikwelle – wie schon die Septemberstreiks von 1969 – ein deutliches Zei-

58 Noch im »Ruhestand«, bis zu seinem Tode im Jahre 1981, spielte Willi Bleicher eine außerordentlich wichtige Rolle für die Vermittlung historischer und politischer Erfahrungen einer klassenorientierten Gewerkschaftspolitik, vgl. dazu G. Benz u. a. (Hrsg.), Willi Bleicher. Ein Leben für die Gewerkschaften, Frankfurt/Main 1983.

59 Vgl. R. Meyer, Streik und Aussperrung. Analyse des Metallarbeiterstreiks in Nordwürttemberg-Nordbaden 1971. Marburg 1971.

60 Vgl. W. Müller-Jentsch, Die spontane Streikbewegung 1973, in: O. Jacobi u. a. (Hrsg.), Gewerkschaften und Klassenkampf, Kritisches Jahrbuch '74, Frankfurt/Main 1974, S. 44 ff.; K. Steinhaus, Streiks in der Bundesrepublik . . ., a.a.O., S. 115 ff.

chen der Kritik der Basis an der Tarifpolitik der Gewerkschaftsführungen. Und, sie war zugleich ein Zeichen für die Herausbildung einer selbständigen Kampf- und Kritikfähigkeit von unten, die nicht nur rechts- sondern auch apparatfixierte Funktionäre in Erstaunen bzw. Erschrecken versetzen mußte.

Im Herbst 1973 wurde – zum ersten Mal in der Geschichte der BRD – durch einen gewerkschaftlichen Streik Verbesserungen der Arbeitsbedingungen erkämpft. Nach dem Scheitern langwieriger Verhandlungen über den »Lohnrahmen II« kam es im Tarifbezirk Nordwürttemberg-Nordbaden der IGM zu einer Urabstimmung, bei der sich fast 90% der Stimmberechtigten für Kampfmaßnahmen aussprachen. Dabei ging es um die Durchsetzung von Forderungen, die – so der neue Bezirksleiter der IGM, Franz Steinkühler, »unter dem Begriff Humanisierung des Arbeitslebens Eingang in den Tarifvertrag gefunden haben und die in der Öffentlichkeit viel beachtet wurden: Verdienstsicherung und Kündigungsschutz – kurz unter dem Begriff Alterssicherung bekannt – für ältere Arbeitnehmer, Einführung von Erholzeiten beim Leistungslohn, also bei Akkord- und Prämienarbeiten, Festschreibung der Zeiten für persönliche Bedürfnisse beim Leistungslöhner, Absicherung des Akkordverdienstes – 130% im Betriebsdurchschnitt –, Regelung für Fließ-, Fließband- und Taktarbeit. . .«.[61] Der Streik wurde nach drei Tagen beendet. Der »Lohnrahmen II« war ein Fortschritt auf dem Felde der »qualitativen Tarifpolitik«. Zudem signalisierte die Streikbereitschaft das wachsende Interesse der Lohnabhängigen »an einer Kontrolle und Verbesserung der Arbeitsbedingungen (und damit im Ansatz auch der Arbeitsinhalte) sowie ihren zunehmenden Widerstand gegen wichtige Prinzipien der kapitalistischen Arbeitsorganisation«.[62] Freilich zeigte sich bei der nachfolgenden Umsetzung des Tarifvertrages in den Betrieben, daß die Unternehmer mit vielfältigen Mitteln versuchten, die prinzipiellen Intentionen dieser

61 F. Steinkühler, Tarifvertrag und Arbeitsbedingungen. Erfahrungen bei der Umsetzung des Lohnrahmentarifvertrages II, in: GEMO, 1977, S. 390 ff.

62 H. Kern, Die Bedeutung der Arbeitsbedingungen in den Streiks 1973, in: O. Jacobi u. a. (Hrsg.), Gewerkschaften und Klassenkampf. Kritisches Jahrbuch '74, a.a.O., S. 25 ff.

Vereinbarun zu unterlaufen bzw. zu neutralisieren. Dabei konnten die Schwächen der gewerkschaftlichen Verankerung im Betrieb – genauer: in der Politik von Betriebsräten – für diese Strategie einer nachträglichen Korrektur des Streikergebnisses ausnutzen.[63]

Ende 1973 kündigten sich schon die »Sturmvögel« der Weltwirtschaftskrisen von 1974/75 an. Das Ansteigen der Erdölpreise im Gefolge des Nahostkrieges beschleunigte den wirtschaftlichen Abschwung, die Inflation sowie den Anstieg der Arbeitslosigkeit. Zudem begünstigten diese externen Wirkungen falsche Vorstellungen über die Ursachen der Wirtschaftskrise. Hatte man 1966/67 Ludwig Erhards »falsche Politik« als Grund der Rezession ausmachen wollen, so waren es jetzt die »Ölscheichs«, die den Industriestatten angeblich eine erneute Wachstumskrise bescherten. Solche Fehlurteile mußten vor allem in den Gewerkschaften die Erkenntnis über den gesellschaftlichen – d. h. kapitalistischen – Charakter der Krisenprozesse und damit die – strategisch bedeutsame – Erkenntnis über das »Ende der Nachkriegsprosperität« und den Übergang in eine neue Periode des krisenhaften Umbruchs blockieren. Zugleich verstärkte sich jetzt der Druck der »öffentlichen Meinung« gegen die gewerkschaftliche Lohnpolitik. Schon Mitte 1972 hatte die Bundesregierung ein »Stabilitätsprogramm« verabschiedet, mit dem u. a. die »konjunkturell überbordenden privaten Ausgabenwünsche« eingedämmt werden sollten.[64] Im Verlauf der Tarifrunde des Jahres 1974 steigerten sich in den Medien die Angriffe auf die vermeintlich egoistische, verantwortungslose Politik der Gewerkschaften.

In dieser Situation übernahm erstmals die Gewerkschaft ÖTV die Aufgabe der »Lohnführerschaft« in einer Tarifrunde. Schon Ende 1973 war im öffentlichen Dienst – gestützt auf

63 Vgl. E. Brumlop/W. Rosenbaum, »Humanisierung der Arbeitsbedingungen« durch gewerkschaftliche Tarifpolitik, in: J. Bergmann (Hrsg.), Beiträge zur Soziologie der Gewerkschaften, Frankfurt/Main 1979, S. 264 ff. H. Schauer u. a., Tarifvertrag zur Verbesserung industrieller Arbeitsbedingungen. Arbeitspolitik am Beispiel des Lohnrahmentarifs II, Frankfurt/M.-New York 1984.

64 Vgl. Sachverständigenrat, Jahresgutachten 1973/74, S. 109.

spontane Aktionen der Beschäftigten – die vorzeitige Anhebung des 13. Monatsgehaltes auf 100% des Monatseinkommens durchgesetzt worden. Für die Lohnrunde 1974 forderte die ÖTV 15%, mindestens jedoch 185 DM mehr Lohn und Gehalt sowie 300 DM Urlaubsgeld. In der ÖTV selbst hatte es – wie auch in anderen Gewerkschaften – zuvor eine heftige Auseinandersetzung über die Forderungsstruktur gegeben. Dabei ging es im die Frage, ob im Interesse der Beschäftigten der unteren Lohn- und Gehaltsgruppen eine lineare »Festgeldforderung« anstelle der traditionellen Prozent-Forderung, die die besser Verdienenden bevorzugt, zu erheben sei. Da die öffentlichen Arbeitgeber nur ein letztes Angebot von 9,5% vorlegten, kam es Anfang Februar 1974 zunächst zur Urabstimmung (bei der 91% der an der Abstimmung Beteiligten für Kampfmaßnahmen stimmten), dann vom 11. bis 13. Februar zum ersten großen Streik im öffentlichen Dienst seit 1958.[65] Der schließlich vereinbarte Kompromiß (11% bei 170 DM Mindestbetrag) blieb zwar erheblich unter den Ausgangsforderungen der ÖTV zurück. Gleichwohl konnte nur durch diesen Kampf die staatliche Lohnleitlinie durchbrochen werden. Regierung und Medien reagierten verbittert auf diesen Teilerfolg. Fortan haftete dem ÖTV-Vorsitzenden, Heinz Kluncker, der Verdacht an, er habe den Sturz von Willy Brandt als Bundeskanzler mit verursacht.[66]

Daß zu dieser Zeit die Bereitschaft für eine kämpferische Durchsetzung der Lohninteressen auch gegen die »öffentliche Meinung« sich entwickelt hatte, zeigte sich nur kurz später beim Streik in der Metallindustrie Unterweser (6.–24. März 1974), an dem sich 30 000 Beschäftigte beteiligten.[67] Nachdem die IGM zunächst 18% Lohnsteigerungen gefordert hatte und sich bei der Urabstimmung fast 90% der Mitglieder für den Streik aussprachen, wurde nach einem dreiwöchigen Arbeitskampf, der von heftigen Angriffen auf die »Gewerkschafts-

65 Vgl. G. Weiß, Die ÖTV. Politik und gesellschaftspolitische Konzeptionen der Gewerkschaft ÖTV von 1966 bis 1976, Marburg 1978, S. 164 ff.

66 Vgl. A. Baring, Machtwechsel, a.a.O., S. 694 ff.

67 D. Eissegg, Der Streik der Metallarbeiter im Unterwesergebiet 1974, in: O. Jacobi u. a. (Hrsg.), Gewerkschaften und Klassenkampf. Kritisches Jahrbuch '74, a.a.O., S. 116 ff.

macht« flankiert war, das Ergebnis (12,25%) von den Streikenden nur unter Protest hingenommen. Bei der letzten Urabstimmung wurde es von 57 Prozent der Abstimmungsberechtigten abgelehnt.

Tabelle 6: Brutto-, Netto- und Reallohnentwicklung 1965–1984 (Durchschnittliche jährliche Veränderungen in %)

	Lohn- und Gehaltssumme je beschäftigtem Arbeitnehmer			Anstieg der Lebenshaltungskosten (1)	Produktivität (2)
	brutto nominal	netto nominal	netto real		
1965–1969	7,0	6,2	3,8	2,3	4,9
1970–1974	11,8	9,8	4,2	5,5	3,7
1975–1979	6,4	5,9	1,6	4,2	3,3
1980–1984	4,9	3,2	−1,2	4,4	1,6

(1) Arbeitnehmerhaushalt mit mittlerem Einkommen
(2) Bruttoinlandsprodukt je Beschäftigten
Quelle: W. Roßmann, Vergesellschaftung, Krise und gewerkschaftliche Gegenmacht, Marburg 1986, S. 474

Tabelle 6 zeigt deutlich, wie sich im Ergebnis der spontanen wie gewerkschaftlichen Streiks sowie der insgesamt härteren gewerkschaftlichen Tarifpolitik bis 1974 die Zuwachsraten bei den Reallöhnen beträchtlich erhöhten. Die Grenzen einer produktivitätsorientierten Lohnpolitik, wie sie die Unternehmerverbände forderten, bzw. einer »kostenniveauneutralen« Lohnpolitik, die der Sachverständigenrat konzipiert hatte und die den Orientierungsdaten der »Konzertierten Aktion« zugrunde lag, wurden 1969 bis 1974 (mit Ausnahme des Jahres 1972) überschritten. Die »Konzertierte Aktion« war damit faktisch gescheitert. Sie erwies sich mehr und mehr als unzulängliches Instrument zur lohnpolitischen Regulierung und zur Stabilisierung der Klassenbeziehungen.

Zugleich vollzogen sich in dieser Periode wichtige Veränderungen im bis dahin vorherrschenden Selbstverständnis gewerkschaftlicher Politik. Arbeitskämpfe – auch »wilde Streiks« –

verloren ihren Ausnahmecharakter. Das bislang enge Verständnis von Lohnpolitik erweiterte sich in der tarifpolitischen Praxis zur gleichzeitigen Thematisierung der Arbeitsbedingungen sowie von egalitären Motiven bei der Lohnstruktur (Aufhebung bzw. Anhebung der unteren Lohngruppen, Festgeldforderungen usw.). Dieser Wandel hatte schließlich auch positive Auswirkungen auf die Mitgliederentwicklung: »Nicht nur die Mitgliederzahlen, sondern auch der gewerkschaftliche Organisationsgrad stieg mit Beginn der 70er Jahre wieder an. . . Bemerkenswert ist ferner, daß in den Lohnauseinandersetzungen der 70er Jahre Arbeitergruppen aktiv wurden, die in der früheren Streikgeschichte der Bundesrepublik keine oder nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatten. Dies waren einmal die ausländischen Arbeiter und Arbeiterinnen. . ., zum anderen die Beschäftigten im öffentlichen Dienst (einschließlich Bahn und Post sowie Institutionen des Bildungswesens, F. D.), die wesentlich zur Erhöhung der Streikaktivitäten im Dienstleistungssektor beitrugen.«[68]

Strategiediskussionen

Als 1969 der stellvertretende Vorsitzende der IG Bergbau und Energie, Heinz Oskar Vetter, die Nachfolge von Ludwig Rosenberg im Amt des DGB-Vorsitzenden antrat, galt er weithin als »unbeschriebenes Blatt«. Viele betrachteten ihn als einen »Verlegenheitskandidaten«, nachdem – unter höchst peinlichen Umständen – der Versuch des rechten DGB-Flügels gescheitert war, seinen Kandidaten Kurt Gscheidle (damals stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Postgewerkschaft, später aufgestiegen zum Bundesverkehrs- und Postminister) durchzusetzen. Vetter war zudem der erste DGB-Vorsitzende, der nicht der Tradition der sozialdemokratischen Gewerkschaften vor

68 W. Müller-Jentsch, Streiks und Streikbewegungen in der Bundesrepublik 1950–1978, in: J. Bergmann (Hrsg.), Beiträge zur Soziologie der Gewerkschaften, a.a.O., S. 21 ff., hier S. 45.

1933 oder gar – wie Böckler, Freitag und Richter[69] – vor 1914 verbunden war, sondern der erst nach dem 2. Weltkrieg der Gewerkschaft und der SPD beigetreten war. Bald profilierte er sich jedoch als Sprecher und Interpret einer gewerkschaftlichen Reformpolitik, die nicht nur die Selbständigkeit der Gewerkschaften gegenüber Parteien und Regierungen betonte, sondern die zugleich als ständige politische Bearbeitung der »Doppelfunktion« gewerkschaftlicher Interessenvertretung begriffen wurde. »Seit ihrer Entstehung stehen die Gewerkschaften unter der doppelten Aufgabe, als Selbsthilfe- und Kampforganisationen ihren Mitgliedern Schutz vor den Folgen ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Unterlegenheit zu gewähren sowie als politische Bewegung die gesellschaftlichen Bedingungen der Abhängigkeit und Unterprivilegierung der Arbeitnehmerschaft aufzuheben. Beide Aufgaben – Schutz- und Gestaltungsfunktion – können und dürfen nicht voneinander getrennt werden: Wirksamer und dauerhafter Schutz ist nur möglich auf dem Weg über gesellschaftliche Veränderung. Die Gewerkschaften sind in gleicher Weise Schutzverband und politische Bewegung.«[70]

Zugleich hatte H. O. Vetter schon 1975 die strategische Erkenntnis formuliert, daß unter den Bedingungen der Wirtschaftskrise und der Stagnation staatlicher Reformpolitik die »Autonomie der Gewerkschaften« im Bereich der tarifvertraglichen Verbesserungen der Arbeitsbedingungen und der Sicherung der Arbeitsplätze an Bedeutung gewinnt: »Auf solche Möglichkeiten zu autonomer Aktion müssen wir uns der Zukunft stärker besinnen, denn dort, wo wir an die elementaren Lebensinteressen unserer Mitglieder anknüpfen, haben wir reale Durchsetzungsmöglichkeiten.«[71]

Marxistische Gewerkschaftsanalysen erlebten in den 70er

69 Vgl. U. Borsdorf, Hans Böckler, Köln 1982; G. Beier, Willi Richter. Ein Leben für die soziale Neuordnung, Köln 1978; Heinz Oskar Vetter. Christian Götz befragt und portraitiert den Vorsitzenden des DGB, Köln 1977.

70 Vgl. G. Leminsky/B. Otto, Politik und Programmatik . . ., a.a.O., S. 66.

71 H. O. Vetter, Gewerkschaftspolitik in schwieriger Zeit, in: GEMO, 1975, S. 207.

Jahren eine Renaissance.[72] Einerseits entstanden sie im Zusammenhang der intellektuellen Rekonstruktion des Marxismus im Gefolge der Studentenbewegung und seiner »Akademisierung«. Zum anderen reflektierte sich in diesen Arbeiten die Wiederentdeckung der Arbeiterklasse als »revolutionäres Subjekt« sowie die Erwartung bzw. die Hoffnung, daß mit der neuen Welle der Klassenauseinandersetzungen seit den späten 60er Jahren zugleich die Perspektive einer »Transformationsperiode« in den entwickelten kapitalistischen Gesellschaften eröffnet worden sei. Dabei wurden in der Regel die Klassenkämpfe in anderen, westeuropäischen Ländern (Italien, Frankreich, England) zu Vorbildern stilisiert. Durch solche Vorstellungen wurden unvermeidlich »ultralinke« Positionen des Kampfes gegen Reformismus, Revisionismus und »Gewerkschaftsbonzen« reaktiviert, wie sie z. B. die KPD in der Endphase der Weimarer Republik vertreten hatte. Zugleich wurden neue Unterschichten der Arbeiterklasse entdeckt, die unqualifizierten »Massenarbeiter« (mit einem hohen Anteil von Arbeitsemigranten), die vorschnell zum Subjekt dieses Kampfes in der Arbeiterbewegung erklärt wurden.[73] Solche Ansätze, die im Kampf gegen die DGB-Gewerkschaften bzw. deren »Apparat« eine neue revolutionäre Gewerkschaftsbewegung erzeugen wollten, mußten schnell scheitern.

Eine andere Konzeption sozialistischer Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit wurde auf der Grundlage umfangreicher Analysen der Frankfurter »Projektgruppe Gewerkschaftsfor-

72 Vgl. u. a. Redaktionskollektiv Gewerkschaften, Thesen zur Gewerkschaftsanalyse, in: Prokla, Nr. 2/1972, S. 87 ff.; W. Müller-Jentsch, Materialien zur Gewerkschaftstheorie, in: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie, 3, Frankfurt/Main 1975, S. 27 ff.; R. Zoll, Der Doppelcharakter der Gewerkschaften. Zur Aktualität der Marxschen Gewerkschaftstheorie, Frankfurt/Main 1976; J. Bischoff u. a., Marxistische Gewerkschaftstheorie. Eine Einführung, Westberlin 1976; F. Deppe, Autonomie und Integration. Materialien zur Gewerkschaftsanalyse, Marburg 1979, bes. S. 87 ff.; aus revolutionär-trotzkistischer Sicht, die den Kampf gegen den Gewerkschaftsapparat besonders hervorhebt: R. Crusius/Manfred Wilke, Elemente einer Theorie der Gewerkschaften im Spätkapitalismus, Berlin 1972.

73 Vgl. dazu die partiell brillanten Analysen von K. H. Roth, Die andere Arbeiterbewegung, München 1974.

schung« ausgearbeitet.[74] Die Gewerkschaften sind im organisierten, sozialstaatlichen Kapitalismus keine antikapitalistische, sondern »intermediäre« Organisation, deren Politik sich in der Vermittlung zwischen den Interessen der Lohnabhängigen und den – staatlich regulierten, rechtlich institutionalisierten und bürokratisch vermachteten – Imperativen der Systemstabilisierung vollzieht. Derart »befestigte« Verbände (Briefs) sind zwar keine »Staatsapparate«; denn sie bleiben formell selbständig und sie müssen auch über eine autonome Verbandsmacht (z. B. Streikfähigkeit) verfügen. Gleichwohl verfolgen die DGB-Gewerkschaften – »unter Bedingungen einer prosperierenden und konzessionsfähigen Wirtschaft einerseits und einer folgebereiten Mitgliedschaft andererseits« – eine »kooperative Gewerkschaftspolitik«, die namentlich in der Teilnahme an der staatlichen Lohnpolitik in der Form der »Konzertierten Aktion« ihre Vollendung erfährt. Wenn sich aber – unter dem Druck der ökonomischen Krisenprozesse seit 1967 – die »Konzessionsspielräume im Hinblick auf die primären und manifesten Interessen der Mitglieder verengen«, dann erweitert sich in den »befestigten« Gewerkschaften auch der Spielraum für eine »konfliktorische Gewerkschaftspolitik«, die von unten, in spontanen und organisierten Streikaktionen, aber auch in der Öffnung zu einer betriebsnahen Politik (Tarifpolitik, Bildungsarbeit, Mitbestimmung am Arbeitsplatz) zum Ausdruck kommt und damit die innergewerkschaftliche Demokratie – in der Auseinandersetzung mit der bürokratisierten Macht der Organisationsspitzen – mit neuem Leben erfüllt.[75]

Die »Septemberstreiks '69« sowie die nachfolgenden Streikbewegungen schienen zu beweisen, daß die Tarifpolitik nicht länger Systemerfordernissen und Mitgliederinteressen rei-

74 Vgl. dazu grundlegend J. Bergmann, O. Jacobi, W. Müller-Jentsch, Gewerkschaften in der Bundesrepublik, Frankfurt/Main-Köln 1975; Band 2: Frankfurt/Main 1977; als Fortsetzungsstudie G. Brandt, O. Jacobi, W. Müller-Jentsch, Anpassung an die Krise: Gewerkschaften in den 70er Jahren, Frankfurt/Main-New York 1982; vgl. dazu auch laufende Diskussionsbeiträge aus der Gruppe in der Zeitung »express« sowie das seit 1972 von O. Jacobi, W. Müller-Jentsch und E. Schmidt herausgegebene Jahrbuch »Gewerkschaften und Klassenkampf«, das seit 1978 »Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch« heißt.

75 Vgl. auch E. Schmidt, Ordnungsfaktor oder Gegenmacht, a.a.O., S. 167 ff.

bungslos auf einen Nenner zu bringen vermag. Getragen von der betrieblichen Basis, organisiert von »Kernen der innergewerkschaftlichen Opposition«, die sich vornehmlich aus Funktionären der mittleren und unteren Ebene, vor allem aus dem Kreis der betrieblichen Vertrauensleute, rekrutieren, wächst die Kritik an der »Konzertierten Aktion«, entwickelt sich eine autonmome, lohnkämpferische Politik, die die etablierten Spielregeln ignoriert und damit die objektiven Systemgrenzen offenlegt. Die »Wiedergewinnung der gewerkschaftlichen Autonomie« und die »konsequente Praktizierung innergewerkschaftlicher Demokratie« könnte aus diesen Kämpfen hervorgehen. »Erst damit können die Gewerkschaften wieder zu einem organisatorischen Medium der Selbsterfahrung und Selbstaufklärung der Arbeiterklasse werden.«[76]

Solche Vorstellungen mußten nicht nur aufgrund ihrer theoretischen Widersprüche enttäuscht werden.[77] Die starre Entgegensetzung von Basis und Apparat, die Verengung des Interessenbegriffs auf die Lohninteressen und schließlich auch das Übersehen jener Widerspruchskomplexe, die mit der Vergesellschaft und Politisierung der Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft zusammenhängen und die in den gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen der Zeit ausgetragen wurden, führten zu strategischen Schlußfolgerungen, die nicht nur das Potential der »innergewerkschaftlichen Opposition« maßlos überschätzten, sondern zugleich einige dieser »Kerne« in Organisationskonflikten verbrauchten.[78] So hat denn auch das Projekt Gewerkschaftsforschung 1982 die Revision des »ökonomistischen Vorurteils, das unserer ersten Gewerkschaftsstudie zugrunde lag«, verkündet: »Die erwartete ›Krise der kooperativen Gewerkschaftspolitik‹ trat trotzdem nicht ein... Es ist

76 J. Bergmann u. a., Gewerkschaften in der Bundesrepublik, a.a.O., S. 335.

77 Zur Kritik vgl. F. Deppe, Autonomie und Integration . . ., a.a.O., S. 183 ff.

78 Vgl. u. a. Plakat. Zehn Jahre Betriebsarbeit bei Daimler-Benz, hrsg. v. P. Grohmann und H. Sackstetter, Berlin (W) 1979. An dieser Stelle muß freilich betont werden, daß die Auseinandersetzungen in der IGM – vor allem im Bezirk Stuttgart – politisch nach ganz anderen Maßstäben zu bewerten sind als der innergewerkschaftliche Widerstand gegen die »Säuberungen« in der IG Chemie, Papier, Keramik.

nicht zu übersehen, daß der Kooperationspolitik eine Schwerkraft immanent ist, die sich aus historisch entstandenen und organisationsstrukturell abgestützten Affinitäten der Gewerkschaften für eine solche Politik speist.«[79]

Andere marxistische Analysen zur Gewerkschaftspolitik und -strategie, die von der Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus und der Strategie des demokratisch-antimonopolistischen Kampfes als dem – für die entwickelten kapitalistischen Länder gangbaren – Weg zu sozialistischen Umgestaltungen ausgingen[80], sahen die Hauptaufgabe einer sozialistischen Gewerkschaftsarbeit nicht im Aufbau von linksoppositionellen Kadern in den Gewerkschaften oder gar in der Auslösung von spontanen Basisbewegungen, die sich gegen die Gewerkschaftsführungen richten sollten. Eine realistische Strategie der Arbeiterbewegung muß – so J. Schleifstein – »von einer nüchternen Einschätzung der Klassenkräfte und ihrer Wechselwirkungen, vom gegebenen Niveau des Bewußtseins, der Organisation, der Kampferfahrungen und der Kampfbereitschaft der Arbeiterklasse und der Arbeiterbewegung dieses Landes ausgehen«.[81] Als stärkste Strömung in den DGB-Gewerkschaften wurde die »integrationistische Richtung« erkannt, die die kapitalistische Gesellschaft uneingeschränkt bejaht, die Gewerkschaften als staatserhaltende Kraft definiert und Erfolge auf dem Wege einer sozialpartnerschaftlichen Politik zu erreichen sucht. Daneben besteht eine reformistische Strömung (vor allem bei der IGM), die »trotz vieler Schwankungen und Halbheiten, in konkreten ökonomischen, sozialen und politischen Auseinandersetzungen

79 G. Brandt u. a., Anpassung an die Krise . . ., a.a.O., S. 43; das Dilemma einer marxistischen Gewerkschaftsanalyse, die die Hoffnung auf die »Rekonstruktion« und Politisierung der Arbeiterklasse auf erneute Wirtschaftskrisen baute und die dann ab 1975/76 ihre Enttäuschungen zunächst auf den Apparat, dann auf die Arbeiterklasse selbst (»Abschied vom Proletariat«) projizieren mußte, wird sehr gut dokumentiert in F. Deppe u. a. (Hrsg.), Abendroth-Forum. Marburger Gespräche aus Anlaß des 70. Geburtstages von Wolfgang Abendroth, Marburg 1977, vgl. dort den Abschnitt »Arbeiterbewegung« (S. 13–161), mit Beiträgen von E. Altvater, D. Albers, J. Bischoff, J. Huffschmid, H. Jung, W. Müller-Jentsch, L. Peter, J. Schleifstein u. a.

80 Vgl. dazu den Konferenzbericht IMSF (Hrsg.), Ökonomische Theorie, politische Strategie und Gewerkschaften, Frankfurt/Main 1971.

81 Ebd., S. 56.

wichtige Gegenwartsinteressen der Arbeiterklasse (vertritt)«. Sie »entwickelt in Ansätzen eine Systemkritik, weist auf Klassengegensätze hin und setzt sich für die Stärkung der Gewerkschaften als vom Kapital unabhängige Kampf- und Widerstandsorganisation ein«.[82]

Als dritte – zweifellos schwächste Richtung in der Einheitsgewerkschaft – wurden die »marxistischen Kräfte« ausgemacht. Sie treten »für eine konsequente. . ., das Bewußtsein und die Selbstaktivität der Gewerkschafter in den Betrieben und in den örtlichen Organisationen fördernde Gewerkschaftspolitik ein. Sie bekämpfen die Integration der Gewerkschaften in das spätkapitalistische System, die Theorie und Praxis der Sozialpartnerschaft, und gehen davon aus,daß jede wirksame Interessenvertretung der Arbeiterklasse nur im entschiedenen Kampf gegen das Großkapital möglich ist. Sie sind daher bestrebt, die Gewerkschaften zu einer starken unabhängigen Kampforganisation aller Lohnabhängigen zu machen, unabhängig sowohl von Unternehmerinteressen als auch von einem angeblich klassenneutralen Staatsinteresse und von parteipolitischer Bevormundung«.[83]

Der Kampf um die unmittelbaren, materiellen Interessen der Lohnabhängigen, also die Lohn- und Gehaltspolitik, bildet nach wie vor das Zentrum der gewerkschaftlichen Interessenvertretung. Gleichwohl erzwingen die Vergesellschaftsunprozesse im entwickelten Kapitalismus eine Politisierung der gewerkschaftlichen Forderungen und Handlungsfelder. »Die fortschreitende Verwandlung von Privatkapital in Gesellschaftskapital, die Verschmelzung der Macht der kapitalistischen Monopole mit der Macht des Staates, der zu einer starken ökonomischen Potenz geworden ist und über seine Steuer-, Investitions-, Infrastruktur-, Finanz- und Wirtschaftspolitik ständig in die Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft eingreift – alles das verlangt von den Gewerkschaftern den Kampf

82 W. Petschik u. a., Der gewerkschaftliche Kampf der westdeutschen Arbeiterklasse, in: Das Argument, 62 (1970), S. 822 ff., hier S. 829.

83 Ebd., S. 833.

um die Einflußnahmen auf staatliche wirtschaftspolitische Entscheidungen im Interesse der Arbeiterklasse. Wirtschaftlicher und politischer Kampf sind somit heute objektiv weit enger verflochten als in der Vergangenheit.«[84]

Strategische Debatten, in denen das Selbstverständnis gewerkschaftlicher Politik neu bestimmt werden sollte, wurden nicht nur in der Gewerkschaftsjugend ausgetragen. Zwei Einzelgewerkschaften, die Deutsche Postgewerkschaft (DPG) sowie die IG Druck und Papier (IG Drupa), arbeiteten Anfang der 70er Jahre programmatische Dokumente aus, in denen die Kritik der gesellschaftlichen Herrschaftsstruktur kapitalistischer Systeme mit einer Konzeption gesellschaftsverändernder, gewerkschaftspolitischer Praxis verbunden wurde, die über die Positionen des DGB-Grundsatzprogramms von 1963 hinausgingen.[85] Vor allen die IG Drupa entwickelte sich seit 1968, als Leonhard Mahlein zu ihrem Vorsitzenden gewählt wurde[86], zu einer kämpferischen Organisation, die schon 1971 den Austritt der DGB-Gewerkschaften aus der »Konzertierten Aktion« gefordert hatte. 1974 verabschiedete der Hauptvorstand ein Dokument mit dem Titel »Rolle und Aufgaben der Gewerkschaften im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts«, die sogenannte »Rote Broschüre«. Diese geht von der Feststellung aus, daß die »kapitalistische Gesellschaft unserer Tage durch entscheidende Machtübergewichte in den Händen des Kapitals und die sich daraus ergebende spezifische Klassenlage der Arbeitnehmer gekennzeichnet« ist.[87] Die Gewerkschaften müs-

84 Ebd., S. 839/840.

85 Zum »Bericht« der DPG vgl.: Bericht zum »Selbstverständnis der Gewerkschaften«, in: Gewerkschaftliche Praxis. Monatsschrift für Mitarbeiter und Personalräte, Nr. 6/7, Juli 1971; J. Schneider, Deutsche Postgewerkschaft zwischen ständischer und gewerkschaftlicher Interessenvertretung, in: O. Jacobi u. a. (Hrsg.), Gewerkschaften und Klassenkampf. Kritisches Jahrbuch '72, Frankfurt/Main 1972, S. 91 ff.

86 Nach dem frühen Tod von Leonhard Mahlein im Dezember 1985 sind zwei Bücher erschienen, die sein Wirken in der Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung würdigen: B. Engelmann u. a. (Hrsg.), Auf die eigene Kraft vertrauen. Zur Erinnerung an Leonhard Mahlein, Stuttgart o. J.; L. Mahlein, »... verteidigt die Einheitsgewerkschaft!« Reden und Aufsätze, Frankfurt/Main 1986.

87 Industriegewerkschaft Druck und Papier. Hauptvorstand (Hrsg.), Rolle und Aufgaben der Gewerkschaften im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts, Stuttgart o. J., S. 21.

sen stark und kampffähig sein – nicht nur, um die Interessen ihrer Mitglieder erfolgreich zu vertreten, sondern auch, um diese Machtverhältnisse in der Perspektive einer umfassenden gesellschaftlichen und sozialstaatlichen Demokratisierung zu verändern. Ausführlich setzte sich die »Broschüre« auch mit der ultralinken Kritik an den »Ordnungsfunktionen« der Gewerkschaften und mit der syndikalistischen Überschätzung ihrer Gegenmachtpotentiale auseinander.[88]

Für die Entwicklung einer gewerkschaftlichen Strategie werden die folgenden Anforderungen benannt: »a) Gewerkschaftliche Teilziele dürfen nicht im luftleeren Raum entwickelt werden. b) Die Gewerkschaften müssen sich auf ihre ureigenen Handlungsfelder besinnen: Tarifpolitik, Mitbestimmungsrechte unter Einschluß einer gewerkschaftlichen Betriebspolitik... Hier gilt es, Etappenziele zu entwickeln. c) Der Kampf um die Durchsetzung politischer Forderungen muß zugleich das Ziel berücksichtigen, daß die gewerkschaftliche Organisation gestärkt und daß zugleich Plattformen errichtet werden müssen, die den Aktionsradius der Gewerkschaften erweitern...«[89]. Dabei kommt der Entwicklung des politischen Bewußtseins, als der entscheidenden »Produktivkraft« gewerkschaftlicher Durchsetzungsfähigkeit, eine besonders wichtige Aufgabe zu: »Gewerkschaftliche Kampfpraxis und die Konfliktstrategie von Vertrauensleuten, Betriebsräten und Engagierten sind wichtige Mittel der Bewußtseinsbildung. Unverzichtbar ist jedoch die Erkenntnis, daß ohne progressive Theorie keine progressive Praxis möglich ist. Die Praxis braucht eine fortschrittliche Theorie, sonst wäre sie gewerkschaftliche Handwerkelei.«[90]

88 Vgl. ebd., S. 54 ff.
89 Ebd., S. 65.
90 Ebd., S. 70.

4. Exkurs: Internationale Gewerkschaftspolitik

Die »Rote Broschüre« der IG Drupa endete mit einem Abschnitt über die »Gewerkschaften in Europa«. Dabei wird die Notwendigkeit einer Europa-Strategie der Gewerkschaftsbewegung hervorgehoben, die eine internationale Gegenmacht gegen den »unternehmerischen Zweckverband« der Europäischen Gemeinschaften (EG) bilden soll. Zugleich erfordert die Auseinandersetzung mit den internationalen Konzernen die Zusammenarbeit von Gewerkschaften verschiedener Ländern – auch mit solchen Richtungsgewerkschaften, die dem Weltgewerkschaftsbund (WGB) mit seiner kommunistischen Mehrheit angehören und daher von Seiten des DGB mit einer strengen »Kontaktsperre« belegt worden waren. »Die Gewerkschaften müssen für die Zukunft damit rechnen, daß sich für sie im Zuge multinationaler Kapitalkonzentration immer mehr Probleme ergeben, beispielsweise aufgrund von Produktionsverlagerungen in europäischen Konzernen und Aktiengesellschaften. Ohne die Zusammenarbeit aller Gewerkschaften und ohne Überwindung der theoretisch-ideologischen Differenzen wird eine aktive Vertretung der Arbeitnehmerinteressen nicht wirksam sein können. Eine weitere Voraussetzung wäre eine intensive Zusammenarbeit mit dem Weltgewerkschaftsbund (WGB) angehörenden großen Gewerkschaften in Frankreich und Italien.«[91]

Mit der Gründung des Europäischen Gewerkschaftsbundes (EGB) im Jahre 1973 war Bewegung in die Organisationsstrukturen der internationalen Gewerkschaftsbewegungen geraten. Diese hatten sich in der Periode des »Kalten Krieges« gefestigt. Noch 1945 hatten sich in dem neugegründeten Weltgewerkschaftsbund (WGB) 69 Organisationen aus 65 Ländern vereint, die etwa 67 Millionen Werktätige – das waren ca. 90% aller gewerkschaftlich Organisierten – aller gewerkschaftlichen Rich-

91 Ebd., S. 76; vgl. dazu auch: L. Mahlein, Gewerkschaften international, Frankfurt/Main 1984.

tungen aus allen geographischen Regionen repräsentierten.[92] Damit war die nach 1917/18 entstandene Spaltung zwischen dem Internationalen Gewerkschaftsbund (IGB) und der Roten Gewerkschaftsinternationale (RGI) – gleichsam im Zeichen der Anti-Hitler-Koalition – überwunden.[93] Bis 1949 zerbrach diese Einheit unter dem Druck der neuen Front- und Blockbildungen des »Kalten Krieges«.

Die US-amerikanische Gewerkschaftsföderation AFL, die 1945 nicht dem WGB beigetreten war, betrieb zielstrebig dessen Spaltung. Gleichzeitig mußten sich – angesichts der nationalen wie internationalen Spannungen und Konflikte – die Meinungsverschiedenheiten zwischen Kommunisten und nicht- bzw. antikommunistischen Gewerkschaften (nicht nur den amerikanischen, sondern auch den europäischen Verbänden mit sozialdemokratischer oder christlicher Tendenz) verstärken.[94] Im Jahre 1949 wurde schließlich der Internationale Bund Freier Gewerkschaften (IBFG) gegründet, dem auch die DGB-Gewerkschaften beitraten. Dem IBGG sind als internationale Berufssekretariate auch die »Internationalen« der Berufs- bzw. Industriegewerkschaften angeschlossen, deren Tradition z. T. weit über das Jahr 1945 zurückreicht. Der IBFG wurde fast zwei Jahrzehnte von den US-amerikanischen Gewerkschaften (AFL-CIO) dominiert. Diese bestanden auf einem strikten antikommunistischen Kurs, wobei in den 50er und 60er Jahren insbesondere die junge Gewerkschaftsbewegung in den Län-

92 W. Elsner, Die EWG. Herausforderung und Antwort der Gewerkschaften, Köln 1974, S. 5.

93 Vgl. dazu u. a. F. Deppe, G. Fülberth, L. Wolfrum, Probleme der internationalen Gewerkschaftsbewegung in der Zwischenkriegsperiode, in: Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung (ITH), 16. Linzer Konferenz 1980, Protokoll, Wien 1982, S. 39–72; G. Adibekow/A. Kochanski, Die internationale revolutionäre Gewerkschaftsbewegung in der Periode zwischen den beiden Weltkriegen, in: ebd., S. 1–26.

94 Vgl. H. Lademacher u. a., Der Weltgewerkschaftsbund im Spannungsfeld des Ost-West-Konfliktes, in: Archiv für Sozialgeschichte, 14 (1978), S. 119–215; ders. (Hrsg.), Gewerkschaften im Ost-West-Konflikt. Die Politik der American Federation of Labor im Europa der Nachkriegszeit, Melsungen 1982; G. R. Sensening, Österreichisch-amerikanische Gewerkschaftsbeziehungen 1945–1950, Köln 1987, bes. S. 56 ff.; L. Niethammer, Strukturreform und Wachstumspakt. Westeuropäische Bedingungen der einheitsgewerkschaftlichen Bewegung nach dem Zusammenbruch des Faschismus, in: H. O. Vetter (Hrsg.), Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung, Köln 1975, S. 303 ff., bes. S. 344 ff.

dern der »3. Welt« gegen kommunistische Hegemonie und Infiltration »geschützt« werden sollte. In Westeuropa gehörten Anfang der 70er Jahre die italienische CGIL sowie die französische CGT, die größten Gewerkschaften ihres Landes, dem WGB an. Christliche Gewerkschaften (darunter auch die französische CFDT, die sich während der 60er Jahre – als ehemals christliche Gewerkschaft – auf linkssozialistische Positionen zubewegte) waren im Weltverband der Arbeitnehmer (WVA) zusammengeschlossen.

Daß die AFL-CIO im Jahre 1969 aus dem IBFG ausschied, war schon ein Signal für den bevorstehenden Wandel. Ihrem ultrakonservativen Boss, George Meany, mußten die zunehmenden Kontakte mit Gewerkschaften sozialistischer Ländern ebenso wie die harte Kritik bei Teilen der Gewerkschaften an der Vietnam-Politik der USA als Bruch des antikommunistischen, proamerikanischen Konsensus erscheinen, der die Gründung des IBFG inspiriert hatte. Zugleich entwickelte sich in einigen Ländern Westeuropas aus den Klassenkämpfen seit den späten 60er Jahren neue Bestrebungen zum Zusammenwirken bzw. zur Vereinigung verschiedener Richtungsgewerkschaften (so z. B. die Schaffung einer »Föderation CGIL-CSISL – UIL« in Italien, 1972, sowie die Kooperation von CGT und CFDT in Frankreich im Zeichen des »programme commun«, des gemeinsamen Regierungsprogrammes von Sozialisten und Kommunisten).[95] Die Gründung des EGB (1973) entsprach so einerseits der wachsenden ökonomischen und politischen Bedeutung der EG, die sich 1972 um Großbritannien, Irland und Dänemark zur Neuner-Gemeinschaft erweiterte. Auf der anderen Seite umfaßte er neben den IBFG-Verbänden auch Verbände des WVA und – ab 1974 – die italienische CGIL, die

95 Zur Entwicklung in Italien vgl. u. a. F. Holzberger/W. Müller, Zur Entwicklung der Klassenauseinandersetzungen in einigen westeuropäischen Ländern seit dem Ende der 60er Jahre, in: F. Deppe (Hrsg.), Arbeiterbewegung und westeuropäische Integration, Köln 1976, S. 182–222; D. Albers, Demokratie und Sozialismus in Italien, Frankfurt/Main-New York 1978; M. Boni, Von den Gewerkschaften des Herbstes zum Herbst der Gewerkschaften, Marburg 1981; F. Deppe, Arbeiterbewegung in Westeuropa . . ., a.a.O., bes. S. 73 ff.

ab 1973 dem WGB nur noch assoziiert war und schließlich 1978 aus dieser Organisation austrat.[96]

Vor allem am Widerstand des DGB scheiterte die Aufnahme der französischen CGT. In den folgenden Jahren bildete der DGB stets die Speerspitze jener Kräfte im EGB, die gegen die Aufnahme anderer – kommunistisch geführter – Gewerkschaften – wie die Intersindical aus Portugal und die CCOO aus Spanien – massiven Protest erhoben. Die DGB-Führung setzte also hier die traditionelle IBFG-Politik fort. Vor allem förderte und finanzierte sie in diesen südeuropäischen Ländern, die sich endlich von den Diktaturen Salazars bzw. Caetanos und Francos befreit hatten, den Aufbau sozialdemokratischer, antikommunistischer Richtungsgewerkschaften.

Hatte sich mit der – immer wieder durch Krisen unterbrochenen – Stabilisierung der EG schon eine neue, transnationale Ebene von Politik herausgebildet, die ihrerseits neue Anforderungen an den Gewerkschaftsinternationalismus erzeugte, so konfrontierte die Expansion der »multinationalen«, genauer: der international operierenden Konzerne die nationalen Berufs- und Industriegewerkschaften mit dem Sachverhalt, daß mit dem Instrumentarium nationaler Tarifverträge oder gesetzlicher Regelungen keine wirksame Gegenmacht gegen die Internationalisierung des Kapitalismus behauptet werden konnte. Die Gewerkschaften mußten zur Kenntnis nehmen, daß die Investitions- und Profitstrategie dieser Konzerne darauf ausgerichtet waren, die mangelnde Koordination und Solidarität der Gewerkschaftspolitik auf internationaler Ebene auszunutzen. So lehnen diese erstens oft die Gewerkschaften als Verhandlungspartner ab und verlagern die Produktion in »gewerkschaftsfreie Zonen«, d. h. in Diktaturen der »3. Welt«. Zweitens nutzen sie die nationalen Lohndifferenzen im Kampf gegen die

96 Vgl. dazu K. Ruhwedel, Der Europäische Gewerkschaftsbund und die westeuropäische Integration, in: F. Deppe (Hrsg.), Arbeiterbewegung und westeuropäische Integration, a.a.O., S. 228–275; U. Wacker, Zur Europapolitik der französischen Gewerkschaft CGT, in: ebd., S. 276–298; zum Austritt der CGIL aus dem WGB vgl. W. Olle, Nachbemerkung: Prag 1978, in: ders. (Hrsg.), Einführung in die internationale Gewerkschaftspolitik, 2 Bde., hier: Band 1, Berlin (W) 1978, S. 183/184.

Gewerkschaften aus, indem sie bei Lohnverhandlungen mit der Auslagerung der Produktion drohen. Drittens bleiben die Entscheidungsstrukturen undurchsichtig und entziehen sich damit jedweder Kontroll- bzw. Mitbestimmungsmöglichkeit. Viertens schließlich gefährden diese Konzerne die Arbeitsplatzsicherheit und exportieren durch Auslandsinvestitionen Arbeitsplätze.[97]

So war es vor allem die Aufgabe der internationalen Zusammenschlüsse der Berufs- bzw. der Industriegewerkschaften – z. B. des internationalen Metallarbeiterbundes (IMB), der »Eisernen Internationale« – diesen neuen Herausforderungen gewerkschaftspolitisch zu begegnen. In den internationalen Konzernen waren Aktions- bzw. Konzernsausschüsse zu bilden und zu koordinieren – und schon hier waren weltanschaulich-politische Spaltungen zu überwinden. Dazu mußte eine international wirksame Streikstrategie entwickelt werden, die durch transnational abgestimmte Aktionen den Ausweichmanövern eines internationalen Konzerns (z. B. durch Produktionsverlagerung ins Ausland) Grenzen zu setzen vermochte. Solche Aktionen fanden z. B. 1968/69 in europäischen Werken des FORD-Konzerns und 1972 im AKZO-Konzern gegen Massenentlassungen statt.[98] Bis um die Mitte der 70er Jahre waren von den Internationalen Berufssekretariaten (IBS) in zahlreichen Unternehmungen »Weltkonzernausschüsse« eingerichtet[99]. Und doch wurden die Hoffnungen, daß nunmehr eine reale Basis für eine internationale Organisation und Gegenmacht der

97 Vgl. K. Busch, Die multinationalen Konzerne, Frankfurt/Main 1974, hier S. 322 ff.; außerdem: K. Nehls, Internationale Konzerne, Monopolmacht, Klassenkampf, Berlin 1973; O. Kreye (Hrsg.), Multinationale Konzerne, München 1974; F. Deppe, Wissenschaftlich-technischer Fortschritt, internationale Konzerne und Surpanationalität, in: M. Krüper (Hrsg.), Investitionskontrolle gegen die Konzerne? Reinbek bei Hamburg 1974, S. 97–114; H. Nusimé u. a., Die internationale Konzentration und Zentralisation des Kapitals, in: F. Deppe (Hrsg.), Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG). Zur politischen Ökonomie der westeuropäischen Integration, Reinbek bei Hamburg 1975, S. 53–109.

98 Vgl. dazu E. Piehl, Multinationale Konzerne und internationale Gewerkschaftsbewegung, Frankfurt/Main 1974, S. 148 ff.

99 Vgl. die Übersicht bei T. Etty, Gewerkschaftliche Weltkonzernausschüsse – ein Überblick, in: W. Olle (Hrsg.), Einführung in die internationale Gewerkschaftspolitik, a.a.O., Band 1, S. 68 ff., hier S. 77/78.

Arbeiter im Entstehen sei[100], schnell enttäuscht. Schon 1977 gelangten Tudyka und Etty bei der Auswertung einer empirischen Untersuchung zu ernüchternden Resultaten: »Gegenwärtig sind die Gewerkschaften weiter denn je davon entfernt, die Voraussetzungen für eine solche Basisstrategie gegen multinationale Konzerne zu schaffen, und deshalb besteht für sie keine ausreichende Grundlage unter den Arbeiten selbst. . . . Diskrepanz zwischen Programm und Wirklichkeit internationaler gewerkschaftlicher Arbeit, ihrer Determinierung durch nationale Gewerkschaften und deren Absonderung kennzeichnen das Feld gewerkschaftlicher Interessenvertretung gegenüber multinationalen Konzernen«.[101]

Diese Kritik hat auch Ende der 80er Jahre noch Bestand.[102] Die Diskrepanz zwischen der Internationalisierung der kapitalistischen Produktions- und Herrschaftsverhältnisse und der regionalen, nationalen, oftmals sogar betrieblichen Zersplitterung der Arbeiterklasse und ihrer Gewerkschaften hat sich eher noch verstärkt. Den Ansätzen zur internationalen Solidarität (z. B. bei der Unterstützung der britischen Bergarbeiter 1984/85 oder bei den Massenstreiks der schwarzen Arbeiter Südafrikas 1987) steht zum einen das Unvermögen der internationalen Organisationen gegenüber, unter den Bedingungen der Wirtschaftskrise, der Massenarbeitslosigkeit und der Schwächung der meisten nationalen Gewerkschaftsverbände eine effektive, internationale Aktionsperspektive z. B. im Kampf gegen die Massenarbeitslosigkeit zu entwickeln. Zum anderen häufen sich unter Krisenbedingungen jene Formen der Entsolidarisierung, in denen die Konkurrenz zwischen verschiedenen nationalen Fraktionen der internationalen Arbeiterklasse als

100 Vgl. K. P. Tudyka (Hrsg.), Multinationale Konzerne und Gewerkschaftsstrategie, Hamburg 1974.

101 T. Etty/K. P. Tudyka, Multinationale Konzerne und Interessenvertretung der Lohnabhängigen. Ein Forschungsbericht, Nijmegen 1977, S. 219 und S. 229.

102 Als Zwischenbilanz des Jahres 1984, mit vielen Informationen vgl. E. Piehl, Internationale Arbeit – Westeuropa und Welt, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1984, Köln 1984, S. 507–569; sowie J. Esser, Woran scheitert der gewerkschaftliche Internationalismus?, in: O. Jacobi u. a. (Hrsg.), Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1981/82, Berlin (W) 1982, S. 7 ff.

Instrument für die Durchsetzung der Profitstrategien internationaler Konzerne wirkt (vor allem in der Abwälzung der Krisenlasten auf die Volksmassen in den armen Ländern der 3. Welt).

Weit mehr noch als auf der nationalen Ebene vollzieht sich daher auf der Ebene der internationalen, imperialistischen Ausbeutungs- und Machtverhältnisse seit den 70er Jahren eine Veränderung der gesellschaftlichen und politischen Kräfteverhältnisse zuungunsten der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung. Diese Schwächung des Gewerkschaftsinternationalismus betrifft nicht nur die sozialökonomische und gesellschaftspolitische Interessenvertretung. Sie muß auch vor dem Hintergrund der Tatsache begriffen und schließlich überwunden werden, daß eine Lösung der »globalen Probleme« ohne eine internationale handlungsfähige Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung kaum aussichtsreich erscheint. Zu den »globalen Problemen« muß man vor allem rechnen: »das Problem von Krieg und Frieden; die Überwindung des Entwicklungsrückstandes der ehemals kolonialen Gebiete und der ehemals vom Imperialismus abhängigen Länder; Probleme, die mit der Energie- und Nahrungsmittelversorgung der Menschen verbunden sind; Probleme ökologischen Charakters; Probleme, die sich aus dem Wachstum der Erdbevölkerung ergeben«.[103]

5. Gewerkschaftspolitik unter Krisenbedingungen (1974–1982/83)

Zur Jahreswende 1976/77 verkündete Bundeskanzler Helmut Schmidt den Deutschen, daß »nichts mehr so sein wird wie vor 1974«. Die Krise 1966/67 hatte noch als ein Schock gewirkt, der freilich bald vergessen schien. Nach der Weltwirtschaftskrise 1974/75, an deren Tiefpunkt (1975) das reale Bruttoinlandspro-

103 W. Sagladin/I. Frolow, Globale Probleme der Gegenwart, Berlin 1982, S. 20–22.

dukt in den neun EG-Staaten um 1,7% gegenüber dem Vorjahr zurückging, entwickelte sich allmählich das Bewußtsein darüber, daß die kapitalistische Weltwirtschaft in eine Phase zunehmender Labilität übergegangen war. Die Wirtschaftspolitik der einzelnen Länder war nun mit steigenden Arbeitslosen- und Inflationsraten, aber auch mit wachsenden Staatshaushalts- und Leistungsbilanzdefiziten konfrontiert, die sich für einige Länder mit der Erhöhung der Rohstoffpreise (vor allem beim Erdöl) dramatisch zuspitzten. Die enge Verflechtung zwischen weltwirtschaftlichen und nationalen Krisenprozessen, dabei auch die Ungleichmäßigkeit der ökonomischen und politischen Potenz der Staaten sowie die verschärften Konkurrenzbeziehungen zwischen den internationalen Zentren des Imperialismus bestimmten fortan alle Strategien, die auf diese gesteigerte Labilität reagieren mußten.

Mit der Krise 1974/75 vollzog sich der Übergang in eine neue Epoche kapitalistischer Entwicklung. Sie leitete die dritte »große Krise« in der Entwicklung des Kapitalismus ein nach der »Großen Depression« (1873–1895) und der »Großen Weltwirtschaftskrise« (1929–1932). »Die drei großen Wirtschaftskrisen sind mehr als normale zyklische Krisen. Sie sind markante Einschnitte in der kapitalistischen Entwicklungsgeschichte. Sie leiten über zu neuen Entwicklungsepochen, sie sind Umbruchstellen, Weichenstellungen für den Charakter und die Intensität der Produktivkraftentwicklung, aber auch für Formen der Produktionsverhältnisse. Es sind Krisen, deren Bewältigung, Verarbeitung innerhalb der Sphäre der Ökonomie, in der Basis der bürgerlichen Gesellschaft nicht gelingen kann; auch der politische, ideologische, kulturelle Überbau wird tiefgreifend erschüttert«.[104] Für die Entwicklung nach 1974 ist daher nicht nur die verminderte ökonomische Wachstumsdynamik sowie die kontinuierlich steigende Massenarbeitslosigkeit kennzeich-

104 J. Priewe, Die drei großen Krisen des deutschen Kapitalismus, in: IMSF (Hrsg.), Große Krisen des Kapitalismus – Lange Wellen der Konjunktur? Frankfurt/Main 1985, S. 9 ff., hier S. 10; vgl. auch J. Hoffmann (Hrsg.), Überproduktion, Unterkonsumtion, Depression; Hamburg 1983; E. Mandel, Die Krise. Weltwirtschaft 1974–1986, Hamburg 1987.

nend. Diese sozialökonomischen Grundprozesse determinieren und beschleunigen auf der einen Seite Umwälzungen in den Produktivkraftstrukturen, die mit der mikroelektronischen Revolution verbunden sind. Auf der anderen Seite geraten nunmehr Konzept und Modell der staatlichen wirtschafts- und finanzpolitischen Steuerung der Kapitalakkumulation, die noch kurze Zeit zuvor scheinbar triumphale Erfolge zu feiern vermochte, in eine Krise. Diese wiederum muß unvermeidlich der zweiten Säule sozialdemokratischer Stabilitätspolitik, nämlich der sozialstaatlichen Regulierung eines »Klassenkompromisses« von Kapital und Arbeit, angreifen und unterminieren.

In dieser Konstellation des krisenhaften Umbruchs formierten sich früh die politischen und ideologischen Kräfte der »neokonservativen Gegenrevolution«, die seit dem ersten Wahlsieg von Magret Thatcher (1979) in Großbritannien – in den bedeutendsten kapitalistischen Metropolen Parlaments- und Regierungsmehrheiten eroberten. Die konservative »Wende« in der BRD, die 1982 durch den Koalitionswechsel der FDP vollzogen, dann durch die Wahlen von 1983 und 1987 bestätigt wurde, reflektierte daher nicht nur einen Stimmungsumschwung in der öffentlichen Meinung, sondern auch einen Strategiewechsel der herrschenden Klasse, die nach der Erfahrung der Weltwirtschaftskrise 1981/82 auf schnelle politische Entscheidungen drängte.

Die konservative Offensive zielt in erster Linie darauf, den Trend der langfristigen Verschlechterung der Kapitalverwertungsbedingungen, der seit Mitte der 70er Jahre krisenhaft in Erscheinung getreten war, umzukehren. Investitions- und wachstumshemmende Hindernisse sollen beseitigt, die Positionen der nationalen Kapitale in der Weltmarktkonkurrenz verbessert werden. Insgesamt soll der Weg für einen neuen Schub der Produktivkraftentwicklung und des Wachstums durch die Wiederherstellung der dynamischen Kräfte des Marktes und der freien Konkurrenz geöffnet werden. Daraus folgt schon die Stoßrichtung dieser Offensive: der Sozialstaat, starke Gewerkschaften und der Keynesianismus werden als die Hauptgegner definiert. Die Machtpositionen, die Arbeiter- und Gewerk-

schaftsbewegung bis in die 70er Jahre hinein errungen haben, werden nunmehr politisch und ideologisch angegriffen. Damit sind schon Grundstrukturen jenes strategischen Feldes bezeichnet, in dem sich die Klassenauseinandersetzungen seit der Mitte der 70er Jahre, aber auch Krisenprozesse in der Arbeiterbewegung entwickeln, die dann über Niederlagen und Machtverlust registriert werden. In der BRD wurde diese grundlegende Veränderung der gewerkschaftlichen Handlungsbedingungen zunächst noch durch den Fortbestand der von Helmut Schmidt geführten sozialliberalen Regierung überlagert.[105] Und doch zeichneten sich in den Konflikten mit Kapital und Regierung zu dieser Zeit die Konturen jener neuen Widerspruchskomplexe ab, die dann in den 80er Jahren die Gewerkschaftspolitik herausfordern sollten.

Der »siebte Zyklus«

Der siebte Wachstumszyklus der BRD-Wirtschaft seit 1950 bewegt sich zwischen den beiden Weltwirtschaftskrisen (1974/

Tabelle 7: Bruttosozialprodukt, Industrieproduktion und Arbeitslosigkeit (1976–1982)

Jahr	BSP (in konst. Preisen) in % ggü. VJ	Industrieprod. 1980= 100	Arbeitslose in 1000	Arbeitslosenquote in %
1976	+5,3	91	1 060	4,6
1977	+2,7	93	1 030	4,5
1978	+3,2	95	993	4,3
1979	+4,3	100	876	3,7
1980	+1,8	100	889	3,7
1981	−0,2	98	1 272	5,3
1982	−1,1	95	1 833	7,6

Quellen: Sachverständigenrat, Jahresgutachten 1982/83 u. 1983/84.

105 Bei der Bundestagswahl erreichten SPD und FDP zusammen nur 50,5% der Zweitstimmen gegenüber 48,6% der CDU/CSU; 1980, als F. J. Strauß von der CDU/CSU zum

75 und 1981/82). Trotz der relativ hohen steigerungsraten des Bruttosozialprodukts und der Industrieproduktion in den Jahren 1976 und 1978/79 setzte sich der langfristig wirkende Trend zur Verminderung der ökonomischen Wachstumsdynamik fort. Die reale (jahresdurchschnittliche) Steigerung des Bruttosozialprodukts betrug in den 50er Jahren rund 8%, in den 60er Jahren knapp 5%, in den 70er Jahren knapp 3%.[106] Die Zahl der Arbeitslosen, die 1975 die Millionengrenze überschritten hatte, schnellte im Gefolge der zweiten Weltwirtschaftskrise auf fast zwei Millionen empor. Im Jahresdurchschnitt des Zyklus sank diese Zahl nicht unter 1,13 Millionen. Hier kündigte sich bereits eine Entwicklung an, die dann im Zentrum der gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen der 80er Jahre stehen wird. Hatte man noch Anfang der 70er Jahre über das (scheinbar paradoxe) Phänomen der »Stagflation« (inflationärer Preisaufrieb bei stagnierendem Wirtschaftswachstum) diskutiert, so wurde nunmehr eine andere Lehrbuchweisheit der bürgerlichen Nationalökonomie auf den Kopf gestellt: der innere Zusammenhang zwischen Wirtschaftswachstum und der Entwicklung der Beschäftigung (und damit der Arbeitslosigkeit) wurde aufgebrochen. Die Zahl der Arbeitslosen verdoppelte sich seit 1968 (Beginn des 5. Zyklus) von Zyklus zu Zyklus (nach 1982 sollte dann die Zahl der Arbeitslosen nicht unter die Zwei-Millionen-Marke sinken). Die Gründe dafür konnten nicht in der demographischen Entwicklung liegen. Vielmehr vollzog sich nunmehr ein Strukturwandel im gesamten Reproduktionsprozeß; bei geringem Wachstum und steigender Produktivität (verbunden mit Strukturkrisen in einzelnen Branchen, wie z. B. der Stahlindustrie und der Bauwirtschaft) wurden die Feisetzungseffekte von Arbeitskraft nicht mehr – wie noch in den 50er und 60er Jahren – durch die

Kanzlerkandidaten gekürt worden war, sank die CDU/CSU auf 44,5%; SPD und FDP erreichten jetzt zusammen 53,5% der Zweitstimmen.

106 Vgl. u. a. E. Altvater u. a., Vom Wirtschaftswunder zur Wirtschaftskrise, 2 Bde., Berlin (W) 1979; J. Huffschmid, Marktwirtschaft in der Bundesrepublik. Geschichte, Probleme und Perspektiven, in: U. Albrecht u. a., Beiträge zu einer Geschichte der Bundesrepublik, Köln 1979, S. 40 ff.; W. Abelshauser, Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1945–1980, Frankfurt/Main 1983.

Nachfrage nach Arbeitskräften in den Investitionsgüterindustrien sowie im Dienstleistungssektor kompensiert.[107]

Der wichtigste Grund für die überzyklische Wachstumsabschwächung und die Beschäftigungskrise besteht in der Überakkumulation von Kapital. Diese erscheint auf der Ebene des Einzelkapitals in der Verschlechterung der Kapitalverwertungsbedingungen sowie in dem – durch die nationale und internationale Konkurrenz vermittelten – Zwang, einerseits überschüssiges Kapital zu vernichten, andererseits diesem Zwang durch die Erschließung neuer Anlagesphären (Waren-Kapitalexport), durch Kostensenkung (Rationalisierungsinvestitionen) sowie durch die Beseitigung profitmindernder, politischer Barrieren (Sozial-, Arbeitsschutz-, Umweltgesetze usw.) zu begegnen. Auf der Ebene des kapitalistischen Reproduktionsprozesses im ganzen wurde diese nachlassende Dynamik der Kapitalakkumulation durch die wachsende »konsumtive Nachfragelücke« – als gleichsam überzyklische Entwicklung – verstärkt. Neu war in den 70er Jahren, daß »die anhaltende Abschwächung der privaten Konsumdynamik ... nicht mehr durch Exporterhöhungen und (die) Ausweitung der staatlichen Nachfrage kompensiert (wurde).« Die relative Verselbständigung der Akkumulation gegenüber der konsumtiven Nachfrage produzierte so zwei gesamtwirtschaftlich relevante Entwicklungen: »Sie produziert die Zyklen als periodische Prozesse der Auseinanderentwicklung von Produktion und Markt und überschießenden Reaktionen nach unten und oben bei der Korrektur dieser Auseinanderentwicklung; sie produziert gleichzeitig langfristig steigende Überkapazitäten, die den abwärts gerichteten Trend von Konsum und Akkumulation erklären«.[108]

---

107 Vgl. dazu R. Kuda, Langfristige Entwicklungstendenzen von Produktion und Beschäftigung in: K. G. Zinn (Hrsg.), Strategien gegen die Arbeitslosigkeit, Frankfurt/Main-Köln 1977, S. 79 ff.

108 Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik, Memorandum '84 (im folgenden: Memo), Köln 1984, S. 275/76; vgl. auch J. Goldberg, Die chronische Überakkumulation von Kapital als Krise des staatsmonopolistischen Regulierungstyps, in: Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF, 11, II/1986, S. 9 ff.; R. Hickel, Ein neuer Typ der Akkumulation? Hamburg 1987.

Der »neue Akkumulationstyp« ist also nicht allein Ausdruck der Tatsache, daß sich das Wachstumspotential des Nachkriegsmodells kapitalistischer Entwicklung erschöpft hat. Wachstumsschwäche und Nachfragelücke sind die wesentlichen Determinanten der Beschäftigungskrise. So stieg allein in den OECD-Ländern (also den hochentwickelten kapitalistischen Ländern) die Zahl der Arbeitslosen während der sog. Erholung der Konjunktur bis 1979 von 15 Mio. (1975) auf 18 bis 19 Mio. Dieser Widerspruch entsteht in erster Linie aus den Strategien des Kapitals, die sich nunmehr in viel stärkerem Maße auf Rationalisierungsinvestitionen orientieren. Die kapital- und kostensparenden Effekte der »neuen Technologien«, deren materiell-technische Basis die Mikroelektronik bildet[109], konzentrieren sich weniger auf Produkt- denn auf Verfahrensinnovationen, die die Kapazitäten erweitern und gleichzeitig die Herstellungskosten (vor allem den Lohnkostenanteil) senken. In der internationalen Konkurrenz wird also die Technologie zu einer entscheidenden Determinante der Wettbewerbsfähigkeit. Auch in stagnierenden Märkten entscheidet sie über die Behauptung bzw. die Umschichtung von Marktanteilen. Gleichwohl werden auf diese Weise keine positiven Beschäftigungseffekte in der Gesamtwirtschaft erzielt. Rationalisierungsgewinne sind so auch tendenziell mit gesamtwirtschaftlicher Stagnation und Beschäftigungsabbau vereinbar. Schon in der zweiten Hälfte der 70er Jahre wirkte also die Wachstums-Produktivitäts-Schere dahingehend, die Tendenz zur Freisetzung von Arbeitskräften zu verstärken.

Damit eng verbunden ist ein zweiter Prozeß, der auf das Wachstum, die Beschäftigung sowie auf die Strukturen der Weltwirtschaft zurückwirkt: »die Verstärkung der Geldkapitalanlagen der Unternehmen des produzierenden Sektors als Quelle des explosiv expandierenden monetären Sektors«.[110] Die riesigen Gewinne der internationale operierenden Konzerne

109 U. Briefs, Arbeiten ohne Sinn und Perspektive? Gewerkschaften und »Neue Techologien«, Köln 1980; A. Leisewitz, Neue Technologien und Arbeiterklasse. Zur Entwicklung des Produktivkraftsystems in der Bundesrepublik, in: Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF, 6/1983, S. 84 ff.

suchen – bei seit 1975 stark absinkenden Investitionsquoten – neue profitable Anlagespären, die in der Sphäre des z. T. spekulativ angelegten Leihkapitals gefunden werden. Der Zinsgewinn tritt an die Stelle von arbeitsplatzschaffenden Investitionen. Diese »Hortung« von Liquidität beginnt nach der Weltwirtschaftskrise 1974/75 und wird in den nachfolgenden Jahren durch die Hochzinspolitik der Regierungen systematisch gefördert. S. Welzk hat diesen »Boom ohne Arbeitsplätze« an einem Beispiel verdeutlicht: »Den Extremfall der Geldhortung bietet das Haus Siemens. Wie kein anderes Industrie-Imperium in Europa trägt die Münchener Elektrofirma schon seit dem Ölschock Festverzinsliches und sonstige Wertpapiere zusammen... Die Geldmarktanleihen dieses einen Industrie-Unternehmens übertreffen das Eigenkapital einschließlich Rücklagen der deutschen Großbanken zusammengenommen um fast die Hälfte. Seit langem schon wird die Firma als Bankhaus mit angeschlossener Elektro-Abteilung verspottet.«[111] Eine weitere Folgewirkung dieser verselbständigten Geldakkumulation vermittelt sich über den monetären Weltmarkt. Die Verschuldung der Entwicklungsländer ist seit 1972 gewaltig gewachsen: »Von ungefähr 100 Mrd. US-$ verdreifachte sich diese Schuld bis Ende 1977 auf über 300 Mrd. US-$. Ende 1983 war der Betrag auf 782 Mrd. US-$ gestiegen...«.[112] Durch diese neue Form der Abhängigkeit, die zugleich über das »Krisenmanagement« des Internationalen Währungsfonds (IWF) und der Banken massive Eingriffe in die Innenpolitik der betroffenen Entwicklungsländer eröffnet, wurde ein Verelendungsprozeß in der 3. Welt (als Teil der Krise des imperialistischen Gesamtsystems) forciert, »der selbst unter Berücksichtigung der Erfahrungen der Weltwirtschaftskrisen der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts beispiellos ist«.[113]

110 J. Goldberg, Chronische Überakkumulation . . ., a.a.O., S. 36.

111 S. Welzk, Boom ohne Arbeitsplätze, Köln 1986, S. 85.

112 A. Schubert, Die internationale Verschuldung, Frankfurt/Main 1985, S. 123; vgl. auch F. Fröbel, u. a., Umbruch in der Weltwirtschaft, Reinbek bei Hamburg 1986.

113 A. Schubert, Die internationale Verschuldung, a.a.O., S. 13.

Schließlich hat die Umorientierung der staatlichen Wirtschaftspolitik seit 1974/75 dazu geführt, daß die Nachfragelücke nicht geschlossen wurde und daß die Beschäftigungskrise chronisch geworden ist. Der Sachverständigenrat hatte 1975 die neue »Philosophie« verkündet: »Vollbeschäftigung wird sich, mittelfristig gesehen, einstellen, wenn erwartet werden kann, daß diejenigen, die arbeiten wollen, für ihre Arbeit nicht mehr verlangen als das Ergebnis dieser Arbeit« (JG 1975/76, Ziff. 44). Die Arbeitslosigkeit wurde so auf angeblich überzogene Lohnsteigerungen seit dem Ende der 60er Jahre zurückgeführt. Diese hätten ihrerseits die Investitionsneigung der Unternehmer vermindert und somit die Entwicklung des Wirtschaftspotentials abgedrosselt.[114] Daraus folgte die Ablehnung einer aktiven staatlichen Beschäftigungspolitik. Die Aktivität des Staates muß zurückgenommen werden, um den freien Marktkräften Raum für eine notwendige Regeneration zu schaffen. Neben der Gewerkschaftsmacht wird nunmehr der »Sozialstaat« zur zweiten Determinante der Krise erklärt. »Die zunehmende ökonomische Aktivität des Staates wird nicht als Manifestation einer zunehmend vergesellschafteten Produktion interpretiert, sondern als Mißgriff von Politikern und Parteien, als ein Fehlverhalten, aus dem heraus sich Störungen bei der Reproduktion des Systems und somit Wirtschaftskrisen erklären.«[115] Diese Renaissance der neoklassischen Wirtschaftstheorie, die als »Monetarismus« oder als »Angebotsorientierung« gegen den »nachfrageorientierten« Keynesianismus zu Felde zog, bestimmte fortan die wirtschafts- und gesellschaftspolitische Programmatik der neokonservativen Politik, die sich seit den späten 70er Jahren als »Thatcherism« oder als »Reagonomics« durchsetzte.[116] Deren Fundamentaldoktrin von der Selbstregu-

114 Vgl. J. Priewe, Die beschäftigungstheoretische und -politische Konzeption des Sachverständigenrates in seinem Jahresgutachten 1975/76, in: WSI-Mitteilungen, 9/1976, S. 511 ff.

115 H. Schui, Ökonomische Stabilisierung durch Monetarismus?, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 6/1975, S. 632 ff., hier S. 635.

116 Vgl. H. Jung, Die privatmonopolistische Entwicklungsvariante des staatsmonopolistischen Kapitalismus der BRD, in: Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF, 1/1978, S. 9 ff.

lierungsfähigkeit des Kapitalismus beruht auf anthropologischen Prämissen, die dem »Sozialdarwinismus« entlehnt sind: die »Wolfsgesetze« der freien Konkurrenz entscheiden über Erfolg oder Mißerfolg, Aufstieg oder Niedergang – des Individuums wie der gesamten Gesellschaft.[117]

In der BRD hatte der sozialdemokratische Bundeskanzler Helmut Schmidt den »neuen Kurs« der Angebotsorientierung auf die Formel gebracht: »Die Gewinne von heute sind die Investitionen von morgen und die Arbeitplätze von übermorgen.« Und doch unterschied sich das während seiner Amtszeit von der SPD propagierte »Modell Deutschland« von der neokonservativen »Konterrevolution« in einigen wichtigen Punkten. Auf der einen Seite wurde schon früh eine Stabilitätsorientierung der Haushaltspolitik vorgegeben, die durch Ausgabenbeschränkungem im Sozialbereich sowie durch Druck auf die »Tarifpartner« die Inflation und die expandierende Staatsverschuldung bremsen sollte.[118] Auf der anderen Seite wurde die Fiskalpolitik nunmehr in den Dienst einer exportorientierten »Modernisierung der Volkswirtschaft« gestellt: »durch Forschungsaufwendungen für Modernisierung und Spezialisierung sowie neue Rohstoff-/Energiequellen; durch Anpassungs- (nicht Erhaltungs-) Subventionen zur Stärkung exportschwacher Branchen; durch Aufwendungen für die internationale wirtschaftliche Zusammenarbeit mit dem Ziel, neue Märkte zu schaffen und bestehende Exportverbindungen zu stabilisieren; durch vermehrte Erst-, Fort- und Weiterbildung/Umschulung/ Mobilität der Arbeitskräfte; durch soziale Abfederung der Modernisierungsopfer (Sozialfürsorge, Gesundheitswesen); durch erhöhte Ausgaben für die politische Kontrolle der

117 Vgl. Modelle des Rückschritts – die Grundlagen neokonservativer Politik, in: Memo '82, Köln 1982, S. 96 ff.

118 So wurde schon im 1. »Memo '75« gegen die Haushaltskürzungen bei »reformpolitisch bedeutsamen Ausgabenbereichen« protestiert. Zugleich wurde auf die angebotsorientierte Grundorientierung der »Krisenpolitik der Bundesregierung« hingewiesen: diese »zielt darauf ab, durch gewinnfördernde Maßnahmen die Aktivität der privaten Unternehmen anzuregen«. Vgl.: Blätter für deutsche und internationale Politik, 11/1975, S. 1287 ff.

Modernisierungsgegner (Ausweitung von Polizei- und Überwachungsapparat)«.[119]

Im »Modell Deutschland« sollte also – mit der SPD als Regierungspartei – die Stärkung der Weltmarktposition des bundesdeutschen Kapitals – vor allem in den exportorientierten Wachstumsbranchen (Maschinen-, Anlagen-, Fahrzeugbau, Chemie, Mineralöl- und Kunststoffverarbeitung, Elektrotechnik) – mit der Sicherung eines sozialpartnerschaftlichen »Basiskonsensus«, der auch die Gewerkschaften verpflichtet, verbunden werden. Die Anpassungskosten dieser Modernisierung (strukturelle Arbeislosigkeit[120], strukturschwache Branchen) sollten daher von den Gewerkschaften mitgetragen werden; denn die gewerkschaftlich hoch organisierten Facharbeiter der Wachstumsbranchen hatten zunächst weder Einkommensverluste noch den Verlust des Arbeitsplatzes zu fürchten. J. Esser hat daher die Haushaltspolitik der sozialliberalen Politik dieser Periode als eine »flexible Mischung aus selektiver Gewinnsubventionierung. Ausgabenerhöhungen und Haushaltskürzungen, d. h. (als) eine Kombination von rechtskeynesianischen Expansionsprogrammen und neoklassischen Stabilitäts- und Restriktionsmaßnahmen« charakterisiert.[121]

Bis zur zweiten Weltwirtschaftskrise (1981/82) konnte sich diese Politik, die als Vorbild für andere westeuropäische Ländern ausgegeben wurde, noch erfolgreich behaupten. Die Wachstumsraten der Jahre 1978/79 schienen eine konjunkturelle Entspannung anzudeuten. Daher scheiterte zunächst die neokonservative Gegenoffensive, die bei den Bundestagswahlen 1980 von der CDU/CSU mit dem Kanzlerkandidaten Franz-Josef Strauß unter der Losung »Freiheit statt Sozialismus« eröffnet worden war.Bis 1980 blieb die Bindung der Facharbeiter – vor allem der gewerkschaftlich organisierten – an die SPD relativ stabil.[122] Im Lager der Unternehmer dominierten nach wie vor

119 J. Esser, Gewerkschaften in der Krise, Frankfurt/Main 1982, S. 106.

120 Vgl. dazu u. a. C. Offe (Hrsg.) Opfer des Arbeitsmarktes, Neuwied und Darmstadt 1977.

121 J. Esser, Gewerkschaften in der Krise, a.a.O., S. 107.

122 Vgl. U. Feist u. a., Das Wahlverhalten der Arbeiter bei der Bundestagswahl 1983, in: Gemo 1983, S. 414 ff.

jene Kräfte, die das Krisenmanagement von Helmut Schmidt unterstützen und die nach wie vor eine sozialliberale Regierung bevorzugten, weil sie diese – aufgrund der engen politischen Bindungen zwischen der SPD und den Führungen der DGB-Gewerkschaften – als eine politische Kraft bewerteten, die den inneren «sozialen Frieden« eher zu stabilisieren vermochte als eine konservative Regierung unter der Führung von Franz-Josef Strauß.

Erst unter dem Eindruck des neuen Kriseneinbruchs und der Verdoppelung der Arbeitslosigkeit nach 1980 brach der »sozialliberale Block« auseinander. Auf der einen Seite hatten viele Arbeiter, die bis zu den Bundestagswahlen vom März 1983, also nach der »Wende« vom September 1982, von der SPD zur CDU/CSU wechselten, das Vertrauen in die wirtschafts- und beschäftigungspolitische Kompetenz der SPD verloren. Auf der anderen Seite wandten sich nunmehr erhebliche Teile der jüngeren Generation, die sich in der Friedensbewegung und in anderen »neuen sozialen Bewegungen« engagierten, der Partei der GRÜNEN zu. Gleichzeitig war Bundeskanzler Helmut Schmidt unter immer stärkeren Druck seiner eigenen Parteibasis und der DGB-Gewerkschaften geraten. In den Machtzentren des Kapitals setzte sich jetzt schnell eine strategische Neuorientierung durch, die dann durch den Koalitionswechsel der FPD im Herbst 1982 exekutiert wurde. Die »Parallelpolitik« von Profit- und Investitionsförderung auf der einen und sozial- und arbeitsmarktpolitischen Kompensationsmaßnahmen auf der anderen Seite mußte vor dem Hintergrund der sich neu verschärfenden weltwirtschaftlichen Krisenprozesse abgebrochen werden. Die neue Anpassungsstrategie des Kapitals verlangte einen klaren neokonservativen Konfrontationskurs, für dessen »Führerschaft« die SPD ungeeignet war.

Gewerkschaften in der Krise: »Auf die eigene Kraft verlassen!«

Der Krisenschock des Jahres 1975 wirkte auch in den DGB-Gewerkschaften. Zunächst herrschte noch die Hoffnung auf eine schnelle Überwindung der Krise vor. Dabei wollte man

auf keinen Fall als Gegner einer sozialdemokratisch geführten Regierung agieren. Nur langsam wuchs die Erkenntnis, daß mit dem Übergang in eine längerwährende Periode der Stagnation, des Umbruchs und der soziale Krisen zugleich eine strategische Neuorientierung notwendig wurde.[123] Die Hoffnungen auf eine Dynamisierung der sozialliberalen Reformpolitik waren schon um die Mitte der 70er Jahre ernüchtert worden. Wollten die Gewerkschaften nicht passiv eine Verschlechterung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnabhängigen, ein weiteres Anwachsen der Massenarbeitslosigkeit und schließlich eine Auszehrung ihrer Macht hinnehmen, mußten sie eine Politik der Gegenwehr entwickeln.[124] Die Schutzfunktionen gewerkschaftlicher Interessenvertretung traten so unter dem Druck der Krisenprozesse unvermeidlich wieder in den Vordergrund. H. O. Vetter hat 1978 diese Neuorientierung wie folgt zusammengefaßt: »Folgende Grundsätze sollen in Zukunft unsere Politik bestimmen: Ausbau der autonomen Handlungsmöglichkeiten der Gewerkschaften, Entwicklung konkreter Aktionsprogramme, Stärkung der Einheitsgewerkschaft, Verstärkung der internationalen Zusammenarbeit. Wir müssen uns sehr viel mehr auf unsere eigene Kraft verlassen. Wir müssen die eigenen Handlungsmöglichkeiten suchen und ausweiten. Das heißt: ein Schwergewicht liegt auf der Erweiterung der Tarifpolitik und ihrer Verzahnung mit einer gewerkschaftlichen Betriebs- und Unternehmenspolitk. Das erfordert – die Erfahrungen der letzten Jahre beweisen es – eine engere Zusammen-

123 Vgl. dazu u. a. W. Krüer-Buchholz, Gewerkschaften in der Defensive, in: J. Huffschmid/H. Schui (Hrsg.) Gesellschaft im Konkurs?, Köln 1976, S. 419–471; O. Jacobi u. a. (Hrsg.) Gewerkschaftspolitik in der Krise. Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1977/78, Berlin (W) 1978; K. Pickshaus, Krisenbedingungen und Arbeitskämpfe, in: Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF, 1/1978, S. 242–272; F. Deppe, Autonomie und Integration, Marburg 1979, bes. S. 204 ff.

124 »Die Zeiten, in denen es möglich war, durch zähes Verhandeln, geschicktes Taktieren und – hin und wieder – durch den Einsatz von dosierten Kampfmaßnahmen Verbesserungen für die Arbeiterklasse zu erreichen, sind endgültig vorbei.« Daher – so forderte die Bundesjugendkonferenz des DGB im Dezember 1977 – »ist der Gewerkschaftsbewegung zwingend die Aufgabe gestellt, ihre bisherige Strategie und Taktik gründlich zu überprüfen«. Zit. n. IMSF (Hrsg.) DGB wohin? Frankfurt/Main 1978, S. 112.

arbeit von gewerkschaftlichen Vertrauensleuten, von Betriebsräten und der gewerkschaftlichen Organisation.«[125]

Schon im Juli 1977 hatte der DGB ein Programm zur »Wiederherstellung der Vollbeschäftigung vorgelegt. Darin wurde einerseits eine aktive Beschäftigungspolitik von Seiten der Bundesregierung gefordert. Die Vorschläge des DGB wurden seit 1975 durch die »Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitk« unterstützt und erweitert. Diese publiziert jährlich ein »Memorandum« (als Gegengutachten zum Sachverständigenrat) zu einer arbeitnehmerorientierten Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik.[126] Der 11. DGB-Kongreß (Hamburg 1974) schlug als Ansatzpunkt einer autonomen Beschäftigungspolitik vor: 1. eine Strategie des forcierten qualitativen Wachstums (d. h. die Förderung a) zukunftsträchtiger Industriezweige und b) den Ausbau gesellschaftlich vorrangiger Bereiche); 2. eine Strategie der kontrollierten Produktivitätsentwicklung; 3. die Verknappung des Arbeitskräfteangebots durch Verringerung der Erwerbstätigenzahl (flexible Altersgrenze; Maßnahmen zur Verlängerung der Aus- und Weiterbildung); 4. Verknappung des Arbeitskräfteangebots durch Verkürzung der Arbeitszeit je Beschäftigten.[127] Im September 1977 hatte der 12. o. Gewerkschaftstag der IGM einen ganzen Katalog von tarifpolitischen Forderungen verabschiedet. Dazu gehörten u. a. die Verkürzung der Arbeitszeit, längerer Urlaub (6 Wochen) und die 35-Stunden-Woche, Verlängerung der Mindesterholzeiten, Erhaltung des sozialen Staates der Arbeiter und Angestellten bei technischen und organisatorischen Veränderungen, Erhaltung des Qualifikationsniveaus, menschengerechte Gestaltung der Arbeitbedingungen, Festlegung von Mindestarbeitsinhalten.[128] Als erste DGB-Gewerkschaft hatte die IG Drupa 1977 die Forderung nach der 35-Stunden-Woche bei vollem Lohnausgleich erhoben.

125 Zit. n. F. Deppe, Autonomie und Integration, a.a.O., S. 32.

126 Vgl. die Liste der »Memos« seit 1975 in: Memo '87, Köln 1987, S. 319–321.

127 Vgl. IMSF (Hrsg.), DGB wohin, a.a.O., S. 146.

128 Vgl. 12. o. Gewerkschaftstag der IGM, September 1977, Entschließung zur Tarifpolitik, in: Nachrichten, 10/1977, S. 16/17.

Damit war im wesentlichen der Rahmen abgesteckt, in dem sich die gewerkschaftlichen Forderungen und Kämpfe dieser Jahre bewegen sollten. Allerdings traten nunmehr auch die strategischen Differenzen zwischen den Flügeln in den DGB-Gewerkschaften deutlich zutage. Während die klassenautonomen Kräfte die Entwicklung der gewerkschaftlichen Kampfkraft und -fähigkeit in der Auseinandersetzung mit den Unternehmern und auch mit einer kapitalorientierten Wirtschaftspolitik der Regierung als zentrale Aufgabe betrachteten, sprachen sich die Vertreter eines sozialpartnerschaftlichen Kurses für eine »Politik der Vernunft«, d. h. für eine enge Kooperation mit Kapital und Staat aus, um auf diesem Wege die bisherigen Erfolge gewerkschaftlicher Politik nicht in Frage zu stellen. Dieses Ordnungsdenken drückte sich nicht nur in Stellungnahmen aus, die die Wiederherstellung einer funktionsfähigen »Konzertierten Aktion« befürworteten. Auch das Programm, das die Gewerkschaft Textil und Bekleidung (GTB) 1978 verabschiedete, rückte die Selbstverpflichtung der Gewerkschaften zur Sozialpartnerschaft sowie die »Gemeinwohlbindung« ihrer Politik in den Mittelpunkt. Vor allem auf dem Felde der Lohnpolitik wurden diese grundsätzlichen Differenzen im Jahre 1978 offenkundig. IGCPK, GTB und IGBE schlugen »verhand-

Tabelle 8: Arbeitskämpfe 1975 bis 1982

Jahr	Betroffene bzw. beteiligte Betriebe	Durchschnittlich beteiligte bzw. betroffene Arbeitnehmer	verlorene Arbeitstage
1975	201	35 814	68 680
1976	1 481	169 312	533 696
1977	81	34 437	23 681
1978	1 239	487 050	4 281 284
1979	40	77 326	483 083
1980	132	45 159	128 386
1981	297	253 334	58 398
1982	40	39 981	15 106

Quelle: W. Roßmann, Vergesellschaftung, S. 459.

Tabelle 9: Die großen Arbeitskonflikte 1976 bis 1980

Jahr	Arbeitskampf	Wirtschaftszweig	Beteiligte Arbeitnehmer	Dauer	Gegenstand	Gezahlte Unterstützung
1976	Streik und Aussperrung	Druckindustrie	67 000 S 58 000 A	3 Wochen	Lohn	33 Mio. DM
1978	Streik	Seehäfen	19 000	5 Tage	Lohn/Gehalt	4,7 Mio. DM
	Streik und Aussperrung	Druckindustrie	19 000 S 55 000 A	3 Wochen	Tarifvertrag über rechnergesteuerte Textsysteme	12,5 Mio. DM
	Streik und Aussperrung	Metallverarbeitung (Baden-Württemberg)	85 000 S 177 000 A	3 Wochen	Lohn/Abgruppierungsschutz	115 Mio. DM
1978/79	Streik und Aussperrung	Stahlindustrie (Nordrhein-Westfalen)	60 000 S 40 000 A	6 Wochen	35-Stunden-Woche	60 Mio. DM
1980	Streik	Bundespost	25 000	5 Tage	Arbeitszeitverkürzung für Schichtarbeiter	

S=Streik A=Aussperrung
Quelle: W. Müller-Jentsch, Klassen-Auseinander-Setzungen, in: Prokla, Heft 54, 4. Jg., 1984, S. 29/30.

lungsfähige« Forderungen vor, um auf diese Weise deutlich zu machen, daß sie – im Unterschied zur IGM und IG Drupa, die in diesen Jahren in harte Streikauseinandersetzungen verwickelt waren – keine »Konfliktstrategie« verfolgten.

Die Arbeitskampfstatistik weist die Jahre 1976 sowie 1978/79 als Höhepunkte tarifpolitischer Auseinandersetzungen aus. Die Tabellen 8 und 9 vermitteln einen Überblick über die bedeutendsten Arbeitskämpfe dieser Jahre. Der Schwerpunkt der Kämpfe lag in der Druckindustrie sowie in der metallverarbeitenden und in der Stahlindustrie.

Ihre Gegenstände lassen die Bandbreite von klassischen und neuen Forderungen erkennen, die von den Gewerkschaften aus den Erfahrungen der wirtschaftlichen Krisenprozesse sowie aus den Wirkungen der wissenschaftlich-technischen Revolution abgeleitet und in die praktischen Kämpfe eingebracht wurden.

Der Druckerstreik vom Frühjahr 1976 war auf den ersten Blick eine reine Lohnauseinandersetzung, bei der es schließlich gelang, die Lohnleitlinie der Regierung (5,4%) mit einem Ergebnis von 6,5% zu durchbrechen und zugleich praktisch zu beweisen, daß die Mitglieder der Organisation auch unter dem Druck der kapitalistischen Krise wie der »öffentlichen Meinung« kampfbereit waren. Die Beschäftigten in der Druckindustrie hatten zwischen 1970 und 1975 erfahren, daß Lohnverzicht gerade nicht zur Sicherung oder gar zur Ausweitung der Arbeitsplätze führe. In diesem Zeitraum waren allein in der Druckindustrie durch Rationalisierungsmaßnahmen ca. 35 000 Arbeitsplätze verlorengegangen.[129]

Im Jahr 1977 war Bremen ein Zentrum von Arbeitskämpfen. Im Sommer wehrten Arbeiter, Angestellte und Journalisten des »Weserkurier« und der »Bremer Nachrichten« in einem dreiwöchigen Streik den Versuch des Verlegers ab, den Tarifabschluß von 6,5% (1976) auf die übertariflichen Zulagen anzurechen. Im Herbst wurden dann Beschäftigte der Stahl-, Werften- und Flugzeugindustrie für eine Welle von Demonstrationen und

129 Vgl. L. Mahlein, Lehren aus einem Arbeitskampf, in: Gemo, 1976, S. 396 ff.; B. Güther/K. Pickshaus, Der Arbeitskampf in der Druckindustrie im Frühjahr 1976, Frankfurt/Main 1976.

Warnstreiks mobilisiert, um gegen geplante Massenentlassungen zu protestieren.[130] Nachdem im Januar 1978 die Hafenarbeiter in der Gewerkschaft ÖTV eine 7prozentige Lohnerhöhung erstreikt hatten, spitzten sich die Auseinandersetzungen in der Druckindustrie zu. Hier ging es darum, die seit 1975 geforderten tarifvertraglichen Regelungen für Besetzung, Arbeitsbedingungen und Bezahlung an Bildschirmgeräten durchzusetzen. Der Streik, der am 28. 2. 1978 begann (seit Sommer 1977 waren die Verhandlungen von Warnstreiks begleitet), war der erste Arbeitskampf, mit dem Arbeitsplätze und das Lohnniveau von Facharbeitern geschützt werden sollten, die durch den Einsatz der »Neuen Technik« (rechnergesteuerte Textsysteme) bedroht waren. Die Unternehmer setzten in diesem Kampf zum erstenmal die Waffe der bundesweiten Aussperrung ein. Von den gesamten Ausfalltagen waren bei diesem Kampf gut 81 Prozent durch die Aussperrungsmaßnahmen verursacht. Der neue Tarifvertrag, der am 20. 3. 1978 unterzeichnet wurde, ging über bisherige Rationalisierungsschutzabkommen hinaus. Er regelte nicht nur soziale Wirkungen von Rationalisierungsprozessen, sondern nahm auf die Besetzung der Arbeitsplätze und die Gestaltung der Arbeitsbedingungen selbst Einfluß.[131]

Noch vor dem Ende des Druckerstreiks am 15. März 1978 begann der Streik der IGM im Tarifgebiet Nordwürttemberg-Nordbaden. Wenige Tage später eskalierten die Unternehmer (wie schon 1963 und 1971) den Kampf, indem sie 145 000 Metallarbeiter aussperrten (Streikende: 80 000). Hier ging es um eine kombinierte Forderung der IGM: neben einer 7prozentigen Lohnforderung sowie der Forderung nach verstärkter Anhebung der unteren Lohngruppen wurde mit dem »Tarifvertrag zur Besitzstandssicherung« tarifpolitisches Neuland betreten. Durch ein Abgruppierungsverbot sollten Arbeitnehmer davor geschützt werden, daß sie in der Folge von Rationalisierungsmaßnahmen Einkommensverluste hinnehmen müssen.

130 Vgl. G. Hautsch u. a., Arbeitskämpfe '77, Frankfurt/Main 1978.

131 Vgl. K. Pickshaus/W. Roßmann, Streik und Aussperrung '78, Hafen-Druck-Metall, Frankfurt/Main 1978, S. 19 ff.

Das Ergebnis, das nach drei Wochen Streik erreicht wurde, löste gerade bei den aktivsten Gruppen, die in der vordersten Linie der Streikfront und des Kampfes gegen die Aussperrung gestanden hatten, Kritik und Protest aus. Vor allem das Lohnergebnis von gut 5 Prozent wurde als unzureichend bewertet. Gleichzeitig wurde jedoch die Durchsetzung des Tarifvertrages zum Abgruppierungsschutz als ein bedeutender Erfolg auf dem Felde der qualitativen Tarifpolitik (wie vorher schon der »Lohnrahmen II«) anerkannt.[132]

Bei diesem Streik war zudem deutlich geworden, daß der Bezirk Stuttgart der IGM – partiell auch im Konflikt mit den traditionellen Leitsektoren der IGM in der Eisen- und Stahlindustrie von NRW – immer mehr in die Rolle eines Aktivitätszentrums hineinwuchs, in dem sich die Tradition Willi Bleichers mit jener tarifpolitischen Strategie verband, die neben der Verteidigung der Lohninteressen zugleich die Veränderung der Arbeitsbedingungen ins Zentrum rückte. Diese regionale Verschiebung des Aktivitätszentrums in der IG Metall, die dann noch durch die Teilniederlage im Stahlarbeiterstreik 1978/79 beschleunigt wurde, war freilich auch dem Tatbestand geschuldet, daß Baden-Württemberg – mit der Automobilindustrie und ihren Zulieferern – neben Bayern mehr und mehr zu einem prosperierenden Wachstumszentrum des bundesdeutschen Kapitalismus geworden war. Das Nord-Süd-Gefälle, das sich in den folgenden Jahren noch stärker ausprägen sollte, wirkte so auch auf die inneren Strukturen und Handlungsbedingungen der IGM ein.

Den Höhepunkt der Arbeitskämpfe dieser Periode bildete zweifellos der Stahlarbeiterstreik im Winter 1978/79. Die Stahlindustrie war seit 1974 international in eine schwere Krise geraten. Allein in der BRD wurden seitdem mehr als 20% der Produktionskapazität wie der Beschäftigten abgebaut. Zwischen 1970 und 1978 hatte sich die Zahl der Beschäftigten in der Stahlindustrie von 374 000 auf 302 000 vermindert. Die IGM akzeptierte einen Kompromiß, der letztlich nur die zeitli-

132 Vgl. ebd. S. 48 ff.

che Streckung sowie die – auf bestimmte Gruppen beschränkte – soziale Abfederung der Massenentlassungen bewirkte.[133] In der IGM unterstützten daher vor allem die regionalen Krisenzentren Nord- und Westdeutschlands (Werften, Stahlindustrie) die Forderung nach der 35-Stunden-Woche, die beim Gewerkschaftstag 1977 – gegen das Votum des Vorstandes nur mit knapper Mehrheit – durchgesetzt wurde. Schon im Sommer 1978 wurde diese Forderung in die Tarifverhandlungen für die Eisen- und Stahlindustrie in Nordrhein-Westfalen eingebracht. Die Unternehmerverbände gingen sofort auf einen harten Konfrontationskurs; denn in ihrem Tabu-Katalog (der die nicht-verhandlungsfähigen Komplexe aus der Sicht des Kapitals auflistete) stand das Festhalten an der 40-Stunden-Woche an oberster Stelle.

Zwischen dem 27. 11. 1978 und dem 10. 1. 1979 eskalierten Streik und Aussperrung zu einem erbittert geführten Machtkampf. Die IGM mußte schließlich den Kampf abbrechen, ohne ihr Hauptziel, die 35-Stunden-Woche bzw. den Einstieg in die Wochenarbeitszeitverkürzung, erreicht zu haben. Die 40-Stunden-Woche wurde im Tarifvertrag für die Stahl- und die metallverarbeitende Industrie bis 1983 festgeschrieben. Dafür waren die Unternehmer bereit, zusätzliche Freischichten sowie – bis 1982 – 6 Wochen Urlaub für alle zuzugestehen. Viele Stahlarbeiter richteten am Ende des langen Streiks ihre Verbitterung gegen die (regionale) Führung der IGM.[134] Die Niederlage war gewiß auch auf die Taktik der IGM zurückzuführen, die von vornherein den Kampf um die 35-Stunden-Woche als »stahlspezifischen« Konflikt eingegrenzt hatte. Die exemplarische Bedeutung des Kampfes wurde daher im Ansatz verneint. So wurde auch die Mobilisierungsbereitschaft anderer DGB-Gewerkschaften für Solidaritätsaktionen nicht voll ausge-

133 Vgl. dazu A. Lenhardt/G. Weiß, Stahlkrise an der Saar. Ein Kampf um Arbeitsplätze, Frankfurt/Main 1978; J. Esser, Gewerkschaften in der Krise, a.a.O., S. 53 ff.

134 Zum Stahlarbeiterstreik vgl. u. a. G. Hautsch/B. Semmler, Stahlstreik und Tarifrunde 1978/79, Frankfurt/Main 1979; Revier: Streikwinter. Der Stahlarbeiterstreik 1978/79, Duisburg 1979, O. Jacobi u. a., Arbeitskampf um Arbeitszeit, kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1979/80, Berlin (W) 1980.

schöpft. Zum anderen wurde im Ergebnis dieses Arbeitskampfes deutlich, daß in einer Krisenbranche wie der Stahlindustrie nur schwer ökonomischer Druck zu erzeugen war. Die Kapazitätsauslastung war auf ca. 65 Prozent abgesunken, die Lager waren gut gefüllt. Die Industrie hatte sich konzentriert auf den Kampf vorbereitet. In der Verbitterung vieler Stahlarbeiter klangen daher nicht nur die Erfahrungen des harten Streikwinters nach. Vielmehr deutete sich darin schon die Erkenntnis an, daß den Stahlarbeitern jener Weg vorgezeichnet war, den die Bergleute schon ein Jahrzehnt zuvor hatten gehen müssen. Im Grunde handelte es sich um den schrittweisen Niedergang nicht nur einer Indstrie, sondern auch einer politischen Kultur, die seit gut einem Jahrhundert nicht nur die Region, sondern auch die Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung zutiefst geprägt hatte.

Zwischen 1980 und 1982 weist die offizielle Streikstatistik (Tabelle 8) einen deutlichen Rückgang der Streiktätigkeit aus. Als »Arbeitskampf gegen den Trend« wurde daher ein Streik der Deutschen Postgewerkschaft (DPG) bezeichnet, der im November 1980 verbesserte Arbeitsbedingungen und zusätzliche Freischichten für Schichtarbeiter/-innen durchsetzen konnte.[135] Gleichwohl vollzieht sich in diesen Jahren eine Verlagerung von den gewerkschaftlichen Streiks hin zu einer deutlich ansteigenden Zahl von betrieblichen und gewerkschaftlichen Widerstandsaktionen, die von der Arbeitskampfstatistik nicht mehr registriert werden. Die Auswertungen des Archivs »Soziale Bewegung« beim IMSF[136] lassen seit 1979 eine schnelle Zunahme der Teilnehmer/-innen an Warnstreiks, Solidaritätsak-

135 Vgl. H. Bömer u. a., Neue Beweglichkeit – neue Impulse. Betriebs- und Tarifkämpfe 1980/81, Frankfurt/Main 1982, S. 22 ff.; O. Jacobi u. a., Starker Arm am kurzen Hebel, kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1981/82, Berlin (W) 1982, S. 141 ff.

136 Vgl. dazu – neben den vierteljährlich, als Beilage der Zeitschriften »Nachrichten zur Wirtschafts- und Sozialpolitik« (Frankfurt), erscheinenden »Informationen zur Wirtschaftsentwicklung und Lage der Arbeiterklasse« – A. Achenbach u. a., Arbeitskampf an neuen Fronten, Frankfurt/Main 1980; H. Bömer u. a., Neue Beweglichkeit, a.a.O.; H. Dybowski u. a., Nicht wehrlos – doch wohin. Gewerkschaften und neue soziale Bewegungen unter der CDU-Herrschaft, Frankfurt/Main 1983; G. Hautsch/B. Semmler, Betriebsbesetzung, Frankfurt/Main 1983; vgl. auch W. Roßmann, Vergesellschaftung . . ., a.a.O., S. 458 ff.

tionen für Streikende, Demonstrationen und Betriebsbesetzungen erkennen. Die gewerkschaftlichen Tarifbewegungen wurden seit den 70er Jahren immer häufiger von kurzen betrieblichen Warnstreiks begleitet bzw. vorbereitet. Seit Anfang der 80er Jahre hat dann die IGM unter dem Begriff der »Neuen Beweglichkeit« diese Form der Ausübung von sozialem und politischem Druck systematisch weiterentwickelt und eingesetzt. Darüber hinaus breiteten sich im Kampf gegen Arbeitsplatzvernichtung und gegen Sozialabbau Demonstrationen und Kundgebungen als Aktions- und Kampfformen der Gewerkschaftsbewegung aus. So war schon seit 1975 nahezu die gesamte Stadt Speyer in Bewegung geraten, um die Schließung des Zweigwerkes des VFW-Konzern mit 2000 Beschäftigten zu verhindern.[137] Im Jahre 1980 erreichten in der Stahlstadt Dortmund die Aktionen unter der Losung »Stahlwerk jetzt!« mit einer Demonstration von ca. 70 000 Menschen (28. 11. 1980) ihren Höhepunkt. Ebenfalls 70 000 Gewerkschafter/-innen folgten am 7. November 1981 in Stuttgart unter der Losung »Wir leisten Widerstand!« einem Aufruf des DGB-Landesbezirks und mehrerer Einzelgewerkschaften zu einer Demonstration gegen Maßnahmen zur Demontage des Sozialstaates, die von der sozialliberalen Bundesregierung eingeleitet worden waren.

Seit der Mitte der 70er Jahre war die Zahl der Betriebsbesetzungen sprunghaft gestiegen (vgl. Tabelle 10). Diese Aktionsform mußte von vornherein als außergewöhnlich, ja außerhalb der Legalität stehendes Kampfmittel erscheinen; denn mit der Besetzung des Betriebes erfolgt von seiten der Arbeiter ein fundamentaler Eingriff in das Eigentums- und Verfügungsrecht des Unternehmers.

Die herrschende juristische Lehre betrachtet daher die Betriebsbesetzung als ein Delikt des Strafrechts. Je nach den Folgen reicht die Bandbreite vom Hausfriedensbruch bis zum schweren Landesfriedensbruch. In Frankreich kam es während

137 Vgl. G. Hautsch u. a., Arbeitskämpfe '77, a.a.O., S. 55 ff.; G. Pfeifenroth, Einheit von Belegschaft und Bevölkerung – die Grundlage für Erfolge bei VFW – Speyer, in: IMSF (Hrsg.), Rationalisierung, Arbeitsplätze, Arbeitskämpfe. Frankfurt/Main 1979, S. 90 ff.

Tabelle 10: Betriebsbesetzungen in der BRD 1972–1983

Jahr	Betroffene[1]	Betriebe	Gesamtdauer (Tage)
1972	3 000	1	3
1973	380	1	4
1974	-	-	-
1975	790	2	55
1976	1 500	1	4
1977	750	2	8
1978	260	3	8
1979	230	1	1
1980	1 020	3	42
1981[2]	3 670	6	19
1982[3]	4 818	10	84
1983	12 800	16	204

1) Belegschaftszahl der Betriebe bzw. Abteilungen
2) 1981 gab es sieben Blockaden bzw. Besetzungen in sechs Betrieben
3) 1982 gab es außerdem zwei Blockaden in Betrieben mit zusammen 1500 Beschäftigten,
Quelle: IMSF (Hrsg.), Soziale Bewegungen. Analyse und Dokumentation, Frankfurt/M

des Generalstreiks vom Mai/Juni 1968 zu einer Welle von Betriebsbesetzungen. In den folgenden Jahren war diese Kampfmittel – als Übergang vom passiven zum aktiven Streik – vielfach von Arbeitern in Frankreich, Italien und Großbritannien angewandt worden, um drohende Betriebsstillegungen oder Massenentlassungen abzuwehren.[138] Angesichts der geringen Kampferfahrung der Arbeiter in der BRD sowie angesichts des hochentwickelten Legalismus im Handlungskonzept der DGB-Gewerkschaften mußte daher jede Betriebsbesetzung in der Öffentlichkeit als besonders radikaler Bruch mit tradierten Verfahren der gewerkschaftlichen Interessenvertretung aufgenommen werden.

Eine Auswertung der Betriebsblockaden und -besetzungen in der BRD zwischen 1972 und 1982[139] gibt alsbald Aufschluß

138 Vgl. H. Bär u. a., Betriebsbesetzung – eine Kampfform zur Sicherung von Arbeitsplätzen, Frankfurt/Main 1976, hier S. 7 ff.

139 Vgl. die Übersicht in: G. Hautsch/B. Semmler, Betriebsbesetzung, a.a.O., S. 101–103.

über die Ursachen solcher Aktionen. In ca. 83% der Fälle handelte es sich um Formen des Protestes und Widerstandes gegen Massenentlassungen, Konkurse und Betriebsstillegungen. Das Ansteigen der Firmenpleiten im Gefolge der Wirtschaftskrisen erzeugte in den betroffenen Regionen und Kommunen eine verzweifelte Lage, die in den Aktionen der Belegschaften, getragen von der Sympathie der Bevölkerung, ihren Ausdruck fand. Oftmals waren es auch willkürliche bzw. quasikriminelle Machenschaften von Unternehmensleitungen, die eine Radikalisierung des Protest provozierten – so in der Firma Seibel und Söhne, Erwitte (1975), bis hin zur Stillegung der Firma Video-Color (Ulm, 1982) durch den französischen Elektrokonzern Thomson-Brandt, wo der Kampf der Belegschaft von der IGM unterstützt wurde.[140] Nur in ganz wenigen Fällen konnten Betriebsschließungen und Massenentlassungen verhindert werden. Vereinzelt bewirkte die Betriebsbesetzung eine Erhöhung der Sozialplanmittel. Auch nach 1982 konzentrierten sich Betriebsbesetzungen auf Krisenbranchen und -regionen; so im September 1983 die Besetzung der AG-Weser-Werften in Bremen[141] und der HDW-Werft in Hamburg[142], und ab Januar 1984 der Kampf um die Erhaltung des Stahl-Standortes Hattingen (Ruhr)[143], der erst im Jahre 1987 in seine dramatische Phase eintrat.

Als Waffe des gewerkschaftlichen Tarifkampfes war die Betriebsbesetzung in den 70er Jahren nur einmal »erprobt« worden. Um während des Druckerstreiks 1978 gegen die Aussperrung (zumal in Hessen, wo die Landerverfassung, Art. 29, Abs. 5, deren Rechtswidrigkeit festhält) zu protestieren, besetz-

140 Vgl. dazu M. Blank/H. Unterhinnighofen, Betriebsstillegungen und Gegenwehr, in: WSI-Mitteilungen, 1/1983, S. 43 ff. Bes. S. 44 ff. (Der Fall Video-Color).

141 Vgl. H. Ziegenfuß u. a., »Wer kämpft, kann verlieren! Wer nicht kämpft, hat schon verloren!« Tagebuch einer Betriebsbesetzung, Hamburg 1984.

142 Vgl. A. Menzel, Klassenstruktur und politische Bewegung. Beispiel Hamburg, Frankfurt/Main 1985, S. 47 ff.; vgl. auch F. Fichler/H. Geißelbrecht, Werftbesetzung und Umbruchperiode der Arbeiterbewegung in: Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF, 7/1984, S. 60 ff.

143 Vgl. O. König u. a. (Hrsg.), »Unser Beispiel könnte ja Schule machen!« Das »Hattinger-Modell«. Existenzkampf an der Ruhr, Köln 1985.

ten 100 Streikende für 5 Tage die Maschinensetzerei der Frankfurter Rundschau.[144] Erst in den 80er Jahren entwickelte sich in einigen Gewerkschaften – in der IG Drupa und der IGM – eine Diskussion über die Frage, ob das Kampfmittel der Betriebsbesetzung eine angemessene Antwort auf die Aussperrungsmaßnahmen der Unternehmer sein könne. Die IG Drupa entwikkelte in diesem Zusammenhang eine eigenständige Konzeption des aktiven Streiks. Die IGM beschäftigte sich auf ihrem 15. o. Gewerkschaftstag (1986) – nach den Erfahrungen der betrieblichen Abwehrmaßnahmen gegen heiße und kalte Aussperrung in den Arbeitskämpfen des Jahres 1984[145] – mit der Problematik der Betriebsbesetzung in tarifpolitischen Auseinandersetzungen. In der Entschließung zum Gewerkschafts- und Streikrecht wurde die Betriebsbesetzung nicht erwähnt. In einer einstimmig als Material angenommenen Entschließung heißt es u. a.: »Der Betrieb ist Mittelpunkt des Kampfes gegen die Aussperrung – in allen ihren Formen. Es ist davon auszugehend, daß aufgrund der Hoffnungslosigkeit (keine Aussicht auf Kurzarbeitergeld) die Belegschaften, die von kalter Aussperrung betroffen sind, zunehmend bereit sind, betriebliche Aktionen durchzuführen.«[146]

Die gewerkschaftlichen Kämpfe zwischen 1974/75 und 1982 vollziehen sich eindeutig im Rahmen veränderter Handlungsbedingungen und gesellschaftspolitischer Kräfteverhältnisse. Die Ziele und Forderungen dieser Kämpfe sind überwiegend defensiver Natur: es geht um die Sicherung der Realeinkommen und um die Verteidigung von Arbeitsplätzen sowie von sozialpolitischen Errungenschaften. Selbst die komplexen und wissenschaftlich fundierten Forderungen, die IG Drupa und IGM in die Tarifkämpfe des Jahres 1978 einbrachten, dienten der Sicherung von Arbeitsplätzen und dem Schutz vor Qualifikations-

144 Vgl. K. Pickshaus/W. Roßmann, Streik und Aussperrung '78, a.a.O., S. 38/39.

145 Vgl. dazu S. Stamm, Widerstandsaktionen gegen Aussperrung im Tarifgebiet Nord-Württemberg – Nordbaden während des Arbeitskampfes um die 35-Stunden-Woche, in: U. Achten u. a., Arbeitskampf um Arbeitszeit, Marburg 1985, S. 41 ff.

146 Zur Diskussion sowie zur Entschließung vgl. Nachrichten, 12/1986, S. 11 u. S. 15–17.

und Lohneinbußen bei technisch bedingten Umstellungen der Produktion. So zeigt auch die Entwicklung der Löhne (Tabelle 11) wie der Arbeitslosigkeit (Tabelle 7), daß der gewerkschaftliche Widerstand die Grundtendenz des krisenhaften kapitalistischen Akkumulationsprozesses nicht außer Kraft zu setzen vermochte.[147] Dieser Tatbestand ist – im Blick auf die Geschichte der Gewerkschaften im Kapitalismus – natürlich nicht neu.

Tabelle 11: Lohn- und Gehaltsentwicklungen 1975–1982

Jahr	Bruttolohn- u. -gehalts-summe je Beschäftigten	Nettolohn- u. -gehalts-summe je Beschäftigten	Nettoreal verdienste	Reallohn-position*
1975	+7,2	+7,3	+1,1	−1,7
1976	+7,0	+4,3	−0,0	−1,6
1977	+6,9	+5,6	+2,1	−0,3
1978	+5,4	+6,4	+3,8	−0,6
1979	+5,6	+6,1	+2,1	+0,1
1980	+6,6	+5,0	−0,3	+2,1
1981	+4,9	+4,5	−1,3	−0,2
1982	+4,2	+2,9	−2,2	−1,5

* Die Reallohnposition bemißt das Über- und Unterschreiten einer kostenniveauneutralen Lohnentwicklung.
Quelle: W. Roßmann, Vergesellschaftung, S. 473.

Als neue Erfahrung macht sich freilich nunmehr geltend, daß die Entwicklung der gewerkschaftlichen Handlungs- und Kampffähigkeit sich daran bemißt, inwieweit sie die Wirkung der Krisenprozesse, der wissenschaftich-technischen Revolution und der kapitalistischen Rationalisierungsstrategien auf die Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnabhängigen zu begrenzen vermag.

Gleichwohl war die Veränderung des Kräfteverhältnisses von

147 Vgl. zur Lohnpolitik, G. Brandt u. a., Anpassung an die Krise . . ., a.a.O., S. 99 ff.

Kapital und Arbeit nicht allein objektiven, wirtschaftlichen und technologischen Determinanten geschuldet. Die Defensive, in die sich die Gewerkschaftsbewegung gedrängt sah, wurde noch durch den Abschied der sozialliberalen Regierungspolitik von der »Reformära« sowie durch jene Modernisierungsstrategie verstärkt, die die Verbesserung der Kapitalprofite zum Angelpunkt aller haushalts-, sozial- und wirtschaftspolitischen Operationen erklärte. Parallel dazu waren die Unternehmerverbände in der zweiten Hälfte der 70er Jahre zu einer offensiven und koordinierten Konfrontationsstrategie gegenüber den Gewerkschaften übergegangen. Die Leitungsstrukturen der Verbände (BDI, BDA) wurden gestrafft, um die Voraussetzungen einer strategischen Vereinheitlichung zu schaffen, die stets auf die konkurrierenden Interessen von Unternehmen und Branchen in der Auseinandersetzung mit Staat und Gewerkschaften trifft. Die Auseinandersetzung um das Mitbestimmungsgesetz war ebenso wie der Tabu-Katalog, der insbesondere die Ablehnung der Wochenarbeitszeitverkürzung in der gesamten Wirtschaft in den Vordergrund rückte, ein Ergebnis dieser neuen Zentralisierung und Effektivierung des politischen Apparates der Unternehmerverbände.[148] Daß in den 70er Jahren die offensive Waffe der »heißen« wie der »kalten« Aussperrung gegen große Streiks eingesetzt wurde[149], war ebenfalls ein deutliches Signal für einen neuen, aggressiven Kurs des Kapitals.

Die IG Drupa wurde als erste DGB-Gewerkschaft durch die bundesweiten Aussperrungsmaßnahmen (1970, 1976 und 1978) an den Rand ihrer Existenzfähigkeit gebracht; denn die Maßnahmen wurden gezielt eingesetzt, um die Kassen dieser kleinen Gewerkschaft möglichst schnell auszubluten und sie auf diese Weise zur Kapitulation zu zwingen. Nur durch finanzielle Unterstützung von seiten des DGB konnte die IG Drupa diesen Angriff abwehren. Auch die IGM war schon 1971 und 1978/79 vorgewarnt; denn mit der Anzahl der Ausgesperrten stiegen

148 Vgl. W. Roßmann, Vergesellschaftung . . ., a.a.O., S. 434.

149 Zur Geschichte der Aussperrung vgl. R. Kalbitz, Aussperrungen in der Bundesrepublik, Frankfurt/Main, 1979; M. Schneider, Aussperrung. Ihre Geschichte und Funktion vom Kaiserreich bis heute, Frankfurt/Main 1980.

zugleich die Kosten der Streikämpfe für die Organisation (vgl. Tabelle 12).

Tabelle 12: Arbeitskämpfe in der Metallindustrie und ihre Kosten

Streik	Streikende	Ausgesperrte	»kalt« Ausgesperrte	Kosten für die IGM
1971				
Baden-Württemberg	115 000	305 000	100 000	80 Mio.
1978				
Baden-Württemberg	80 000	145 000	77 000	130 Mio.
1978/79			unbe-	
Eisen/Stahl NRW	60 000	70 000	kannt	120 Mio.

Quelle: S. Stamm. Widerstandsaktionen gegen Aussperrung. . ., a.a.O., S. 47.

Falls es nicht gelang, den Unternehmern dieses Instrument des Kampfes aus der Hand zu schlagen, konnte bei künftigen Auseinandersetzungen mit mathematischer Präzision vorausberechnet werden, wie lange eine mächtige und finanzstarke Organisation wie die IGM überhaupt noch streikfähig sein konnte. Daß 1978 im Bezirk Stuttgart der IGM nach den Aussperrungsmaßnahmen der Unternehmer 30 000 Einzelklagen eingereicht wurden, signalisierte noch die Hoffnung, daß solcher Druck auch arbeitsrechtliche Wirkungen erzeugen konnte. Jetzt war freilich schon deutlich geworden, daß nur massiver politischer und gewerkschaftspolitischer Druck, der dem einzelnen Unternehmer den eskalierenden Charakter von Aussperrungsmaßnahmen »handgreiflich« bestätigte, die Führung der Kapitalverbände davon abhalten könnte, mit dem Einsatz dieser Waffe die gesellschaftlich und politisch vorherrschende Macht des Kapitals beweisen zu wollen.[150]

150 In einem Urteil vom 10. 6. 1980 hat das BAG die Aussperrung in der Druckindustrie im Jahre 1978 (als den ca. 39 000 Streiktagen ca. 245 000 Aussperrungstage gegenüberstanden) für rechtswidrig erklärt. Gleichzeitig wurde aber die Legalität der Aussperrung als »Abwehrkampfmittel« der Unternehmer anerkannt. Vgl. dazu kritisch L. Mahlein, Streik und Aussperrung. Das BAG-Urteil und die Antwort der Gewerkschaften, in: ders., »Verteidigt die Einheitsgewerkschaft«, a.a.O., S. 178–191.

Trotz des defensiven Grundcharakters der Forderungen, um die zwischen dem Weltwirtschaftskrisen (1974/75 und 1981/82) gekämpft wurde, entwickelten sich in dieser Periode Elemente eines politischen Lern- und Erfahrungsprozesses, die eindeutig als Zugewinn von Selbstbewußtsein und Selbstbehauptungsfähigkeit, zugleich als Elemente der Formierung eines Systems gewerkschaftlicher Gegenmacht gelten können.[151] Dazu gehört einmal die Kampferfahrung, die sich zwar auf relativ enge Sektoren der DGB-Gewerkschaften konzentriert, die allerdings auf das politische Gesamtverständnis gewerkschaftlicher Praxis ausstrahlt. Außerdem beginnt jetzt bei vielen Gewerkschaften ein Generationswechsel bei den hauptamtlichen wie ehrenamtlichen Funktionären. Die neue Generation ist in der Regel durch die Kämpfe und Debatten der Gewerkschaftsjugend der frühen 70er Jahre sowie durch die gewerkschaftliche Bildungsarbeit geprägt und unterscheidet sich in ihrem politischen Bewußtsein deutlich von jener Funktionärsgeneration, die in der Periode des »Kalten Krieges« und des »Wirtschaftswunders» sozialisiert wurde. Die Vielfalt der gewerkschaftlichen Aktions- und Kampfformen, die seit den späten 70er Jahren die gewerkschaftspolitische Mobilisierung auszeichnete, war daher nicht alleim dem Druck der Krisenprozesse und der Kapitalstrategie geschuldet. Vielmehr drückte sich darin auch eine bewußte und kreative Politisierung gewerkschaftlicher Interessensvertretung aus, die neue Formen der Aktionen und des Bewußtseins entwickeln muß, wenn traditionelle Methoden und Formen der Interessenvertretung (z. B. im Kampf gegen »Vernichtungsaussperrungen« oder in der Auseinandersetzung mit dem »Tod« ganzer Regionen wie in Hattingen/Ruhr) außer Kraft gesetzt werden. Dabei konnten gegen die insgesamt konservative Grundtendenz der Entscheidungen des Bundesarbeitsgerichtes progressive Kontrapunkte gesetzt werden, die ihrerseits durch die Rechtsprechung vorgelagerter Instanzen vorbereitet waren und die zugleich den gewerkschaftlichen Handlungsspielraum erweiterten. So hatte das BAG erstmals

151 Vgl. dazu ausführlich W. Roßmann, Vergesellschaftung . . ., a.a.O., S. 208 ff.

1976 Warnstreiks zur Unterstützung von Tarifverhandlungen nach Ablauf der Friedenspflicht für zulässig erklärt, wenn sie von der Gewerkschaft getragen sind. Bemerkenswert war ferner eine Entscheidung des BAG aus dem Jahre 1982, in der Solidaritätsstreiks der IGM während des Stahlarbeiterstreiks 1978/79 nicht als Verstoß gegen die tarifvertragliche Friedenspflicht bewertet wurden. Anfang der 80er Jahre haben Arbeitgeberverbände der Metallindustrie Klagen erhoben mit dem Ziel, die von der IGM praktizierte neue Beweglichkeit »für rechtswidrig« zu erklären. Auf diesem Wege soll zumindest durch das BAG die Zulässigkeit von Warnstreiks begrenzt werden.[152]

Innergewerkschaftliche Konflikte und neue Widersprüche

Bis zum Ende der 70er Jahre hatte sich in den DGB-Gewerkschaften eine politisch-ideologische Konstellation der Kräfte herausgebildet, in der Diskussionen über den weiteren Weg, die Strategie und die Politik der Gewerkschaften unvermeidlich wurden. Schon 1969 hatte der Vorsitzende des DGB-Landesbezirks Rheinland-Pfalz, Julius Lehlbach, davon gesprochen, daß die »deutsche Gewerkschaftsbewegung« am »Scheideweg (steht): sie kann den bequemen Weg einer quasi-öffentlichen Institution und sie kann den schweren und dornenvollen Weg der autonomen Widerstandsorganisation der arbeitenden Menschen gehen«.[153] Ein Jahrzehnt danach war deutlich geworden, daß angesichts von Wirtschaftskrisen und Massenarbeitslosigkeit, der restriktiven Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik der sozialdemokratisch geführten Bundesregierung sowie angesichts der Polarisierung von Kapital und Arbeit, wie sie in den Konflikten, Kämpfen und Bewegungen seit 1976 offenbar geworden war, selbst der »bequeme Weg« nur um den Preis eines substantiellen Verzichts auf gewerkschaftliche Ziele und

152 Vgl. dazu U. Zachert/M. Bobke, Koalitions-, Tarif- und Arbeitskampfrecht, in: M. Kittner (Hrsg.) Gewerkschaftsbuch '84, a.a.O., S. 307 ff., hier S. 330 ff.

153 Zit. n. W. Petschik, DGB-Satzungsreform und innergewerkschaftliche Demokratie, in: Marxistische Blätter, 1/1971, S. 21 ff., hier S. 22/23.

Forderungen, damit einer Schwächung gewerkschaftlicher Vertretungsmacht, beschritten werden könnte.

So mußte sich zwischen den DGB-Gewerkschaften, die sich inzwischen an die Spitze des Widerstandes gegen Kapital- und Regierungspolitik gestellt hatten, und denjenigen Verbänden, die die sozialpartnerschaftliche Orientierung ihrer Politik sowie deren Gemeinwohl-Bindung (d. h. ihre Bindung an die Sozialdemokratie in der Regierung, insbesondere an Bundeskanzler Helmut Schmidt) umso stärker betonten, ein strategisches Konfliktpotential ansammeln. Daß diese Differenzen sich öffentlich nicht – wie noch in den 60er Jahren – auf Grundsatzfragen der Gewerkschaftspolitik im engeren Sinne (z. B. Tarifpolitik) konzentrierten, hatte seinen Grund nicht nur darin, daß sich die Tendenz zur Abschottung der selbständigen Einzelgewerkschaften noch verstärkte. Vielmehr wurde den integrationistischen Führungsgruppen in den Gewerkschaften mehr und mehr bewußt, daß mit der Radikalisierung sozialer Auseinandersetzungen, mit der zunehmenden innergewerkschaftlichen Kritik an der Politik der SPD und schließlich auch mit dem beginnenden Generationswechsel bei den Funktionären der unteren und mittleren Ebene, die von den Erfahrungen der DGB-Jugend der 70er Jahre geprägt waren, die Gefahr sich abzeichnete, daß ihre führende ideologische Position bei der Interpretation des gewerkschaftlichen Selbstverständnisses – und, darin eingeschlossen, der Gewerkschaftsgeschichte – in Frage gestellt werden könnte. Die Abwehr dieser »Gefahr« wurde schnell zum Leitmotiv der »Geschichtsdebatte« sowie der Auseinandersetzung um die gewerkschaftliche Jugendarbeit, die sich im Feldzug gegen eine vermeintliche »kommunistische Unterwanderung« der DGB-Gewerkschaften (und anderer Institutionen) konzentrierte. Daß sich dabei sofort die Bataillone derjenigen politischen und publizistischen Kräfte, die vom äußersten rechten Rand des politischen Spektrums (z. B. Deutschland-Magazin, Bayernkurier, National-Zeitung) den Kampf gegen den Kommunismus (in seinen offenen und vor allem »subversiven« Gestaltungen) als Hauptgeschäft betreiben, in die Schlacht einreihten, konnte niemanden überraschen.

Die »Geschichtsdebatte« im DGB wurde durch die erste Auflage des vorliegenden Buches (1977) ausgelöst und beschäftigte bis zur Münchener Geschichtskonferenz des DGB im Oktober 1979[154] die Gewerkschaftspresse sowie die Tagespresse der Bundesrepublik. Zunächst mochte es den Anschein haben, als ob der erste Angriff in der Westberliner Zeitschrift »Neuer Langer Marsch« von einer ultralinken Position ausging, die das »zentrale politische Problem... der Arbeiterorganisationen« darin sehe wollte »nicht reformistisch zu versumpfen oder putschistisch kaputtzugehen«, und deshalb gegen den »historisch unvermeidliche(n) Apparatopportunismus« ankämpfte.[155] Da jedoch die »Marburger Geschichte« – mit ihren »Legenden, Verbiegungen und letztlich Fälschungen« – als der »bisher geschickteste Versuch« bezeichnet wurde, » die parteikommunistische Geschichtskonstruktion an den bundesrepublikanischen Leser zu bringen«[156], war diese Kritik von vornherein als Aufruf an die antikommunistischen Kräfte in den DGB-Gewerkschaften gerichtet, dieser subversiven Unterwanderung und Indoktrination entgegenzutreten. »Es muß«, so wurde diese Absicht zwei Jahre später verdeutlicht, »gegenüber den diffamierenden Darstellungen der DDR-Geschichtsschreibung und der von ihr weitgehend abhängigen ›Marburger Schule‹ deutlich gemacht werden, daß die Kommunisten nicht erst heute, sondern seit 60 Jahren, unter ihrer anhaltenden Erfolglosigkeit leidend, zum Schaden der Gewerkschaftsbewegung mit allen ideologischen und taktisch-organisatorischen Mitteln versucht haben, als widerspruchslose Befehlsempfänger der Moskauer Zentrale kommunistische Parteiagitation in die Gewerkschaften hineinzutragen«.[157]

154 Vgl. H. O. Vetter (Hrsg.), Aus der Geschichte lernen – die Zukunft gestalten, Köln 1980.

155 So M. Scharrer, Arbeiterbewegung und Obrigkeitsstaat, Berlin (W) 1976, S. 30 und S. 39.

156 M. Scharrer, Zit. n. M. Wilke, Einheitsgewerkschaft zwischen Demokratie und antifaschistischem Bündnis, hrsg. im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung, Melle 1985, S. 161.

157 O. K. Flechtheim, W. Rudzio, F. Vilmar, M. Wilke, Der Marsch der DKP durch die Institutionen, Frankfurt/Main 1980, S. 21.

So wurde die Geschichtsdebatte auf zwei – oftmals nur schwer voneinander zu trennenden – Feldern ausgetragen. Auf der einen Seite wurden – auch über die Münchener Konferenz hinaus – historische Forschungen und – selbstverständlich kontroverse – Diskussionen angeregt[158], die nicht nur neue Quelleneditionen und Gesamtdarstellungen hervorbrachten, sondern auch den kritischen Phasen der Gewerkschaftsgeschichte, die bis dahin nur zu oft mit resignativen Hinweisen auf die vermeintliche Ausweglosigkeit bzw. Ohnmacht der gewerkschaftlichen Politik verschleiert worden waren, nicht länger ausweichen konnten. Dabei hatte insbesondere die kritische Auseinandersetzung mit der Tolerierungspolitik von ADGB und SPD gegenüber dem Präsidialkabinett von H. Brüning nach 1930 die Funktion, das Lernen aus der Geschichte mit der Entwicklung einer Strategie des Widerstandes gegen die – von der sozialliberalen Regierung eingeleitete – Politik des Sozialabbaus sowie gegen die Massenarbeitslosigkeit zu verbinden. »Die Geschichte der Gewerkschaftsbewegung legitimiert die Gewerkschaften heute mehr als jede andere politische Institution, für beschäftigungspolitische Programme mit Nachdruck einzutreten. Sie verpflichtet sie aber auch gleichzeitig, durch aktiven, rechtzeitigen gewerkschaftlichen Widerstand gefährliche Entwicklungstendenzen abzuwehren und ihre sozialen Alternativen durchzusetzen.«[159] Auf diesem Gebiet der Vermittlung historischer Lehren mußten freilich jene Historiker versagen, die immer noch nach Rechtfertigungsgründen für die Tolerierungspolitik suchten, um auf diese Weise die Kritik »kommunistischer Geschichtsschreibung« zurückzuweisen.

158 Als Aufarbeitung der Diskussion sowie als Positionsbestimmung vgl. F. Deppe/G. Fülberth/J. Harrer, Aktuelle Probleme der Geschichtsschreibung der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung, I/II, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 1979, S. 488 ff. u. S. 569 ff.; dies., Kritik und Antikritik. Zur aktuellen Diskussion über die Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 1980, S. 83 ff.

159 Vgl. dazu W. Roßmann, Brünings Notverordnungspolitik 1930/31, Bonner »Sparpolitik« 1981/82 und die Haltung der Gewerkschaften, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 1982, S. 56 ff., hier S. 73; ders., Kann man in der Krise kämpfen? In: druck und papier, Nr. 23, 15. 11. 1982; F. Deppe/W. Roßmann, Wirtschaftskrise – Faschismus – Gewerkschaften (1929–1933), Köln 1981.

Auf der anderen Seite war die Geschichtsdebatte nur der ideologische Ausdruck eines harten, innergewerkschaftlichen Machtkampfes. Auf diesem Felde wurde nicht mit dem Florett, sondern mit Knüppeln geschlagen. Mit dem Vorwurf der »Unterwanderung« war schon die Methode der Auseinandersetzung vorausgesetzt. Die Enthüllungen im Stile der Verfassungsschutzberichte, die offene und verborgene Netze der Infiltration ans Tageslicht bringen sollten, zielten einmal auf die Kriminalisierung marxistischer Positionen (hier: die »DKP-Historiographie« und ihre »Marburger Freunde«).[160] Außerdem wurden die Sozialdemokraten in den DGB-Gewerkschaften aufgerufen, der Gefahr der »Zerstörung sozialdemokratischer Bindungen« im DGB entschlossen entgegenzutreten.[161] Schließlich wurde »eine ganz klare Abgrenzung der DGB-Position« gegenüber Organisationen, Institutionen und auch Personen[162] – kurz »zu der DKP und ihren Freunden« eingefordert: »Was hindert die Gewerkschaften, eine solche Abgrenzung in ihren Satzungen zu verankern?«[163]

160 Vgl. dazu G. Beier, Die Wiederentdeckung der Gewerkschaftsgeschichte, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung »Das Parlament«, B. 41/1979, 13. 10. 1979, S. 19–36. Beier schreibt über den Versuch der DDR/SED, auf den DGB »Einfluß« zu gewinnen: »Diese Bemühungen dauern seit 1963 an und zeigen seit Mitte der 70er Jahre sichtbare Erfolge. Dabei scheint die Initiative von Ostberlin und Bernau auf die Zentren der DKP-Arbeit in Westdeutschland übergegangen zu sein, ohne daß von einer unabhängigen Entwicklung gesprochen werden kann« (ebd., S. 25 f.). Vgl. auch ders., Leninisten führten die Feder. Über einen Versuch, Geschichte umzufälschen, in: ÖTV-Magazin 3/1979, S. 33–37.

161 Vgl. O. K. Flechtheim u. a., Der Marsch . . ., a.a.O., S. 108, S. 139/140, S. 170 ff. F. Vilmar hatte schon 1975 den Marburger Fachbereich Gesellschaftswissenschaften als »sowjet-marxistische Infiltrationszentrale« denunziert (ders., Gesamteuropäische Koexistenz und innersozialistische Kritik, in: R. Dutschke/M. Wilke (Hrsg.), Die Sowjetunion, Solschnizyn und die westdeutsche Linke, Reinbek 1975, S. 29–64. Die CDU-Fraktion im Hessischen Landtag hatte daraufhin – unter Berufung auf die »Untersuchungen von Prof. Vilmar« – am 23. 10. 1975 die Schließung dieses Fachbereiches gefordert; vgl. BdWi-Sektion Marburg (Hrsg.), Sozialwissenschaft und Arbeitnehmerinteressen, Köln 1977, S. 46/47.

162 In diesem Zusammenhang stand auch der Angriff von P. V. Oertzen auf Wolfgang Abendroth, der sich gegen denunziatorische Kritik an der »Geschichte« ausgesprochen hatte: »Jedenfalls sind die Auffassungen Abendroths unvereinbar mit dem Programm des DGB und unvereinbar mit den Grundsätzen der Demokratie, den Zielen des Sozialismus und den Traditionen der freiheitlichen Arbeiterbewegung.«

163 O. K. Flechtheim u. a., Der Marsch . . ., a.a.O., S. 227/28. Dieser Fragestellung ist ebenfalls die Arbeit von M. Wilke, Einheitsgewerkschaft . . ., a.a.O., gewidmet. Wilke

Im weiteren Verlauf der Auseinandersetzung wurde jedoch deutlich, daß es den Initiatoren der UnterwanderungsKampagne in erster Linie darum ging, im Bereich der DGB-Jugend und der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit Pflöcke einzurammen, um insbesondere die Jugend- und Bildungsarbeit der IGM sowie die dafür verantwortlichen Funktionäre als Einflußfeld kommunistischer Infiltrationsstrategien zu denunzieren. Im Ergebnis dieser Kampagne wurde Ende 1979 der DGB-Bundesjugendsekretär Heinz Hawreliuk (IGM) seines Amtes enthoben – »mit der internen Begründung, er habe zu wenig Stehvermögen gegenüber der SDAJ in der Gewerkschaftsjugend bewiesen«.[164] Auch in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) kam es zu heftigen Auseinandersetzungen, die 1979/80 einen Höhepunkt erreichten, als deren Vorsitzende in Nordrhein-Westfalen, Ilse Brusis, »Thesen zur Diskussion um kommunistische Aktivitäten in den DGB-Gewerkschaften« vorlegte und 1980 »den profilierten DGB-Kritiker Dr. Manfred Wilke als Geschäftsführer nach Essen (holte)«.[165] Nunmehr rückten vor allem führende Funktionäre der IGM, der IG Drupa sowie der Gewerkschaft HBV ins Zentrum der Kritik. Ihnen (allesamt Mitglieder der SPD) wurde – als »Brigade Honecker im DGB« (Welt am Sonntag)[166] – vorgeworfen, durch Passivität bzw. durch »Bündnispolitik« als Steigbügelhalter bzw. als »nützliche Idioten« der kommunistischen Infiltration zu wirken. Daß die bayrische CSU im Jahre 1979 Pläne zur Spaltung der Einheitsgewerkschaft diskutierte und sich dabei auch auf die These von der »kommunistischen Unterwanderung« der DGB-Gewerkschaften berief, war nur ein weiterer Beleg für die praktische Wirksamkeit jener Kampagnen.[167]

konstatiert resigniert das Scheitern dieses Kampfes um die Ausgrenzung (vgl. ebd., S. 297/99). Der Autor, der sich einst trotzkistischen Positionen verpflichtet fühlte, agiert immer offener als antigewerkschaftlicher Propagandist für das konservative Lager sowie für Unternehmerverbände (vgl. dazu sein jüngstes Publikat über die Mediengewerkschaft).

164 M. Wilke, Einheitsgewerkschaft . . ., a.a.O., S. 167.

165 F. Vilmar, Was heißt hier kommunistische Unterwanderung?, Frankfurt/Main – Berlin – Wien 1981, S. 39 ff.

166 Zit. n. M. Wilke, Einheitsgewerkschaft . . ., a.a.O., S. 256.

167 Vgl. dazu IGM, Spalte und herrsche. F. J. Strauß und die Einheitsgewerkschaft, Frankfurt/Main u. j.; F. Deppe/W. Roßmann, »Gewerkschaftspluralismus« und »repressive

Der DGB hatte 1975 beschlossen, das geltende Grundsatzprogramm zu überarbeiten. Erst im Oktober 1979 wurde vom Bundesvorstand ein Entwurf für das neue Grundsatzprogramm verabschiedet und der Termin für einen außerordentlichen »Programmkongreß« (März 1981) festgelegt. In diesem Entwurf wurde zum erstenmal auf Geschichte und Entstehung der Einheitsgewerkschaft eingegangen: »Die Einheitsgewerkschaft hat die historischen Traditionen, politischen Richtungen und geistigen Ströme der Arbeiterbewegung, vor allem der freiheitlich-sozialistischen und der christlich-sozialen Richtungen, in eine gemeinsame Organisation zusammengeführt«.[168] Es lag nahe, daß um diese Formulierung historische und politische Diskussionen entbrannten, die sich auf die Frage nach der Rolle der Kommunisten als politische Strömung der Arbeiterbewegung sowie bei der Schaffung der Einheitsgewerkschaft konzentrierten. Die Initiatoren der Unterwanderungs-Kampagne konnten die Ausgrenzung dieser Strömung zunächst als eindeutigen Erfolg ihrer Bemühungen ansehen.[169] Vorstandsmitglieder der IGCPK, der IBGBE (deren Presseorgan »Einheit« wahre Orgien gegen jungsozialistische, grüne und kommunistische Positionen inszenierte) plädierten entschieden für die Ausgrenzungspolitik. Hermann Rappe, zu dieser Zeit noch stellvertretender Vorsitzender der IGCPK, fand die Diskussion »um das Hintertürchen im Grundsatzprogramm, daß es auch den Kommunisten erlaubt sein soll, als eine Traditionsströmung des DGB aufzutreten. . . einfach erbärmlich.« Sein Geschichtsbild war in der Tat unerschütterlich: »Kommunisten wollten Gewerkschaften immer nur erobern und spalten. Sind es dann ›ihre‹ Gewerkschaften, werden die Andersdenkenden rücksichtslos ›ausgeschaltet‹ und statt innergewerkschaftlicher Wahlen regiert die Partei. Solche Gewerkschaften wollen wir nicht,

Integration«, in: D. Hensche u. a., Strauß und die Gewerkschaften, Köln 1980, S. 32 ff., bes. S. 35–38.

168 Zit. n. F. Deppe, Zur Diskussion um das neue Grundsatzprogramm des DGB, in: IMSF (Hrsg.) DGB wohin? Frankfurt/Main 1980, 2. Aufl., S. 5 ff., hier S. 34.

und daß deshalb die Gewerkschaftszerstörer ebenfalls zu unserer Tradition gehören sollen, vermag ich nicht einzusehen.»[169] Und doch konnte sich bei der Verabschiedung des Programms die Politik der Ausgrenzung nicht voll durchsetzen. Der Kompromiß, der nach einer kontroversen Diskussion[171] mit großer Mehrheit beschlossen wurde, veränderte zwar nicht die Privilegierung der »freiheitlich-sozialistischen« und der »christlich-sozialen« Strömung (die damit – im Widerspruch zu historischen Tatsachen – aufgewertet wurde), fügte jedoch den Hinweis auf die »Erfahrungen der Arbeitnehmer vor und während der Weimarer Republik und der Verfolgung in der Nazidiktatur« sowie ein Toleranz-Gebot gegenüber der »internen Vielfalt der Meinungen« hinzu.[172]

Der Streit um die Interpretation der Gewerkschaftsgeschichte bewegte sich offenkundig um »alte Fragen« (z. B. die Bewertung des 4. August 1914, der Novemberrevolution, der KPD-Politik in der Weimarer Republik usw.). Und auch die Ausgrenzungspolitik der Unterwanderungs-Forscher bediente sich durchaus konventioneller Methoden der »Enthüllung« und Denunziation, die im politischen Klima der 50er Jahre (kalter Krieg) gang und gäbe gewesen waren. Daß dieser Streit 1979/80 seinen Höhepunkt erreichte, war jedoch nicht zufällig; denn letztlich stand auch hinter den historischen Kontroversen die Frage nach der Weiterentwicklung einer autonomen, gewerkschaftlichen Klassenpolitik gegenüber Staat (damit auch gegen-

169 Vgl. dazu – freilich mit resignativer Grundtendenz – M. Wilke, Einheitsgewerkschaft . . ., a.a.O., S. 253 ff.

170 Zit. n. ebd., S. 247/48 und S. 249; zum Problem der innergewerkschaftlichen Demokratie in der – inzwischen von H. Rappe geführten – IGCPK vgl. als Schlaglicht die Vorgänge in der Verwaltungsstelle Hannoversch-Münden im Jahre 1934, R. Duhm, u. a. (Hrsg.), Wachstum alternativ. Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1983/84, Berlin (W) 1983, S. 155.

171 Vgl. G. Arndt u. a., DGB-Programm '81, Frankfurt/Main 1981, S. 297 ff.

172 Die Ergebnisse des Programmkongresses von 1981 konnte die Befürworter der Ausgrenzungspolitik nicht befriedigen. So unternahmen sie beim 13. o. DGB-Kongreß (Hamburg 1986) einen erneuten Vorstoß, um Bündnisse des DGB »mit Organisationen, die in totalitären Gesellschaftssystemen oder undemokratischen Staatsformen das Ziel ihrer politischen Betätigung sehen«, auszuschließen. Diese Teile des Antrag 43 fanden jedoch keine Mehrheit; vgl. den Antrag sowie Ausschnitte aus der Diskussion, in: Nachrichten, 7/1986, S. 15 u. S. 19/20.

über der SPD) und Kapital, damit aber auch die Auseinandersetzung mit der sozialpartnerschaftlichen Orientierung, die ja vor allem von denjenige Gewerkschaftsvorständen praktiziert wurde, die sich für die Ausgrenzung linker Kräfte aussprachen. Leonhard Mahlein hat im Jahre 1983 diese strategische Differenz, die in der Einheitsgewerkschaft zwischen den verschiedenen Strömungen offen und demokratisch auszutragen ist, prägnant auf den Begriff gebracht: »Autonome Gewerkschaftspolitik widerspricht im Grund dem Gewerkschaftsverständnis als ›Ordnungsfaktor‹ innerhalb einer kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Jeder Ausgangspunkt autonomer Gewerkschaftspolitik ist die Kritik sozialpartnerschaftlicher Theorie und Praxis, die letztlich eine Unterordnung der Interessen der Arbeitenden unter die Unternehmerinteressen zum Inhalt hat. Durch Appelle an die Verpflichtung zum... ›Gemeinwohl‹, hinter denen sich nichts anderes als Unternehmerinteressen verbergen, sollen die Gewerkschaften zu einer Verzichtshaltung bewogen werden. Die Kritik dieser Verzichtshaltung und Gemeinwohlbindung ist für eine autonome Gewerkschaftspolitik... Voraussetzung für die konsequente Verteidigung der sozialen und politischen Rechte der Arbeiter und Angestellten.«[173]

Gleichwohl hatte die Hektik der Geschichtsdebatten auch ablenkende Wirkungen. Sie blockierte zeitweise die notwendige Aufmerksamkeit für zahlreiche »neue Fragen«, die seit der zweiten Hälfte der 70er Jahre immer deutlicher die gesellschaftspolitischen Diskurse beeinflußten und die zugleich tiefgreifende Veränderungen in den politischen Aktions- und Organisationsformen signalisierten. Erste Anstöße gingen von örtlichen Bürgerinitiativen aus, die sich – oftmals mit neuen Aktionsformen des gewaltfreien Widerstandes – gegen Umwelt- und Naturzerstörung durch industrielle und infrastrukturelle Großprojekte, vor allem aber gegen Atomkraftwerke (AKW),

173 L. Mahlein, Gewerkschaften heute, Frankfurt/Main 1983, S. 20; zur theoretischen Begründung der »Gewerkschaftsautonomie« vgl. F. Deppe, Autonomie und Integration, Marburg 1979, S. 87 ff.

zur Wehr setzten. Die Anti-AKW-Bewegung begann in Wyhl (Kaiserstuhl) 1974/75 und entwickelte sich schon ab 1976 – jetzt in der Auseinandersetzung um das KKW Brokdorf sowie um die in Gorleben geplante Wiederaufarbeitungsanlage (WAA) – zu einer Massenbewegung gegen die herrschende Energiepolitik.[174] 1979/80 kam es in Südhessen zu einer Massenbewegung gegen die Erweiterung des Frankfurter Flughafens um die »Startbahn West«. Ab 1980 breitete sich die sog. »neue Friedensbewegung« – als Widerstandsbewegung gegen den Nachrüstungsbeschluß der NATO (1979), d. h. die Absicht zur Stationierung atomarer Mittelstreckenwaffen in Europa (Pershing II und Cruise Missiles) – über eine Vielzahl von örtlichen Friedensinitiativen aus. Am 10. Oktober 1981 kamen in Bonn mehr als 300 000 Menschen zusammen, um gegen den Stationierungsbeschluß und gegen die Vernichtungsgefahr eines atomaren Krieges zu demonstrieren. In der gleichen Zeit hat sich die Frauenbewegung durch Kampagnen (z. B. § 218), aber vor allem durch die Vielzahl von Projekten (z. B. Frauenhäuser) als autonome soziale und politische Bewegung durchgesetzt. Als der »politische Arm« dieser neuen sozialen Bewegungen bezeichnete sich die Partei der GRÜNEN, die 1978 gegründet worden war und ab 1979 in Landtage (Bremen, Baden-Württemberg, Niedersachsen, Hessen usw.) einzog, um dann – im zweiten Anlauf im März 1983 – mit 28 Abgeordneten in den Bundestag einzuziehen. Die Wähler der GRÜNEN rekrutieren sich überwiegend aus den jüngeren Mittelschichten-Generationen, die in der Regel über ein höheres Bildungsniveau verfügen. Bei diesen Gruppen verzeichnete nunmehr die SPD – vor allem in den Großstädten und in den Universitätsstädten – bei Wahlen dramatische Verluste zugunsten der Partei der GRÜNEN.

Für die Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung entstand mit dem Aufschwung dieser neuen sozialen Bewegung eine schwierige Konstellation. Deren Gesellschaftskritik und Politikverständnis stand auf den ersten Blick in einem scharfen Gegensatz

174 Vgl. F. Karl, Die Bürgerinitiativen. Soziale und politische Aspekte einer neuen sozialen Bewegung, Frankfurt/Main 1981.

zum programmatischen Selbstverständnis der Arbeiterbewegung (auch ihres marxistischen Flügels). Der »Wachstumsfetischismus« der industriellen Zivilisation wurde als die hauptsächliche Ursache der fortschreitenden Zerstörung der natürlichen Umwelt kritisiert. Er wurde zugleich als die Triebkraft von Großprojekten und Katastrophentechnologien (Kern- und Rüstungstechnologien, Biotechnologie) angesehen, die nicht nur die Umwelt (Wasser, Luft, Wälder, Atmospähre etc.) zerstören, sondern mehr und mehr Leben und Gesundheit der Menschen bedrohen. Namentlich die Gewerkschaftsbewegung mußte so als Element bzw. als »Komplize« der Industriegesellschaft erscheinen. Durch ihre Forderungen nach Lohnsteigerungen, Arbeitsplatzsicherung und Wachstum treibe diese selbst noch die inzwischen destruktiv gewordene Logik der Produktivkraftentwicklung voran. Dieser »ökologische Fundamentalismus« beanspruchte einen neuen Typ von Politik: da die Logik des Industriesystems durch verselbständgte politische Apparate und Großorganisationen (wie auch die Gewerkschaften) beherrscht wird, erfordert der Kampf gegen diese Logik dezentralisierte, basisdemokratische Bewegungen, die nicht nur von den bürokratischen Zwängen der politischen Apparate sich befreit haben, sondern zugleich in den alternativen Lebensweisen eine neue Form der Vereinigung von individueller Selbstverwirklichung, ökonomischer Reproduktion und politischem Kampf praktizieren.

Obwohl der DGB schon früh ein umweltpolitisches Programm verabschiedet hatte, wurden die Forderungen der Ökologiebewegung zunächst nur von einer Minderheit aufgenommen. Die Mehrheit – auch wenn sie nicht jener heftigen Polemik zustimmten, die nunmehr in der Zeitung der IGBE gegen »GRÜNE und Chaoten« entfacht wurde – blieb bei dem positiven Votum für Kernenergie, Wachstum und technischen Fortschritt, obwohl erste Zweifel über das traditionelle Technik- und Fortschrittsverständnis der Arbeiterbewegung aufkamen. Außerdem herrschte immer noch ein Mißtrauen gegenüber den »neuen sozialen Bewegungen« vor, das diese als »bürgerlich« oder »kleinbürgerlich«, gelegentlich auch als schnell verglim-

mendes Strohfeuer eines utopischen, romantischen Politikpotentials disqualifizierte. Die zunächst starren Fronten der Konfrontation lösten sich jedoch seit Anfang der 80er Jahre zunehmend auf. Dabei spielte die Friedensbewegung eine gewichtige Rolle; denn in ihr entwickelten sich neue Formen des Zusammenwirkens, des Aufeinanderzugehens von Arbeiterbewegung und neuen sozialen Bewegungen[175], in denen Vorbehalte und Vorurteile abgebaut wurden.

Schließlich vollzog sich in den Gewerkschaften selbst eine Wandlung in der Bewertung der Ökologie-Problematik. Die Vorschläge des DGB zur Wiederherstellung der Vollbeschäftigung (seit 1977) zielten bald auf ». . .Strategien zur Beschleunigung des qualitativen Wirtschaftswachstums. Gemeint sind nicht Produktionsrekorde um den Preis der Zerstörung unserer Umwelt und der Gefährdung userer Gesundheit. Gemeint sind Forderungen nach mehr und besserem Wachstum, die gleichermaßen die Lebensqualität der Bevölkerung steigern und die Beschäftigungsrisiken der Arbeitnehmer mindern. Gewollt und gefordert ist also der Schutz von gesellschaftlichen Lebens- und menschlichen Arbeitsbedingungen durch die Verbindung der quantitativen und qualitativen Elemente des Vollbeschäftigungsziels.«[176] Gleichwohl dauerte es fast ein Jahrzehnt, bis sich die Mehrheit eines DGB-Kongresses (Hamburg 1986) – jetzt unter dem Eindruck der Atomkatastrophe im sowjetischen Tschernobyl und auch der neuen energiepolitischen Orientierung der SPD – für den »Ausstieg« aus der Kernenergie aussprach.

Daß die Gewerkschaften zunehmend gezwungen waren, sich mit den durch die neuen sozialen Bewegungen politisierten Widerspruchskomplexen und Forderungen (Frieden, Umwelt, Energiepolitik, Frauenfrage) auseinanderzusetzen, hatte nicht nur darin seinen Grund, daß alle politischen Kräfte diesen »Gattungsfragen« nicht länger ausweichen konnten. Der gesell-

175 Vgl. dazu u. a. W. Abendroth, Friedensbewegung und Arbeiterbewegung, Marburg 1982.

176 R. Kuda, Wirtschaft, in: M. Kittner (Hrsg.) Gewerkschaftsjahrbuch 1984, S. 125 ff., hier S. 169.

schaftspolitische Auftrag der Gewerkschaftsbewegung konnte nicht länger jene Beeinträchtigung der Arbeits- und Lebensbedingungen ignorieren, die von der Gefährdung der Umwelt, der Bedrohung des Lebens und der Gesundheit ausgingen. Die »Verteidigung von Arbeitsplätzen um jeden Preis« (z. B. in den Kernkraftwerken oder in der Rüstungsproduktion) wurde ebenso unsinnig wie die abstrakte Gegenüberstellung von Ökologie und Ökonomie, die bei Teilen der neuen sozialen Bewegung antigewerkschaftliche Einstellungen förderte. Schließlich vollzog sich auch im Bewußtsein zahlreicher Gewerkschaftsmitglieder, vor allem bei der jungen Generation – und hier vor allem bei den Frauen – ein Wandel, der die Frontstellung zwischen »alter« Arbeiterbewegung und »neuen« sozialen Bewegungen gleichsam aufweichte.

Zunächst waren es vor allem höherqualifizierte Beschäftigte des öffentlichen Dienstes (z. B. Lehrer, Hochschulangehörige), die sich auch als Gewerkschafter in der Friedens-, Ökologie- und Frauenbewegung engagierten. Gleichwohl war schon in den 70er Jahren zu erkennen, daß auch bei den traditionellen Kernen der Industriearbeiterschaft – vor allem aufgrund von gestiegenem Bildungsniveau, mehr Freizeit aufgrund von Veränderungen in der Lebensweise der Lohnabhängigen insgesamt[177] – ein »Wertewandel« in Gestalt neuer sozialer und politischer Bedürfnisse auch in der gewerkschaftlichen Organisation und Praxis sich ankündigte. W. Roßmann hat diesen Wandel wie folgt charakterisiert: »Es haben sich (zudem) demokratische Wertorientierungen vor allem unter den gewerkschaftspolitisch aktiven, informellen wie formellen, Kadern – aus der jüngeren Generation und höherqualifizierten Gruppen – stärker verankert. Damit sind vor allem Bedürfnisse und Ansprüche nach echten Mitbestimmungs- und Kontrollrechten, Forderungen nach Basisbeteiligung in der Politik, aber auch nach transparenten Informations-, Kommunikations- und demokratischen Entscheidungsstrukturen auf allen gewerkschaftlichen Ebenen und Handlungsfeldern gemeint. Sie schließen die Forderung nach

177 Vgl. K. Maase, Lebensweise der Lohnarbeiter in der Freizeit, Frankfurt/Main 1984.

gleichberechtigter Vertretung bis dato benachteiligter Gruppen in der Gewerkschaft ein, deren doppelt unterdrückter Status sich in den Gewerkschaften vielfach bis in die Gegenwart hinein reproduzierte – so insbesondere von Frauen, Ausländern und neuerdings wieder Arbeitslosen.«[178]

In der Gewerkschaftsjugend war 1978/79 der Streit um die »kommunistische Unterwanderung« besonders heftig ausgetragen worden. Bald zeigte sich jedoch, daß diese Kontroverse an den tatsächlichen Ursachen jener »Krise der Gewerkschaftsjugend« vorbeiging,die seit Anfang der 80er Jahre ins Bewußtsein trat. Die Zahl der jugendlichen Gewerkschaftsmitglieder stagnierte bzw. ging seit Ende der 70er Jahre zurück.[179] Beunruhigender war jedoch die erhebliche Schwächung der gewerkschaftlichen Interessenvertretung Jugendlicher in den Betrieben, die – vor allem auch bei der IGM – in einer drastischen Reduzierung der Zahl der gewählten Jugendvertreter sowie insgesamt in einer deutlich geringeren politischen Aktivität der betrieblichen wie der überbetrieblichen Jugendgruppen zum Ausdruck kam. Angesichts der Verknappung des Ausbildungsstellenangebots und der Jugendarbeitslosigkeit wurde es schwieriger, die Ausbildungs- und Beschäftigungsinteressen der Arbeiterjugend durchzusetzen. Auf der anderen Seite entwikkelten sich – außerhalb der Gewerkschaften – neue Formen des politischen Engagements von Jugendlichen in den neuen sozialen Bewegungen. Darin artikulierte sich ein neues Protest- und Bewegungspotential, das sich mehrheitlich nicht mehr aus dem traditionellen Arbeiterklassen-Milieu, sondern aus dem der lohnabhängigen Mittelschichten rekrutierte. Hier – so das Urteil zahlreicher sozialwissenschaftlicher Forschungen – vollzog sich ein »Wertewandel« in der jüngeren Generation, der den sog. »postmaterialistischen Werten« (Selbstverwirklichung, Gemeinschaft, Kreativität und Mitbestimmung) einen höheren Stellenwert für Lebensgestaltung und politisches Verhalten bei-

178 W. Roßmann, Arbeiterklasse, soziale Bedürfnisse und gewerkschaftliche Politik, in: Marxistische Studien. Jahrbuch des IMSF, 5/1982, S. 42 ff., hier S. 51/52.

179 Vgl. M. Baethge u. a., Jugend und Krise – Krise aktueller Jugendforschung, Frankfurt/Main-New York, 1983, S. 6.

maß als den traditionellen »materialistischen« Werten (Arbeit, Einkommen, Konsum), für die namentlich die Gewerkschaftsbewegung einsteht.[180]

Neuere Untersuchungen zum gesellschaftlichen und politischen Bewußtsein von Jugendlichen haben nachgewiesen, daß die abstrakte Gegenüberstellung von »materialistischen« und »postmaterialistischen« Werten falsch ist.[181] Vielmehr reflektiert die »Verschiebung der Bedürfnisstrukturen... auf qualitative, neue soziale Bedürfnisse«[182] die Entstehung von Bewußtseinsformen, in denen sich neue Ansprüche und Gestaltungsinteressen in der Arbeit und außerhalb der Arbeit (Freizeit) geltend machen. Darin kommen nicht nur Veränderungen in der Berufs- und Qualifikationsstruktur sowie der inneren Sozialstruktur der Arbeiterklasse, sondern auch Veränderungen im Arbeitsprozeß selbst (wissenschaftlich-technische Revolution) zum Ausdruck. Namentlich die Verlängerung der Ausbildungszeiten und die damit verbundene Höherqualifikation des Gesamtarbeiters bewirken, daß der traditionelle Typ des Arbeiterjugendlichen, der mit dem Beginn der betrieblichen Ausbildung zugleich in die Gewerkschaft eintritt, an Bedeutung verliert. Für die Entwicklung des politischen Bewußtseins und die Einstellung zur Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung werden daher die Institutionen des Bildungswesens wichtiger als der Betrieb und das System der Produktion. Diese Prozesse sind darüber hinaus eingebettet in die »Auflösung traditioneller proletarischer Milieus und die wachsende Bedeutung nicht unmittelbar klassengebundener Stile«, die »tiefgreifende Auswirkungen auf die politische Sozialisation der Jugendlichen (haben). Der Gewerkschaftseintritt oder die Orientierung auf die Sozialdemokratie – wesentliche Elemente einer politischen Kultur, die in vielen Arbeiterfamilie z. T. über Generationen lebendig war – sind für einen relevanten Teil der Jugendlichen nicht

180 Vgl. dazu ebd., S. 55 ff.; K. Dörre, Arbeiterjugend und Klassenformierung. In: Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF, 7/1984, S. 194 ff.

181 Baethge u. a., Sofi-Studie...

182 W. Roßmann, Vergesellschaftung..., a.a.O., S. 383.

mehr selbstverständlich. Dies äußert sich z. B. darin, daß Proteststimmungen von nach links tendierenden Arbeiterjugendlichen ihren Ausdruck inzwischen in einem erheblichen Maß an Wählerstimmen für grün-alternative Gruppierungen finden. Erste politische Erfahrungen des aktiven Kerns der Arbeiterjugendlichen werden häufig außerhalb der traditionellen Klassenorganisationen in sozialen Bewegungen ind Initiativen gesammelt, die von Angehörigen der Mittelschichten und der Intelligenz dominiert werden.«[183]

Die neuen sozialen Bewegungen hatten daher nicht nur die Funktion, die Gewerkschaften mehr und mehr für die »neuen Themen« (Gefahren der Hochrüstungspolitik, der Kernkraft, der Umweltzerstörung) zu sensibilisieren. Gleichzeitig konfrontierten sie die Gewerkschaften mit der »epochalen Herausforderung«, ihre Politik der klassischen materiellen Interessenvertretung der Lohnabhängigen (die unter Krisenbedingungen an Bedeutung gewonnen hat) zu vermitteln mit der Herausarbeitung einer neuen politischen Kultur, die einerseits der Intellektualisierung der Arbeitsvorgänge und der Differenzierung der Arbeitsformen, andererseits aber auch den neuen und sozialen politischen Bedürfnissen eines wachsenden Teils der Lohnabhängigen (und vor allem der Gewerkschaftsmitglieder) Rechnung trägt.[184] In den gewerkschaftlichen Kämpfen der 80er Jahre – vor allem in der Auseinandersetzung um die 35-Stunden-Woche – sollte sich bald zeigen, daß die Verschränkung der quantitativen (Lohn, Arbeitszeit) und der qualitativen (Lebensgestaltung, Kampf gegen Massenarbeitslosigkeit) Elemente der Tarifpolitik, der notwendige Zusammenhang zwischen der Entwicklung einer kampffähigen betrieblichen Basis der Gewerkschaften und einer – über den Betrieb und auch den Tarifbezirk hinausgreifenden – sozialen Bewegung für die politische Unterstützung der gewerkschaftlichen Kämpfe, dabei eben auch das Zusammenwirken von Arbeiterbewegung und neuen sozialen

183 K. Dörre, Arbeiterjugendliche und Klassenformierung, a.a.O., S. 202.

184 Vgl. dazu O. Negt, Lebendige Arbeit, enteignete Zeit. Politische und kulturelle Dimensionen des Kampfes um die Arbeitszeit, Frankfurt/Main-New York 1984, S. 140 ff.

Bewegungen zu einer wesentlichen Determinante der gesamtgesellschaftlichen Politisierung der gewerkschaftlichen Interessenvertretung geworden ist.

Das DGB-Grundsatzprogramm von 1981

Das neue Grundsatzprogramm des DGB wurde von den 504 Delegierten des o. a. Bundeskongresses (12.–14. März 1981, Düsseldorf) einstimmig verabschiedet. Die Kontroversen um die »historischen Wurzeln« der Einheitsgewerkschaft, genauer: die Auseinandersetzung um die historische Rolle und den gegenwärtigen Platz der Kommunisten in der Einheitsgewerkschaft, waren durch Kompromißformulierungen schon im Vorfeld des Kongresses beigelegt worden. Ansonsten gab es kaum gründliche Diskussionen. Der Versuch der Gewerkschaft NGG sowie der GTB, durch Änderungsanträge einige Passagen zu »entschärfen«, die den Gegensatz von Kapital und Arbeit als Grundbedingung alles gewerkschaftlichen Handelns bezeichneten, fand keine Mehrheit. Auch die Mitgliederdiskussion, die H. O. Vetter noch 1977 anregen wollte, um dem Programm eine »neue Qualität« zu verleihen[185], war äußerst schwach geblieben. Die Gewerkschaftstage aller Einzelgewerkschaften (mit Ausnahme der GEW, der HBV und der IG Drupa) hatten Anträge zum Grundsatzprogramm ihren Vorständen als Material überwiesen und es diesen überlassen, Anträge für den DGB-Programmkongreß zu erarbeiten.[186]

Der 10. o. DGB-Kongreß (1975) hatte den Auftrag erteilt, das geltende Grundsatzprogramm zu »überarbeiten«. Daher wurden zahlreiche Aussagen des 63er Programms übernommen. Die Gewerkschaften bekennen sich in der Präambel zur »Demokratie« als ihre »eigene Lebensgrundlage«, zur »parla-

185 Vgl. F. Deppe, Zur Diskussion um das neue Grundsatzprogramm des DGB, in: IMSF (Hrsg.), DGB wohin, a.a.O., S. 9 ff.

186 W. Petschik/K. Pickshaus, Verlauf und Ergebnisse der Programmdiskussion, in: G. Arndt u. a., Programm '81, a.a.O., S. 15 ff.

mentarischen Demokratie und zum Mehrparteiensystem«.[187] Gegen »alle totalitären und reaktionären Bestrebungen« wollen sie sich entschieden zur Wehr setzen. Im neuen Programm wird allerdings das Sozialstaatsgebot des Grundgesetzes konkretisiert, indem – fast wortgleich – aus den Artikeln 14 und 15 des Grundgesetzes zitiert wird: »Das Grundgesetz trifft keine Entscheidung für eine bestimmte Wirtschaftsordnung. Das Sozialstaatsgebot fordert aber eine an den Interessen der Arbeitnehmer orientierte Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch muß dem Wohl der Allgemeinheit dienen. Grund und Boden, Naturschätze und Produktionsmittel können zum Zwecke der Vergesellschaftung in Gemeineigentum oder in andere Formen der Gemeinwirtschaft überführt werden.« Außerdem werden jetzt die Gewerkschaften als »Selbsthilfe- und Kampforganisationen« definiert, deren Handlungsbedingungen in letzter Instanz durch den »Interessengegensatz von Kapital und Arbeit« in der »kapitalistischen Wirtschaftsordnung« bestimmt werden. So haben sie als »soziale und gesellschaftliche Bewegung... die Aufgabe, die Ursachen der wirtschaftlichen Abhängigkeit und gesellschaftlichen Unterlegenheit der Arbeitnehmer zu beseitigen«.

Solche neuen Akzente, vor allem in der Präambel, verweisen also auf die Krisen- und Kampferfahrungen der 70er Jahre, die den Glauben an das Modell einer krisenfreien, durch Staatseingriffe planbaren »modernen Industriegesellschaft« beschädigt hatten. Auch die Entspannungspolitik der frühen 70er Jahre sowie die »neue« Friedensbewegung der frühen 80er Jahre hatten das neue Programm beeinflußt. So war auf das Bekenntnis zur Wiedervereinigung Deutschlands verzichtet worden und die Friedenspolitik wurde als »zentrales Anliegen der Gewerkschaften« konkretisiert: »Alle gewerkschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Kräfte in unserem Land (sind) aufgefordert, Entspannungs- und Friedenspolitik zu unterstützen. Die Gewerkschaften fordern das Verbot der Entwicklung, der Her-

187 Vgl. den Text in ebd., S. 208–247.

stellung, der Lagerung, der Weitergabe und der Anwendung atomarer Waffen und anderer Massenvernichtungsmittel sowie neuer Waffentechnologien. Ziel der Gewerkschaften bleibt die allgemeine und kontrollierte Abrüstungspolitik.« Auch auf dem Felde der Energiepolitik, der ein eigener Abschnitt gewidmet wurde, standen die Gewerkschaften unter dem Druck der Anti-Atom-Bewegung und der energiepolitischen Diskussion. Dieser reichte freilich nicht aus, um eine klare Positionsbestimmung herbeizuführen. Das Bekenntnis zur Kernenergie wurde nunmehr in zahlreiche Einschränkungen verpackt sowie durch die Forderung nach »staatlichem Eigentum« an allen Kernbrennstoffen ergänzt: »Die Kernenergie ist nur in unumgänglichem Ausmaß auszubauen. Dabei ist eine sichere Entsorgung, die Sicherung der im Kernenergiebereich tätigen Arbeitnehmer und der Schutz der Bevölkerung sowie der Ausschluß der Verwendung spaltbaren Materials zu Zwecken der atomaren Rüstung zu gewährleisten.« Diese Position des »Ja, aber« wurde erst durch die Beschlüsse des 13. o. DGB-Kongresses (Hamburg, 1986) korrigiert, die einen Ausstieg aus der Kernenergie »so rasch wie möglich« fordern.

Insgesamt werden im DGB-Programm von 1981 die neuen Politikfelder, die auch im Mittelpunkt der gewerkschaftlichen Reformdiskussionen der 70er Jahre bestanden hatten, ausführlich behandelt (vgl. die Abschnitte über Humanisierung der Arbeit, Gesundheitswesen, Umweltschutz sowie zur Bildungspolitik). Die Vorstellungen über die Wirtschaftsordnung, die die Gewerkschaften anstreben, nehmen die Konzeption des »qualitativen Wachstums« auf. Dieses soll auch »das ökologische Gleichgewicht wiederherstellen und erhalten«. Die Möglichkeit der Vergesellschaftung der Schlüsselindustrien – als Instrument der künftigen Gestaltung der Wirtschaftsordnung sowie der Kontrolle privatwirtschaftlicher Macht – ist gegenüber dem Programm von 1963 eindeutig aufgewertet worden. Gleichwohl bleibt dieses Program weitgehend der politischen Vorstellungswelt der »Reformära« verhaftet. Eine gründliche Analyse des epochalen Umbruchs in der gesamten kapitalistischen Entwicklung, die ihrerseits die Basis für die Entwicklung

gewerkschaftlicher Alternativen und Handlungsstrategien zu bilden hätte, findet nicht statt.

Am Anfang wird sehr allgemein festgehalten, daß in der Gegenwart »der einzelne Arbeitnehmer (sich) in zunehmendem Maße den Bedrängungen der modernen Arbeitswelt und neuen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Abhängigkeiten ausgesetzt sieht«. Die Ursachen der Krisenprozesse, der Massenarbeitslosigkeit sowie die innere Dynamik der Umbruchsperiode – vor allem der Charakter der wissenschaftlich-technischen Revolution – bleiben jedoch weitgehend ausgeblendet. So kommt es zu widersprüchlichen Formulierungen, deren Kompromißcharakter zugleich den verschiedenen Strömungen, damit auch den verschiedenen Kampferfahrungen in den Einzelgewerkschaften Rechnung tragen soll. Schon in den 70er Jahren war deutlich geworden, daß mit den neuen Technologien nicht nur ganz neuartige stoffliche Gefährdungen und Risiken (Kern- und Gentechnologie), sondern auch neue Dimensionen der Freisetzung von Arbeitskraft, der Veränderung der Qualifikationsprofile sowie der sozialen Beziehungen in der Arbeitswelt verbunden sind. Im Abschnitt über die Vollbeschäftigung, in dem das »Recht auf Arbeit« als »eines der Grundrechte des Menschen« bezeichnet wird, wiederholt sich die traditionelle Einstellung der reformistischen Arbeiterbewegung zur »technischen Entwicklung«. »Die Gewerkschaften bejahen die technische Entwicklung als einen ausschlaggebenden Faktor für die Hebung des allgemeinen Lebenstandards und die Erleichterung der menschlichen Arbeit. Die technische Entwicklung muß in den Dienst der Sicherung der Beschäftigung und der Humanisierung der Arbeit gestellt werden. Produktivitätsfortschritte durch neue technische Neuerungen dürfen nicht zu sozialen Härten führen.«

Im Abschnitt über die »Humanisierung der Arbeit« werden dagegen Risiken von »Rationalisierung und Automatisierung« angesprochen. Diese ». . .dürfen nicht die Beschäftigung, die Qualifikation, die Gesundheit und das Einkommen der Arbeitnehmer gefährden. Produktivitätsfortschritte, die allein durch eine Intensivierung der Arbeit angestrebt werden, sind zu

bekämpfen«. Auch hier unterbleibt eine kritische Analyse des Zusammenhangs von kapitalistischer Profitlogik/Konkurrenz und technischer Entwicklung. Daher verengt sich die gewerkschaftspolitische Perspektive auf die Interessenlage der Arbeitnehmer und auf den Ausbau der betrieblichen Mitbestimmung. »Technische und organisatorische Neuerungen dürfen deshalb erst dann eingeführt werden, wenn die Interessen der Arbeitnehmer berücksichtigt und unzumutbare soziale Folgen ausgeschlossen sind. Bei der Planung, Vorbereitung und Durchführung von Rationalisierungsmaßnahmen muß die Mitbestimmung der Arbeitnehmer und ihrer Gewerkschaften gesichert sein.« Offen bleibt dabei notwendig die Frage nach der gesellschaftlichen Beherrschung der neuen Technologien, d. h. zugleich die Frage nach technologiepolitischen Alternativen, die sich nicht nur an der sozialen Schutzfunktion für die Arbeitnehmer orientieren, sindern zugleich Kritierien für einen humanen, sozial und ökologisch verträglichen Einsatz der neuen Technologien entwickeln.

Während das Programm von 1963 noch ganz im Zeichen des »Schönwetterkapitalismus« stand, werden die wirtschaftspolitischen Forderungen und Ziele des Programms von 1981 neu gruppiert und akzentuiert. »Das Vollbeschäftigungsziel hat Vorrang.« Seiner Verwirklichung werden die Ziele der staatlichen Wirtschafts- und Finanzpolitik sowie die der gewerkschaftlichen Tarifpolitik zugeordnet. Damit löst sich die Programmatik des DGB tendenziell von den Illusionen über die Krisenfreiheit des Kapitalismus und über die Gleichwertigkeit jener wirtschaftspolitischen Zielvorgaben (»magisches Viereck«), die noch in das Stabilitätsgesetz von 1967 eingegangen waren. »Andererseits wird den Hintergründen und Ursachen der Arbeitslosigkeit – also der systembedingten Krisenhaftigkeit einer Wirtschaft, deren Steuerung durch den privaten Profit erfolgt – nicht nachgegangen, ebensowenig wie der zwangsläufigen Ausbreitung und Verschärfung der Krise durch die Herausbildung monopolistischer Strukturen und Strategien. Daher verlassen auch die Aussagen und Forderungen zur wirtschaftlichen Steuerung und zur Kontrolle wirtschaftlicher Macht nicht

die Ebene allgemeiner Erklärungen, die auch schon 1963 abgegeben wurden, den historischen Kern der gegenwärtigen und der absehbaren zukünftigen Entwicklung aber nicht treffen.«[188]

Im konservativen Lager wurde das neue Grundsatzprogramm durchweg negativ beurteilt. Der DGB habe sich noch weiter von »marktwirtschaftlichen« Positionen verabschiedet. Das Programm biete den »Linken« mehr Identifikationsmöglichkeiten als den »Rechten«. Georg Leber habe leider keinen Nachfolger gefunden.[189] Zweifellos werden im neuen Programm die Krisenerfahrungen seit den 70er Jahren reflektiert. Zugleich werden die Konturen jenes Gesellschaftsprojektes, für das die Gewerkschaften langfristig eintreten, schärfer herausgearbeitet. Dennoch bleibt dieses Programm ein Dokument, das sich in erster Linie durch jenes Politikverständnis auszeichnet, das sich im Zusammenhang der gesellschaftspolitischen Reformdiskussionen der »Aufbruchphase« der sozialliberalen Koalition entwickelt hatte. Der Charakter der gesellschaftlichen und politischen Umbruchperiode, der die Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung mit einer Vielzahl neuer Fragen und Herausforderungen konfrontiert, ist in diesem Programm höchst unzureichend begriffen. Daher bewegte sich die Auseinandersetzung um die geschichtlichen Traditionen der Einheitsgewerkschaft auf einem »Nebenfeld» eines politisch-ideologischen Streits, der den Begriff und die strategische Bearbeitung der »neuen Fragen« behinderte. In den kommenden Jahren sollte sich alsbald zeigen, daß der Kampf gegen die neokonservative Politik, gegen die Massenarbeitslosigkeit sowie gegen die neuen Strategien des Kapitals, die auf eine nachhaltige Schwächung der Gewerkschaften im Betrieb, auf dem Felde der Tarif- und Gesellschaftspolitik zielen, nicht länger nach dem Vorbild vergangener Politikkonzepte bestanden werden konnten. Daß das Aktionsprogramm des DGB von 1979[190] bis zum Jahre 1987 nicht überarbeitet und neu formuliert wurde, kann daher auch

188 J. Huffschmid, Die wirtschaftspolitische Konzeption, in: ebd., S. 90 ff., hier S. 101.

189 Vgl. W. Petschik/K. Pickshaus, Verlauf und Ergebnisse der Programmdiskussion, a.a.O., S. 28.

190 Vgl. den Text in ebd., S. 248–256.

als Ausdruck der Tatsache gelten, daß eine Einigung zwischen den verschiedenen DGB-Gewerkschaften über eine gemeinsame Aktionsorientierung, über die konkreten tarif- und gesellschaftspolitischen Tagesaufgaben in der Zwischenzeit schwieriger geworden ist.

Epilog

Im Laufe des Jahres 1982 war die sozialliberale Bundesregierung zunehmend unter Druck geraten. Das Wirtschaftswachstum verminderte sich um mehr als 1 Prozent; die Arbeitslosigkeit erreichte die 2-Millionen-Marke. Von Seiten der Gewerkschaften wurden von der Regierung beschäftigungspolitische Maßnahmen sowie ein Stop der »Sozialdemontage« gefordert. Zugleich entwickelte sich die Friedensbewegung gegen die Stationierung der Mittelstreckenraketen 1981/82 zu einer Massenbewegung. Sie wirkte nicht nur auf die SPD, sondern auch auf die Gewerkschaften ein, die zunächst noch den Versuch unternahmen, sich von der neuen Friedensbewegung abzugrenzen. Auf der anderen Seite forderte der Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) in einer Denkschrift vom 7. September 1982 eine Wende in der Wirtschafts- und Sozialpolitik: Verzicht auf staatliche Beschäftigungsprogramme und Arbeitszeitverkürzung, Senkung der direkten und indirekten Steuern, weitere Reallohnverminderungen. Kurz darauf legte FDP-Wirtschaftsminister Graf Lambsdorff ein Papier vor, das diese Forderungen des Kapitals nach radikalisierte: Kürzung des Arbeitslosengeldes, Umverteilung in den Etats zu Lasten der sozial Schwachen und der Lohnabhängigen, Verzicht auf staatliche Ausgabenprogramme zur Dämpfung der Arbeitslosigkeit. Damit war die politische Wende formell eingeleitet. Die Sozialdemokratie war durch das Lambsdorff-Papier an die Grenzen ihrer Belastungsfähigkeit gezwungen worden. Am 17. 9. traten die der FDP angehörenden Minister zurück. Am 1. Oktober 1982 wurde

Bundeskanzler H. Schmidt durch ein von CDU/CSU und FDP gestütztes konstruktives Mißtrauensvotum abgelöst und Dr. Helmut Kohl (CDU) zum Kanzler gewählt. Die sozialliberale Ära war beendet.

Die DGB-Gewerkschaften hatten noch im Sommer 1982 eine Welle von Protestkundgebungen gegen die Sozialpolitik der sozialliberalen Regierung beschlossen. Die 600 000 Gewerkschafter, die dem Aufruf des DGB im Oktober 1982 folgten, demonstrierten nunmehr gegen eine konservative Regierung, die angetreten und beauftragt war, die gesellschafts- und sozialpolitischen Forderungen des BDI und des Grafen Lambsdorff in die Tat umzusetzen. Daß den Lohnabhängigen und den Gewerkschaften jetzt schwere Zeiten bevorstanden, ahnten wohl die meisten der Kundgebungsteilnehmer.

6. Exkurs: Organisationsprobleme der DGB-Gewerkschaften (1967–1987)

Die DGB-Gewerkschaften haben in den zwei Jahrzehnten seit 1967 ca. 1,3 Mio. neue Mitglieder gewonnen (vgl. Tab. 13). Die bedeutendsten Organisationserfolge wurden in den 70er Jahren erreicht. Zwischen 1967 und 1981 stieg die Anzahl der Gewerkschaftsmitglieder um mehr als 1,5 Mio. Der Organisationsgrad (Anteil der im DGB Organisierten an der Gesamtheit der abhängig Erwerbstätigen) erhöhte sich von 30,7% auf 33,5%. Danach (1981–1984) mußte unter dem Druck der sozialökonomischen Krisenprozesse, des Strukturwandels und der neokonservativen Regierungspolitik ein Verlust von ca. 300 000 Mitgliedern hingenommen werden.

Der Organisationsgrad fiel auf 32,1%. In den Jahren 1985/86 wurde dieser Trend erneut umgekehrt, obwohl mit dem Gewinn von ca. 100 000 Mitgliedern nur etwa ein Drittel der vorangegangenen Verluste ausgeglichen werden konnte.

Gegenüber den Standesorganisationen (Deutscher Beamten-

Tabelle 13: Mitgliederzahlen der DGB-Gewerkschaften

	1967	1981	1984	1986	Zunahme (+)/Abnahme (-) 1986/1967
IGBSE	509 300	537 737	517 016	485 055	– 24 245
IGBE	425 573	371 749	360 316	355 201	– 70 372
IGCPK	527 834	654 633	638 176	653 776	+125 942
IG Drupa	143 555	151 796	142 334	143 384	– 171
GdED	411 172	401 959	346 041	351 408	– 59 764
GEW	102 657	187 467	196 688	192 519	+ 89 862
GGLF	56 477	42 618	41 915	42 865	– 13 612
HBV	137 281	365 478	363 264	376 498	+239 217
GHK	130 315	160 040	147 177	142 954	+ 12 639
Gew. Kunst	34 161	47 072	29 590	28 134	– 6 027
Gew. Leder	67 823	55 015	49 141	48 332	– 19 491
IGM	1 957 946	2 622 069	2 497 733	2 598 323	+640 377
NGG	273 671	263 114	263 976	266 008	– 7 665
ÖTV	972 299	1 181 460	1 168 254	1 198 567	+226 268
GdP[1]	—	168 691	164 874	162 552	– 6 139
DPG	345 673	457 605	455 686	463 152	+117 479
GTB	311 996	289 009	260 165	255 969	– 56 027
DGB	6 407 733	7 957 512	7 660 346	7 764 468	+1 356 735

Quellen: M. Kittner, Gewerkschaftsjahrbuch 1984, s. 56/57; Nachrichten, 7/85, S. 16; Nachrichten, 6/87, S. 19;

[1] Die Gewerkschaft der Polizei ist seit dem 1. 4. 1978 Mitglied des DGB.

bund, DBB, und Deutsche Angestelltengewerkschaft, DAG) sowie gegenüber dem Christlichen Gewerkschaftsbund (CGB) hat der DGB seine eindeutig dominierende Position behauptet (vgl. Tab. 14). Auch die Ergebnisse der alle drei Jahre stattfindenden Betriebsratswahlen, die einen wichtigen Test für die Anerkennung des Gewerkschaftspolitik auch durch die nichtorganisierten Lohnabhängigen bilden, haben diese starke Position der DGB-Gewerkschaften in den Betrieben immer wieder bestätigt.

Tabelle 14: Gewerkschaftsmitglieder 1972–1982

	1972		1982	
	Mitgliederzahl	%	Mitgliederzahl	%
DGB	6 985 548	83,5	7 849 003	83,0
DBB	713 208	8,5	812 515	8,6
DAG	468 880	5,6	501 037	5,3
CGB	199 190	2,4	297 234	3,1
Summe	8 366 826	100,0	9 459 789	100,0

Quelle: K. Walsh, Trade Unions Membership, S. 37.

In der ersten Hälfte der 80er Jahre war der Anteil der DGB-Gewerkschaften an den gewählten Betriebsräten geringfügig auf ca. 78% (bei den Wahlen 1981, 1984 und 1987) zurückgegangen.[191] Dennoch haben insbesondere die großen Industriegewerkschaften wie z. B. die IGM und die IGCPK überdurchschnittliche Ergebnisse erzielt (IGM: 1981: 83,1%; 1984: 83,3%; 1987; 82,4%). Im internationalen Vergleich schließlich nimmt die gewerkschaftliche Organisationsquote in der BRD mit ca. 33% Anfang der 80er Jahre einen mittleren Platz ein. In den USA ist sie von 28% (1973) auf 19% (1984) abgesunken, in Frankreich auf 19% (1981). Höhere Organisationsgrade (in einigen Ländern seit dem Ende der 70er Jahre mit fallender Tendenz) wurden 1981 für Belgien (63,4%), Dänemark (68,8%), Großbritannien (45,9%) und Italien (38,7%) angegeben. Die Organisationsdichte in den Niederlanden (32,1%) gleicht in etwa der in der BRD.[192]

Die Daten der Tabelle 13 vermitteln jedoch weitere Erkenntnisse über strukturelle Entwicklungsprobleme, in denen der Zusammenhang ökonomischen und technischen Strukturwan

191 Vgl. W. Schneider, Die Betriebsratswahlen 1984 – eine Gesamtbewertung, in: Gemo 1984, S. 725 ff., vgl. dort (S. 736 ff.) auch die Berichte der Einzelgewerkschaften über die Wahlergebnisse; vgl. auch M. Kittner (Hrsg.) Gewerkschaftsjahrbuch 1985, Köln 1985, S. 440 ff. sowie S. 443–445; für 1987 vgl. Gemo, 12/1987, S. 709 ff.

192 Vgl. K. Walsh, Trade union membership. Methods and Measurement in the European Community, Luxembourg 1985, S. 109; S. 109; für die USA vgl. das Schwerpunktheft »USA in Not« der WSI-Mitteilungen, 6/1986; vgl. ebenfalls, S. Revel, Umbrüche in der Wirtschaftsstruktur als Herausforderung für die Gewerkschaften, in: WSI-Mitteilungen, 11/1987, S. 664 f.

dels, Strukturveränderungen in der Arbeiterklasse auf der einen und gewerkschaftlichen Organisationsproblemen auf der anderen Seite zum Ausdruck kommen.

– Die größten absoluten Mitgliederzuwächse haben die IGM, die ÖTV sowie die IGCPK und die Gewerkschaft HBV erzielt. Im Vergleich zu den 50er Jahren verzeichnen die »Dienstleistungsgewerkschaften« – im Bereich des Staatssektors wie der privaten Dienstleistungen – die (relativ) größten Zuwachsraten (HBV, GEW, DPG). Dagegen hat sich der Anteil der Mitglieder traditioneller Industriegewerkschaften (u. a. IGBSE, IGBE, GHK, NGG, GTB) weiter verringert. Er sank von ca. 30% der Gesamtmitgliedschaft (1967) auf ca. 21% (1986). Die modernen Dienstleistungsgewerkschaften erhöhten ihren Anteil von 30% (1967) auf 35% (1986). Gleichzeitig bauten die beiden modernen Industriegewerkschaften (IGM und IGCPK) ihre starke Position von 39% (1967) auf 42% (1986) der Gesamtmitgliedschaft aus.

– In den 80er Jahren differenziert sich die Gesamtbilanz der relativ geringfügigen Mitgliederverluste vor allem nach zwei Kriterien: auf der einen Seite haben diejenigen Gewerkschaften die größten Verluste, die in »Strukturkrisen-Branchen« operieren. Betriebsstillegungen und Massenentlassungen haben hier die Beschäftigung z. T. dramatisch reduziert und in der Folge die Organisationsbasis der Gewerkschaften eingeengt. Das gilt in erster Linie für die Gewerkschaften der Bau- sowie der Textilarbeiter. Erhebliche Verluste hat auch die Eisenbahnergewerkschaft (GDED) als Folge von Rationalisierungsmaßnahmen und von Beschäftigungsabbau bei der Bundesbahn hinnehmen müssen. Aber auch die IGM gehört zu den »Verlierern«. Die Werftindustrie an der Küste sowie die Stahlindustrie in NRW und im Saarland dürften im wesentlichen diese Verluste herbeigeführt haben, während im Süden der BRD, aber auch in der metallverarbeitenden Industrie – vor allem in der Automobilindustrie – neue Mitglieder gewonnen wurden. Ausschließlich die Dienstleistungsgewerkschaften können zwischen 1981 und 1986 einen positiven Trend verbuchen: im öffentlichen Dienst die Gewerkschaft ÖTV, die DGP sowie die

GEW; im privaten Dienstleistungssektor die Gewerkschaft HBV. Allerdings hat sich auch in diesen Bereichen die Dynamik der Zuwachsraten des Mitgliederbestandes deutlich abgeschwächt. Während der 70er Jahre hat z. B. die Gewerkschaft HBV ihre Mitgliederzahlen im Jahresdurchschnitt um knapp 8% erhöht. In den 80er Jahren (1980–85) wurden – im Durchschnitt pro Jahr – nur noch 2% erreicht. Außerdem dürfen die großartigen Organisationserfolge dieser Gewerkschaft, die längst die Standesorganisation DAG überflügelt hat, nicht darüber hinwegtäuschen, daß von den ca. 8 Mio. Beschäftigten der privaten Dienstleistungen nur ca. 400 000 in einer DGB-Gewerkschaft organisiert sind. Die gewerkschaftliche Organisationsdichte im kommerziellen Bereich ist also – im Vergleich sowohl zur Industrie als auch zum Staatssektor – extrem niedrig.[193]

In diesen Daten und Prozessen spiegelt sich ein struktureller Wandel wider, der – als Folge von Veränderungen im System der Produktion und Reproduktion der kapitalistischen Ökonomie – Umfang und innere Zusammensetzung der Arbeiterklasse verändert. Dabei sind zunächst zwei gegenläufige Entwicklungstendenzen zu unterscheiden. Auf der einen Seite hat sich der Anteil der Lohnabhängigen an der Gesamtzahl der Erwerbstätigen weiter erhöht (von ca. 77% 1960 auf 87% 1986). Auf der anderen Seite vollzieht sich – als langfristiger Prozeß – eine Umschichtung zwischen den Kategorien der Lohnarbeit. Der Anteil der Arbeiter geht absolut und relativ zurück (vgl. Tab. 15). Im Jahre 1975 stellte sich zum ersten Mal ein Gleichgewicht des Anteils der Arbeiter und der Angestellten/Beamten her. Ab 1987 dürfte der Anteil der Angestellten endgültig den der Arbeiter überschritten haben. Diese Globaldaten lassen zugleich einen kontinuierlich wachsenden Anteil der Frauen an den Erwerbstätigen erkennen. Bei den Angestellten hat sich der Anteil der Frauen von 49,3% auf 52,4% erhöht. Vor allem der Dienstleistungssektor ist eine Domäne der Frauenerwerbstätig-

193 Vgl. dazu T. Hagelstange, Die Entwicklung der Mitgliederzahlen der DGB-Gewerkschaften 1950–1976, in: Gemo, 1979, S. 734 ff., bes. S. 742.

Tabelle 15: Struktur der abhängig Erwerbstätigen nach Status und Geschlecht

	1950	1960	1965	1970	1975	1980	1985
Status:							
Arbeiter	70,9	62,4	59,8	56,2	50,1	48,1	45,2
Angestellte	23,0	30,4	32,0	35,1	39,9	41,8	44,0
Beamte	6,1	7,2	8,2	8,7	10,0	10,0	10,8
Geschlecht:							
weiblich	–	33,6	33,8	34,0	36,1	37,0	38,2
männlich	–	66,4	66,2	66,0	63,9	63,0	61,8

Datenbasis: Statistik der Erwerbstätigen, Jahresdurchschnittszahlen
Quelle: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1987, S. 52.

keit, wobei insbesondere die weniger qualifizierten, geringer entlohnten, arbeits- und tarifrechtlich nur unzureichend geschützten Arbeitsplätze von Frauen eingenommen werden. Allein bei den Büroberufen, die zwischen 1961 und 1980 um fast 40% zugenommen haben, ist der Anteil von Frauen von 39% auf 48% angestiegen. Auch die sozialstatistischen Daten über die Verteilung der Erwerbstätigen auf die verschiedenen Wirtschaftsbereiche (vgl. Tab. 16) bestätigen die Veränderungen

Tabelle 16: Erwerbstätige nach Wirtschaftsbereichen, Anteile in %

Wirtschaftsbereich	1950	1960	1970	1980	1985
Land- und Forstwirtschaft, Fischerei	24,6	13,7	8,5	5,5	5,4
Warenproduzierendes Gewerbe	42,9	47,9	48,9	44,1	41,0
Tertiärer Sektor	32,5	38,3	42,6	50,4	53,6
Handel und Verkehr	15,6	18,3	17,9	18,9	18,7
Dienstleistungsunternehmen	6,7	9,1	11,0	13,6	15,2
Staat, private Haushalte, private Organisationen	10,2	11,0	13,6	17,9	19,7
Insgesamt	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0

Quelle: Statistisches Bundesamt (Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung).

im System der Produktion und der Beschäftigung, die ihrerseits die wachsende Bedeutung des tertiären Sektors erkennen lassen. Der Anteil der Industriebeschäftigten erreichte 1970 seinen Höhepunkt. Danach ist er kontinuierlich abgesunken.

Die sozialstatistischen Angaben über die längerfristigen Trends der Entwicklung der Erwerbstätigkeit lassen auf den ersten Blick nicht erkennen, daß unter den Arbeitnehmergruppen besonders der Anteil der lohnabhängigen Mittelschichten und der wissenschaftlich-technischen Intelligenz zugenommen hat. Die alten, selbständigen Mittelschichten sind weiter geschrumpft. Der Anteil der neuen Mittelschichten, deren Angehörige als Angestellte oder Beamte tätig sind, hat sich dagegen – bezogen auf die Gesamtheit der Erwerbstätigen – von 6.5% (1970) auf 15% (1984) erhöht.[194] Überdurchschnittliche Zuwachsraten seit den frühen 70er Jahren verzeichnen verschiedene Gruppen der hochqualifizierten Arbeitskräfte. Die Zahlen der Hochschul- und Fachschulabsolventen sind dementsprechend angestiegen. Im Jahre 1970 gab es ca. 1,3 Mio. Naturwissenschaftler, Ingenieure, Techniker und Datenverarbeitungsfachleute – 1982 waren es ca. 1,7 Mio.[195] Vor allem in den Staatsapparaten – und hier besonders in den bildungs- und wissenschafts- sowie in den sozialpolitischen Apparaten – hat sich die Zahl der hochqualifizierten Arbeitskräfte zwishen 1960 und 1980 mehr als verdoppelt.[196] Die wachsende Bedeutung der lohnabhängigen Mittelschichten und der Intelligenz ist also unmittelbar mit der wissenschaftlich-technischen Revolution, der monopolistischen Beherrschung der Arbeitsorganisation (Rationalisierung) und den internationalen Realisierungsbedingungen des Kapitals sowie schließlich mit der staatlichen Regulierung des Reproduktionsprozesses und der Herrschaftssicherung verbunden.

Das soziale Profil der Arbeiterklasse hat sich demnach

194 Vgl. dazu E. Dähne, Klassenstruktur und Herrschaft, in: Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF, 9/1985, S. 265 ff., S. 283.

195 Vgl. H. Lange, Die lohnabhängigen Naturwissenschaftler und Ingenieure, in: Marxistische Studien. Jahrbuch des IMSF, 7/1984, S. 233 ff., hier S. 237.

196 Vgl. H. Jung, Deformierte Vergesellschaftung, Berlin 1986, S. 208.

wesentlich verändert.[197] Im industriellen Sektor geht insgesamt die Bedeutung der Arbeitertätigkeiten zurück. Dabei vollzieht sich innerhalb dieses Sektors noch eine Schwerpunktverlagerung von den traditionellen Zentren der Schwerindustrie und der Konsumgüterindustrie hin zu den modernen Wachstumsindustrien (Metallverarbeitung, Automobil, Chemie, Elektronik). Aber auch hier wächst der Anteil der Angestellten und der wissenschaftlich-technischen Intelligenz schneller als der der Produktionsarbeiter, unter denen der Anteil ausländischer Arbeitskräfte besonders hoch ist (obwohl er sich seit den 70er Jahren kaum verändert hat). Parallel dazu verläuft die Ausweitung des Dienstleistungssektors (Tertiärisierung). In den 80er Jahren hat sich dieser Prozeß allerdings deutlich verlangsamt. Die Zahl der Staatsbediensteten stagniert. Die Zuwachsraten im privaten Dienstleistungssektor haben sich verlangsamt. Damit kann der tertiäre Sektor nicht länger die Funktion wahr nehmen, die in der industriellen Produktion freigesetzten Arbeitskräfte aufzunehmen. Außerdem werden mit der breiten Anwendung der elektronischen Datenverarbeitung (EDV) gerade im – bislang besonders arbeitsintensiven – Dienstleistungssektor Rationalisierungsreserven erschlossen, die die Nachfrage von Arbeitskräften dämpfen. So konzentriert sich der größte Teil des Beschäftigtenzuwachses auf Kleinbetriebe – z. B. im sog. »Fast-Food-Sektor« – wo der Anteil von Frauen und Ausländern besonders hoch ist und wo »ungeschützte Arbeitsverhältnisse« (Teilzeitarbeit, extrem schlechte Bezahlung, mangelnder tarifvertraglicher und arbeitsrechtlicher Schutz, keine Betriebsräte usw.) die Regel sind. Diese Veränderungen konfrontieren die Gewerkschaften in allen hochentwikkelten kapitalistischen Gesellschaften mit z. T. dramatischen Herausforderungen. Die klassischen Industriebereiche waren in der Regel Hochburgen gewerkschaftlicher Organisationen und Macht. Deren Krise und Bedeutungsverlust höhlt zugleich

197 Vgl. dazu u. a. F. Deppe, Ende oder Zukunft der Arbeiterbewegung? Köln 1985 (2. Aufl.), S. 170 ff.; H. Jung, Zur Arbeiterklasse der 80er Jahre; in: Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF, 6/1983, S. 44 ff.

die gewerkschaftliche Kampffähigkeit und Vertretungsmacht aus. In den neuen Industrien, den »High-Tech«-Sektoren, sind die Gewerkschaften hingegen bislang nur schwach vertreten. Noch schwieriger gestalten sich die gewerkschaftlichen Organisationsbedingungen in jenen Klein- und Mittelbetrieben des privaten Dienstleistungssektors, in denen ein hohes Maß an Arbeitszeitflexibilisierung, ein extrem niedriges Lohnniveau und ein hoher Anteil von Frauenarbeit vorherrschen.

Zugleich lassen die Daten über die Veränderung der Berufsstruktur erkennen, daß die DGB-Gewerkschaften große Anstrengungen unternehmen müssen, um den Anteil der gewerkschaftlich organisierten Angestellten zu erhöhen (vgl. Tab. 17). Ihre starke Position bei den Arbeitern geht mit einer deutlich zurückbleibenden Organisationsfähigkeit bei den Angestellten einher. Dieses Defizit wird in den »9 Thesen der IGM zur Angestelltenarbeit« (1987) klar benannt: »Die Mitgliederstruktur der IG Metall heute entspricht – was das zahlenmäßige Verhältnis Arbeiter/Angestellte betrifft – der Beschäftigungsstruktur der Metallindustrie von 1950.« Vor dem Hintergrund des tiefgreifenden Wandels in der Beschäftigtenstruktur folgt daraus: »Wenn wir diese überwiegend angestelltenspezifischen Beschäftigungsbereiche in der Metallindustrie weiterhin als organisationspolitisches Niemandsland betrachten, vernachlässigen wir keinesfalls ein Randproblem unserer Gesellschaft, sondern wir setzen sehenden Auges die zukünftige Kampfkraft und Politikfähigkeit der IG Metalls aufs Spiel.«[198]

Die Auflösung traditioneller Verhältnisse der Beschäftigung führt also keineswegs zum Verschwinden der Arbeiterklasse.

Tabelle 17: DGB-Struktur nach Statusgruppen

	1950	1960	1965	1970	1975	1980	1985
Arbeiter	83,2	80,7	78,4	75,8	72,1	68,2	67,1
Angestellte	10,5	11,3	12,7	14,7	18,8	21,0	22,3
Beamte	6,3	8,0	8,9	9,5	9,1	10,8	10,6

Datenbasis: Mitgliederstatistik des DGB-Bundesvorstandes

198 9 Thesen der IG Metall zur Angestelltenarbeit, in: Nachrichten, 6/1987, S. 13.

Selbst der rückläufige Anteil der Industriearbeiter in den kapitalistischen Zentren findet z. T. eine Erklärung darin, daß »die Beschäftigung in der weltmarktorientierten Produktion in Entwicklungsländern, darunter in Exportproduktionszonen – ... von 1975 bis 1985 stark zugenommen (hat)«.[199] Entscheidend ist jedoch der Sachverhalt, daß sich in der Periode des krisenhaften Umbruchs der kapitalistischen Ökonomien seit den 70er Jahren eine Neuformierung der Arbeiterklasse vollzieht, die ihrerseits nicht nur durch Krisenprozesse, Strukturwandel, wissenschaftlich-technische Revolution, weitere Auflösung traditioneller proletarischer Milieus (und entsprechender politischer Kulturen), sondern auch durch Kapitalstrategien sowie durch gesellschaftspolitische Interventionen neokonservativer Regierungspolitik beeinflußt werden. Dabei entstehen nicht nur neue Sektoren der Lohnarbeit, in denen Gewerkschaften bislang nur schwach vertreten sind, sondern auch neue Linien der Spaltung und Segmentierung, der Hierarchisierung der Arbeiterklasse, die ihrerseits die Herausbildung eines kollektiven gewerkschaftlichen Bewußtseins erschweren und behindern.

Am unteren Ende der sozialen Hierachie wächst der Bodensatz der Armen, der Dauerarbeitslosen, Sozialhilfeempfänger, Kranken – insgesamt der neuen Marginalisierten, die dauerhaft aus dem System der gesellschaftlichen Arbeit ausgegrenzt werden. Zwischen diese unterste Schicht, die im 19. Jahrhundert »Lumpenproletariat« genannt wurde und die noch vor gut einem Jahrzehnt als spezifisches »Dritte-Welt-Problem« angesehen wurde, und die relativ privilegierten Schichten der Facharbeiter und der unteren und mittleren Angestellten in sogenannten »Normalarbeitsverhältnissen« hat sich freilich eine neue – und ständig wachsende – Schicht von Lohnabhängigen geschoben, die entweder häufig zwischen Arbeitslosigkeit und Beschäftigung hin- und hergeschleudert werden, in sogenannten staatlichen Beschäftigungs- und Umschulungsprogrammen aufbewahrt werden und die in ungeschützten Arbeitsverhältnis-

199 F. Fröbel, u. a., Umbruch in der Weltwirtschaft, Reinbek bei Hamburg 1986, S. 463; vgl. ebd., S. 447 ff., die entsprechenden empirischen Daten.

sen tätig sind. Hier konzentriert sich die Frauenarbeit im privaten Dienstleistungssektor. Gerade hier greifen zuerst (wenn auch nicht ausschließlich) die Flexibilisierungsstrategien des Kapitals und die flankierenden Maßnahmen der neokonservativen, »marktradikalen« Ordnungspolitik, die stets auch das Ziel verfolgen, die betriebliche und gesamtgesellschaftliche Vertretungsmacht der Gewerkschaften weiter zu schwächen. Das Programm dieser Strategie umfaßt die Flexibilisierung der Löhne und des Tarif- und Sozialrechts, der Beschäftigungsformen und -verhältnisse sowie die Flexibilisierung der Arbeitszeitsysteme. «Die Gesamtzahl der instabilen und sozial ungeschützten Arbeitsverhältnisse ist von 1984 bis 1986 um ca. 1 Mio. auf insgesamt 5,2–5,4 Mio. gestiegen; das ist etwa ¼ der abhängig Beschäftigten . . . Gleichzeitig existiert eine Reservearmee von 3,4 Mio. Arbeitslosen, deren Grenzen zu den instabilen Arbeitsverhältnissen fließend sind«[200]).

Aber auch in jenen Sektoren der Produktion und der Verwaltung, in denen die Beschäftigungsverhältnisse relativ stabil sind, verändern die technologischen Umwälzungen *und* die Flexibilisierungsstrategien des Kapitals die Zusammensetzung der Belegschaften, ihr Qualifikationsprofil, die Arbeitserfahrung und damit auch die Bedingungen der Bewußtseinsentwicklung und der gewerkschaftlichen Interessenvertretung. Die »neuen Produktionskonzepte« des Managements zielen daher nicht nur auf die Modernisierung von Produktion und Verwaltung, auf die möglichst effektive Nutzung des Arbeitsvermögens, sondern auch auf die Integration einer »Aristokratie« von Arbeitern und Angestellten, die diese Konzepte realisieren und ideologisch tragen. Dafür erhalten sie im Austausch materielle und soziale Privilegierungen, die sie um so fester an das Unternehmen binden. Während der gewerkschaftliche Organisationsgrad bei den Kerngruppen der Facharbeiter – auch in diesen Sektoren, die mit den »neuen Technologien« arbeiten – nach

200 Vgl. dazu Pickshaus, Das Flexibilisierungskonzept des Kapitals und die Perspektive des Kampfes um das Normalarbeitsverhältnis, in: Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF, 13/1987, S. 200 ff., hier S. 212.

wie vor sehr hoch ist[201], werden vor allem jene Angestelltengruppen, denen gewerkschaftliche Organisationstraditionen fremd sind, von der Notwendigkeit der kollektiven und solidarischen Interessenvertretung entfremdet. So festigt sich einerseits eine individualisierte Wahrnehmung der eigenen Arbeitsbedingungen sowie der Gestaltung der Lebensperspektiven insgesamt. Dieser Individualisierungsprozeß wird zusätzlich durch die Auflösung proletarischer Milieus außerhalb der Arbeit sowie durch die wachsende Bedeutung der »Freizeitindustrien« gefördert. Auf diese Weise intensivieren sich die Prozesse der Spaltung zwischen »Rationalisierungsgewinnern« und »Rationalisierungsverlierern«, zwischen Stamm- und Randbelegschaften, zwischen Lohnabhängigen in »Normalarbeitsverhältnissen« und den fluktuierenden Reserven des Arbeitsmarktes.[202] Diese neuen Formen der Segmentierung treten zu den klassischen Spaltungstendenzen zwischen Beschäftigten und Arbeitslosen, Arbeitern und Angestellten, Männern und Frauen, Deutschen und Ausländern usw. hinzu – und sie werfen für die Entwicklung der gewerkschaftlichen Interessenvertretung und Organisationsmacht im Betrieb, aber auch auf der überbetrieblichen Ebene ganz neue, außerordentlich komplizierte Probleme auf.[203]

Obgleich die DGB-Gewerkschaften bei den »neuen« – vor allem bei den am meisten diskriminierten – Gruppen der Lohnabhängigen einstweilen noch schwach vertreten sind, so ist es ihnen doch – wie die Daten aus Tab. 13 zeigen – gelungen, dramatische Einbrüche ihrer organisatorischen (und damit auch ihrer finanziellen) Macht zu verhindern. In den 60er Jahren z.

201 Vgl. dazu Infas, Gewerkschaften vor den Herausforderungen der 90er Jahre, hrsg. v. d. Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf 1987, bes. S. 111 ff.

202 Vgl. zur Entwicklung des Arbeitsmarktes (u. a. Arbeitslosigkeit, Teilzeitbeschäftigung, Leiharbeit etc.) G. Bosch, Arbeitsmarkt, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1987, a.a.O., S. 255 ff.

203 Als neuere empirische Untersuchungen zu diesen Problemen vgl. u. a. H. Kern/M. Schumann, Das Ende der Arbeitsteilung? München 1984; M. Baethge/H. Oberbeck, Zukunft der Angestellten, Frankfurt/Main-New York 1986; zur marxistischen Diskussion vgl. L. Peter, Neue Formen der Rationalisierung in: Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF, 13/1987, S. 143 ff.; U. Schumm-Garling, Neue Technik und Rationalisierung von Angestelltenarbeit, in: ebd., S. 164 ff.

B. bewegte sich die gewerkschaftliche Organisationsquote auf einem niedrigeren Niveau als in den 80er Jahren. Untersuchungen zu Beginn der 70er Jahre konnten nachweisen, »daß die Beziehungen zwischen der Arbeiterschaft und ihren Gewerkschaften im allgemeinen recht stabil sind und die positive Einschätzung der Organisationen und ihrer Repräsentanten weit überwiegt«.[204] Nachfolgende empirische Untersuchungen haben insbesondere die Gründe für das starke Ansteigen der Mitgliederzahlen in den 70er Jahren erforschen wollen. Dabei wurden von Streeck u. a. externe und interne Determinanten ausgemacht. Die sozialliberale Koalition habe insbesondere durch die Novellierung des Betriebsverfassungsgesetzes (1972) sowie durch das Mitbestimmungsgesetz (1976) die Position der Gewerkschaften in den Betrieben gestärkt. Außerdem habe sich besonders in den strukturschwachen, protektionsabhängigen Branchen, aber auch im öffentlichen Dienst ein besonders enger Kooperationsverbund von Staat, Kapital und Gewerkschaften etabliert, der seinerseits organisationsstabilisierende Zugeständnisse von Seiten der Arbeitgeber einschließe. Die extrem sozialpartnerschaftlich orientierte IGBE z. B. habe ihre Organisationskrise der 60er Jahre dadurch überwunden, »daß die traditionellen informellen und außerbetrieblichen Organisationsgrundlagen der Gewerkschaft durch formelle und betriebliche ersetzt wurden – freilich nicht etwa durch betriebliche Gewerkschaftsorganisation, sondern durch die offizielle Unternehmensbürokratie«.[205] Mit anderen Worten: die IGBE verwandelte sich in die Personal- und Sozialverwaltung der Ruhrkohle AG. Bei der Gewerkschaft Textil/Bekleidung (GTB) dagegen wurde eine Politik verfolgt, die gemeinsam mit den Unternehmern vom Staat Sicherungs- und Überlebensgarantien zum Schutz der bundesdeutschen Textilindustrie gegenüber dem Druck der Weltmarktkonkurrenz fordert. Im Ergebnis dieser

204 W. Nickel, Zum Verhältnis von Arbeiterschaft und Gewerkschaft. Eine soziologische Untersuchung über die qualitative Struktur der Mitglieder und des Mitgliederpotentials der Gewerkschaften in der BRD, Köln (1972), S. 481.

205 W. Streek, Gewerkschaftliche Organisationsprobleme in der sozialstaatlichen Demokratie, Königstein/Ts. 1981, S. 241.

Kooperation erreichte diese Gewerkschaft ebenfalls »Organisationssicherungen«, die z. B. eine Reform des Beitragssystems ermöglichten.[206]

Neben diesen externen Sicherungen haben organisationsstrukturelle Veränderungen in den Gewerkschaften dazu beigetragen, den Organisationsgrad zu stabilisieren bzw. zu erhöhen. Maßnahmen der administrativen und technologischen Rationalisierung (z. B. bargeldlose Formen der Beitragskassierung, EDV-Erfassung der Mitglieder) haben sowohl die Mitgliederfluktuation reduziert als auch die Beitragsehrlichkeit verbessert. Außerdem haben viele Gewerkschaften traditionelle Unterstützungsleistungen durch neue Angebot ersetzt (z. B. Freizeitunfallversicherung, Familienrechtschutz oder auch Erhöhung der Streikunterstützung) und auf diese Weise die Attraktivität der Organisation für das einzelne Mitglied erhöht.[207] Schließlich hat sich in dieser Periode eine deutliche Professionalisierung und Verwissenschaftlichung der gewerkschaftlichen Interessenvertretung vollzogen. In den gewerkschaftlichen Apparaten sind die Übergänge zwischen den »Politikern« und den »Experten« fließend geworden. Gleichzeitig hat sich der Anteil der akademisch gebildeten Experten bei den Vorstandsverwaltungen der Einzelgewerkschaften erhöht. Die Qualifikationsanforderungen an die Politik der Organisation – und damit auch an die haupt- und ehrenamtlichen Funktionäre – haben sich bedeutend erhöht. Nicht nur im Bereich der traditionellen Felder gewerkschaftlicher Interessenvertretung (Tarifpolitik, betriebliche Interessenvertretung), sondern vor allem in der Auseinandersetzung mit den »neuen Fragen« (Humanisierung der Arbeit, neue Technolgien, Umweltpolitik, staatliche Wirtschafts-, Finanz-, Sozialpolitik usw.) bedarf die Entwicklung gewerkschaftlicher Gegenmacht in wachsendem Maße der hochqualifizierten Beratung und Unterstützung durch Juristen, Sozialwissenschaftler, Technologieexperten, Ökonomen und Ökologen. Im Zuge dieser neuen Anforderungen haben sich

206 Vgl. ebd., S. 243/44.
207 Vgl. ebd., S. 337 ff.

die DGB-Gewerkschaften nicht nur in die staatliche Forschungspolitik (z. B. das Großprojekt »Humanisierung der Arbeit«) eingeschaltet, sondern auch die eigenen Forschungsapparate bei den Einzelgewerkschaften und beim DGB – das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut des DGB (WSI) sowie die Hans-Böckler-Stiftung – kontinuierlich ausgebaut.

Zweifellos hatten solche Maßnahmen der administrativen Rationalisierung und Effektivierung auch Auswirkungen auf die Entwicklung und Stabilisierung der Mitgliedschaft. Dennoch erklären sie nur einen kleinen Teil der Veränderungen der Mitgliederzahlen.[208] Ihre Überschätzung durch Streeck u. a. resultiert auch aus der organisationssoziologischen und korporatismustheoretischen Prämissen ihrer Gewerkschaftsanalyse. Sie unterstellen eine durchgängige Entpolitisierung der Mitgliederrolle, dabei zugleich den Wandel der Gewerkschaften von einer »sozialen Bewegung« zu einer Organisation, deren Politik durch die Normen der »neokorporativistischen Kooperation« zwischen Staat, Kapital und Arbeit definiert werden. Außerdem wird unterstellt, daß in der »Sozialstruktur der kapitalistischen Gesellschaften seit Beginn dieses Jahrhunderts eine Reihe von Entwicklungstendenzen (zu) beobachten (sind), die jede für sich zur Lockerung der sozialen Kohäsion und des ›Gemeinschafts-‹Charakters der Arbeiterklasse, zur Steigerung ihrer internen Heterogenität, zur Relativierung ihrer kulturellen Identität und zur Entwicklung zusätzlicher, einander überschneidender und tendenziell widersprüchlicher sozialer Beziehungen und Loyalitäten geführt haben«.[209] Dieser theoretische Ansatz eliminiert die sozialen und ökonomischen Widersprüche in der Entwicklung des Kapitalismus ebenso wie die Möglichkeit, daß diese Widersprüche in der gewerkschaftlichen Organisation und Politik selbst ausgetragen werden. Schließlich verabsolutiert er die sozialstrukturellen Veränderungen in der

208 Vgl. K. Armingeon, Gewerkschaften in der BRD 1950–1985: Mitglieder, Organisation und Außenbeziehungen, in: Politische Vierteljahresschrift, 28. Jg., Heft 1, März 1987, S. 7 ff. ff., hier S. 28/29.

209 W. Streeck, Gewerkschaftliche Organisationsprobleme . . ., a.a.O., S. 59.

Arbeiterklasse zur Behauptung von der Auflösung einer »Klassenkultur«, die angeblich einen entscheidenden Wandel der gewerkschaftlichen Mobilisierungsbedingungen erzeugen.[210] So liegt es nahe, daß dieser Ansatz die Bedeutung der gewerkschaftlichen Kämpfe der 70er Jahre – insgesamt die Entwicklung zu einem System gewerkschaftlicher Gegenmacht, das nicht nur die administrative Effektivierung, sondern auch die erhöhte Kampf- und Mobilisierungsfähigkeit als wesentliches Element einschließt – für die Entwicklung der Mitgliederzahlen vollständig negiert hat. Im übrigen erstarrt die »kurze Blüte« korporatismustheoretischer Gewerkschaftsanalysen spätestens mit dem Übergang in die 80er Jahre. Jetzt war eine sozialökonomische und politische Lage entstanden, »in der nicht nur dem Kapital Sanktionsmittel zugewachsen sind, sondern auch der Staat in die Lage versetzt wurde, seine gegenüber den Gewerkschaften zunächst noch vorherrschende Kooperationsstrategie um Disziplinierungsstrategien zu erweitern«.[211]

210 Zur Kritik dieser These vgl. W. Roßmann, Vergesellschaftung . . ., a.a.O., S. 235 ff.
211 G. Brandt u. a., Anpassung an die Krise . . ., a.a.O., S. 254.

Frank Deppe

Auf dem Weg zum Jahr 2000*

Die Bundestagswahlen vom März 1983 bestätigten die konservative Wende vom Herbst 1982. Die Regierungsparteien CDU/CSU und FDP erhielten zusammen fast 56% der Zweitstimmen. Die SPD fiel von 42,9% auf 38,2% zurück. Erstmals gelang den Grünen mit 5,6% der Einzug in den Bundestag. Vier Jahre später – im Januar 1987 – gewann die Koalition erneut ein Mandat für eine weitere Legislaturperiode. CDU/CSU verloren jetzt ca. 4,5% (44,3%), während sich der Stimmenanteil der FDP um 2% auf 9,1% der Zweitstimmen erhöhte. Im Lager der Opposition ging der Anteil der SPD weiter – auf 37% – zurück. Die Grünen verbesserten sich auf 8,3%.

Nach 1983 hatten noch viele Gewerkschafter geglaubt, die konservative Wende werde eine kurze Episode bleiben. Spätestens nach den Wahlen vom Januar 1987 wurde jedoch offenkundig, daß im Herbst 1982 in der BRD – wie vorher schon in Großbritannien (M. Thatcher) und in den USA (R. Reagan) – eine neue Epoche eingeleitet worden war, die die Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung – nunmehr unter den Bedingungen einer politischen und ideologischen Offensive des Neokonservatismus «gegen Sozialstaat, Bürokratie und Gewerkschaftsmacht« – mit neuen Herausforderungen konfrontierte. Dabei wurde schon bei den Wahlen des Jahres 1983 deutlich, daß ca. 40% der Gewerkschaftsmitglieder die CDU bzw. CSU gewählt hatten. Die Enttäuschung über die Wirtschaftspolitik der sozialliberalen Regierung, die durch die Wirkungen der Weltwirtschaftskrise 1980/82 (jetzt auch durch die Verunsicherung von Stammarbeiter-Gruppen) verstärkt wurde, äußerte sich

* Das Manuskript wurde Anfang 1988 abgeschlossen.

nunmehr in dem Glauben, daß die Unionsparteien über die größere wirtschafts- und beschäftigungspolitische Kompetenz verfügen, um einen erneuten Wirtschaftsaufschwung einzuleiten.[1] Bis 1987 kehrten enttäuschte Arbeiter/Gewerkschaftsmitglieder wieder zur SPD zurück. Allerdings setzte sich vor allem bei den nichtorganisierten Angestellten und Beamten der seit 1980 anhaltende Trend zur Abkehr von der SPD fort. Davon profitierten vor allem die FDP und die Grünen.[2]

1. Das konservative Projekt

Die Ideologie der Wende

Die konservative »Gegenrevolution« hatte sich ideologisch in den 70erJahren formiert. Im wirtschaftspolitischen Kernbereich dieser Ideologie handelt es sich um die Renaissance der Doktrin von den marktwirtschaftlichen Selbstheilungskräften. Den verschiedenen Varianten der neoliberalen Wirtschaftspolitik (Angebotsorientierung, Monetarismus) ist die Grundauffassung gemeinsam, »daß gewinngesteuerte Marktwirtschaften, soweit ihre Funktionsmechanismen ungestört wirken können, in der Lage sind, sich so zu steuern, daß stetiges Wirtschaftswachstum und Vollbeschäftigung bei Geldwertstabilität gesichert werden kann«.[3] Die wirtschaftlichen Stagnations- und Krisenprozesse seit den 70er Jahren werden daher wesentlich politisch erklärt. Sie erscheinen den Neokonservativen als unvermeidliche Folge der »Erdrosselung« der freien Marktkräfte durch staatlich-politische Blockaden, durch überhöhte

1 Vgl. U. Feist u. a., Das Wahlverhalten der Arbeiter bei der Bundestagswahl, in: Gemo, 7/1983, S. 414 ff.

2 Vgl. U. Feist/K. Liepelt, Modernisierung zu Lasten der Großen. Wie die deutschen Volksparteien ihre Integrationskraft verlieren, in: Journal für Sozialforschung, 27. Jg. (1987), H.3/4. S. 277 ff., hier bes. S. 285/286.

3 Memorandum '82, Köln 1982, S. 97.

Ansprüche an den Staat in der Sozialpolitik, durch sozial- und arbeitsrechtliche Schutzbestimmungen, die die freie Entscheidung der Unternehmungen beeinträchtigen und schließlich durch den Machtzuwachs, den die Gewerkschaften – vor allem in den 70er Jahren (angeblich gefördert durch die Reformpolitik der sozialliberalen Regierung) – auf allen Ebenen der Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit (Betrieb, Tarif-, Regierungspolitik) gewonnen haben.

Krisendiagnose und -therapie bilden mithin einen engen Zusammenhang. »Die Forderung nach ›Mehr Markt‹ verlangt also nicht einen globalen Abbau staatlicher Einflußnahmen, sondern einen Umbau staatlicher Politik. Die Funktionalisierung des Staates zugunsten der Unternehmenswirtschaft gehört zum Konzpt neokonservativer Wirtschafts- und Ordnungspolitik.«[4] Dieser Umbau betrifft nicht nur die Beseitigung von Hindernissen der Kapitalverwertung. Er projektiert selbst noch eine Reorganisation des Verhältnisses von Staat und kapitalistischer Ökonomie. Im Schlagwort von der »Deregulierung« faßt sich daher ein ganzes Bündel von – national unterschiedlich gehandhabten – Maßnahmen zusammen, die auf den Abbau staatlicher Kontrollen und Regulierungen der Privatwirtschaft zielen.[5]

Konsum- und Investitionsneigung der privaten Wirtschaftssubjekte sollen darüber hinaus durch einen drastischen Abbau der Steuern angeregt werden. Schließlich soll vor allem mit der Schwächung der Gewerkschaften – soweit diese durch die staatliche Gesetzgebung und die Arbeitsrechtssprechung beeinflußt werden kann – ein günstiges Investitionsklima geschaffen werden. Die noch vom Altbundeskanzler Helmut Schmidt vertretene Formel, derzufolge die »Gewinne von heute die Investitionen von morgen und Arbeitsplätze von übermorgen« seien, faßt daher das Credo dieser Ideologie zusammen. Daraus folgt zugleich, daß die staatliche Wirtschaftspolitik auf jede nach-

4 Ebd., S. 99.

5 Zur Strategie der »Deregulierung« vgl. Heft 10/1987 der von der Hans-Böckler-Stiftung herausgegebenen Zeitschrift »Die Mitbestimmung« sowie das Schwerpunktheft 8/1988 der WSI-Mitteilungen (»Deregulierung und Flexibilisierung der Arbeit«).

frage- und strukturorientierte Beschäftigungspolitik verzichten muß; denn die Massenarbeitslosigkeit stellt sich den Neoliberalen als ein »Scheinproblem« dar: Sie ist nichts anderes als eine Folge »marktinkonformer Löhne« sowie eines «Sozialsystems« (vor allem der Arbeitslosenversicherung), das als »soziale Hängematte für die Faulen« (so 1977 ein führender CSU-Politiker[6]) fungiert.

Worin aber besteht der konservative Charakter dieses Markt-Radikalismus? Worin unterscheidet sich diese wirtschafts- und gesellschaftspolitische Programmatik von den Leitprinzipien der sozialliberalen Modernisierungspolitik in der zweiten Hälfte der 70er Jahre? Der traditionelle Konservatismus zergliedert sich in zahlreiche Tendenzen. Gemeinsam war diesen – unter Berufung auf traditionelle Wertsysteme – die Frontstellung gegen alles »Progressive«, also gegen jene sozialen und politischen Kräfte, die seit der Französischen Revolution von 1789 und mit der Konstituierung der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert die Prinzipien der radikalen Demokratie und der sozialen Gerechtigkeit vertreten. Das konservative Mißtrauen gegen alle Prozesse gesellschaftlicher Demokratisierung paart sich stets mit dem Kampf gegen alle Varianten eines »Kollektivismus«, dem die Forderung entgegengehalten wird, naturgegebene Differenzierungen und Hierachien in Gesellschaft und Politik zu beachten und zu fördern.[7] Daraus folgt heute – im Umkreis des neoliberalen Marktradikalismus – die Reaktivierung eines sozialdarwinistischen Menschen- und Gesellschaftsbildes: »Das rücksichtslose, alles bestimmende Konkurrenzverhalten in Wirtschaft und Gesellschaft bildet die anthropologische Basis dieses . . . Ordnungsentwurfs. In der ökonomischen Ungleichheit drückt sich die natürliche Differenzierung von Leistungskraft und Begabung aus. Die Ungleichheit gilt als ein Stachel für die wirtschaftliche Wachstumsdynamik, denn daraus resultiert die Chance, daß Leistungswillige innerhalb der Gren-

6 Zit. n. J. Goldberg u. a., Arbeitslosigkeit, Frankfurt/Main 1977, S. 47.

7 Vgl. dazu W. Rosenbaum, Konservative Gesellschaftspolitik. Eine Herausforderung für die Gewerkschaften, in: Arbeit und Leben, Niedersachsen (Hrsg.), Die Zukunft der Gewerkschaften, Hannover 1985, S. 8 ff., hier S. 16 ff.

zen ihrer Befähigung aus unteren Einkommensschichten aufsteigen können.«[8]

Auf der anderen Seite finden Konkurrenzkampf und Elitenauswahl auf dem Boden der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse und im Rahmen einer politischen Ordnung statt, die durch den starken, jederzeit den Ausnahmezustand beherrschenden Staat gesetzt ist. Der angebliche Anti-Etatismus der Neokonservativen richtet sich stets gegen den Sozialstaat sowie den Umfang der ökonomischen Staatsinvestitionen, um in gleichem Atemzug die Restauration der »reinen Politik«, die Ordnungsmacht des Staates gegenüber allen inneren und äußeren Feinden zu fordern. So bewegen sich die neokonservativen Diskurse – wie R. Saage betont – um die These von der »Unregierbarkeit« der modernen Demokratien. Dieser glaubt man ». . .nur Herr werden zu können. . . durch die Anspruchsreduktion der Masse der Bevölkerung und die Rückkehr zum ›starken Staat‹: er soll sich so weit wie möglich aus seinen Funktionen als Umverteilungsinstanz des disponiblen Teils des Bruttosozialproduktes zurückziehen und seine Potestas auf klassische Ordnungs- und Sicherheitsfunktionen sowie auf die für eine monopolistisch organisierte kapitalistische Wirtschaft unabdingbaren Interventionen konzentrieren«.[9] In diesem Rahmen finden dann auch diejenigen Werte und Institutionen ihren Platz, die von der konservativen Politik und Ideologie angerufen werden: Fließ, Disziplin, Sauberkeit, Ordnung, Religiosität und Patriotismus sowie als Institutionen: die Familie, die Kirche, die Gemeinde, die Armee.

Der moderne Konservatismus unterscheidet sich von traditionellen Varianten vor allem dadurch, daß er sich selbst als den Träger einer Fortschrittsidee propagiert. Seine Wirtschaftspolitik will nicht nur die bislang durch den »sozialdemokratischen Staat« blockierten Wachstumspotentiale der kapitalistischen Ökonomie freisetzen, sondern auch den notwendigen Über-

8 Memorandum '82, S. 103.

9 R. Saage, Neokonservatives Denken in der Bundesrepublik, in: I. Fetscher (Hrsg.), Neokonservative und »Neue Rechte«, München 1983, S. 66 ff., hier S. 114; vgl. dazu auch F. Deppe, Niccolò Machiavelli. Zur Kritik der reinen Politik, Köln 1987, bes. S. 392 ff.

gang von der »Industriegesellschaft« zur post-industriellen »Informationsgesellschaft« beschleunigen. Die möglichst schnelle Durchsetzung der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien ist daher nicht nur notwendig, um die Konkurrenzfähigkeit des BRD-Kapitals auf dem Weltmarkt zu behaupten. Diese technologische Revolution wirkt zugleich als Hebel der Umwälzung der gesamten Lebensweise und Kultur, die sich – auf der Basis von Produktivitätssteigerungen, höherem individuellen Lebenstandard, Arbeitszeitverkürzung und -flexibilisierung, steigenden Anforderungen an die Qualifikation des Arbeitsvermögens usw. – durch neue Formen und Möglichkeiten einer individualisierten Lebensgestaltung und Bedürfnisbefriedigung auszeichnet (»Wertwandel« und »Pluralisierung der Lebensstile«)[10]. Die neue Freiheit, deren Konturen am »Ende des sozialdemokratischen Jahrhunderts« (Dahrendorf/Genscher) erkennbar werden, kann aber nur realisiert werden, wenn der gewerkschaftliche Widerstand gegen die konservative Gesellschaftspolitik gebrochen bzw. durch einen neuen sozialpartnerschaftlichen »Pakt der Vernunft« aufgegeben wird. So könnte dann eine »neue Entwicklung in der Tarifpolitik« beginnen: die »tarifvertragliche Gestaltung von Vielfalt und (die) Stärkung der kleinen Einheiten (Subsidiarität/Dezentralisation)«.[11]

Gleichwohl zeichnet sich der seit 1982 regierende konservative »Block« keineswegs durch eine besonders entwickelte weltanschauliche Kohärenz aus. Der marktradikale Neoliberalismus, wie er vor allem von Sprechern der FDP vertreten wird, trifft in der CDU/CSU auf wachsenden Widerstand. Dabei sperren sich nicht nur die süddeutschen Konservativen (Strauß, Späth), die sehr wohl wissen, daß ihre regionale Entwicklungsstrategie der vergangenen Jahrzehnte nur durch staatsmonopolistische Regulierung (von der Rüstungsindustrie bis zur Struk-

10 Vgl. dazu exemplarisch: Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen. Bericht der Kommission »Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen« (»Späth-Kommission«), im Auftrag der Landesregierung von Baden-Württemberg, Stuttgart 1983.

11 K. H. Biedenkopf, Die neue Sicht der Dingen, München/Zürich 1985, S. 318.

turpolitik) möglich geworden ist. Vielmehr übt seit Mitte der 80er Jahre – vor dem Hintergrund der anhaltenden Massenarbeitslosigkeit und der Strukturkrisen (Kohle, Stahl, Werften) in NRW und in Norddeutschland – der »Arbeitnehmerflügel« der CDU einen gewissen Druck auf die Regierungspolitik aus, um durch staatliche Subventionen und Sozialmaßnahmen die weitere Vernichtung von Arbeitsplätzen abzubremsen bzw. sozial abzufedern. Der neue Vorsitzende der CDU in NRW, Bundesarbeitsminister Norbert Blüm, weiß sehr wohl, daß die CDU in diesem Bundesland keine regierungsfähige Mehrheit gewinnen wird, wenn sie nicht auch von Bonn aus die Bereitschaft zu sozialpolitischen Hilfsmaßnahmen erkennen läßt.

Auf der anderen Seite geraten die rechtspopulistischen Vorstößte der CSU und des »Stahlhelmflügels« der CDU immer wieder mit den innen- und außenpolitischen Vorstellungen der Neoliberalen in Konflikt. Die klassischen Feindbilder des Konservatismus (und Rechtsradikalismus) sollen Bedrohungsängste im Volk wecken und auf diese Weise die Massenbasis für den weiteren Ausbau der staatlichen Gewalt- und Repressionsapparate sichern: innere Sicherheit, Ausländerfeindlichkeit, Aids-Hysterie und (unverändert) der Antikommunismus sind die bevorzugten Themen dieser rechtspopulistischen Agitation. Innerhalb des regierenden konservativen Blocks werden solche Vorstellungen nicht nur von einigen Liberalen zurückgewiesen, die bürgerliche Freiheitsrechte garantiert wissen wollen. Auch in den Kirchen, die traditionell zu den wichtigsten Vorfeldorganisationen konservativer Hegemonie gehörten, regt sich immer wieder Widerstand gegen die Vorstöße aus Bayern. Schließlich ist auch in der CDU eine Gruppierung stärker geworden, deren Politik von der Überzeugung bestimmt wird, daß diese Partei ihren Charakter als moderne, mehrheits- und regierungsfähige »Volkspartei« nur dann behaupten kann, wenn sie mit der SPD um die Stimmen der Arbeitnehmer zu konkurrieren vermag und wenn sie sich zugleich für die »neuen Fragen« öffnet, die namentlich von den neuen sozialen Bewegungen – und hier vor allem von der Frauenbewegung – aufgeworfen wurden. Mit den anderen Parteien konkurrierte die CDU hier um ein wach-

sendes Wählerpotential aus den lohnabhängigen Mittelschichten und den Oberschichten der Arbeiterklasse in den sog. »Dienstleistungszentren« (z. B. Rhein-Main-Gebiet), die durch die rechtspopulistische Phraseologie nur in geringem Maße für die Unterstützung konservativer Politik zu gewinnen sind.

Die Widersprüche und Konfliktpotentiale im konservativen Block entstehen zum einen notwendig aus seiner heterogenen sozialen Basis. Er gruppiert nicht nur die traditionellen Stützen des Konservatismus um sich (Selbständige, Management-Funktionäre, die oberen Segmente der lohnabhängigen Mittelschichten im Staatsapparat und in der Privatwirtschaft und das alte Kleinbürgertum). Vielmehr muß er, um in der parlamentarischen Demokratie mehrheitsfähig zu sein, Teile der Arbeiterklasse zumindest als Wähler gewinnen. Wie die Wahlergebnisse der Bundestagswahlen 1983 und 1987 zeigen, mobilisiert die CDU/CSU nicht nur Arbeitnehmer im ländlichen Raum mit stark katholischem Einfluß, sondern auch Schichten, die einerseits von der SPD-Politik enttäuscht waren, die aber andererseits von der konservativen Deregulierungspolitik individuelle Vorteile für die Sicherung bzw. Verbesserung ihres relativ hohen Lebenstandards erwarteten. Da jedoch die neokonservative Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik primär die Kapitalbildung (Profitförderung), die Verbesserung der Konkurrenzposition des nationalen Kapitals auf dem Weltmarkt, die möglichst schnelle Durchsetzung der neuen Technologien – und dabei insgesamt die Schwächung gewerkschaftlicher Gegenmacht – verfolgt, müssen die Brüche in der konservativen Hegemonie dann einsetzen und sich verstärken, wenn diese Politik mit den alltäglichen sozialen und ökonomischen Erfahrungen auch derjenigen Schichten der Arbeiterklasse und der Mittelschichten kollidiert, die sich zeitweilig als deren Nutznießer bzw. als deren »Gewinner« fühlen durfte.

Tempo und Entwicklungsrichtung dieser Erosion der konservativen Hegemonie (und damit auch die Chance der Durchsetzung einer alternativen Gestaltungskonzeption) werden in letzter Instanz durch die objektiven sozialökonomischen Prozesse bestimmt. Schon bis zum Jahre 1987 hat das Fortbestehen der

Massenarbeitslosigkeit die Glaubwürdigkeit konservativer Politik erheblich beschädigt. Die massiven Verluste, die besonders die CDU seit 1985 bei Landtagswahlen, dann auch bei der Bundestagswahl vom Januar 1987 hinnehmen mußte, sind nur ein Ausdruck dieses Erosionsprozesses, der seit dem Sommer 1987 zu heftigen Auseinandersetzungen in der CDU/CSU geführt hat. Weltwirtschaftliche Krisen-Konstellationen können mit dem Anwachsen der Arbeitslosigkeit und des Massenelends in den Metropolen des Kapitals,aber auch mit der Bedrohung des Lebensstandards bislang relativ privilegierter Abteilungen der Arbeiterklasse und der Mittelschichten zu einer existenziellen Bewährungsprobe für das neokonservative Projekt werden. Ob es dann zu einer Verschiebung – innerhalb des konservativen Blocks – nach rechts (Zuflucht zum autoritären Staat als Instrument gegen die Krise) oder zur hegemonialen Konstitution eines »progressiven Blocks« kommen wird, hängt wesentlich von den nationalen und internationalen Kräftekonstellationen von Kapital und Arbeit ab, die vor der Zuspitzung der hegemonialen Krise in harten Auseinandersetzungen durchgesetzt werden. Dabei kommt der Gewerkschaftsbewegung in allen hochentwickelten kapitalistischen Gesellschaften eine besonders wichtige Rolle zu.

Der schwächste Aufschwung seit 1949 – sozialökonomische Entwicklung und Politik der »Wende«-Regierung

Bei den Bundestagswahlen 1983 und 1987 forderte die CDU/CSU die Wähler auf, mit ihr zugleich den »Aufschwung« zu wählen. Diese Propaganda war – wie die Wahlergebnisse, aber auch Meinungsumfragen bis 1986 zeigen – nicht erfolglos. Gleichwohl wurde die – auch unter Wirtschaftswissenschaftlern verbreitete – »illusionäre Hoffnung, daß durch die angebotsorientierte Wirtschaftspolitik der Konjunkturzyklus beseitigt und eine Phase stetigen Wirtschaftswachstums eingeleitet würde«, bald enttäuscht. Die seit dem 2. Quartal 1983 eingetretene konjunkturelle Belebung ist die »schwächste Aufschwung-

phase in der Konjunkturgeschichte der BRD«. Das jahresdurchschnittliche Wachstum des BSP seit 1982 (ca. 1,7%) liegt deutlich unter dem des 7. (1967–1974= JD 4,3%) sowie des 8. Zyklus (1974–1981= JD 2,3%).[12]

Tabelle 1: Bruttosozialprodukt, Industrieproduktion und Arbeitsliosigkeit (1983–1987)

Jahr	BSP in % ggü. d. Vj. in Preisen von 1980	Industrieproduktion in % ggü. d. Vj.	Arbeitslose in Tsd.	Arbeitslosenquote in %
1983	+1,8	+0,7	2 258	9,1
1984	+3,0	+3,4	2 266	9,1
1985	+2,5	+5,4	2 304	9,3
1986	+2,4	+2,0	2 228	9,0
1987	+1,5	−0,5	2 220(1)	9,5 (1)

(1) Schätzung, Ifo-Institut, München, 7/1987.
Quellen: IPW-Berichte, 8/1987, S. 24; IMSF, Informationen zur Wirtschaftsentwicklung und Lage der Arbeiterklasse, 3/1987, in: Nachrichten, 9/1987; FAZ v. 17. 12. 1987.

Darüber hinaus stellten die Konjunkturforscher eine Reihe von Sonderbedingungen fest, die das Wachstum keineswegs im Sinne einer stabilisierenden, selbsttragenden Akkumulationsdynamik beeinflussen. In den Jahren 1984/85 kam die entscheidende Konjunkturspritze von der Auslandsnachfrage – insbesondere aus den USA, wo allein 1985 die Importe um 23% anstiegen. Damit wurde die Exportkonjunktur der BRD mit der »Schwindelblüte« der US-Konjunktur verkettet, die mit dem Außenhandels- und Staatsdefizit, dem hohen Zinsniveau und dem Dollarkurs in den folgenden Jahren zum stärksten Unsicherheits- und Belastungsfaktor für die kapitalistische Weltwirtschaft werden mußte. Darüber hinaus ergab sich bis 1986 für die BRD eine gespaltene Konjunktur: »Die exportorientierten Sektoren. . . expandieren, während die binnenmark-

12 Memorandum '86, S. 72/73.

torientierten Wirtschaftszweige... nach wie vor mehr oder minder stagnieren«.[13]

Im Jahre 1986 kam es zu einer Trendwende. Der Privatverbrauch stieg um 4,2% gegenüber dem Vorjahr. Zwischen 1983 und 1985 war der innere Nachfrageimpuls schwach geblieben (zwischen 1,5 und 1,7%). Daß nunmehr der private Verbauch anstelle des Exports die Rolle eines Wachstumsstimulators übernahm, war einerseits auf die beginnende Abschwächung der weltwirtschaftlichen Konjunktur (und hierbei besonders auf die schwächere Nachfrage aus den USA) zurückzuführen. Auf der anderen Seite erhöhten sich – auch dank der gewerkschaftlichen Lohnpolitik – zum erstenmal seit 1980 kräftig die Reallöhne der beschäftigten Arbeitnehmer (vgl. Tab. 2). Gleichzeitig sank jedoch die Lohnquote weiter ab. »Der Anteil der Nettolöhne (am Sozialprodukt) ist seit 1974 kontinuierlich gesunken, und zwar mit nur noch knapp 29% für 1986 auf den bisherigen Tiefstand der gesamten Nachkriegszeit«.[14] Damit hat sich jene

Tabelle 2: Lohn-, Preis- undProduktivitätsentwicklung in der Gesamtwirtschaft 1982 bis 1986[1]

Jahr	Produktivität[2]	Preisindex für die Lebenshaltung[3]	Tarifverdienste[4]	Bruttolohn- und Gehaltssumme je beschäft. AN nominal	real	Nettolohn- und Gehaltssumme je beschäft. AN nominal	real	nachrichtlich: Lohnquote in % am Volkseinkommen[5]
1982	+0,8	+5,2	+4,0	+4,2	−1,0	+2,9	−2,2	70,1
1983	+2,8	+3,0	+3,3	+3,4	+0,4	+2,3	−0,7	68,7
1984	+3,0	+2,4	+2,9	+3,0	+0,6	+1,6	−0,8	67,0
1985	+1,8	+2,1	+2,8	+3,0	+0,8	+1,7	−0,5	67,0
1986[6]	+1,4	−0,2	+3,5	+3,8	+4,0	+4,1	+4,3	65,7

1 Alle Angaben außer Lohnquote in % gegenüber dem Vorjahr.
2 Bruttoinlandsprodukt in Preisen von 1976 je Erwerbstätigen.
3 Eines Arbeitnehmerhaushalts mit mittlerem Einkommen.
4 Berechnet auf Monatsbasis einschließlich Beamtenbezüge.
5 Strukturbreinigt, Lohnquote bei rechnerisch konstant gehaltenem Anteil der Arbeitnehmer an den Erwerbstätigen im Jahre 1970.
6 Vorläufige Ergebnisse, Berechnungsstand Januar 1986.
Quelle: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1987, S. 115.

13 Ebd., S. 73.
14 Memorandum '87, S. 85.

Umverteilung zugunsten der Selbständigen und der Kapitaleinkommen zu Lasten der Einkommen der Unselbständigen weiter verschärft, die der angebotsorientierten »Philosophie« zufolge zuerst die Gewinne, dann die Investitionen und schließlich die Zahl der Arbeitsplätze erhöhen soll. Während die privaten Kapitaleinkommen seit 1983 geradezu explodiert sind, sank der Anteil der Investitionen an den Kapitaleinkommen weiter ab (von 60,8%, 1982, auf 51%, 1986).[15]

Die Akkumulationsschwäche des BRD-Kapitalismus läßt sich daher am prägnantesten an der Entwicklung der Investitionen in den 80er Jahren beobachten. Obwohl – wie der Sachverständigenrat geradezu beschwörend feststellt – die Investitionsbedingungen (d. h. die Gewinne) so günstig wie nie zuvor sind[16], ist die chronische Investitionsschwäche seit 1980 noch immer nicht überwunden. Dabei fällt vor allen die Stagnation der staatlichen Investitionen bei den Ausrüstungen, vor allem jedoch deren Einbruch bei den Bauinvestitionen ins Gewicht.[17] So reproduziert sich der verhängnisvolle Kreislauf von Wachstums- und Investitionsschwäche auf der einen, Nachfrageschwäche auf der anderen Seite, die durch die Reallohneinbußen, die wachsende Arbeitslosigkeit sowie die Zurückhaltung bei der staatlichen Ausgabenpolitik verstärkt wird. Einzig das Ziel der Gewinnförderung wurde erreicht. Aber, die großen – international operierenden – Konzerne, die nicht nur die internationale Arbeitsteilung (als Feld der imperialistischen Ausbeutung und Abhängigkeit) beherrschen, sondern auch die Promotoren der wissenschaftlich-technischen Revolution bilden, »ersticken« geradezu an Profiten, die nicht produktiv reinvestiert werden, sondern auf den internationalen Geld- und Kreditmärkten vagabundieren und auf diese Weise die Instabilitäten der imperialistischen Weltwirtschaft erheblich verstärken.[18] Der Börsen-Crash seit dem »schwarzen Montag« (19. Oktober 1987) ist eine notwendige Folge des Widerspruchs gewesen, daß

15 Ebd., S. 79.
16 Sachverständigenrat, Jahresgutachten 1986/87, Ziff. 65 ff., S. 58 ff.
17 Vgl. ebd., S. 232/233.
18 Vgl. dazu S. Welzk, Boom ohne Arbeitsplätze, Köln 1986.

die Realinvestitionen in den kapitalistischen Zentren stagnieren, stattdessen aber »wahre Kreditgebirge mit immer neuen ›Finanzinnnovationen‹« (Altvater) aufgebaut wurden.[19]

Die Entwicklung von Beschäftigung und Arbeitslosigkeit bleibt das zentrale Problemfeld der Wirtschafts- und Sozialpolitik. Die Bundesregierung will den Zuwachs von ca. 600 000 Erwerbsverhältnissen seit Anfang 1984 als einen Erfolg ihrer Politik der Wachstums- und Beschäftigungsförderung anerkannt wissen, der bei der Auseinandersetzung um die unverändert hohe Zahl der Arbeitslosen (vgl. Tabelle 1) nicht außer Acht gelassen werden dürfe. Jede differenzierte Analyse der Arbeitsmarktdaten zeigt jedoch alsbald, daß von einer Wende in Richtung auf einen Abbau der Massenarbeitslosigkeit überhaupt nicht die Rede sein kann.[20] Der Zuwachs an Beschäftigung resultiert zu einen erheblichen Teil aus Maßnahmen, die gegen die Politik bzw. die Ideologie der Konservativen durchgesetzt wurden: die Arbeitszeitverkürzung, die durch Streiks des Jahres 1984 erreicht wurde, und – im Jahre 1986 (offenbar auch im Blick auf die Bundestagswahlen) – die Ausweitung von beschäftigungspolitischen Maßnahmen durch die Bundesanstalt für Arbeit. Außerdem wurde die Arbeitsstatistik durch Vorruhestandsregelungen und Frühverrentung »entlastet«. Schließlich nimmt auch die Zahl der sog. Teilzeit-Beschäftigungsverhältnisse seit Anfang der 80er Jahre merklich zu. Der Zuwachs an Frauenbeschäftigung seit den 70er Jahren realisiert sich mithin über die Ausdehnung von – weitgehend ungeschützter – Teilzeitbeschäftigung, »die sich heute zumeist noch in weniger qualifizierten, monotonen und perspektivlosen Tätigkeiten konzentriert«.[21]

Die am schnellsten wachsende Gruppe der Arbeitslosen bleibt bis 1987 die der Dauer- bzw. Langzeitarbeitslosen (1 Jahr und länger). Ihr Anteil an der Gesamtheit der Arbeitslosen hat

19 Vgl. dazu das Heft 12/1987 der »Blätter für deutsche und internationale Politik« mit dem Schwerpunkt »Vor einer neuen Weltwirtschaftskrise?«, S. 1518–1550.

20 Vgl. Memorandum '87, S. 37 ff.

21 G. Bosch, Arbeitsmarkt, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1986, S. 271 ff., hier S. 287.

sich von 13% (1981) auf 31,9% (1986) erhöht.[22] Bei diesen »Problemgruppen« des Arbeitsmarktes konzentriert sich die »neue Armut«; denn zu den traditionellen Randschichten der Armutsbevölkerung kommen mehr und mehr jene Gruppen der Arbeitslosen hinzu, die Leistungen der Sozialhilfe in Anspruch nehmen müssen. Der Anteil derer, die aufgrund von Arbeitsplatzverlust Sozialhilfe beantragen, hat sich von 9,8% (1980) auf 25% (1985) erhöht. Knapp 3 Mio. Personen sind in der BRD um die Mitte der 80er Jahre auf Sozialhilfe angewiesen. Die Gesamtzahl der an oder unter der Armutsgrenze liegenden Personen wird auf rund 5 Mio. geschätzt.[23] Da die Sozialfürsorge aus den Kassen der Kommunen bezahlt wurde, hatte diese Kostenexplosion verheerende Konsequenzen für die finanzielle Leistungskraft der Kommunen – vor allem derjenigen Städte in Norddeutschland, im Ruhrgebiet wie im Saarland, in denen die Arbeitslosenquote schon weit über dem Durchschnitt liegt. Die Kommunen sehen sich »in Zeiten wachsender Not und Armut außerstande. . ., soziale Einrichtungen und Leistungen über das gesetzlich vorgeschriebene Maß hinaus mit wachsen zu lassen; im Gegenteil werden bestehende Versorungseinrichtungen weiter abgebaut«.[24]

Diese Prozesse der Polarisierung von Kapitalprofiten und Lohneinkommen, aber auch zwischen den Lebensbedingungen der »Krisengewinner« (zu denen nicht allein die Unternehmer, sondern auch große Teile der Mittelschichten und der Arbeiterklasse gehören) und der »Krisenopfer« wurden durch die gesellschafts- und sozialpolitischen Umbauprojekte, die die konservative Regierung seit 1982/83 verfolgte, systematisch vorangetrieben. Stets wurden diese Projekte mit der Notwendigkeit begründet, den Staatshaushalt zu entlasten, die Gewinnsituation der Unternehmen zu verbessern und ein günstiges Investitionsklima zu schaffen, um auf diesem Wege Wachstum und Beschäftigung anzukurbeln.

22 Vgl. Memorandum '87, S. 276.
23 Ebd., S. 64 ff.
24 Ebd., S. 67.

– *Sozialdemontage.* Allein zwischen 1981 und 1984 wurden vom Bundesgesetzgeber mehr als 250 steuer- und sozialpolitische Rechtsveränderungen verabschiedet, die als Einspar- und Umverteilungsmaßnahmen vor allem die Sozialeinkommensempfänger sowie die abhängig Beschäftigten belasteten. Von 1982 bis 1985 mußten von den Haushalten, die auf Einkommen aus unselbständiger Arbeit, Rente und Sozialhilfe angewiesen sind, Belastungen in Höhe von 185 Mrd. DM getragen werden. Im gleichen Zeitraum wurden die Unternehmer, Selbständige und Wohnungseigentümer um mehr als 5 Mrd. DM entlastet.[25]

– *»Beschäftigungsförderungsgesetz«:* Die zweite Stufe der staatlichen Sozialdemontage richtete sich auf den Abbau von Arbeitnehmerschutzrechten. Das »Normalarbeitsverhältnis«[26] wird aufgebrochen. Durch die Flexibilisierung und Deregulierung der Arbeitsverhältnisse soll die Disziplinierungsfunktion, die von der industriellen Reservearmee ausgeübt wird, verstärkt werden. Die verschiedenen gesetzlichen Maßnahmen bündeln sich im sog. Beschäftigungsförderungsgesetz, das am 1. Mai 1985 in Kraft trat. Die Regierung will das Arbeitsrecht »gelenkiger« machen, um auf diese Weise Neueinstellungen zu erleichtern. »Dazu wurden die Möglichkeiten befristeter Beschäftigungen ausgeweitet. Befristete Verträge können ohne Einschränkungen. . . bis zu 18 Monaten abgeschlossen werden. Bei Unternehmensgründungen und bei Betrieben mit weniger als 20 Beschäftigten beträgt die Befristungsdauer sogar zwei Jahre. Die maximale Überlassungsdauer von Leiharbeitnehmern an einen Entleiher wurde von früher 3 auf jetzt 6 Monate ausgedehnt. Darüber hinaus wurden die Möglichkeiten zum

25 Vgl. Memorandum '84, Köln 1984, S. 18/19, ausführlich S. 57 ff.; G. Bäcker, Sozialpolitik, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1985, Köln 1985, S. 320 ff.

26 »Unter dem Begriff Normalarbeitsverhältnis ist . . . eine stabile, sozial abgesicherte, abhängige Vollzeitbeschäftigung zu verstehen, deren Rahmenbedingungen (Arbeitszeit, Löhne, Transferleistungen) kollektivvertraglich oder arbeits- bzw. sozialrechtlich auf einem Mindestniveau geregelt sind, mit einer tendenziell diese Bindungen vereinheitlichenden Vertretungsmacht (Einheitsgewerkschaft).« G. Bosch, Hat das Normalarbeitsverhältnis eine Zukunft?, in: WSI-Mitteilungen, 3/1986, S. 163 ff., hier S. 165.

Abschluß von Sozialplänen verringert und der Kündigungsschutz in Kleinbetrieben abgebaut«.[27]

Dieses Gesetz bewirkte jedoch keinen Abbau der Massenarbeitslosigkeit sondern lediglich eine Vemehrung der befristeten Arbeitsverhältnisse und der Leiharbeit. Zwischen 1984 und 1986 wurden etwa 600 000 Dauerarbeitsplätze durch befristete Stellen ersetzt.[28] Im Zusammenwirken der verschiedenen Maßnahmen sind ». . .auf dem Arbeitsmarkt immer mehr ungeschützte Beschäftigungsverhältnisse unterhalb tariflicher Normen, neue Formen flexibler Teilzeitarbeitsverhältnisse, ›selbstausbeutende‹ Tätigkeiten in Alternativprojekten u.a.m. zu finden. . ., ohne daß jedoch die Arbeitslosigkeit zurückgegangen ist. Eine wachsende Zahl von Beschäftigten wird dadurch auf eine Arbeitseinkommensniveau verwiesen, das selbst kaum die Armutgrenze übersteigen dürfte. Betroffene sind vornehmlich die sog. Problemgruppen des Arbeitsmarktes und die Randbelegschaften der Betriebe, nämlich Frauen, Jugendliche, Leistungsgeminderte, Mehrfacharbeitslose usw., während die minimierten Stammbelegschaften noch relativ gesichert bleiben«.[29]

Diese Wirkungen beeinflussen jedoch nicht nur den Arbeitsmarkt (sowie das Arbeitsmarkt-Verhalten der Betroffenen), sondern auch die Handlungsbedingungen der Gewerkschaften. Das Programm der Flexibilisierung und Individualisierung, um das sich konservative, marktradikale Visionen der 80er Jahre gruppieren, richtet sich vor allem gegen die kollektive Interesenvertretung der Lohnabhängigen wie der Arbeitslosen durch die Gewerkschaften. Sie erscheinen als »störende Kraft«, die vermeintlich gegen die Interessen ihrer Mitglieder und der Beschäftigten insgesamt an kollektiv vereinheitlichenden Normen und Regelungen festhalten wollen. In einer verallgemeinernden Perspektive wird daraus rasch das Bild von Gewerk-

27 Memorandum '87, S. 57.

28 G. Bosch, Arbeitsmarkt, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1987, S. 255 ff., hier S. 270; vgl. dort auch den Hinweis auf die bislang vorliegenden empirischen Untersuchungen zu den arbeitsmarktpolitischen Wirkungen des Beschäftigungsförderungsgesetzes; vgl. dazu auch Memorandum '87, S. 57 ff.

29 G. Bäcker, Sozialpolitik, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1985, S. 320 ff., hier S. 332/33.

schaften als einer rückwärts gewandten, fortschrittliche Entwicklungen behindernden Organisation mit mittelalterlichem Zunftcharakter[30], die sozial absteigende Gruppen aus einer grundlegend defensiven Position vertreten. »Flexibilität auf dem Arbeitsmarkt soll in Verbindung mit der Konsumentensouveränität auf dem Absatzmarkt eine marktwirtschaftliche Zukunftsvision werden.«[31]

– Im Jahre 1986 zeichnete sich eine gewisse Stabilisierung der Sozialpolitik ab. »Die... Neuregelungen der Hinterbliebenenrente, des Babyjahrs, des Erziehungsurlaubs sowie die Änderungen zum Familienlastenausgleich (Kinderfreibeträge im Steuerrecht, Kindergeldzuuschlag) traten zum 1. 1. 1986 in Kraft. Mitte 1986 wurden die Renten (nach Abzug der um 0,7% auf 5,2% erhöhten Selbstbeteiligung der Rentner an ihrer Krankenversicherung) um 2,15% sowie die Sozialhilfesätze... um 2,3% erhöht, so daß es angesichts des geringen Anstiegs des Preisniveaus zum erstenmal seit Jahren zu realen Verbesserungen der Renten und der Sozialhilfeleistungen kam.«[32] Gleichzeitig wirkten sich auf dem Arbeitsmarkt die über die Bundesanstalt für Arbeit finanzierte »Ausweitung von befristeten Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Vollzeitmaßnahmen zu beruflichen Bildung« aus: »Im Jahresdurchschnitt 1986 wurden 58 000 mehr Arbeitskräfte in ABM und 33 000 mehr Arbeitskräfte in beruflichen Vollzeitmaßnahmen beschäftigt als 1983.«[33] Die bevorstehende Bundestagswahl hatte solche Initiativen ebenso gefördert wie die konjunkturelle Belebung des Jahres 1986.

Bis in die 90er Jahre werden freilich im Bereich der Sozialpolitik zwei ausstehende Großprojekte in den Mittelpunkt der

30 Der liberale Soziologe Ralf Dahrendorf hat in diesem Sinne feststellen wollen, daß die Gewerkschaften in Westeuropa »...nicht mehr die vorwärtstreibenden Organisationen selbstbewußter Zukunftsgruppen (sind); sie sind zu Verteidigungsorganisationen absteigender sozialer Gruppen geworden«; sie degenerieren zu »zunftähnlichen« Statusgruppen.« Vgl. R. Dahrendorf, Verhindern statt Vorantreiben?, in: Die Zeit, 28. 5. 1984, S. 3.

31 Memorandum '85, Bremen April 1985, S. 53/54.

32 G. Bäcker/B. Scharf, Sozialpolitik, in: M. Kittner (Hrsg.). Gewerkschaftsjahrbuch 1987, S. 292 ff., hier S. 292.

33 G. Bosch, Arbeitsmarkt, in: ebd., S. 255 ff., hier S. 256.

gesellschaftspolitischen und ideologischen Auseinandersetzung treten. Zunächst steht die *Neuordnung der Gesundheitspolitik* im Vordergrund. Hier wird es vor allem für die Gewerkschaften darum gehen, eine Entstaatlichung und Deregulierung des Gesundheitswesens in der Richtung der Privatisierung und Vermarktung, die notwendig die finanziellen Belastungen sowie die gesundheitlichen Risiken für die Masse der Lohnabhängigen, vor allem aber für die sozial Schwachen erhöhen, zu verhindern. Das Prinzip der »Klassensolidarität« muß hier gegen das alt- und neukonservative Prinzip der »Subsidiarität« durchgesetzt werden.[34] Das zweite Großprojekt betrifft die *Alterssicherung* (Renten). Dabei handelt es sich nicht nur um die Sicherung und Verbesserung der Versorgung der Rentner/-innen, also insgesamt um die Gestaltung der Lebensbedingungen älterer Menschen, deren Alterseinkommen vielfach – vor allem bei älteren Frauen – unter der Sozialhilfeschwelle liegt.Vielmehr muß mittelfristig das gesamte System der sozialen Sicherung neu gestaltet werden, um der anhaltenden Massenarbeitslosigkeit sowie der veränderten Alters- und Berufsstruktur Rechnung zu tragen und um gleichzeitig Konzepte einer umfassenden Privatisierung der Alterssicherung zu Lasten der Lohnabhängigen und der sozial schwachen Bevölkerungsgruppen abzuwehren. Als Alternative haben die DGB-Gewerkschaften das Konzept einer »bedarfsorientierten Grundsicherung« entwickelt. »Es soll die heute völlig unzulänglichen Unterstützungen für Arbeitslose, Alleinerziehende, Rentner, Sozialhilfeempfänger deutlich erhöhen und gleichzeitig die auf viele Institutionen verteilten und zudem eine hohe Armuts-Dunkelziffer erzeugenden Zuständigkeiten ablösen«.[35]

– Schließlich werden seit 1986/86 die Weichen für das »Jahrhundertwerk« einer *Steuerreform* gestellt, die in zwei Stufen –

34 Vgl. dazu ausführlich H. U. Deppe, Krankheit ist ohne Politik nicht heilbar, Frankfurt/Main 1987, bes. S. 76 ff.

35 C. Schäfer, Die »Jahrhundert-Steuerreform«: Lehr- oder Bubenstück?, in: Gemo, 9/1987, S. 515 ff., hier S. 525; vgl. dazu auch das Schwerpunktheft 2/1987 der WSI-Mitteilungen: Die soziale Grundsicherung neugestalten; zur Gesundheitspolitik und Alterssicherung vgl. auch G. Bäcker/B. Scharf, Sozialpolitik, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1986, S. 309 ff.

1988 und 1990 – in Kraft treten und die Steuerzahler um rd. 45 Mrd. DM entlasten soll. Nach der »Steuer-Philosophie« der konservativen Regierung soll dieses Projekt der »Entstaatlichung« sowohl die Investitionsbereitschaft der Unternehmen als auch die Nachfrage bei den Unselbständigen erhöhen. Der Streit um diese Reform, der auch im Regierungslager selbst ausgetragen wird, betrifft nicht nur die ungleiche Verteilung der Entlastungen zwischen Spitzenverdienern, Beziehern von durchschnittlichen Arbeitnehmereinkommen und den alten und neuen Armen, sondern auch deren absehbare Folgewirkung für Länder und Gemeinden, deren Leistungsfähigkeit noch weiter eingeschränkt würde. Zugleich sind die Kontroversen über die Finanzierungen der staatlichen Einnahmeverluste entbrannt; denn bei der kompensierenden Erhöhung von Massenverbrauchssteuern bzw. beim geplanten Abbau von »Subventionen« werden überwiegend die Arbeitnehmer und die unteren Einkommen belastet.

Die Planungen für die Steuerreform beruhen zudem auf optimistischen Annahmen über die Entwicklung von Wirtschaftswachstum und Staatseinnahmen zwischen 1987 und 1991. Diese müssen beim Übergang in eine neue weltwirtschaftliche Rezession bzw. Krise nicht nur (wie schon vorher in den USA) die neokonservativen Glaubenssätze über die wachstumsfördernden Wirkungen einer solchen Steuer-Revolution, sondern auch die konkreten finanzpolitischen Planungen zusammenbrechen lassen. Der Widerstand der Gewerkschaften gegen diese Politik ist daher dringend geboten. »Die Steuer-›Reform‹ der Bundesregierung (läßt sich) einordnen als ein ideologisch begründeter Schritt zur Stärkung bestehender Privilegien und vorhandener Ungerechtigkeiten im Steuer- wie im Einkommens- und Vermögensverteilungssystem: sie ist wahrhaftig das genaue Gegenteil einer angeblich notwendigen Entlastung von strangulierenden Steuerschulden.«[36] An die Stelle der Steuerreform muß – so der DGB – ein Programm staatlicher Beschäftigungspolitik treten, das die öffentliche und private »qualitative« Nachfrage in Berei-

36 C. Schäfer, Die »Jahrhundert-Steuerreform«, S. 523.

chen mit gesellschaftlichem Bedarf (z. B. Umweltschutz, Stadtsanierung, öffentlicher Verkehr, soziale Dienstleistungen) erhöht.

2. Die DGB-Gewerkschaften im Umbruch

Das konservative Projekt wurde seit dem Ende der 70er Jahre in allen hochentwickelten kapitalistischen Zentren (Westeuropa, USA, Japan) mehrheitsfähig: den Wahlsiegen der Konservativen in Großbritannien und den USA folgte die Bonner »Wende« und das Scheitern der französischen Linksregierung; in Japan vollzog sich eine Verschiebung nach rechts innerhalb der regierenden Liberalen Partei. Die Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung – vor allem ihr linker Flügel, der noch Anfang der 70er Jahre an der Spitze der sozialen und politischen Bewegungen gestanden hatte – geriet überall in die Defensive bzw. in eine Krise. Wahlniederlagen der Linksparteien, z. T. schwere Mitgliederverluste der Gewerkschaften, nachlassende Mobilisierungsfähigkeit, Streikniederlagen bei insgesamt rückläufiger Streikaktivität können als Indikatoren für diesen »Bruch« gelten.[37] Der »Abschied vom Proletariat« (A. Gorz) avancierte zum Modethema linksintellektueller Diskurse, die namentlich in der BRD die neuen sozialen Bewegungen als neue Subjekte der Emanzipation feiern.

Dieser Rückschlag resultiert aus dem Ineinandergreifen verschiedener Prozesse, die auf die Gewerkschaften wie ein »Zan-

37 Vgl. dazu u. a. (mit weiteren Literaturhinweisen) G. Therborn, The Prospects of Labour and the Transformation of Developed Capitalism, in: Socialism in the World, (Beograd/Yug.), 44/1984, S. 50 ff.; F. Deppe, Arbeiterbewegung in Westeuropa 1945–1985: Von der Bewegung zur Stagnation?, in: Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF, 8/1985, S. 58 ff.; F. Deppe/W. Roßmann, Krise und Widerstand. Probleme gewerkschaftlicher Zukunft, in: P. Ahlheit u. a. (Hrsg.), Wie wir leben wollen, Hamburg 1986, S. 103 ff.; W. Müller-Jentsch (Hrsg.), Zukunft der Gewerkschaften. Ein internationaler Vergleich, Frankfurt/New York 1988.

gengriff« einwirken. Auf der einen Seite haben die ökonomischen Krisenprozesse mit der Folge der chronischen Massenarbeitslosigkeit – vor allem in den Krisenbranchen und -regionen – traditionelle Machtbastionen der Arbeiterbewegung zerstört. Dabei wird die historische Erfahrung reaktiviert, daß in Perioden der kapitalistischen Krise und der Massenarbeitslosigkeit zunächst nicht die Solidarität und kollektive Kampfbereitschaft, sondern eher Angst und Anpassungsbereitschaft, individuelle Konkurrenz unter den Lohnabhängigen vorherrschen.[38] Auf der anderen Seite vollzieht sich in der Periode des krisenhaften Umbruchs seit Mitte der 70er Jahre eine Veränderung der Arbeitsbedingungen und der Lebensweise der Lohnabhängigen, die insbesondere durch die wissenschaftlich-technische Revolution beschleunigt wird. Schließlich wird die so geschwächte Gewerkschaftsbewegung von der politisch-ideologischen Offensive des Neokonservatismus, des bürgerlich-kapitalistischen Staates, unter Druck gesetzt. Dieser greift die Gewerkschaften nicht nur als den gesellschaftspolitischen Hauptgegner an; er versucht gleichzeitig, die relativ privilegierten Gruppen der Lohnabhängigen für sein Programm einer marktradikalen Erneuerung des Kapitalismus zu gewinnen. Die weit verbreitete Enttäuschung über das Scheiten des sozialliberalem Reformprojektes der 70er Jahre wird dabei selbst zu einem Faktor der Desorientierung, der die Widerstandspotentiale in der Arbeiterbewegung schwächt und damit die Spielräume für eine zeitweilige ideologische Hegemonie des Konservatismus erweitert.

So hat sich für die Arbeiterbewegung in allen hochentwickelten Zentren des Kapitalismus in den 80er Jahren eine strategische Grundkonstellation herausgebildet, in der namentlich die Beziehung zwischen Schutz- und Gestaltungsfunktionen inhaltlich neu zu bestimmen ist. Zum einen sind unter dem Druck dieses »Zangengriffs« die klassischen gewerkschaftlichen Schutzfunktionen wieder in den Vordergrund getreten. Der

38 Vgl. F. Deppe. Ende oder Zukunft der Arbeiterbewegung, S. 105 ff.

Kampf gegen Arbeitsplatzvernichtung, Lohnabbau, Intensivierung der Ausbeutung, schließlich auch gegen neue Formen der Verelendung hatte in den Jahrzehnten der kapitalistischen Prosperität scheinbar an Gewicht eingebüßt. Kapitalakkumulation und sozialstaatliche Regulierung erledigten diese Aufgaben – bei Anerkennung starker, »befestigter« Gewerkschaften – scheinbar im Selbstlauf. Nunmehr hat die Entwicklung zumindest von betrieblichen und überbetrieblichen Widerstandspotentialen gleichsam existenzielle Bedeutung gewonnen. Zur gleichen Zeit jedoch ist die Gewerkschaftsbewegung mit vielfältigen neuen Aufgaben konfrontiert, die sich nicht mit den Erfahrungen und dem Instrumentarium der klassischen Interessenvertretung lösen lassen, sondern die neue programmatische Überlegungen und organisationspolitische Anstrengungen erfordern. Die Politisierung dieser Interessenvertretung ist daher das bestimmende Merkmal in den Auseinandersetzungen zwischen Kapital, Staat und Arbeit. Sie entsteht nicht allein aus dem massiven politischen und ideologischen Druck, den der neokonservative Machtblock gegen die Gewerkschaftsbewegung ausübt. Vielmehr sehen sich die Gewerkschaften in wachsendem Maße mit der Aufgabe konfrontiert, als außerparlamentarische Massenorganisationen zum Subjekt einer alternativen gesellschaftspolitischen Programmatik zu werden, das auf den zentralen Feldern der Wirtschafts-, Sozial-, Umwelt- und Technologiepolitik die Interessen der Lohnabhängigen geltend macht.

Der Neue-Heimat-Skandal. »Die Machenschaften von Alfred Vietor und Co.« (Die Quelle 1983, S. 320)

Seit 1982 wurde die Republik immer wieder durch »Affären« und »Skandale« erschüttert, in denen der Widerspruch zwischen der moralisierenden, politischen Rhetorik führender Repräsentanten des Staates und der herrschenden Parteien mit der Wirklichkeit von Korruption und Machtmißbrauch, der

Verfilzung von wirtschaftlichen und politischen Interessen, schließlich der bewußten Umgehung der Legalität bei der Sicherung der politischen und finanziellen Macht der herrschenden Parteien ans Licht der Öffentlichkeit trat. Schon im Jahre 1982 begannen Ermittlungsverfahren wegen umfangreicher Parteifinanzierungen durch den Flick-Konzern. Davon hatten vor allem die FDP sowie die CDU/CSU – in geringerem Umfang aber auch die SPD – profitiert. Die Untersuchung des Skandals, der zunächst durch den gescheiterten Versuch eines Amnestiegesetzes, dann durch die Änderung des Parteiengesetzes Ende 1983 vertuscht werden sollte, führte zur Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses (in dem der Abgeordnete der Grünen, Otto Schily, eine konsequente Aufklärungsarbeit betrieb) sowie zu einer Reihe von Gerichtsverfahren, die 1987 mit Freisprüchen bzw. geringfügigen Strafen für die Angeklagten (Graf Lambsdorff, Hans Friedrich, von Brauchitsch) im Sande verliefen.[39] Die Kette dieser Skandale – vorwiegend im konservativen Sumpf – setzte sich über den Bauskandal der Westberliner CDU bis zur Kieler »Barschel-Affäre« (ab Herbst 1987) fort.

Gleichwohl gelang es der Gewerkschaftsbewegung nicht, diese »Glaubwürdigkeitslücke« so zu besetzen, daß die moralische Integrität der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung für die ideologische und politische Auseinandersetzung mit den Angriffen des Kapitals und der konservativen Regierung in die Waagschale geworfen werden konnte. Im Gegenteil. Mit den Veröffentlichungen des SPIEGEL im Februar 1982 über Korruption, Bereicherung und Mißwirtschaft bei der Führung des gewerkschaftseigenen Neue-Heimat-Konzerns begann jener hausgemachte Skandal, der 1986 von den Regierungsparteien – ebenfalls über die Einrichtung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses – zum wesentlichen Hebel ihrer Wahlkampfstrategie gemacht wurde. Erst 1986/87, mit dem Beschluß des DGB-Bundeskongresses, aus dem unternehmerischen

39 Vgl. H. See, Die käufliche Demokratie. Flick-Spendenaffäre und Parteienfinanzierung, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 7/1987, S. 929 ff.; O. Schily, Wie der Flick-Konzern in Bonn Politik machte, in: Ebd., 4/1986, S. 436 ff.

Engagement in der gemeinnützigen Wohnungswirtschaft auszusteigen, sowie mit den Billigverkäufen der »Perlen« gewerkschaftseigener Unternehmungen (Bank für Gemeinwirtschaft, Volksfürsorge und Co-op) kam das »Desaster« zu einem vorläufigen Abschluß. Der DGB-Vorsitzende Ernst Breit, der 1983 unter dem Eindruck einer heftigen öffentlichen Diskussion über die Verantwortung führender Gewerkschafter für den Neue-Heimat-Skandal zum Nachfolger von Heinz Oskar Vetter gewählt worden war[40], hat Ende 1986 eine durchaus realistische Lagebeurteilung gegeben: »Es nützt nichts, die Lage zu beschönigen. Bisher sind uns in den entscheidenden Phasen jeweils beide Chancen [i. e., a) die Chance auf wirtschaftlichen Erfolg und b) die Chance, politisch zu überzeugen] gleichzeitig entglitten. Weil das so ist, haben unsere politischen Gegner die Möglichkeit, uns fast nach Belieben vorzuführen: Einmal als durchtriebene und trickreiche Oberkapitalisten, im nächsten Atemzug als unfähige Gewerkschaftstölpel, und als Intermezzo kommt die Mitleidstour, weil man ja starke Gewerkschaften brauche in diesem unserem Lande«.[41]

Die Gründe für diese tiefgreifende Krise der gemeinwirtschaftlichen, gewerkschaftseigenen Wirtschaftsunternehmen, die immer wieder als das »Wirtschaftsimperium« des DGB bezeichnet worden waren[42], lagen zunächst unmittelbar in der Krise der Wohnungswirtschaft und einer expansiven Investitionsorientierung des Neue-Heimat-Konzerns in den 70er Jahren, die dann Anfang der 80er Jahre Wertverluste, Überschuldung, Notverkäufe, Sanierungsmaßnahmen nach sich zogen. Das Mißmanagement von »Alfred Vietor und Genossen«

40 Der Skandal belastete auch den Abgang von H. O. Vetter, der sich bis dahin in der Gewerkschaftsbewegung ein hohes Ansehen erworben hatte. Der vom DGB-Bundesvorstand designierte Nachfolger Vetters, Alois Pfeiffer, mußte seine Kandidatur ebenfalls aufgrund von geschäftlichen Verbindungen mit der Neuen Heimat zurückziehen. Er wurde dafür mit einem Posten in der EG-Kommission in Brüssel entschädigt.

41 Die Quelle, 12/1986, zit. n. J. Goldberg u. a., Neue Heimat, Gemeinwirtschaft, Gewerkschaften, Frankfurt/Main 1987, S. 95.

42 Vgl. A. v. Loesch, Die gemeinwirtschaftlichen Unternehmen der deutschen Gewerkschaften, Köln 1979, Dort S. 9 ff.: Die Literatur über die gemeinwirtschaftlichen Unternehmungen; vgl. dazu auch die völlig unkritischen Beiträge von J. Eckertz, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1985 und 1986, S. 605 ff. bzw. S. 630 ff.

wirkte als zusätzlich verschärfender Faktor und – was noch schlimmer ist – als moralische Belastung. Aber, es war nicht – wie Legenden behaupten – die wesentliche Ursache der Krise und des schließlichen Niedergangs der gemeinwirtschaftlichen Unternehmungen. Diese wurde vor allem dadurch vorbereitet, daß sich diese Unternehmungen längst aus den Traditionen der alten Genossenschaften der Arbeiterbewegung herausgelöst und sich in kapitalistische Großkonzerne verwandelt hatten, die zwar der Rechtsform nach nicht der privaten Gewinnmaximierung verpflichtet, jedoch mehr und mehr – auch als Folge der allgemeinen Krise der Bauwirtschaft – den Gesetzmäßigkeiten der Kapitalakkumulation und der kapitalistischen Konkurrenz unterworfen waren.[43] »Die Gewerkschaftsunternehmen verstanden sich eben nicht als ›Alternative‹, sondern als Teil der Marktwirtschaft – was allerdings die Kapitalseite nie akzeptiert hat. Für sie war der ›Unternehmer DGB‹ immer ein politisch zu bekämpfender Fremdkörper – selbst wenn geschäftliche Beziehungen bestanden.«[44] Gerade hieraus entwickelten sich jedoch Abhängigkeitsverhältnisse, die mit dem Beginn der offenen Krise der Neuen-Heimat gnadenlos ausgenutzt wurden und schließlich alle Bemühungen um einer personelle und finanzielle Sanierung zunichte machten.[45] Auf der einen Seite »lieferte man sich mit der gigantischen Verschuldung der Neuen Heimat den Banken aus und war nicht in der Lage, eine tragfähige Rückzugsstrategie zu entwickeln«.[46] Auf der anderen Seite unterschätzten die Führungen der Gewerkschaften wie der gemeinwirtschaftlichen Unternehmen das Interesse sowie die Bereitschaft ihrer Konkurrenten und Gegner, die Affäre um die Neue Heimat konsequent auszunutzen, um 1.) Konkurrenten zu beseitigen; 2.) der – stets ungeliebten – gewerkschaftlichen Gemeinwirtschaft einen schweren Schlag zu versetzen; 3.) die

43 Vgl. dazu G. Elwers, Vergangenheit und Zukunft der Gemeinwirtschaftsidee, in: Gemo, 12/1986, S. 755 ff.

44 J. Goldberg u. a., Neue Heimat, S. 49.

45 Zur Chronologie der Krise vgl. auch N. Hüwe, Gemeinwirtschaft in der Diskussion 1986, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1987, S. 606.

46 J. Goldberg u. a., Neue Heimat, S. 147; zur Rolle der Banken vgl. ebd., S. 98 ff.

Gewerkschaften, die bis 1986 zur wichtigsten Kraft des Widerstandes gegen die konservative Wende-Politik geworden waren, politisch, moralisch und finanziell zu schwächen; und schließlich 4.) die SPD als »politischen Arm« der DGB-Gewerkschaften im Wahlkampf 1986/87 in den Skandal mit hineinzuziehen. Das politische Drehbuch der Bundesregierung sowie der sie tragenden Parteien (CDU/CSU, FDP) bestand aus zwei Hauptteilen: Zunächst lehnte es die Bundesregierung ab, sich an der Sanierung der Neuen Heimat zu beteiligen. Danach wurde mit Anfragen im Bundestag, der Einrichtung eines Untersuchungsausschusses, den Anhörungen von führenden Gewerkschaftern, schließlich mit der spaktakulären Verhaftung des BGAG-Vorstandsvorsitzenden Alfons Lappas auf dem Gewerkschaftstag der IGM in Hamburg (19. 10. 1986) das Thema Neue Heimat zum zentralen Wahlkampfthema der konservativen Kräfte. »Die Neue-Heimat-Kampagne war ein nicht unwesentlicher Faktor des Wahlsieges der Konservativen.«[47]

Obwohl die gewerkschaftlichen Führungsgruppen sich bemühten, möglichst schnell eine Sanierung der Neuen Heimat herbeizuführen, so mußte jedoch jeder Schritt auf diesem Wege dem Ansehen der Gewerkschaften in der politischen Öffentlichkeit, vor allem aber bei den eigenen Mitgliedern, schweren Schaden zufügen. Der feste Griff von Banken und Regierungslager konnte schließlich nur neue Fehlleistungen produzieren, wie z. B. den mißglückten Verkauf der Neuen Heimat an den Brotfabrikanten Schiesser im September 1986. Zugleich wurden die Mieter von Sozialwohnungen, in ihrer überwiegenden Mehrheit Lohnabhängige, in Angst und Empörung versetzt. Viele Gewerkschafsmitglieder protestierten dagegen, daß ihre Mitgliedsbeiträge nicht zur Stärkung der gewerkschaftlichen Kampfkraft, sondern zur Stützung von maroden Konzernen aufgewandt wurden, deren Vorstandsmitglieder – oftmals ehemalige Gewerkschaftsvorsitzende wie Alfons Lappas und Erich

47 Ebd., S. 146.

Frister (GEW) – Bezüge von mehr als einer halben Mio. DM pro Jahr bezogen.[48]

Die tiefe Krise der gewerkschaftlichen Unternehmungen, die mit deren Ausverkauf 1986/87 ihren Tiefpunkt erreichte, markiert jedoch zugleich die tiefe Krise eines Modells von Gewerkschaftspolitik, das deren Erfolg von der Integration in das kapitalistische Wirtschaftssystem abhängig macht. Je weiter sich diese Wirtschaftsunternehmen von den ursprünglichen Genossenschafts- und Gemeinwirtschaftsideen der Arbeiterbewegung entfernt hatten, nicht mehr als alternative Keimformen einer nicht-kapitalistischen Ökonomie, sondern als funktionale Ergänzung der »Marktwirtschaft« bzw. als »Hecht im Karpfenteich« (W. Hesselbach) des kapitalistischen Wettbewerbs begriffen wurden, um so mehr mußten sie nicht nur in Abhängigkeit von dieser kapitalistischen Wirtschaft geraten, sondern in ihren Binnenstrukturen und in den Köpfen ihrer Manager selbst noch die Maximen kapitalistischer Managements reproduzieren. So entwickelte sich der gemeinwirtschaftliche Sektor – zusammen mit den Mitbestimmungsträgern in den Unternehmensleitungen (Arbeitsdirektoren, Aufsichtsratsmitgliedern) – mehr und mehr zum institutionellen Kerngerüst der Sozialpartnerschaft mit Kapital und Staat. Diese wird von einer Schicht von Managern personifiziert, die ideologisch und politisch in der Regel der SPD und den Gewerkschaften verbunden sind, aber gleichzeitig – als Verantwortliche für große Teile des Vermögens, der Finanzkraft und damit letztlich auch der Handlungsfähigkeit der Gewerkschaften – nach den Handlungszwängen des Marktes, der Konkurrenz und der Profits operieren. Daraus ergeben sich notwendig korporatistische Denk- und Handlungsmuster, für die die Kraft der Gewerkschaften letztlich vom erfolgreichen Funktionieren des Kapitalismus abhängt. So war es nur logisch, daß die Krise dieses Sektors aufbrach, als die kapitalistische Ökonomie in eine Phase der Depression und Stagnation überging und zugleich die neokonservative Offensive Grundbe-

48 Vgl. dazu – mit apologetischer Tendenz – M. Hüwe, Gemeinwirtschaft in der Diskussion, S. 619 ff.

standteile der bisherigen Politik der sozialpartnerschaftlichen Kooperation aufkündigte. Die Überwindung dieser Krise konnte daher nur durch eine Reaktivierung der gewerkschaftlichen Interessenvertretung und Kampfbereitschaft von unten – also im Betrieb, in der Tarifpolitik und in der offenen Auseinandersetzung mit der konservativen Politik – erfolgen.

Wege gewerkschaftlicher Gegenwehr: Der Kampf um die 35-Stunden-Woche

Die Krise der Neuen Heimat, die Mitgliederverluste der DGB-Gewerkschaften zwischen 1983/1984, die Vielzahl der Konkurse und Betriebsstillegungen sowie die Branchenkrisen (Stahl und Werften) waren als Symptome einer systematischen Krise der Gewerkschaftsbewegung zu interpretieren, in der sich Glaubwürdigkeitsverlust, schwindende Mobilisierungsfähigkeit, Machtverluste, Ohnmachtserfahrung und das Fehlen von alternativen gewerkschafts- und gesellschaftspolitischen Konzeptionen und Strategien miteinander verbanden. Die DGB-Gewerkschaften hatten schon seit dem Ende der 70er Jahre die Trendwende in der sozialliberalen Regierungspolizik kritisiert und 1981 und 1982 zu Massendemonstrationen gegen die Politik des Sozialabbaus aufgerufen. Mit der konservativen Wende vom Herbst 1982 verstärkte sich diese Kritik. Nachdem auch die SPD als Oppositionspartei die Wirtschafts- und Sozialpolitik, vor allem aber die Rüstungs- und Außenpolitik (Stationierung der Mittelstreckenraketen) der neuen Regierung angriff, radikalisierte sich auch die Rhetorik auf den Gewerkschaftstagen und in der Gewerkschaftspresse. Die entscheidende Frage blieb jedoch, ob diese Rhetorik nur eine wütende Reaktion auf die Schwäche und den Machtverlust der Gewerkschaften war, oder ob es diesen gelingen würde, autonome Handlungs- und Mobilisierungskonzepte in der Auseinandersetzung mit der neokonservativen »Gegenrevolution« zu entwickeln, um auf diese Weise die drohende Krise der Gewerkschaften zu bearbeiten.

Im Herbst 1983 erreichten die Protestaktionen der Friedens-

bewegung gegen die Stationierung der Mittelstreckenraketen ihren Höhepunkt. In den Jahren 1981 und 1982 hatte die DGB-Führung noch den Versuch unternommen, mit einem eigenen Appell »Frieden durch Abrüstung« sowie durch administrative Maßnahmen[49] die Position von Bundeskanzler Helmut Schmidt (SPD) zu stützen und gegenüber der Friedensbewegung eine relative Distanz zu bewahren. Diese Politik der Abgrenzung konnte sich jedoch nicht durchsetzen. Seit Ende 1982 hatten sich zahlreiche Untergliederungen von Einzelgewerkschaften – vor allem bei der IGM, der DPG, der IG Drupa, der Gewerkschaft HBV sowie der GEW – nicht nur für ein engeres Zusammenwirken von Friedens- und Gewerkschaftsbewegung ausgesprochen, sondern eigenständige gewerkschaftliche Aktionen – bis hin zum Generalstreik gegen die Stationierung der Mittelstreckenraketen – gefordert.[50] Im Sommer 1983 sprach sich der Stuttgarter Bezirksleiter der IGM, Franz Steinkühler (der im Herbst dieses Jahres zum stellvertretenden Vorsitzenden der IGM gewählt wurde), dafür aus, daß die Gewerkschaften für den 19. 10. 1983 zu einer Arbeitsruhe von 10–15 Minuten Dauer zum Gedenken an die Millionenopfer der beiden Kriege und zur Mahnung vor den Gefahren eines atomaren Krieges aufrufen sollten. Diese Initiative veranlaßte schließlich den DGB, für den 5. 10. 1983 – unter dem Motto »Es ist fünf Minuten vor zwölf« – alle Arbeiterinnen und Arbeiter dazu aufzurufen, in der Zeit zwischen 11.55 und 12.00 Uhr fünf Mahn-Minuten für den Frieden einzulegen. Millionen von Beschäftigten in zahlreichen Betrieben der BRD sind diesem Aufruf gefolgt. In vielen Großbetrieben ruhte die Arbeit. Häufig versammelten sich die Arbeitnehmer auf öffentlichen Straßen und Plätzen.

Diese Aktionen waren nicht nur innergewerkschaftlich umstritten. Sie wurden auch von einer Kampagne der Arbeitge-

49 So wurde der DGB-Jugend untersagt, sich offiziell ander Großkundgebung der Friedensbewegung am 10. 10. 1981 in Bonn zu beteiligen. Unter den 300 000 Demonstranten befanden sich jedoch zahlreiche Gewerkschaftsmitglieder. Einer der Redner war das Mitglied des Vorstandes der IGM, Georg Benz.

50 Vgl. dazu R. Wahsner/J. Bayh, »...Widerstand bis hin zum Generalstreik...« Gewerkschaften, Streikrecht und Widerstand gegen Raketenstationierung, Marburg 1983, bes. S. 24 ff.

berverbände und der konservativen Presse begleitet, die die Arbeitsunterbrechungen als rechtswidrige, politische Streiks bewertete.Demgegenüber bestanden die Gewerkschaften darauf, daß die Friedenspolitik zu den unbestrittenen Aufgaben der Gewerkschaften gehört und daß »demonstrative Arbeitsniederlegungen« zulässig seien.[51] Zugleich wurde mit diesen Aktionen ein mutiger politischer Schritt unternommen. Sie ließen auf der einen Seite erkennen, wie die Kraft des gewerkschaftlichen Widerstandes gegen politische Entscheidungen, die die Lebens- und Überlebensinteressen der gesamten Menschheit betreffen, vom Betrieb her in die Waagschale der Auseinandersetzungen geworfen werden kann. Auf der anderen Seite wurden durch dieses gewerkschaftliche Engagement in der Friedenspolitik antigewerkschaftliche Vorurteile und Stimmungen in der Friedensbewegung (insgesamt bei den »neuen sozialen Bewegungen«) abgebaut, das Bewußtsein über den Zusammenhang von wirtschafts- und sozialpolitischen Widersprüchen mit der Hochrüstungspolitik entwickelt.[52]

Im Herbst 1983 war bereits der Kampf um die 35-Stunden-Woche eröffnet. IGM und IG Drupa hatten diese tarifpolitische Forderung schon 1976/77 erhoben. Nach dem Stahlarbeiterstreik 1978/79 hatte sich die IGM freilich die tarifvertragliche Festschreibung der 40-Stunden-Woche bis 1983 diktierenlassen. So war erst jetzt – verstärkt durch die Wirkungen der Wirtschaftskrise 1980–82 und durch die konservative Wendepolitik – jener arbeitszeitpolitische Handlungsspielraum und -bedarf entstanden, der in der Tarifrunde 1983/84 auszufüllen war. Die IG Drupa ging mit einer weiten Forderungsstruktur in die Auseinandersetzung. Die Forderung nach der 35-Stunden-Woche war mit der Forderung nach einem verbesserten Rationalisierungsschutz (Vetorecht der Betriebsräte bei Rationalisierungsmaßnahmen) und schließlich auch mit der Forderung nach einer neuen Lohnstruktur verbunden. Die IGM dagegen

51 Vgl. U. Zachert/M. Bobke, Koalitions-, Tarif- und Arbeitskampfrecht, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1984, S. 307 ff, hier S. 334/335.

52 Vgl. dazu W. Abendroth, Friedensbewegung und Arbeiterbewegung, Marburg 1982, bes. S. 89 ff.

konzentrierte sich auf die 35-Stunden-Woche bei vollem Lohnausgleich. Bis zum September 1982 hatte es im Vorstand der IGM noch heftige Auseinandersetzungen um die Prioritäten bei der Arbeitszeitverkürzung (Tarifrente/Vorruhestand oder Wochenarbeitszeitverkürzung) gegeben. Erst im Herbst 1983 lehnte der Gewerkschaftstag der IGM die Verknüpfung der 35-Stunden-Woche mit der tariflichen Regelung der Arbeits- und Leistungsbedingungen (wie sie vom Bezirk Stuttgart gefordert wurde) ab, um den Tarifkonflikt nicht zu »überfrachten«. Daß eine harte Auseinandersetzung zwischen einem Teil der Gewerkschaften und der »konservativen Front von Kapital und Kabinett« bevorstand, signalisierte nicht allein die heftige öffentliche Polemik zwischen den Kontrahenten. Mit den »drei guten Gründen« für die 35-Stunden-Woche – nämlich »Arbeitsplätze sichern und schaffen«, »Arbeit humanisieren« und »Leben und Gesellschaft gestalten« – hatte die IGM früh die neue Qualität ihrer tarifpolitischen Strategie verdeutlicht. Die lachende Sonne, die zum Symbol dieses Kampfes wurde, leuchtete zugleich für eine alternative Konzeption der Wirtschafts- und Beschäftigungspolitik, der Gestaltung der Arbeits- und Lebensbedingungen – und gerade darin kündigte sich der Willen dieser Gewerkschaften an, der neokonservativen Herausforderung durch eine offensive Mobilisierungs- und Kampfstrategie entgegenzutreten.[53]

Um die Jahreswende 1983/84 war die 35-Stunden-Woche in

53 Zum Kampf um die 35-Stunden-Woche vgl. u. a.: Gemo 7/1984 und 11/1984; Die Mitbestimmung 9/1984; G. Bosch u. a., Her mit dem ganzen Leben. Argumente für die 35-Stunden-Woche, Marburg 1984; F. Deppe/W. Roßmann, Nach dem Arbeitskampf, in: Deutsche Volkszeitung/Die Tat, 13. 7. 1984 und 20. 7. 1984; W. Roßmann, Ohnmacht oder Gegenmacht? Gewerkschaftliche und politische Aspekte der Metaller- und Druckerstreiks 1984, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 8/1984, S. 946 ff.; IGM-Bezirksleitung Stuttgart, Dokumentation zu den Tarifabschlüssen 1981–1984, Stuttgart, Oktober 1984; G. Hautsch u. a., Der Arbeitskampf um die 35-Stunden-Woche, Frankfurt/Main 1984; U. Achten u. a., Arbeitskampf um Arbeitszeit, Marburg 1985; R. Bahnmüller, Der Streik. Tarifkonflikte um Arbeitszeitverkürzung in der Metallindustrie 1984, Hamburg 1985; I. Kurz-Scherf, Tarifpolitik/Arbeitskämpfe, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1985, S. 73 ff.; F. Deppe u. a., Streik – Widerstand gegen Kapital und Kabinett, Frankfurt/Main 1985; IGM-Vorstand (Hrsg.), Kampf um soziale Gerechtigkeit, Mitbestimmung, Demokratie und Frieden. Die Geschichte der IGM seit 1945, Köln 1986, bes. S. 208 ff.

ein »Popularitätstief« geraten.[54] Der Pessismismus über die Erfolgsaussichten, der auch bei aktiven Funktionären zeitweilig aufkam, reflektierte eine Konstellation der Kräfte und der Stimmungen, die sich zuungunsten der Gewerkschaften – besonders der IGM – zu verschieben drohte. Auf der einen Seite stand eine geschlossene und partiell geschickt operierende »konservative Front«. Die Unternehmer hatten sich auf diese Auseinandersetzung sehr gut vorbereitet. Sie hofften auf den Rückenwind, der von der konservativen Wende – namentlich vom Wahlergebnis des März 1983 – und von den Hoffnungen in der Bevölkerung auf eine Belebung der Konjunktur und damit des Arbeitsmarktes ausging. Außerdem hatten sie, um sich in der Öffentlichkeit vom negativen Image der Totalverweigerungs-Partei zu befreien, im Spätherbst 1983 ein eigenes Verhandlungsangebot präsentiert. Die »Alternative der Arbeitgeber« bestand aus einem »beschäftigungsorientierten Arbeitszeitpaket« mit den drei Komponenten: flexible Arbeitszeitverteilung, vermehrte Teilzeitarbeit, Vorruhestandsregelungen. Der Konflikt zwischen Kapital und Arbeit bewegte sich mithin von nun an um die Frage: flexibel und differenzierte Arbeitszeitverkürzung oder Wochenarbeitszeitverkürzung für alle. Schließlich unternahmen die Kapitalverbände erhebliche Anstrengungen, um durch Meinungsumfragen, Anzeigen, Druck auf die Medien den Nachweis zu erbringen, daß die Mehrheit der Bevölkerung, der Arbeitnehmer, ja auch der Mitglieder der IGM, die Forderung nach der 35-Stunden-Woche nicht unterstützte. Dazu wurden Katastrophen-Szenarios publiziert, die für den Fall der Durchsetzung der 35-Stunden-Woche (und der damit angeblich verbundenen, gewaltigen Kosten für das Kapital) nicht nur eine Blockade des bevorstehenden Aufschwungs, sondern den Niedergang der deutschen Wirtschaft und ihrer Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt weissagten.

Diese Politik und Polemik wurde von der Bundesregierung vorbehaltlos unterstützt. Bundeskanzler Kohl diffamierte im

54 I. Kurz-Scherf, Tarifpolitik, Arbeitskämpfe, in: M. Kittner, Gewerkschaftsjahrbuch 1985, S. 100 ff.

November 1983 öffentlich die gewerkschaftliche Forderung als absurd, dumm und töricht. Zugleich war die Ankündigung einer gesetzlichen Regelung des Vorruhestandes (Tarifrente) sowie die Vorbereitung des sog. »Beschäftigungsförderungsgesetzes« durch die Bundesregierung mit der Flexibilisierungsstrategie der Kapitalverbände abgestimmt. Der Schulterschluß von Kapital und Kabinett ließ zugleich die grundlegende strategische Zielsetzung des konservativen Blocks erkennen: in der bevorstehenden Auseinandersetzung mußte den klassenautonomen Kräften in den DGB-Gewerkschaften – und hier insbesondere der IGM und der IG Drupa – eine Niederlage beigebracht werden. Diese war eine unabdingbare Voraussetzung, um jenes konservative Umbauprogramm durchzusetzen, das sich in der Flexibilisierungsstrategie zusammenfaßte. Darüber hinaus sollte auf diesem Wege die Machtposition des linken Flügels der DGB-Gewerkschaften geschwächt werden, um so die Bedingungen für die sozialpartnerschaftliche Kooperation mit den »vernünftigen« Kräften im DGB zu verbessern.

Solche taktischen Überlegungen, die auf eine Spaltung der »Gewerkschaftsfront« zielten, waren keineswegs aus der Luft gegriffen. Obwohl der DGB mehrfach dazu aufgefordert hatte, im Jahre 1984 die Durchsetzung der 35-Stunden-Woche zur »zentralen Aufgabe der Mitgliedsgewerkschaften des DGB« zu machen, hatten sich bis zum Ende 1983 nur die Gewerkschaften IG Metall, IG Drupa, HBV, Holz und Kunststoff, GEW und DPG – etwas später noch die Gewerkschaft ÖTV – darauf festgelegt, in der Tarifrunde '84 die 35-Stunden-Woche zu fordern. Die Gewerkschaften IGCPK, NGG, Textil-Bekleidung, Bergbau und Energie sowie Bau-Steine-Erden dagegen forderten von der Bundesregierung ein akzeptables Rahmengesetz zu einer tariflichen Vorruhestandsregelung und strebten in ihren Tarifbereichen unterschiedliche Modelle der Arbeitszeitverkürzung an. Im Dezember 1983 veranstalteten diese fünf Einzelgewerkschaften eine gemeinsame Arbeitszeitkonferenz, die sich für die Durchsetzung der Tarifrente aussprach. Obwohl die Teilnehmer beteuerten, daß sie die Vorruhestandsregelung nicht als Alternative zur Wochenarbeitszeitverkürzung begreifen,

werteten sie den Vorschlag der Bundesregierung als »Schritt in die richtige Richtung«.[55] Damit mußte in der Öffentlichkeit der Eindruck entstehen, daß der von der IG Chemie und ihrem Vorsitzenden Hermann Rappe geführte »rechte Flügel« des DGB sich von der IGM und der IG Drupa distanzierte und in einer Periode der schärfsten Angriffe von Regierung und Unternehmern auf diese Gewerkschaften ein Angebot zur sozialpartnerschaftlichen Kooperation unterbreitete, das mit der Grundorientierung des konservativen Blocks (Flexibilisierung statt 35-Stunden-Woche) übereinstimmte. Daß die IG Chemie dann während der Streiks der Drucker und Metaller einen Tarifvertrag abschloß, der die 40-Stunden-Woche bis zum Ende der 80er Jahre festschrieb, wurden von vielen Streikenden als »Verrat« bezeichnet. Diese Spaltung der tarifpolitischen Orientierung zwischen zwei Blöcken von DGB-Gewerkschaften mußte Anfang 1984 als ein Aktivposten im Konzept der Kapitalstrategie erscheinen, die den klassenautonomen Kräften eine empfindliche Niederlage beibringen wollten. Konnten sie doch darauf spekulieren, daß im Falle eines harten Arbeitskampfes die Fähigkeit des DGB zur Entwicklung einer breiten und wirkungsvollen Welle der Solidarität bereits im Vorfeld erheblich geschwächt worden war.

Bis zu den Urabstimmungen (Druckindustrie: ab 14. 4. 1984[56]; Metallindustrie: Nordwürttemberg-Nordbaden, 3./4. 5., 80,1% ja; Hessen, 8./9. 5., 80,7% ja) mußte daher eine »offensive Mobilisierungsstrategie« verfolgt werden, »die dar-

55 Vgl. dies., Tarifpolitik/Arbeitskämpfe, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1984, S. 106/107.

56 Die IG Drupa entwickelte und praktizierte ein Streikkonzept der »flexiblen Kampftaktien«. Schon 1983 hatte sie eine Satzungsänderung beschlossen, die die Durchführung von Urabstimmungen als Voraussetzung von Streiks zu einer Kann-Bestimmung festlegte. Bei »Wechselstreiks... werden in wechselnder Folge die Belegschaften unterschiedlicher Betriebe zum befristeten Streik aufgerufen. Bei realistischer Betrachtung dürfte der Wechselstreik eine geeignete Taktik sein, um einen Arbeitskampf über längere Zeit durchzustehen, durch überraschende Produktionsausfälle den Druck auf die Unternehmerseite zu verstärken und zugleich durch aktive Öffentlichkeitsarbeit eine unbefristete Aussperrung größeren Ausmaßes hinauszuzögern.« (IG Drupa, Hauptvorstand). Der 13wöchige Streik in der Industrie begann daher sogleich mit den ersten Urabstimmungen in 35 Betrieben am 12. 4. 1987; vgl. G. Hautsch u. a., Der Arbeitskampf, S. 57 ff.

auf abzielt, möglichst viele Belegschaften schrittweise in eine bewußte Aktions- und Kampfbereitschaft zu führen«.[57] Nur auf diesem Wege konnte das Kräfteverhältnis zugunsten der Gewerkschaften verändert und das »Popularitätstief« vom Jahreswechsel 1983/84 überwunden werden. Um dieses Ziel zu erreichen„ mußten gewaltige Anstrengungen unternommen werden. Die intensive Schulung der haupt- und ehrenamtlichen Funktionäre, eine Vielzahl von öffentlichen Versammlungen, betriebliche Aktionen (»Unternehmer auf dem Prüfstand«) und schließlich – ab Anfang März 1984, mit dem Beginn der Tarifverhandlungen – eine Welle von Warnstreiks dienten dazu, in der Öffentlichkeit die gewerkschaftlichen Forderungen zu unterstützen und die Mitglieder auf einen Arbeitskampf vorzubereiten. Als sich dann Anfang Mai in Baden-Württemberg und in Hessen mehr als 80% der IGM-Mitglieder für Kampfmaßnahmen aussprachen, hatte diese Mobilisierungsstrategie ihren ersten großen Erfolg erzielt. Jetzt zeigte sich zum erstenmal, daß die Strategie des konservativen Blocks zu durchbrechen war; denn diese hatte darauf gesetzt, die öffentliche Meinung und die »Basis« der Gewerkschaften gegen den »Apparat« und seine Funktionäre auszuspielen, um so einen Zustand der Kampfunfähigkeit – als Bedingung für die Kapitulation der IGM vor den Unternehmerforderungen – herzustellen. Die Ergebnisse der Urabstimmungen mußten diese Niederwerfungsstrategie verunsichern. Daß die Unternehmer vorschnell diese Ergebnisse als Zeichen der Loyalität gegenüber der IGM (nicht jedoch als Zeichen der Zustimmung zur 35-Stunden-Woche) uminterpretieren wollten, war ein deutliches Signal ihrer Schwäche. Schon meldeten sich die erstenStimmen, die den harten Konfrontationskurse des Unternehmerverbandes der Metallindustrie (VMI), vor allem jedoch die tölpelhafte Parteinahme des Bundeskanzlers und seiner Regierung für die Kapitalinteressen, die sich als Hebel für die Entwicklung

57 S. Stamm/W. Riester, »Offensive Mobilisierungsstrategie« heißt breite Einbeziehung der Mitglieder! Das Beispiel Stuttgart, in: G. Bosch u. a., Her mit dem ganzen Leben, S. 81 ff., hier S. 86.

gewerkschaftlicher Solidarität erwiesen hatte, als ungeschicktes Taktieren kritisierten.

Nach dem Beginn des Streiks in der Metallindustrie (14. 5. 1984 in Baden-Württemberg, 21. 5. 1984 in Hessen) blieb der VMI weiter auf seinem harten Konfrontationskurs. Er suchte eine schnelle Entscheidung. Durch das Instrumentarium der »heißen« und der »kalten«Aussperrung[58], dazu mit Hilfe von »Offensivaussperrungen« außerhalb des Tarifgebietes sollte die IGM in die Knie, d. h. zum Verzicht auf die Forderung nach der 35-Stunden-Woche, gezwungen werden. Im Bezirk Stuttgart war – im Unterschied zu Hessen, wo ein traditioneller Schwerpunktstreik geführt wurde – die Streiktaktik darauf angelegt, diese Planungen des Gegners zu durchkreuzen bzw. zu unterlaufen. Hier begann der Arbeitskampf in 14 ausgewählten Zulieferbetrieben der Automobilindustrie. Mit dem »bewußt niedrigen Streikansatz« sollte eine möglichst »große Wirkung« erreicht werden. Zugleich sollten die Aussperrungsmaßnahmen der Unternehmer auf diese Weise – zumindest in der Anlaufphase – begrenzt werden.[59] Die Unternehmer reagierten mit massiven Aussperrungsmaßnahmen. In der 6. Streikwoche standen den 57 500 streikenden Metallern knapp 150 000 Ausgesperrte gegenüber. Die Politisierung des Arbeitskampfes wurde daher nicht allein durch die Konfrontation um die 35-Stunden-Woche dynamisiert. Sie gewann ihre besondere Schärfe insbesondere durch den harten Kampf um die Aussperrungs-

58 Die »heiße« Aussperrung betrifft die Lohnabhängigen, die von den Arbeitgebern – als angebliche »paritätische Kampfmaßnahme« gegen den Streik – auf die Straße gesetzt werden. Die »kalte« Aussperrung wird mit angeblich »indirekten« Wirkungen des Streiks begründet, die eine Fortführung der Produktion verhindern. Die IGM hat in den vom Arbeitskampf betroffenen Tarifgebieten sowohl den »heiß« als auch den »kalt« ausgesperrten Mitgliedern eine Sonderunterstützung in Höhe der Streikunterstützung ausgezahlt. Solche Leistungen können jedoch nicht denjenigen Mitgliedern gezahlt werden, die außerhalb des Tarifgebietes »kalt« ausgesperrt werden. Die Aussperrung wird so zum Kampfinstrument der Unternehmer, um die Kassen der Gewerkschaft möglichst schnell zu plündern, und: um bei den »kalt« Ausgesperrten, die keine Gewerkschaftsunterstützung erhalten, Stimmungen gegen Streik und Gewerkschaften zu schüren.

59 Vgl. dazu W. Riester, Der Kampf um die 35-Stunden-Woche in Nordwürttemberg-Nordbaden, in: WSI-Mitteilungen, 9/1984, S. 526 ff.; Sybille Stamm, Erfolge und Erfahrungen im Kampf um die 35-Stunden-Woche am Beispiel der IG Metall im Bezirk Stuttgart, in: F. Deppe u. a., Streik, S. 56 ff., bes. S. 66 ff.

praxis der Unternehmer. Belegschaften und IGM entwickelten zahlreiche Initiativen – von Demonstrationen bis hin zu Betriebsbegehungen und -besetzungen –, um die Wirkung dieser Maßnahmen zu entschärfen.[60] Dazu entwickelte sich – vor allem in den Streikgebieten selbst – eine breite Welle der Solidarität mit den kämpfenden Gewerkschaften IGM und IG Drupa, die vom DGB organisiert, aber auch von anderen gewerkschaftlichen und politischen Gruppen (Kirchen, Wissenschaftler, Gruppen der Friedensbewegung, linke Parteien etc.) mitgetragen wurden. Der DGB rief zweimal zu Solidaritätsstreiks im gesamten Bundesgebiet auf. Obwohl diese Aufrufe keine Massenstreiks auslösten, signalisierten sie doch eine neue Qualität in der Beziehung zwischen dem DGB und streikenden Einzelgewerkschaften. Spätestens in der vierten Streikwoche mußte den Unternehmern klarwerden, daß sie nicht nur die Entschlossenheit und Kampffähigkeit vor allem der IGM falsch eingeschätzt hatten, sondern daß sie mit der Aussperrungspraxis eine Dynamik der Politisierung des Arbeitskampfes in Bewegung gesetzt hatten, die mit jeder Verlängerung des Streiks nicht nur wachsenden ökonomischen Druck, sondern auch einen wachsenden politischen Druck auf den konservativen Block erzeugte.

In diesem Konflikt spielte der § 116 des Arbeitsförderungsgesetzes (AFG) eine entscheidende Rolle. Dieser schrieb vor, daß durch die Gewährung von Arbeitslosengeld nicht in Arbeitskämpfe eingegriffen werden darf.[61] Bis 1984 wurde den »kalt« Ausgesperrten außerhalb des umkämpften Tarifgebietes Kurzarbeitergeld aus Mitteln der Bundesanstalt für Arbeit (BfA) gezahlt. Deren Präsident, Heinrich Franke, hat jedoch wenige Tage nach Streikbeginn – mit voller Unterstützung der Bundesregierung und ihres Arbeitsministers, des IGM-Mitgliedes Norbert Blüm, dann auch mit Billigung der Mehrheit des Verwaltungsrates der BfA – die folgenschwere Entscheidung getroffen,

60 Vgl. dazu für Nordwürttemberg-Nordbaden S. Stamm, Widerstandsaktionen gegen Aussperrung. . ., in: U. Achten u. a., Arbeitskampf um Arbeitszeit, S. 41.

61 Vgl. dazu ausführlich M. Bobke, »Kalte« Aussperrung und »Franke-Erlaß«, in: U. Achten u. a., Arbeitskampf um Arbeitszeit, S. 67 ff., bes. S. 73 ff.

keine Leistungen des Arbeitsamtes an Arbeitnehmer in mittelbar betroffenen Betrieben außerhalb des umkämpften Tarifgebietes zu zalen. Die IGM wertete diesen »Franke-Erlaß« als »ungeheuren Rechtsbruch«. Jetzt war klargeworden, daß die Flankierung der Aussperrungsoffensive des Kapitals durch die BfA (und durch die Bundesregierung) in der Kampfstrategie des konservativen Blocks eine maßgebende Rolle spielte. Die IGM sollte entweder durch den Unwillen der »kalt« Ausgesperrten, deren Anzahl Mitte Juni auf ca. 200 000 geschätzt wurde und die nach dem Franke-Erlaß auf Sozialhilfe angewiesen wären, oder durch den Ruin ihrer Streikkassen (im Falle der Ausdehnung der Streikunterstützung auf alle »kalt« Ausgesperrten) zum Nachgeben gezwungen werden.

Aber auch dieses Kalkül ging nicht auf. Die Streikfront wurde durch diese zusätzlichen politischen Angriffe eher gefestigt. Die IGM beschloß als Antwort auf den Franke-Erlaß einen »Marsch auf Bonn«. Fast 250 000 demonstrierten am 28. 5. 1984 gegen die arbeitnehmer- und gewerkschaftsfeindliche Politik der Bundesregierung. Außerdem wurden sofort alle juristischen Möglichkeiten gegen die Entscheidung der BfA ausgeschöpft. Erst ab der vierten Streikwoche – mit der ersten Entscheidung des Sozialgerichtes in Frankfurt vom 12. 6. 1984, das den Franke-Erlaß aufhob – erzielte die IGM auf dieser juristischen Ebene Erfolge, die dann durch die Entscheidungen der Landessozialgerichte von Hessen und Bremen am 22. 6. 1984 bestätigt wurden. Damit geriet die konservative Front von Kapital und Kabinett endgültig ins Wanken. Die Niederwerfungsstrategie war gescheitert. Jede Stufe der Eskalation der Konfrontation (durch Maßnahmen der »heißen« und »kalten« Aussperrung ebenso wie durch den »Franke-Erlaß«) hatte die Streikfront gestärkt, den Umfang der gesamtgewerkschaftlichen Solidaritätsbewegung ausgeweitet und bei betroffenen Belegschaften einen Radikalisierungsprozeß ausgelöst.

Vor diesem Hintergrund einigten sich die Führungen von Gesamtmetall und IGM auf das Verfahren der »besonderen Schlichtung« unter der Leitung von Georg Leber, dem früheren Vorsitzenden der IG-Bau-Steine-Erden und Bundesminister.

Der »Leber-Kompromiß« wurde am 26. 6. 1984 vorgelegt und von den Verhandlungsführern beider Seiten akzeptiert. Er sah vor, die Wochenarbeitszeit auf 38,5 Stunden zu verkürzen. Damit war das Tabu der Unternehmer (40-Stunden-Woche) gebrochen. Das Tor zur 35-Stunden-Woche war gegen den härtesten Widerstand des Kapitals aufgestoßen. Auf der anderen Seite mußte die IGM einer Flexibilisierungskomponente zustimmen, deren konkrete Ausgestaltung durch Betriebsvereinbarungen zu regeln war. Im Rahmen des betrieblichen Arbeitsvolumens, das sich aus der Regelarbeitszeit von 38,5 Stunden pro Woche (ab 1. April 1985) ergibt, kann die Wochenarbeitszeit für einzelne Arbeitnehmer oder Teile des Betriebes zwischen 37 und 40 Stunden betragen. Der Ausgleich auf den Durchschnitt von 38,5 Stunden pro Woche muß jeweils im Zeitraum von zwei Monaten erreicht werden. Dieser Kompromiß wurde von den zuständigen Gewerkschaftsgremien, dann durch Urabstimmungen in Baden-Württemberg (2. 7. 1984: 54,5% ja) und in Hessen (4. 7. 1984: 52,4% ja) gebilligt. Diese knappen Mehrheiten ließen aber auch erkennen, daß gerade die aktivsten Kader der Streikenden das Zugeständnis der IGM in der Frage der Flexibilisierungs ablehnten. Am 5. 1984 war die »härteste Tarifauseinandersetzung der Nachkriegszeit« für die IGM beendet.

Die kleine IG Drupa, deren Arbeitskampf bereits am 12. 4. 1984 begonnen hatte, mußte – über den Abschluß in der Metallindustrie hinaus – bis zum 12. 7. 1984 den Kampf fortsetzen. Nach der Annahme des Leber-Modells durch die IGM konzentrierte sich in der Druckindustrie die Auseinandersetzung auf die Frage, ob der IG Drupa eine Übernahme dieses Modells – mit der Möglichkeit der individuellen Arbeitszeitflexibilisierung – aufgezwungen werden konnte. Der Tarifvertrag, der schließlich abgeschlossen wurde, enthielt diesen »Pferdefuß« des Leber-Modells nicht. Allerdings mußte die IG Drupa weitgehende Abstriche von ihren Ausgangsforderungen machen.[62]

62 Vgl. G. Hautsch u. a., Der Arbeitskampf, S. 59 ff.; die Beiträge von E. Ferlemann, W. Pfennig und G. Kessler, in: U. Achten u. a., Arbeitskampf um Arbeitszeit; M. Balder,

Gerade im Bereich der Druckindustrie wurden während des Arbeitskampfes exemplarisch einige Probleme und Widersprüche offenkundig, die nicht nur die Härte der Auseinandersetzung erklären, sondern auch Schwächen der gewerkschaftlichen Handlungsfähigkeit aufdeckten. Vor dem Hintergrund der harten Streikkämpfe der 70er Jahre waren die Unternehmer der Druckindustrie fest entschlossen, im Jahre 1984 ein Exempel zu statuieren und gleichsam eine tarifpolitische Strafexpedition gegen die IG Drupa, die Graf Lambsdorff im Bundestag als »marxistische Kaderorganisation« bezeichnete, zu exekutieren. Dabei waren sie sogar bereit, einen der prominentesten Vertreter bundesdeutscher Kapitalinteressen, den CDU-Politiker Kurt Biedenkopf, durch die Ablehnung seines Schlichtungsvorschlages zu desavouieren. Schließlich setzten die Unternehmer auf die neuen Produktionstechniken als Waffen im Kampf gegen streikende Gewerkschaften. Zum erstenmal wurde die Möglichkeit real (z. B. bei der Herstellung von Zeitungen), die Produktion auch bei einer hohen Streikbeteiligung der Arbeiter fortzuführen. Daraus ergaben sich neue Anforderungen an die Kampftaktiken (z. B. Blockaden der Auslieferung von Zeitungen).[63] Zugleich werden allgemein die Grenzen der Wirkungen des klassischen Streiks deutlich, der durch Arbeitsniederlegung – also: Produktionsausfall – ökonomischen Druck auf das Kapital erzeugen soll. Damit wurde für die gesamte Gewerkschaftsbewegung die Erfahrung vermittelt, daß die Umwälzung der Produktionsbedingungen und -techniken auch die Formen der Arbeitskämpfe verändern wird bzw. »alte Waffen« stumpf werden läßt. Die Flexibilisierung der gewerkschaftlichen Kampfmethoden (wie sie die IG Drupa mit dem Konzept des »Wechselstreiks« praktizierte) wird dabei ebenso wie die Fähigkeit zu einer schnellen und punktuellen Politisierung des Arbeitskampfes (u. a. durch Betriebsbesetzungen, Lahmlegen hochsensibler Kommunikationsnetze, Kontrolle der EDV-

kampferfahrungen und Lehren am Beispiel der IG Druck und Papier unter Berücksichtigung der Streiks 1984, in: F. Deppe u. a., Streiks, S. 38 ff.

63 Vgl. dazu: IG Drupa, Landesbezirk Hessen, Inszenierte Gewalt. Die »Selbstblokkade« der Frankfurter Allgemeinen Zeitung im Druckerstreik 1984, Frankfurt/Main 1985.

Zentren der Unternehmungen usw.) eine immer größere Rolle spielen.

Tabelle 3: Streiks und Aussperrungen (1983–1986)

Jahr	Streiks[1]		Aussperrungen[2]		Streiks und Aussperrungen
	Beteiligte Arbeitnehmer	Ausgefallene Arbeitstage	Betroffene Arbeitnehmer 1.000	Ausgefallene Arbeitstage	
1983	94	41	–	–	41
1984	399	2 921	172	3 565	5 617
1985	78	35	–	–	35
1986	116	28	–	–	28

1 Einschließlich gleichzeitiger Aussperrung
2 Ohne gleichzeitige Ausfälle durch Streiks.
Quelle: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1987, S. 120.

Trotz der Wiederaufnahme der Arbeit im Juli 1984 war dieser härteste Tarifkampf in der Geschichte der BRD noch nicht beendet. Für die IGM hatte die zweite Runde des Arbeitskampfes schon begonnen; denn bis Ende April 1985 mußten die Betriebsvereinbarungen abgeschlossen sein, in denen die konkrete Ausgestaltung der Wochenarbeitszeit (auf der Basis des Tarifvertrages) festzulegen war. Selbstverständlich prallten hier die Interessen der Unternehmer an möglichst weitreichenden Flexibilisierungsregelungen und die Ziele der IGM aufeinander, die folgendermaßen definiert wurden: »Die Umsetzung der Arbeitszeitverkürzung sollte die Voraussetzung für weitere Arbeitszeitverkürzungen verbessern. Die Arbeitszeitverkürzung soll für jedes Mitglied wirksam und spürbar sein. Weitere Leistungsverdichtung sollte vermindert werden. Die Arbeitszeitverkürzung sollte bestehende Arbeitsplätze sichern und

neue schaffen.«[64] In harten betrieblichen und arbeitsrechtlichen Auseinandersetzungen wurden für mehr als 80% der Betriebe diese Forderungen realisiert.[65] Die Schwäche der betrieblichen Position der IGM zeigte sich in solchen Betrieben (die freilich Ausnahmefälle blieben), in denen es den Unternehmern gelang, mit den Betriebsräten weitergehende Flexibilisierungsregelungen zu vereinbaren. Zudem wurde die Position der Gewerkschaften durch die Beschäftigungswirkungen der Wochenarbeitszeitverkürzung gestärkt. Nach Erhebungen der IGM wurden allein in der Metallindustrie aufgrund der 38,5-Stunden-Woche bis 1986 mindestens 100 000 Neueinstellungen vorgenommen.[66]

Schließlich hatten die Streiks um die 35-Stunden-Woche ein Nachspiel, das zu der bis dahin heftigsten Auseinandersetzung zwischen der konservativen Bundesregierung und den DGB-Gewerkschaften führte. Der konservative Block mußte Streikverlauf und -ergebnisse als Niederlage empfinden, zumal auch die Umsetzung der Tarifverträge bis zum April 1985 das Selbstbewußtsein der IGM erheblich gestärkt hatte. Die Revanche für 1984 konnte freilich nicht in jener plumpen Außerkraftsetzung der Streikfreiheit liegen, wie sie von der FDP Anfang 1985 gefordert wurde. Der Hebel mußte genau dort angesetzt werden, wo Anfang Juni 1984 das strategische Kalkül des Kapitals, die IGM durch die »kalte« Aussperrung in die Knie zu zwingen, gescheitert war: beim § 116 AFG, auf den sich der Franke-Erlaß bezogen hatte. Mit der Parole, bei künftigen Arbeitskämpfen die »Neutralität der Bundesanstalt zu sichern«, wurde schließlich – bis zur letzten Abstimmung im Bundestag

64 Nach S. Stamm, Erfolge und Erfahrungen, S. 78.

65 Vgl. I. Kurz-Scherf, Tarifpolitik/Arbeitskämpfe, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1986, S. 71 ff., hier S. 93 ff.; G. Bosch u. a., Die wichtigsten Ergebnisse der Umsetzung der 38,5-Stunden-Woche in der Metall-, Druck- und Holzindustrie sowie im Einzelhandel, in: WSI-Mitteilungen, 12/1987, S. 760 ff.

66 Vgl. R. Kuda, Wirtschaft, in: Ebd., S. 131 ff., bes. S. 151 ff. Wesentlich geringer sind dagegen die Arbeitsmarkteffekte der Vorruhestandsregelung, die 1984 von der IG Chemie und anderen Gewerkschaften als Alternative zur 35-Stunden-woche vertreten worden waren, die aber auch nach dem Arbeitskampf 1984 zum Bestandteil der Tarifverträge in der Metall- und Druckindustrie gemacht worden waren; vgl. G. Naegele, Zwischenbilanz des Vorruhestandes, in: WSI-Mitteilungen, 12/1987, S. 752 ff.

am 20. März 1986 – das Verfahren zur Änderung des § 116 AFG eingeleitet, die der DGB-Vorsitzende Ernst Breit als eine »massive Beeinträchtigung der gewerkschaftlichen Streikfähigkeit« charakterisierte.[67] Die Gewerkschaften müssen bei künftigen Streiks befürchten, daß die Unternehmer mit der Waffe der »kalten« Aussperrung innerhalb und außerhalb des Tarifgebietes der streikenden Gewerkschaft jederzeit die »Luft abdrehen« können. Obwohl es den Gewerkschaften nicht gelang, diesen Anschlag auf die Streikfreiheit abzuwehren, so haben sie doch mit einer gewaltigen Mobilisierung von Widerstand und Protest den § 116 AFG – damit die Problematik der Streikfreiheit – zu einem »Volksthema« (H. Mayr) gemacht. Damit wurde dem konservativen Block signalisiert, daß jede Einschränkung der Streikfreiheit notwendig zu neuen, schärferen Formen der Politisierung der Auseinandersetzung zwischen Kapital/Staat und Arbeit führen muß. Anfang Februar hatten sich mehr als 500 000 Arbeitnehmer/-innen während der Arbeitszeit an Demonstrationen gegen die Änderung des § 116 AFG beteiligt. Anfang März 1986 waren es über eine Million. Die Unternehmer wüteten gegen diese Aktionen als angeblich »verfassungs- und tarifwidrige politische Streiks«. Die arbeitsgerichtlichen Auseinandersetzungen um diese Kontroverse sind noch nicht endgültig entschieden. Außerdem haben die IGM sowie die SPD-Bundestagsfraktion sowie die sozialdemokratisch regierten Bundesländer beim Bundesverfassungsgericht Verfassungsbeschwerde gegen die Neufassung des § 116 AFG eingelegt.[68]

Der 13. DGB-Kongreß, der im Mai 1986 in Hamburg tagte, wurde unvermeidlich zu einem gewerkschaftspolitischen

67 E. Breit, Vor neuen Herausforderungen, in: Gemo, 5/1986, S. 257 ff., hier S. 259/260: zur Auseinandersetzung um den § AFG 116 vgl. u. a.: U. Zachert/M. Bobke, Koalitions-, Tarif- und Arbeitskampfrecht, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1986, S. 378 ff., bes. S. 402 ff.; dies., in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1987, S. 336 ff., bes. S. 360 ff., dort auch S. 371 ff., weiterführende Literatur; IGM, Kampf um soziale Gerechtigkeit, S. 225 ff.

68 Bei der verfassungsrechtlichen Bewertung dieser Gesetzesänderung dürfte ein Gutachten eine wichtige Rolle spielen, das der frühere Präsident des BVG, Ernst Benda, verfaßt hat. Darin werden zentrale Punkte der gewerkschaftlichen Kritik bestätigt. Vgl. E. Benda, Sozialrechtliche Eigentumspositionen im Arbeitskampf, Baden-Baden 1986.

Forum, das die Organisations- und Kampferfahrungen der ersten längeren Periode neokonservativer Politik auszuwerten hatte. Der Kongreß befürwortete – unter dem Eindruck der Atomkatastrophe von Tschernobyl – den Ausstieg aus der Kernenergie (ohne ein festes Datum zu nennen) und reagiert auf den Neue-Heimat-Skandal mit dem Beschluß, »daß der DGB und seine Gewerkschaften sich mittelfristig aus ihrem unternehmerischen Engagement in der Wohnungswirtschaft zurückziehen«. Die Differenzen in der tarifpolitischen Orientierung (die 1984 vor allem von den streikenden Metallern und Druckern verbittert wahrgenommen wurden und bei öffentlichen Kundgebungen dazu führten, daß Vorstandsmitglieder der IGCPK wie H. Rappe oder J. Mettke ausgepfiffen wurden) wurden nicht zum Hauptthema der Kongreßdebatten. Vielmehr wurde durch den Auftritt des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker sowie durch das Grundsatzreferat von Ernst Breit eine politische Diskussion angeregt, die das Verhältnis der Gewerkschaften zum Staat – und darin eingeschlossen: die Bewertung des politischen Streiks – zum Gegenstand hatte. Hermann Rappe, zugleich Vorsitzender der IGCPK und als »Kanalarbeiter« der SPD-Bundestagsfraktion zugleich Wortführer des rechten DGB-Flügels, warnte vor der Gefahr, daß sich die Gewerkschaften »im Verhältnis zum Staat und zur Gesellschaft... überheben« könnten. Seine Fragen enthielten schon eine Antwort: »Kann man in einer solchen Lage, in der wir waren (bei der Auseinandersetzung um den AFG 116, F. D.), möglicherweise das Mittel politischer Streikauseinandersetzungen anwenden? Oder bricht dies das Staatsverständnis der Gewerkschaften und das Grundverständnis im Hinblick auf die parlamentarische Demokratie?« Demgegenüber hat sich Hans Mayr, der Vorsitzende der IGM, zu einem pragmatisch-kritischen Staatsverständnis bekannt und dabei die Notwendigkeit der Politisierung des gewerkschaftlichen Kampfes – aus der Defensive – hervorgehoben: »Ich bin kein Staatsrechtler. Aber für mich ist der Staat nicht gewissermaßen etwas Wertneutrales, das über allem schwebt. Das, was den Staat ausmacht, ist sehr stark beeinflußt von der Gesetzgebung, von der Rechtsprechung.

Wenn die Gesetzgebung so ist und die Rechtsprechung so ist, daß die Betätigungsmöglichkeiten der Gewerkschaften immer mehr eingeschränkt werden, bis sie kaum mehr atmen können, dann geraten wir in Konflikt mit denen, die solche Gesetze machen, und dann geraten wir auch in Konflikt mit einem solchen Staatsverständnis.«

Detlev Hensche, 2. Vorsitzender der IG Drupa, äußerte sich zum »Reizwort« politischer Streik. Die Massendemonstrationen während der Arbeitszeit im März 1986 waren keine politischen Streiks, sondern die Wahrnehmung des Demonstrationsrechtes durch die Arbeitnehmer. Gleichwohl »kann (ich) mir. . . sehr wohl vorstellen, daß dieses Theme des politischen Streiks sich eines Tages stellt, wenn es wirklich ans Eingemachte dieser Demokratie geht, wenn beispielsweise die bindende Wirkung von Tarifverträgen beseitigt werden soll. . . Widerstand oder Gegenwehr – um es neutraler auszudrücken – . . . ist sicherlich auch in den nächsten Jahren eher noch als in der Vergangenheit geboten, und ich hoffe sehr, daß es dem DGB gelingt, wie in der allerletzten Zeit, mit viel Entschlossenheit und Glaubwürdigkeit diesen Weg weiter zu beschreiten«.[69]

Das Bewußtsein von der notwendigen Politisierung des gewerkschaftlichen Handelns in der Periode des krisenhaften Umbruchs und der neokonservativen Hegemonie bestimmte daher in hohem Maße die Debatten und Beschlüsse dieses DGB-Kongresses. Dabei zeichnen sich immer deutlicher zwei Typen eines Politikverständnisses ab, in das zugleich unterschiedliche Auffassungen über Gesellschaft und Staat sowie über die Rolle der Gewerkschaften einfließen. Auf der einen Seite vertritt der sozialpartnerschaftliche Flügel ein korporatistisches Politik-Modell, das die Stabilität der bestehenden sozialökonomischen und politischen Verhältnisse durch eine enge Zusammenarbeit zwischen Staat, Kapital und Gewerkschaften bewahren möchte. Ihre Sprecher befürworten daher gelegentlich eine Wiederbelebung der »Konzertierten Aktion«. Diese

69 Vgl. Nachrichten, 7/1986, S. 3 und S. 18; ebd. S. 13 ff sind wichtige Beschlüsse und Beiträge der Debatten dokumentiert.

könnte ggf. durch eine Regierung der »großen Koalition« von CDU/CSU und SPD flankiert werden, die bei einer Zuspitzung der sozialökonomischen und politischen Widersprüche in den kommenden Jahren als eine Art »nationale Notstandsregierung« Krisenmanagement zu betreiben hätte. Auf der anderen Seite vertritt die klassenautonome Tendenz ein Politisierungskonzept, das die Gewerkschaften zunächst als Widerstands- und Gegenmachtorganisation gegen den konservativen Block von Staat und Kapital begreift. In dem Maße freilich, wie die Gewerkschaften diese Aufgaben wahrnehmen, wächst ihnen notwendig eine weitere politische Funktion zu. Die Überwindung der neokonservativen Hegemonie ist wesentlich davon abhängig, daß durch den gewerkschaftlichen Widerstand – im Betrieb, in den tarif- und gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen – Grenzen neokonservativer Politik und Ideologie markiert werden – und, daß in dieser Perspektive die Gewerkschaften zugleich herausgefordert sind, programmatisch und praktisch zum Träger einer alternativen gesellschaftspolitischen Gestaltungskonzeption zu werden, deren Durchsetzung nach der Überwindung der neokonservativen Hegemonie auf der Tagesordnung stünde.

3. Ein neuer Kampfzyklus?

Die Arbeitszeitbestimmungen, die nach dem Arbeitskampf um die Arbeitszeit im Sommer 1984 abgeschlossen worden waren, konnten bis zum 30. September 1986 gekündigt werden. Die IG Metall hatte sich in der Tarifrunde 1986 – nach einigen inneren Auseinandersetzungen – auf die Erhöhung der Löhne konzentriert. So sollten die Reallohnverluste der vorangegangenen Jahre partiell ausgeglichen werden. Außerdem sollte die Organisation mit einem Erfolg an der »Lohnfront« gestärkt in die Auseinandersetzungen des Jahres 1987 um die weitere

Wochenarbeitszeitverkürzung eintreten.[70] Ab Ende 1986 begann die Mobilisierung für die zweite Runde des Kampfes um die 35-Stunden-Woche, die wiederum von der IGM und der IG Drupa angeführt wurde.

Als die regionalen Tarifverhandlungen festgefahren bzw. gescheitert waren, einigten sich in der Nacht vom 21. auf den 22. April 1987 in Bad Homburg der neue Vorsitzende der IGM, Franz Steinkühler, und der Vorsitzende des Arbeitgeberverbandes »Gesamtmetall«, Werner Stumpfe, überraschend auf einen Kompromiß. Beide Seiten begriffen diesen als die letzte Möglichkeit, einen Arbeitskampf zu verhindern. Für die Führungen von IGM und IG Drupa hätte ein zweiter Arbeitskampf – dazu unter den unwägbaren Bedingungen des veränderten AFG 116 – extrem hohe Belastungen und Risiken mit sich gebracht. Auch die Mehrheit der Unternehmer wollte – im Unterschied zu 1983/84 – das Risiko von Streiks möglichst vermeiden. Die metallverarbeitende Industrie (Maschinenbau, Fahrzeugbau, elektrotechnische Industrie) gehört zu den wachstumsintensiven und exportorientierten Branchen, die bis Anfang 1987 stark expandiert haben. Daher konnten ihr die Kosten dieses Kompromisses keine materiellen Probleme bereiten. Zugleich wußten die Unternehmer, daß vor allem die IGM seit 1984 nicht schwächer, sondern stärker und selbstbewußter geworden war. Dazu kam, daß der DGB seit Anfang 1987 eine ausgezeichnete Solidaritätsarbeit geleistet hatte, um mögliche negative Wirkungen des neuen § 116 AFG auf die Streikfähigkeit zu neutralisieren. Für die Unternehmerverbände und den konservativen Block erhöhte sich so das Risiko, daß massive Aussperrungsmaßnahmen eine unkalkulierbare politische Protestbewegung – gekoppelt mit neuen Formen der Politisierung des Arbeitskampfes innerhalb und außerhalb der Betriebe – hervorrufen könnten.[71]

70 Vgl. I. Kurz-Scherf, Tarifpolitik/Arbeitskämpfe, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1987, S. 69 ff., hier S. 76 ff.

71 Vgl. W. Roßmann, Renaissance der Sozialpartnerschaft? Der Arbeitszeitkompromiß 1987 und die Perspektiven der Gewerkschaftspolitik, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 6/1987, S. 779 ff.

Der »Homburger Kompromiß«, der dann von den zuständigen Gremien beider Seiten (schließlich auch – in seinen Grundzügen – für die Druckindustrie) gebilligt wurde, beinhaltete: 1. die Verkürzung der Wochenarbeitszeit – in zwei Stufen – auf 37 Stunden; 2. einen Lohntarifvertrag mit einer Laufzeit von drei Jahren (1. 4. 1987: plus 3,7%; 1. 4. 1988: plus 2%; 1. 4. 1989: plus 2,5%); 3. eine Flexibilisierungsregelung, die mit der Verlängerung des Ausgleichszeitraums für die Einhaltung der Wochenarbeitszeit von zwei auf sechs Monate die Handlungsmöglichkeiten der Unternehmer erweitert. Der Versuch der Unternehmer, die Samstagsarbeit in diesem Zusammenhang wieder in die sog. »regelmäßige wöchentliche Arbeitszeit« einzubeziehen, führte noch einmal zu heftigen Auseinandersetzungen bei den regionalen Tarifverhandlungen. Im Ergebnis hatten die Gewerkschaften einen weiteren Erfolg auf dem Weg zur 35-Stunden-Woche zu verbuchen. Das Kapital konnte die Erweiterung der Flexibilisierungsregelung für sich als Pluspunkt reklamieren. Auch die lange Laufzeit der Tarifverträge – bis 1990 – kommt offensichtlich in erster Linie den Unternehmern zugute: als Bedingung für a) die »Versachlichung« der Unternehmensplanungen und b) für die Beruhigung an der »Tariffront« (d. h., es wird keine Kündigungen von Tarifverträgen und Verhandlungen, Warnstreiks und politischen Auseinandersetzungen, wie sie zur Mobilisierungsphase in jeder Tarifrunde gehören, geben).

In diesem Sinne wurde der Homburger Kompromiß von führenden Vertretern von Gesamtmetall als Chance und Ausgangspunkt einer neuen Phase sozialpartnerschaftlicher Kooperation interpretiert: »Warum sollten wir nicht in einen dauerhaften konstruktiven Diskurs treten, in dem die Probleme und Interessen beider Seiten berücksichtigt werden können? Das setzt voraus, daß beide sich als gleichberechtigte Partner des sozialen Lebens verstehen. . .«[72] Hier kündigt sich also eine

72 W. Stumpfe (Präsident von Gesamtmetall): Sozialpartnerschaft als Wesenselement der sozialen Marktwirtschaft, Vortrag auf dem Wirtschaftstag der CDU, 25. 6. 1987, unveröff. Man., S. 19.

Modifikation der strategischen Konzeption im Machtzentrum des Monopolkapitals der BRD an, die ihrerseits durch den partiell erfolgreichen Widerstand der Gewerkschaften gegen das konservative Umbau-Programm erzwungen wurde. Da das Ziel einer fundamentalen Schwächung der Gewerkschaften – hier besonders der IGM, das in der ersten Periode der Wende-Politik offensiv verfolgt wurde, nicht realisiert werden konnte, tritt nunmehr eine Konzeption in den Vordergrund, die auf eine Erneuerung des »sozialen Konsensus« setzt und dabei bereit ist, für hohe Anpassungsleistungen der IGM (in der Sprache der Unternehmer: Entideologisierung, Anerkennung der Flexibilisierung und Dezentralisierung der Tarifpolitik) einen gewissen Preis zu entrichten.

In einigen Gewerkschaften wurde jedoch die ungewöhnlich lange Laufzeit der Tarifverträge auch als eine Chance (bzw. für linke Kräfte als unvermeidliches Datum) begriffen, um von hier aus eine Reihe von gewerkschafts- und gesellschaftspolitischen Aufgaben anzugehen, deren Bewältigung zugleich Schritte auf dem Wege zur praktischen Entwicklung einer kohärenten, klassenautonomen Kampfstrategie in der bevorstehenden Phase der Auseinandersetzung mit dem konservativen Block bilden können:

1. *Tarifpolitik.* Einige tarifpolitische Projekte, die wegen der Lohn- und Arbeitszeitschwerpunkte der vergangenen Jahre »in den Schubladen« bleiben mußten, werden nunmehr zu konkretisieren sein: neue Entgelttarifverträge, die gemeinsam für Arbeiter und Angestellte gelten und eine neue Struktur der Leistungs- und Entlohnungskriterien definieren[73], neue Tarifverträge zur Regelung der Arbeitsbedingungen, tarifvertragliche Regelungen der Teilzeitarbeit, von Qualifizierung und Weiterbildung, aber auch zur Kontrolle und Mitbestimmung bei der Einführung neuer Technologien sowie zur Sicherung des Datenschutzes. Insgesamt zeichnet sich auf diesem Gebiet eine

73 Zum Stand der Verhandlungen – besonders in der chemischen Industrie – bis Ende 1986, vgl. I. Kurz-Scherf, Tarifpolitik/Arbeitskämpfe, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1987, S. 82 ff.; zum »Jahrhundertvertrag«, der im Juli 1987 von der IGCPK unterzeichnet wurde, vgl. kritisch J. Kädtler, Das schiedlich-friedliche Jahrhundertwerk, in: Expreß, 9/1987, 7. 9. 1987, S. 14/15.

außerordentliche Differenzierung der tarifpolitischen Schutz- und Gestaltungsfunktionen ab. Diese wird ihrerseits notwendig, um den Veränderungen im Produktions- und Beschäftigungssystem sowie im Arbeitsprozeß, aber auch den Kapitalstrategien (Flexibilisierung, Dezentralisierung und Spaltung der Beschäftigten) zu begegnen.

2. *Organisationspolitik.* In dem Maße, wie sich der Anteil der Industriearbeiterschaft an der Gesamtzahl der Lohnabhängigen vermindert, wird vor allem für die »alten« Industriegewerkschaften die Erweiterung der gewerkschaftlichen Mitgliederbasis unter den »neuen Gruppen« der Lohnabhängigen, aber auch in traditionellen Defizitbereichen gewerkschaftlicher Organisation (z. B. Mittel- und Kleinbetriebe, Dienstleistungssektor usw.) zu einer zentralen Aufgabe. Ihre Bewältigung wird in hohem Maße über die zukünftige Handlungs- und Moblisierungsfähigkeit, natürlich auch über die organisatorisch-finanzielle Macht der Gewerkschaften entscheiden. Neue Mitglieder sind jedoch nicht allein durch verbesserte Werbemethoden zu gewinnen. Sie müssen vielmehr die Notwendigkeit starker Gewerkschaften für die Realisierung ihrer sozialökonomischen und sozialpolitischen »Basisinteressen«, die auf der Erfahrung des subalternen Charakters der Lohnarbeit in einer kapitalistischen Ökonomie beruhen, anerkennen bzw. es lernen, diese anzuerkennen. Auf der anderen Seite müssen es die Gewerkschaften lernen, spezifische soziale Erfahrungen, Bedürfnisse, Kompetenzen, Kommunikationsformen und kulturelle Interessen dieser »neuen Gruppen« nicht allein anzusprechen,sondern Politikformen zu entwickeln, die die »neuen Themen« als integralen Bestandteil gewerkschaftlicher Diskussion und Interessenvertretung aufgenommen, mehr noch: als konstitutive Elemente einer neuen politischen Kultur der Arbeiterbewegung anerkannt haben.

In diesem Sinne haben Klaus Zwickel und Klaus Lang (IGM) die organisationspolitischen Aspekte der Vision »Gewerkschaften 2000« konkretisiert: »Die neuen als Mitglieder gewonnenen Schichten sind Angestellte, Frauen, Jugendliche und Beschäftigte in Klein- und Mittelbetriebe,

– weil die Gewerkschaften *neue Themen* aufgegriffen haben (Umwelt, Kultur, Medien);

– Weil sie andere Strukturen der Interessenvertretung in den Betrieben durchgesetzt haben (betriebliche Demokratisierung);

– und weil sie erweiterte Möglichkeiten der innergewerkschaftlichen Diskussionen und damit auch neue Prozesse von Vereinheitlichung unterschiedlicher Interessen gefunden haben.

Zu den ›neuen Themen‹ gehören vor allem

– der Ausbau der betrieblichen Demokratie und die Gestaltung der wirtschaftlichen Demokratie;

– die verbesserte institutionelle Absicherung selbstbestimmter Handlungsmöglichkeiten von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern in bezug auf Arbeitszeit und Arbeitsbedingungen;

– Die Verbindung von Arbeit und Umwelt bei Produkt- und Produktionsgestaltung;

– die Entfaltung kultureller Aktivitäten und Kompetenzen«.[74]

3. *Gesellschaftspolitik:* Schon in den Begründungen für die Durchsetzung der 35-Stunden-Woche wurde hervorgehoben, daß die tarifpolitischen Regelungen für einzelne Branchen ergänzt werden müssen durch eine »arbeitsorientierte Wirtschaftspolitik«, in deren Mitelpunkt zunächst ein mittelfristiges staatliches Beschäftigungsprogramm zu stehen hätte.[75] Dabei wird es darauf ankommen, eine große außerparlamentarische, gesellschaftspolitische Initiative zu entwickeln, um die konservative Regierungspolitik, aber auch die Landes- und Kommunalregierungen unter Druck zu setzen. Dem DGB wird dabei die Aufgabe zukommen, die zahlreichen regionalen, sektoralen und betrieblichen Kämpfe gegen Arbeitsplatzvernichtung und Massenarbeitslosigkeit (Stahl, Kohle, Werften, Bundesbahn) zusammenzuführen und dabei die neuen Aktionserfahrungen aus den Kämpfen der vergangenen Jahre zu nutzen.

74 K. Zwickel/K. Lang, Gewerkschaften 200, in: WSI-Mitteilungen, 8/1987, S. 455 ff., hier S. 461.

75 Vgl. dazu R. Kuda, Wirtschaft, in: M. Kittner (Hrsg.), Gewerkschaftsjahrbuch 1987, S. 121 ff., bes. S. 153 ff.

Einen zweiten Schwerpunkt bildet die Aktion »Gesicherte Arbeitszeiten – geschützte Arbeitsverhältnisse«, die von der IG Drupa seit dem Herbst 1986 als eine auf zwei Jahre angelegte Kampagne eingeleitet worden ist. »Hauptaufgabe der Kampagne ist es, deutlich zu machen, daß die sich ausbreitenden ungeschützten Arbeitsverhältnisse ein zentraler Angriff auf uns alle sind. . . Ziel ist es, das Normalarbeitsverhältnis tarifvertraglich wieder zu festigen und die Fluchtmöglichkeiten der Unternehmer einzudämmen. Das schaffen wir aber nur, wenn innerhalb des DGB eine breite Front aufgebaut wird, ähnlich wie beim Kampf um die 35-Stunden-Woche«.[76]

Schließlich werden sich die Gewerkschaften mit eigenständigen Initiativen in die großen geistig-moralischen Auseinandersetzungen um die Bewältigung der Zukunftsaufgaben einzuschalten haben. Der konservativen »Revolution von oben« müssen auf allen relevanten Politikfeldern – Beschäftigung, Qualifizierung, soziale Sicherung, Gesundheit, Bildung/Wissenschaft, Umweltschutz, Frieden und Abrüstung, Beziehungen zur 3. Welt, Frauenpolitik – konkurrenzfähige, ausstrahlungskräftige Reformprojekte entgegengestellt werden. Auch wenn solche Alternativen vorerst kaum politisch zu realisieren sein werden, sind sie dennoch für die Mobilisierung gewerkschaftlichen und außerparlamentarischen Widerstandes sowie für die Kritik des »konservativen Projekts« und seiner Politik unentbehrlich. Die Überwindung der konservativen Hegemonie, zugleich die Formierung eines neuen, fortschrittlichen Blocks von politischen und sozialen Kräften, der ohne eine breite Basis in der Arbeiterklasse und bei den lohnabhängigen Mittelschichten niemals mehrheitsfähig werden kann, setzt voraus, daß in dieser geistigen und moralischen Auseinandersetzung auch von den Gewerkschaften ein anerkannter Anspruch auf die Kompetenz und Legitimation für die Gestaltung von Wirtschaft und Beschäftigung, Arbeit und Technik, Umwelt und Kultur

76 D. Hensche, in: Nachrichten, 10/1987, S. 24/25; vgl. dazu ausführlich K. Pickshaus. Das Flexibilisierungskonzept des Kapitals und die Perspektiven des Kampfes um das Normalarbeitsverhältnis, in: Marxistische Studien, 13/1987, S. 200 ff.

»erobert« wird, der seinerseits bei der notwendigen Veränderung der ideologischen und politischenKräfteverhältnisse eine wichtige Rolle spielen wird.

Die Fortentwicklung gewerkschaftlicher Handlungs- und Gestaltungskompetenz in diesen Politikbereichen ist nicht voraussetzungslos; denn sie knüpft unmittelbar an die Kampf- und Organisationserfahrungen an, die namentlich zwischen 1983 und 1986 in der Auseinandersetzung um die 35-Stunden-Woche gewonnen wurden. Zugleich sind diese Politikbereiche eng miteinander vernetzt. Tarif-, Organisations- und Gesellschaftspolitik verschränken und überlagern sich mehr und mehr in den konkreten betrieblichen und überbetrieblichen Konflikten. In dem Maße freilich, wie diese Aufgaben in einem gewiß nicht einfachen und linearen Lernprozeß theoretisch und programmatisch durchdacht und praktisch bearbeitet werden, versetzen sich die Gewerkschaften in die Lage, den komplexen Herausforderungen zu begegnen, mit denen sie durch die kapitalistische Umbruchskrise und die konservative Offensive konfrontiert werden. Auf der einen Seite vollziehen sie dabei die notwendigen Anpassungsleistungen, die die Veränderungen im Arbeitsprozeß, in der Klassenstruktur, in Lebensweise und Kultur notwendig – bei Strafe einer substantiellen Schwächung aller Varianten eines »proletarischen Traditionalismus« – erfodern. Auf der anderen Seite können sie dabei in die Rolle eines »Hoffnungsträgers für die Zukunft« hineinwachsen und demzufolge einen relevanten politischen und geistigen Einfluß auf die Überwindung der konservativen Hegemonie ausüben.

Gegen Ende der 80er Jahre zeichnet sich eine Verdichtung der Widerspruchs- und Konfliktpotentiale ab, die national und internationale aus dem Zusammenwirken von sozialökonomischen Krisen- und Umbruchsprozessen, die von den Gesetzmäßigkeiten der Kapitalakkumulation und des Profits gesteuert werden auf der einen und den – direkten wie indirekten – Folgewirkungen der neokonservativen Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik auf der anderen Seite ausgehen.

Dabei haben sich neue Felder gewerkschaftlicher Kämpfe entwickelt, in denen sich möglichweise ein neuer Typ von Arbeiter-

kämpfen sowie eine neue Stufe der Radikalisierung der Klassenauseinandersetzungen ankündigt, die sich ihrerseits deutlich von den Kämpfen und Bewegungen in der ersten Hälfte der 80er Jahre unterscheidet.

– Die großen Rationalisierungs- und Teilprivatisierungsprojekte der konservativen Regierung, die namentliche bei der Bundespost und der Bundesbahn als den größten Staatsunternehmungen vollstreckt werden sollen, stellen die dort Beschäftigten sowie die betroffenen Gewerkschaften vor die Aufgabe, neue Formen des Widerstandes, zugleich programmatischer Alternativen, die sich nicht nur auf die Beschäftigungssicherung, sondern auch auf die Qualität der Versorgung mit öffentlichen Dienstleistungen im Bereich des Verkehrs und der Kommunikation beziehen, zu entwickeln. Gleichzeitig hat die angekündigte Flexibilisierung der Arbeitszeiten im Dienstleistungssektor (Ladenschluß), die von massiven Angriffen zur Einführung der Samstags- und Sonntagsarbeit als »Normalarbeit« in der Industrie begleitet werden, dem gewerkschaftlichen Kampf um die Verteidigung des »Normalarbeitsverhältnisses« drängende Aktualität verliehen.

– Schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1987 wurden für die sog. Strukturkrisen-Branchen – Werften, Kohle, Stahl – weitere Produktionsstillegungen und Massenentlassungen angekündigt. Vor allem im Ruhrgebiet mußte sich nunmehr die Angst vedichten, daß mit dem »Plattmachen« weiterer Standorte des Bergbaus und der Stahlproduktion eine »Schmerzgrenze« überschritten werden, die für die Zentren des Reviers (wo sich schon heute die sozialen Probleme mit Arbeitslosenquoten zwischen 15 und 20%, der totalen Überlastung der kommunalen Haushalte usw. konzentrieren) die Perspektive des »Absterbens« bzw. der sozialkulturellen »Verödung« konkret werden ließ. Schon im Herbst 1987 war in Hattingen eine ganze Stadt in den Kampf um die Erhaltung bzw. die Neuschaffung von Arbeitsplätzen eingetreten. Gleichwohl sprang der Funke dieses Kampfes nicht über. Erst im Dezember 1987 begann mit dem »Aufstand« der Stahlarbeiter des Krupp-Werkes Duisburg-Rheinhausen eine neue Phase des Kampfes um

die Erhaltung bzw. die »Ersatzbeschaffung« von Arbeitsplätzen. Hier sprang der Funke sogleich über und entfachte eine weit über den Betrieb und selbst die Stadt hinausgehende Solidaritätsbewegung. Zugleich setzte sich die Wut der Stahlarbeiter in einen neuen Typ der Radikalität in der Aktion um; denn nur diese neue Radikalität vermag – nicht nur gegenüber dem Kapital, sondern auch gegenüber der Gewerkschaftsführung, der sozialdemokratischen Landesregierung sowie der konservativen Bundesregierung – jenen Druck zu erzeugen, der seinerseits politische Entscheidungen für die Sicherung der Standorte und für Modelle einer alternativen Beschäftigungspolitik »vor Ort« herbeiführen kann. Die neue Radikalität von Rheinhausen kann daher – trotz der Niederlage, die der Betriebsrat im Mai 1988 eingestand – durchaus zum Symbol bzw. zum Vorbild für die sozialen und politischen Klassenauseinandersetzungen der kommenden Jahre werden.[77])

4. Prognosen und Szenarien

Alle ernsthaften Prognosen über das Wirtschaftswachstum gehen von den erhöhten Gefahren weltwirtschaftlicher Krisenein brüche aus. Selbst konservative Wirtschaftswissenschaftler beginnen, sich von optimistischen Szenarios, die für die 90er Jahre einen neuen, langwährenden Boom voraussagen wollten, zu distanzieren. Am rechten Rand dieses Diskurs- und Politikfeldes wird mehr und mehr die bisherige Inkonsequenz neokonservativer Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik beklagt. Hier lebt die klassisch konservative Klage über die »Unregierbarkeit der Demokratien« wieder auf. Sie schließt in letzter Konsequenz die Aufhebung der demokratischen Institutionen (Wahlen, parlamentarische Kontrolle, kritische Öffentlichkeit, Gewerkschafts- und Tariffreiheit) als Voraussetzung für eine

77 Vgl. H. van Bargen u.a., Vom Widerstand zur Reformbewegung?, Frankfurt/M. 1988.

»Radikalkur« zur Gesundung des kranken Körpers der kapitalistischen Ökonomie und Gesellschaft nicht aus. Hier zentriert sich also ein Politikfeld, das die permanente Wachsamkeit aller demokratischer Kräfte erfordert, um jeden Schritt der Auswucherung des Neofaschismus von unten sowie der schleichenden bzw. offenen Transformation des demokratischen zum autoritären Staat von oben abzuwehren.

Die Zukunft der Arbeit – sowohl der Beschäftigung als auch der Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiterklasse – wird in letzter Instanz durch die Akkumulationsbedingungen des Kapitals bestimmt. Daran hat sich auch in der Gegenwart nichts geändert. Falls es zu einer Zuspitzung weltwirtschaftlicher und nationaler Krisenprozesse im Übergang zu den 90er Jahren kommt, wird die Massenarbeitslosigkeit sprunghaft ansteigen. Prognosen über die Arbeitsmarktentwicklung, die relativ günstige Wachstumsbedingungen bis zum Jahre 2000 unterstellen (reales Wachstum des BSP: +2,5%; Produktivität pro Erwerbstätigenstunde: +3,5%; Arbeitszeitverkürzung: 1% pro Jahr) kalkulieren einen weiteren Anstieg der Massenarbeitslosigkeit auf ca. 3 Mio. »Selbst wenn aber die ökonomischen Ergebnisse dieser ›mittleren Entwicklungsvariante‹ wider Erwarten verwirklicht werden sollten, so müßte sie doch immer noch wegen ihrer Arbeitsmarkt-Daten als ›Bruchlandung‹ zwischen ›beschäftigungspolitischer Defensive‹ und ›gesellschaftspolitischer Niederlage‹ bezeichnet werden.«[78]

Von entscheidender Bedeutung für die zukünftige Entwicklung wird dabei die Frage sein, wie sich die Wachstumsbedingungen in denjenigen Branchen der industriellen Produktion gestalten werden, die in den vergangenen Jahren – im Unterschied zu den sog. »strukturschwachen« Branchen (Bergbau, Eisen- und Stahlindustrie, Schiffsbau, Textil- und Bekleidungsindustrie, Bauindustrie) – zu den Wachstumszentren des bundesdeutschen Kapitalismus geworden sind. Hier spielt – neben dem Maschinenbau, der elektrotechnischen Industrie und der

78 Schäfer, Auch bei Wachstum bleibt die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit bis zum Jahre 2000 eine politische Aufgabe, in: WSI-Mitteilungen 3/1986, S. 145 ff., hier S. 161.

Chemie-Industrie – die Automobilindustrie die Rolle eines Schlüsselsektors, der zudem im Export (von Kraftfahrzeugen wie von Kapital) einen führenden Platz einnimmt. »Bei Berücksichtigung aller direkten und indirekten beschäftigungsmäßigen Auswirkungen des Straßenfahrzeugbaus auf die Gesamtwirtschaft kommt man zu dem Ergebnis, daß insgesamt 4 Mio. Arbeitsplätze oder jeder sechste Beschäftigte in der BRD vom Auto abhängig sind.«[79] Angesichts der Nachfrageschranken und der Überkapazitäten in der Welt-Automobilindustrie, die derzeit durch gewaltige Rationalisierungsinvestitionen (Roboterisierung) noch gesteigert werden, häufen sich die pessimistischen Prognosen über die Zukunft dieser Branche, die über die unzähligen Zulieferbetriebe mit nahezu allen anderen Sektoren der industriellen Produktion, aber auch mit relevanten Sektoren des Dienstleistungssektors vernetzt ist. Führende Manager der Automobil-Konzerne sehen ihre Industrie schon den »Katastrophenbranchen« Schiffsbau, Stahl und Bergbau nachfolgen.[80]

Die Bewährungsprobe auf die Stabilität – aber auch die qualitative Weiterentwicklung – jener Gegenmachtpositionen, die namentlich die IGM erkämpft und bislang relativ erfolgreich verteidigt hat, wird also erst dann eingeleitet werden, wenn die bisherigen »Konjunkturlokomotiven« der BRD-Wirtschaft in der metallverarbeitenden Industrie in eine Krise geraten, die Produktionseinschränkungen und -verlagerungen sowie Massenentlassungen nach sich zieht. Die tendenzielle Angleichung der sozialen Erfahrungen von Werft- und Stahlarbeitern, Bergleuten, Bauarbeitern auf der einen und relevanten Teilen der Lohnabhängigen im Maschinenbau, der elektrotechnischen und der Automobilindustrie – möglicherweise auch der Chemie-Industrie[81] – wird die bisherige Ungleichzeitigkeit der gewerk-

79 D. Düe. Die Automobilindustrie, in: J. Goldberg (Red.), Umbruch im Produktionsbereich? Frankfurt/Main 1985, S. 171 ff., hier S. 175.

80 Ebd., S. 233 ff; S. Welzk, Boom ohne Arbeitsplätze, Köln 1986, S. 91 ff.

81 Wissenschaftler attestieren der Chemie-Industrie ein enormes Rationalisierungspotential (damit – bezogen auf die Beschäftigung – ein enormes Freisetzungspotential) als Folge der neuen biotechnischen Produktionsverfahren.

schaftlichen Kampfbedingungen und -erfahrungen drastisch verändern.

– Der unumkehrbare Prozeß der wissenschaftlich-technischen Revolution wird durch die Wirkungen der grundlegenden ökonomischen Widerspruchs- und Krisenprozesse noch beschleunigt. Die internationalen Konkurrenzbedingungen zwischen den internationalen Konzernen und den imperialistischen Zentren (USA, Westeuropa, Japan) erzwingen die Anwendung der neuen Technologien auf höchstem Produktivitätsniveau, die Steigerung der staatlichen wie der privatwirtschaftlichen Forschungs- und Entwicklungsinvestitionen, um in der Konkurrenz um die Beherrschung der Technologien der nächsten Generation (»künstliche Intelligenz«, Gentechnologie) nicht in Rückstand zu geraten. Gleichzeitig werden die Infrastrukturen für die möglichst profitable Anwendung und Vernetzung der neuen Kommunikationstechnologien zur Anlagesphäre riesiger öffentlicher und privater Investitionen (Verkabelung, Satelitentechnologien usw.). In der Folge dieser Prozesse wird sich der soziale Strukturwandel weiter beschleunigen. Je mehr dieser Umbruch sich unter dem Druck ökonomischer Krisen vollzieht, um so mehr wird er jene Widerspruchskomplexe intensivieren, die schon heute die Existenzbedingungen der Arbeiterklasse und die Handlungsbedingungen der Gewerkschaften bedrohen: regionale und sektorale Strukturkrisen, die in den Standorten der »alten« Industrien die sozialen Probleme (Arbeitslosenquoten über 20%, Armut, Verfall der Gestaltungsfähigkeit von Kommunen und Landesregierungen) zuspitzen; erweiterte Spielräume für die Durchsetzung der Flexibilisierungsstrategien des Kapitals; fortschreitende Segmentierung der Arbeiterklasse, die die gleichsam spontane Herausbildung einer vereinheitlichenden Klassenerfahrung, eines allgemeinen Bewußtseins der Lohnabhängigen, damit auch allgemeine Solidarität, zunehmend erschwert. Schließlich haben sich mit den neuen Informationsverarbeitungs- und Kommunikationstechnologien neue politische und private Machtkomplexe herausgebildet. Die Verfügung über Informationen wird zu einem wesentlichen Faktor der Beherrschung nicht nur von

Produktions- und Administrationsprozessen, sondern auch von sozialen und lebensweltlichen Räumen. Die Computer verändern nicht nur die Arbeitswelt, den Haushalt, das Bildungssystem und die Freizeitkulturen. Sie fungieren zugleich aus Kerntechnologie für die Formierung hochzentrierter und vernetzer Machtkomplexe, die der Überwachung, Kontrolle und Normierung der Staatsbürger dienen (»Überwachungsstaat«).

Krisenprozesse, wissenschaftlich-technische Revolution und sozialkultureller Strukturwandel sind die wesentlichen objektiven Determinanten, die gleichsam den »nationalen Binnenraum« der Politik der Arbeiterbewegung strukturieren. Allerdings, diese Prozesse und Widersprüche wirken nicht »an sich« und »neutral«. Sie vollziehen sich stets auf der Basis eines antagonistischen Vergesellschaftungsprozesses, dessen Triebkraft der Profit und dessen andere Triebkraft der Klassenkampf, das Kräfteverhältnis der Klassen in der konkret-historischen Situation bildet. Das heißt: »Die Realisierung einer bestimmten Akkumulationsstrategie oder eines Akkumulationsmodells ist immer auch an die Durchsetzbarkeit einer damit kompatiblen, politisch-ideologischen hegemonialen Struktur, d. h. Formen des politischen Systems, der dominierenden Werthaltungen, der gesellschaftlichen Organisation, deren Integration der Arbeiterklasse und der Organisierung von Klassenbeziehungen verbunden«.[82]

Gleichwohl sind in der gegenwärtigen Transformationskrise des internationalen Kapitalismus diese Determinanten der widersprüchlichen Vergesellschaftung »überdeterminiert« – und können daher nicht isoliert betrachtet werden. Die Produktivkraftentwicklung hat Destruktivkräfte erzeugt, deren Katastrophenpotentiale nicht nur die sozialen und kulturellen Existenzbedingungen der Menschen, sondern deren Lebens- und Überlebenschancen selbst bedrohen. Die Dynamik der Hochrüstungspolitik hat die unmittelbare Gefahr einer menschheitsvernichtenden, atomaren Katastrophe auf die Tagesordnung der Menschheitsgeschichte beim Übergang ins zweite Jahrtausend

82 J. Hirsch/R. Roth, Das neue Gesicht des Kapitalismus, Hamburg 1986, S. 37/38.

gesetzt. Parallel dazu verstärken sich die Gefahren, die aus der Zerstörung der stofflichen Bedingungen der Produktion wie des Lebens aus der ungehinderten Entwicklung der industriellen und wissenschaftlichen Zivilisation resultieren. Diese orientiert sich nicht an der Qualität von Lebensverhältnissen, sondern an den unerbittlichen Maximen von Wachstum, Profit, Produktivität, Selbstbehauptungsfähigkeit in der internationalen Konkurrenz. Jede politische Programmatik, die auf eine Neu- bzw. Umgestaltung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse zielt, muß sich daher nicht nur der Grenzen von nationalen oder bereichsspezifischen Strategien (Beschäftigung, Arbeitszeit, Einkommen, Kontrolle der Technik usw.) bewußt sein. Sie muß zugleich Politikkonzepte entwickeln, die den Kampf für die Interessen der Lohnabhängigen mit der Bearbeitung und schließlich Lösung der sog. »globalen Probleme« verbindet: Sicherung des Friedens, Schutz der Natur und des Lebens, Aufhebung patriarchalischer Herrschaftsverhältnisse, neue Weltwirtschaftsordnung als notwendige Voraussetzung für den Kampf gegen Hunger, Armut, politische Unterdrückung, sozialkulturelle Verelendung in der Dritten Welt.

K. Schönhoven hat seine kenntnisreiche Darstellung der Geschichte der deutschen Gewerkschaften mit einem Appell beendet: »Da Historiker allenfalls als rückwärtsgewandte Propheten (Schlegel) Aufmerksamkeit beanspruchen können, sei abschließend betont: Das deutsche Modell des sozialen Kompromisses zwischen Kapital und Arbeit hat sich in der fast vierzigjährigen Geschichte der Bundesrepublik so gut bewährt, daß jeder Versuch, es zu zerstören, ›dumm und töricht‹ wäre.«[83] Dieses – aus der Geschichte hergeleitete – Plädoyer für die Bewahrung der Sozialpartnerschaft charakterisiert zugleich das Selbstverständnis eines erheblichen Teils der Mitglieder, der haupt- wie ehrenamtlichen Funktionäre der DGB-Gewerkschaften. Und doch stellt sich vielen von ihnen vor dem Hintergrund der Erfahrungen der sozialökonomischen und politischen Prozesse seit der Mitte der siebziger Jahre sowie im Blick

83 K. Schönhoven, Die deutschen Gewerkschaften, Frankfurt/Main 1987, S. 248/49.

auf die Herausforderungen der Zukunft die Frage, ob der Weg zum Jahre 2000 überhaupt mit den Methoden der sozialpartnerschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Kapital und Arbeit erfolgreich beschritten werden kann. Die Überwindung der derzeitigen neokonservativen Hegemonie ist gewiß in politischen Formen und Entwicklungsvarianten denkbar, die zugleich neue Formen der sozialpartnerschaftlichen Regulierung (Große Koalition, Konzertierte Aktion, »Tarifpolitik der Vernunft«, Beschäftigungspakt usw.) aktivieren könnten.[84] Gleichwohl kann diese Überwindung nur im Medium politischer, ideologischer und gewerkschaftlicher Kämpfe erfolgen, in denen die herrschende Logik des Profitprinzips und der Konkurrenz mit einer alternativen Logik konfrontiert wird.

Der Neoliberalismus wird – ohne daß der Zeitpunkt genau vorausgesagt werden kann – daran scheitern, daß eben jene dynamischen Wachstumskräfte des Kapitalismus, die er freisetzt, international und national eine Konzentration von ökonomischen Krisenprozessen sowie von sozialen und politischen Spaltungs- und Polarisierungsprozessen reproduzieren, deren Lösung im Zentrum künftiger politischer Auseinandersetzungen stehen wird. Diese Kämpfe werden nicht nur deshalb über sozialpartnerschaftliche Harmonievorstellungen hinausgehen, weil sie einen Bruch mit der herrschenden Logik, d. h. mit der geselschaftlichen und ideologischen Macht des Kapitals wie des kapitalistischen Staates, bedeuten. Zugleich werden sie deshalb die Horizonte der Sozialpartnerschaft überschreiten, weil sich in ihnen das Bewußtsein artikuliert, daß es angesichts des heutigen Standes der Produktivkraftentwicklung notwendig und möglich ist, die Arbeits- und Lebensbedingungen so zu gestalten, daß die Gefahren sozialer und ökologischer Katastrophen in der Zukunft beseitigt werden – mehr noch: daß die Bedingungen gegeben sind für die Befreiung der Menschen vom objektiven »Naturzwang« der schweren Arbeitsbelastungen,

84 Vgl. dazu u. a., J. Huffschmid, Vor dem Übergang zu reformistischenEntwicklungsvariante des staatsmonopolitischen Kapitalismus in der Bundesrepublik, in: Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF, 11/1986, S. 42 ff.; H. Jung, Zum Konzept der Entwicklungsvarianten des SMK heute, in: ebd., S. 65 ff.

für die bewußte Gestaltung der gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion.

Das bewußte Ausschöpfen dieser historischen Möglichkeit setzt voraus, daß jede Politik zunächst einmal darauf gerichtet sein muß, die negativste aller denkbaren Entwicklungsvarianten, den atomaren Holocaust, zu verhindern. Der Übergang ins zweite Jahrtausend der jüngsten Menschheitsgeschichte hat in der Tat die Frage des Überlebens an die erste Stelle aller politischen Handlungsoptionen und -notwendigkeiten gerückt. Der Kubaner Fidel Castro hat schon 1983 – auch im Namen der Völker der 3. Welt – auf diese dramatische Herausforderung hingewiesen: »Heute sind wir mit den kompliziertesten, schwerwiegendsten und beängstigendsten Situationen konfrontiert, die es je in der Geschichte gegeben hat. Zum ersten Mal dringt die Frage in das Bewußtsein der Menschen ein, ob wir überleben werden oder nicht. Allein, so gigantisch die Schwierigkeit und Vielschichtigkeit der Aufgabe auch sein mag, eine pessimistische Haltung einzunehmen hieße, von vornherein auf jegliche Hoffnung zu verzichten und die Niederlage – mit anderen Worten das Ende – resigniert hinzunehmen. Uns bleibt keine andere Wahl als zu kämpfen und dabei auf die gewaltige moralische und geistige Fähigkeit der Menschen und auf ihren eigenen Erhaltungstrieb zu vertrauen, wenn wir die Hoffnung auf das Überleben hegen wollen.«[85]

Unterhalb dieser vorrangigen globalen Perspektiven zeichnen sich für die entwickelten kapitalistischen Gesellschaften die Konturen eines zweiten »Negativ-Szenarios« ab, das bis zum Jahre 2000 Möglichkeit werden könnte, falls es nicht gelingt, die wirtschafts- und gesellschaftspolitische Hegemonie des Neokonservatismus zu überwinden. Der Ökonom Karl Georg Zinn hat die Konturen dieser Katastrophenvariante – also die »zweit-negativste« aller denkbaren Entwicklungsvarianten –

85 F. Castro, ... Wenn wir überleben wollen, Dortmund 1984, S. 8/9; vgl. dazu auch H. Bömer, Die drohende Katastrophe, Frankfurt/Main 1984; J. Grün/D. Wiener, Global denken, vor Ort handeln, Freiburg 1984; I. Bestushew-Lada, Die Welt im Jahr 2000, Freiburg 1984; I. Frolov, Socialism and the Global Problems of Civilisation, in: M. Nicolic (Ed.), Socialism on the Treshold of the Twenty-First Century, London 1985, S. 72 ff.; M. Gorbatschow, Perestroika. Die zweite russische Revolution, München 1987, bes. S. 169 ff.

folgendermaßen beschrieben: »Das Negativ-Szenario zum Ausgang unseres Jahrhunderts entwirft eine kapitalistische Hemisphäre, in der internationale Finanzzusammenbrüche den realwirtschaftlichen Prozeß in einem Maße stören, daß zur Abwehr eines chaotischen Zusammenbruchs autoritäre Regulierungsmaßnahmen ergriffen werden: Die rebellische Unruhe in jenen Ländern, in denen sich eine selbstbewußte und kritische Arbeiterbewegung gehalten hat, wird repressiv unerdrückt. Die demokratischen Prinzipien werden verletzt, und es droht die totalitäre Aushöhlung der Demokratien. Die prekäre Lage in den kapitalistischen Gesellschaften läßt das Kapital in seinem aggressiven Überlebenskampf die als Relikt ruhigerer Perioden noch vorhandenen sozialen und politischen Skrupel wegwischen und zur offenen Machtpolitik übergehen. Panikreaktionen nehmen zu; und zwar um so vehementer, als der realsozialistische Länderblock aufgrund erfolgreicher innerer Reformen (im Anschluß an »Glasnost«) an wirtschaftlicher Stärke gewinnt und sich damit auch ohne Gefahr für das Regime liberalisieren kann. Die ideologische Attraktivität des realen Sozialismus könnte vor dem Hintergrund des inneren Verfalls des kapitalistischen Systems einen abrupten Zuwachs erfahren. Dies gilt umso mehr, als sich das abzeichnende Ost-West-Gefälle im durchschnittlichen Bildungsstand der Gesellschaften weiter verstärkt. Der neue Analphabetismus des Westens, der sich unter der kulturellen Hegemonie kommerzieller Massenmedien ausbildet, wird durch die Infantilisierung der Individualitäts- und Freiheitsrechte – der freie Bürger nur noch definiert durch die freie Fahrt und nicht durch den freien Gebrauch der Vernunft – (vorerst) auf erweiterter Stufe reproduziert. Das verschlichtete Denkvermögen ist gegen emanzipationsfordernde Kritik immun. Grinsen und Repression vermummen die Auszehrung demokratischer Kultur. Anstelle sozialstaatlicher Garantien werden emotionale Placebos angeboten; das symbolische ›Bild hilft‹ instrumentalisiert Nöte, die den Widerspruch von Wirklichkeit und sozialstaatlicher Verfassung dokumentieren.«[86]

86 K. G. Zinn, Zukunftsentwurf und Arbeiterbewegung, in: WSI-Mitteilungen, 8/1987, S. 488 ff., hier S. 450/51.

Vor dem Hintergrund solcher Negativ-Szenarios zeichnen sich die wesentlichen Aufgaben autonomer Gewerkschaftspolitik klar ab. Zunächst geht es darum, zu verhindern, daß diese negativen Entwicklungsmöglichkeiten Wirklichkeit werden. Die gewerkschaftlichen Schutzfunktionen werden also nicht nur wichtiger; sie gewinnen auch neue Dimensionen. Es geht nämlich längst nicht mehr ausschließlich um den Schutz der abhängig Arbeitenden durch die betriebs-, tarif- und gesellschaftspolitische Interessenvertretung. Der Schutz vor Massenarbeitslosigkeit, Marginalisierung, neuer Armut; vor den neuen Ausbeutungsstrategien des Kapitals (Flexibilisierung/Segmentierung); vor der Liquidierung der Sozialstaatlichkeit – schließlich auch der Schutz des Lebens und der Gesundheit, der Kultur insgesamt vor militärischen, ökologischen, technologischen und sozialen Katastrophenrisiken ist gleichermaßen zur Aufgabe der gesellschaftlichen und politischen Kräfte – vor allem auch der Gewerkschaften – geworden. Dabei zeigt sich schon in der gegenwärtigen Umbruchskrise des Kapitalismus – im Kontext der heutigen internationalen Dimension von Vergesellschaftung und Widerspruchsentwicklung –, daß solche Schutzfunktionen nur in dem Maße erfolgreich wahrgenommen werden können, wie sie sich mit einem neuen Gestaltungsanspruch verbinden. Die Freisetzung jener wissenschaftlichen und technischen Potentiale, die objektiv die Last der entfremdeten Arbeit, der Armut und des Hungers zu überwinden vermögen, die rationelle Verfügung über jene materiellen und geistigen Ressourcen, die zur Bewältigung der »globalen Probleme« genutzt werden können und müssen, insgesamt: die Realisierung des Programms einer friedlichen, sozial gerechten, ökologisch verträglichen und selbstbestimmten Gestaltung der Arbeits- und Lebensbedingungen wird schließlich notwendig die Außerkraftsetzung bzw. Überwindung jener gesellschaftlichen Entwicklungslogik erfordern, die den Gesetzmäßigkeiten der Profitproduktion, der Ausbeutung und der Konkurrenz unterworfen ist. In dieser historischen Perspektive gewinnt die marxistische Gesellschaftskritik und Gewerkschaftstheorie, die gleichsam als »roter Faden« diese historische Darstellung durchwirkt, höchste Aktualität.

Joachim Oltmann

Neuere Literatur zur Gewerkschaftsgeschichte. Ein Bericht

Seit das vorliegende Buch in seiner ersten Auflage 1977 erschien, ist insgesamt eine beinahe explosionsartige wissenschaftliche Beschäftigung mit Themen aus dem Bereich der Gewerkschaftsgeschichte festzustellen. Dies hat unter anderem dazu geführt, daß nunmehr auch weitere Überblicks- und Gesamtdarstellungen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung vorliegen, mit vorwiegend sozialgeschichtlichem Ansatz sowie unter Berücksichtigung bisheriger Forschungsergebnisse. Genannt seien der von Erich Matthias und Klaus Schönhoven 1984 herausgegebene Sammelband[1] und die 1987 erschienenen, von Klaus Schönhoven, Klaus Tenfelde, Michael Schneider und Detlev J. K. Peukert verfaßten Arbeiten.[2] Demgegenüber beschränkt sich das Buch von Arno Klönne und Hartmut Reese auf einen knappen Überblick, der mit dem Jahre 1984 abschließt.[3] Vergleicht man jedoch insgesamt das Niveau der vorliegenden Überblicksliteratur mit früheren, etwa an den Bändchen von Hans Limmer und Dieter

1 E. Matthias/K. Schönhoven (Hrsg.), Solidarität und Menschenwürde. Etappen der deutschen Gewerkschaftsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bonn 1984.

2 K. Schönhoven, Die deutschen Gewerkschaften, Frankfurt am Main 1987; K. Tenfelde/K. Schönhoven/M. Schneider/D. J. K. Peukert, Geschichte der deutschen Gewerkschaften von den Anfängen bis 1945, hrsg. von U. Borsdorf unter Mitarbeit von Gabriele Weiden, Köln 1987. Dieser Band, der leider mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs abbricht, verfügt gleichwohl über ein aktuelles, von U. Borsdorf verfaßtes bibliographisches Nachwort, auf dessen Materialien hier zudem verwiesen sei.

3 A. Klönne/H. Reese, Die deutsche Gewerkschaftsbewegung. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hamburg 1984.

Schuster ablesbaren Standards[4], so kann die Geschichtsschreibung der Gewerkschaftsbewegung im letzten Jahrzehnt auf einen beachtlichen Fortschritt verweisen.[5]

Vor allem hat sich jedoch in diesem Zeitraum der DGB selbst auf zwei von ihm 1979 und 1983 veranstalteten wissenschaftlichen Konferenzen mit der Gewerkschaftsgeschichte befaßt, deren Ergebnisse in zwei Protokollbänden festgehalten wurden.[6] Im Vergleich dieser beiden Bücher kommt ein nicht nur für die neuere Historiographie der Gewerkschaftsbewegung bedeutsamer Trend zum Vorschein. 1979, aus Anlaß der 30jährigen Widerkehr der DGB-Gründung, wurden in Referaten und Diskussionsbeiträgen größere Abschnitte der Gewerkschaftsgeschichte behandelt, unter Einschluß linker Positionen. Stand beispielsweise die Diskussion des Vortrags von Frank Deppe über die Gewerkschaften am Ende der Weimarer Republik noch ganz im Zeichen der vorangegangenen Auseinandersetzungen über das hier neu aufgelegte Buch, so stieß die referierte These von Lutz Niethammer, daß die nach dem Zweiten Weltkrieg in der westdeutschen Gewerkschaftsbewegung durchgesetzten »Entscheidungen für den Westen« eben auch solche für den Kapitalismus gewesen seien, auf entrüstete Ablehnung.

Die Konferenz von 1983 war den Ursachen der Ausschaltung der Gewerkschaften im Zuge der faschistischen Machtkonsolodierung 50 Jahre zuvor gewidmet. Zwar sind diesmal keine ähnlich umstrittenen Diskussionsbeiträge zu verzeichnen, jedoch ist die elementare Macht der realen, sich mittlerweile

4 H. Limmer, Die deutsche Gewerkschaftsbewegung, 8. unveränd. Aufl., München/Wien 1978; D. Schuster, Die deutsche Gewerkschaftsbewegung – DGB, 5. verb. u. erg. Aufl., Bonn-Bad Godesberg 1976.

5 In der DDR hat übrigens auch der Bundesvorstand des FDGB eine »Geschichte des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes« (Autorenkollektiv: H. Deutschland u.a., Berlin 1982) herausgegeben, die sich in zwei einleitenden Kapiteln mit der Geschichte der deutschen Gewerkschaften bis 1945 befaßt.

6 H. O. Vetter (Hrsg.), Aus der Geschichte lernen – die Zukunft gestalten. Dreißig Jahre DGB. Protokoll der wissenschaftlichen Konferenz zur Geschichte der Gewerkschaften vom 12. und 13. Oktober 1979 in München, Köln 1980; E. Breit (Hrsg.), Aufstieg des Nationalsozialismus – Untergang der Republik – Zerschlagugn der Gewerkschaften. Dokumentation der historisch-politischen Konferenz des DGB im Mai 1983 in Dortmund, Köln 1984.

vertiefenden Krisenprozesse jenes 1979 mehrheitlich am liebsten nur als »freie Welt« identifizierten westlichen Kapitalismus deutlich spürbar. Durch den ganzen Protokollband ziehen sich immer wieder die vergleichenden Fragen nach dem aktuellen Krisenverlauf, dem aufsteigenden Neonazismus und den besorgniserregenden Aufrüstungstendenzen. Mehr noch: mit der konservativen Wende 1982 war die Sozialdemokratie aus der Bundesregierung vedrängt worden, so daß sich gerade ihr damaliger Vorsitzender im Hinblick auf das Verhalten der Arbeiterbewegung am Ende der Weimarer Republik zum Sprecher einer Neuen Nachdenklichkeit machte. In bewußter Distanzierung von anwesenden Zeitzeugen und Historikern, welche den sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Immobilismus im Angesicht der faschistischen Gefahr noch im Nachhinein in den verschiedenen Varianten zu legitimieren wissen, sprach sich Willy Brandt selbstkritisch während einer Gesprächsrunde auf der Konferenz für eine andere Sicht der damaligen Zusammenhänge aus: der eigenen Einschätzung, daß »Hitler den Krieg bedeutete«, hätte ebenso eine Widerstand folgen müssen, »wenn er Opfer gefordert hätte. Dies gilt auch dann, wenn dieser Widerstand nicht erfolgreich gewesen wäre«.[7]

Diese Sensibilität für historische Dimensionen ist auch geeignet, den Blick für eine vorurteilsfreie Wahrnehmung derjenigen politischen und sozialen Kräfte frei zu machen, die am Ende der Weimarer Republik tatsächlich Formen von Widerstand entfaltet haben. Wird beispielsweise auf der Konferenz von 1979 die von den Kommunisten mitgetragene Streikbewegung der Berliner Verkehrsarbeiter im November 1932 wegen einer – nicht nur in diesem Fall stattgefundenen – nationalsozialistischen Beteiligung noch in totalitarismustheoretischer Hinsicht erwähnt und denunziert[8], so erscheint sie 1983 im Zusammenhang einer »Reihe von Streiks und Massenaktionen« in jener Zeit, die das »Bild einer zermürbten und resignativen Arbeiter-

7 E. Breit (Hrsg.), S. 35.
8 H. O. Vetter Hrsg.), S. 115 und S. 191.

schaft« korrigieren könnten.[9] Insgesamt war auf der Konferenz mittlerweile offenbar unstrittig, daß zur Erklärung derjenigen Ereignisse, die schließlich im Januar/Mai 1933 gipfelten, ein ganzes Bündel wirtschaftlicher, sozialer, politischer und kultureller Faktoren herangezogen werden müsse.

Diesem Trend zur Differenzierung entspricht auch die Vielfalt der seit Ende der 70er Jahre vorgelegten Forschungsbeiträge zur Geschichtsschreibung der Gewerkschaftsbewegung. Hierzu zählen natürlich ebenso Darstellungen von Einzelgewerkschaften[10], wie auch eine Reihe von Lokal- und Regionalstudien, die von Verwaltungsstellen oder Bezirksgliederungen vor allem der IG Metall in den letzten Jahren angeregt worden sind.[11] Wirft man indes einen Blick auf die Tendenzen der klassischen Forschungsbeiträge, so scheinen die Anfänge der Arbeiterbewegung und die Periode der Weimarer Republik jeweils eine besondere Aufmerksamkeit gefunden zu haben. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit und ohne dem Reiz einer ausgreifenden Kommentierung im Rahmen dieses Berichts erliegen zu können, sei im folgenden auf einige neuere Bücher

9 E. Breit (Hrsg.), S. 112. Der umstrittenen Berliner Streikbewegung sind im Berichtszeitraum zwei Aufsätze gewidmet worden: J. Oltmann, Das Paradepferd der Totalitarismustheorie. Der Streik der Berliner Verkehrsarbeiter im November 1932, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, Nr. 11/1982, S. 1374–1390; H. Skrzypczak, »Revolutionäre« Gewerkschaftspolitik in der Weltwirtschaftskrise. Ber Berliner Verkehrsarbeiterstreik 1932, in: Gewerkschaftliche Monatshefte Nr. 4–5/1983, S. 264–277.

10 W. Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen. Die Geschichte der Gewerkschaft Nahrung, Genuß, Gaststätten und ihrer Vorläufer, Köln 1985; zur Entwicklung der IG Metall nach 1945 (in Fortführung des Bandes »75 Jahre Industriegewerkschaft«) vgl. IG Metall, Kampf um soziale Gerechtigkeit, Mitbestimmung. Demokratie und Frieden. Die Geschichte der Industriegewerkschaft Metall seit 1945, Frankfurt/M. 1986.

11 Seit 1984 sind fast 20 Einzeluntersuchungen zur Lokal- und Regionalgeschichte vor allem der Metallarbeiter veröffentlicht worden; darunter P. Scherer/P. Schaaf, Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Württemberg und Baden 1848–1949, Stuttgart 1984; Michael Ebenau/A. Kuffler über Frankenthal (1984); J. Groß über Gaggenau, Rastatt und Baden-Baden (1988); H. Braun über Geislingen (1986); S. Krupke/A. Tewes über Gießen (1985); P. Merz über Heidelberg (1986); W. Windisch über den Bayernstreik 1954 in Ingolstadt (1984); H. Ziegler-Schultes (2 Bde.) über Landshut; I. Bounin über Lübeck (1987); eine Dokumentation über die Geschichte der IG Metall in Ludwigsburg; W. Brach/F. Kleff über Mannheim (1986); E. Müller u. a. (3 Bde.) über Nürnberg; K. Lohnstein/D. Gündisch über Wetzlar (1987) sowie W. Roßmann, Panzerrohre zu Pflugscharen. Zwangsarbeit, Wiederaufbau, Sozialisierung. Wetzlar 1939–1956, Marburg 1987.

verwiesen, deren Kenntnis eine intensivere Beschäftigung mit den jeweiligen Etappen der Gewerkschaftsgeschichte ermöglichen dürfte.

Für die Forschung zur Frühgeschichte der Arbeiterbewegung sind jeweils auf ihre Art stilbildend die 1977/78 erschienenen Arbeiten von Klaus Tenfelde über die Ruhrbergarbeiterschaft sowie von Hartmut Zwahr über das Leipziger Proletariat geworden.[12] Beide Studien behandeln die Entwicklung der Arbeiterbewegung während der industriellen Revolution zugleich in einem größeren gesellschaftlichen Zusammenhang. Während Tenfelde vor dem Hintergrund einer Fülle sozialgeschichtlichen Materials den Weg der Ruhrbergarbeiterschaft zur industriellen Interessenfindung und Konfliktregelung darstellt, schildert der DDR-Historiker Zwahr in seiner auch im Westen allgemein anerkannten Arbeit die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Etappen einer »Konstituierung des Proletariats als Klasse« als Herausbildung eines historischen Kollektivsubjekts. Ausgehend von einem stringenten Gesellschaftsbegriff berücksichtigt er hierbei die inneren Strukturen der Arbeiterklasse und ihr Verhältnis zum Bürgertum. Trotz methodischer Differenzen teilen beide Untersuchungen offenbar die Einsicht, daß Entstehung und Durchsetzung gewerkschaftlicher Verhaltensweisen nur als Teil eines umfassenderen proletarischen Lebenszusammenhangs angemessen zu begreifen sind.

Dieser Ansatz liegt auch zwei Sammelbänden über die Lage der deutschen Arbeiterschaft während der Industrialisierung (bis 1914) zugrunde.[13] Hier werden unter anderem Herkunft und Mobilität der Arbeiter untersucht, ihre Wohnungs- und

12 K. Tenfelde, Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert, Bonn-Bad Godesberg 1977; H. Zwahr, Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchung über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution, Berlin 1978; zur Thematik vgl. auch K. Tenfelde/H. Trischler (Hrsg.), Bis vor die Stufen des Throns. Bittschriften und Beschwerden von Bergarbeitern, München 1986; F. Deppe, Einheit und Spaltung der Arbeiterklasse. Überlegungen zu einer politischen Geschichte der Arbeiterbewegung, Marburg 1981.

13 W. Conze/U. Engelhardt (Hrsg.), Arbeiter im Industrialisierungsprozeß. Herkunft, Lage und Verhalten, Stuttgart 1979; D. Langewiesche/K. Schönhoven (Hrsg.), Arbeiter in Deutschland. Studien zur Lebensweise der Arbeiterschaft im Zeitalter der Industrialisierung, Paderborn 1981.

Ernährungsprobleme sowie Fragen der Arbeitssituation und der Arbeiterbildung, wobei die Gewerkschaften eben nur ein Fragment in der Darstellung proletarischer Arbeits- und Lebensbedingungen ausmachen. Dies ist auch das Konzept zweier Überblicksbände, die das Arbeiterleben bis in die Gegenwart hinein behandeln. Für den Bereich der Bergarbeiter sei verwiesen auf den 1979 von Hans Mommsen und Ulrich Borsdorf herausgegebenen Sammelband[14] sowie für die allgemeine Darstellung des »Arbeiterlebens in Deutschland« auf das 1984 erschienene, von Josef Mooser verfaßte Buch.[15]

Von einer für den Berichtszeitraum feststellbaren Ausdifferenzierung von Fragestellungen in bezug auf die Aufarbeitung der frühen Arbeiterbewegung profitieren offensichtlich gerade auch diejenigen Untersuchungen, die sich in speziellerer Hinsicht mit der Gewerkschaftsgeschichte befassen. Dies gilt bereits für die 1977 parallel zu Tenfeldes Buch erschienene Dissertation von Knut Hartmann über die Bergarbeiterbewegung im Ruhrgebiet[16] sowie für die 1980 vorgelegten Arbeiten von Wolfgang Renzsch über die soziale Basis der frühen, vornehmlich Berliner Arbeiterorganisationen[17] und von Klaus Schönhoven über die Entwicklung der freien Gewerkschaften im Kaiserreich.[18] Ebenfalls für die Periode des Wilhelminischen Deutschland behandelt Willy Albrecht in einer umfangreichen Studie gewerkschaftliche Organisationsprobleme[19], während von Rudolf Broch ein differenziertes Werk über Aufstieg und

14 H. Mommsen/U. Borsdorf (Hrsg.), Glück auf, Kameraden! Die Bergarbeiter und ihre Organisationen in Deutschland, Köln 179.

15 J. Mooser, Arbeiterleben in Deutschland 1900–1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt am Main 1984.

16 K. Hartmann, Der Weg zur gewerkschaftlichen Organisation. Bergarbeiterbewegung und kapitalistischer Bergbau im Ruhrgebiet 1851–1889, München 1977.

17 W. Renzsch, Handwerker und Lohnarbeiter in der frühen Arbeiterbewegung. Zur sozialen Basis von Gewerkschaften und Sozialdemokratie im Reichsgründungsjahrzehnt, Göttingen 1980.

18 K. Schönhoven, Expansion und Konzentration. Studien zur Entwicklung der freien Gewerkschaften im Wilhelminischen Deutschland 1890 bis 1914, Stuttgart 1980.

19 W. Albrecht, Fachverein – Berufsgewerkschaft – Zentralverband. Organisationsprobleme der deutschen Gewerkschaften 1870–1890, Bonn 1982; vgl. auch H. W. Schröder, Arbeitergeschichte und Arbeiterbewegung. Industriearbeit und Organisationsverhalten im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Frankfurt/New York 1978.

Niedergang lokaler Gewerkschaften der Solinger Schneidwarenschleifer erschien.[20]

Parallel zu dieser intensiven Aufarbeitung der Entwicklung der Gewerkschaften vor dem Ersten Weltkrieg wurde eine Reihe von Büchern herausgebracht, die sich spezielleren Themen im Rahmen der Gewerkschaftsgeschichte zuwandten. Zur Geschichte des Streiks vornehmlich im Kaiserreich sei gleich auf drei Bücher verwiesen, die sich diesem Thema als Sammelband, Monographie oder Dokumentation widmen.[21] Ergänzend hierzu wäre auch die Untersuchung von Michael Schneider über die Geschichte der Aussperrung vom Kaiserreich bis heute zu nennen.[22] Nicht unberücksichtigt blieb auch die Entwicklung der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit, die Peter Krug von ihren Anfängen bis zur Weimarer Republik nachzeichnete.[23]

Einen anderen Typ in der Geschichtsschreibung der Gewerkschaften – diesen jedoch mehr als angemessen – repräsentieren diejenigen Publikationen, die von einer internationalen Perspektive ausgehen. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auf das auch in der Bundesrepublik erschienene Buch des Engländers Dick Geary über die Arbeiterbewegung in Europa[24] sowie auf zwei Veröffentlichungen, in denen die Entwicklung der deutschen und englischen Gewerkschaften in der Zeit vor dem

20 R. Broch, Handwerker-Sozialisten gegen Fabrikgesellschaft. Lokale Fachvereine, Massengewerkschaft und industrielle Rationalisierung in Solingen 1870 bis 1914. Göttingen 1985.

21 K. Tenfelde/H. Volkmann (Hrsg.), Streik. Zur Geschichte des Arbeitskampfes in Deutschland während der Industrialisierung, München 1981; L. Machtan, Streiks im frühen deutschen Kaiserreich, Frankfurt/New York 1983; Ders., Streiks und Aussperrungen im Deutschen Kaiserreich. Eine sozialgeschichtliche Dokumentation für die Jahre 1871 bis 1875, Berlin 1984.

22 M. Schneider, Aussperrung. Ihre Geschichte und Funktion vom Kaiserreich bis heute, Köln 1980.

23 P. Krug, Gewerkschaften und Arbeiterbildung. Gewerkschaftliche Bildungsarbeit von ihren Anfängen bis zur Weimarer Republik, Köln 1980.

24 D. Geary, Arbeiterprotest und Arbeiterbewegung in Europa 1848–1939. München 1983 (zuerst London 1981). Als ausschließlich sozialgeschichtliches Pendant vgl. P. N. Stearns, Arbeiterleben. Industriearbeit und Alltag in Europa 1890–1914, Frankfurt/New York 1980 (zuerst London 1975).

Ersten Weltkrieg verglichen wird.[25] Das 1979 erschienene Buch von Ina Hermes hingegen behandelt das Verhältnis nationaler Gewerkschaften zur II. Internationale.[26] In diesen Themenkomplex gehört auch das 1983 von Siegfried Mielke herausgegebene »Internationale Gewerkschaftshandbuch«, das über Werdegang und aktuelle Tätigkeit der internationalen Gewerkschaftsorganisationen sowie der Gewerkschaftsbewegungen fast aller Länder dieser Welt informiert.[27]

Für die Zeit des Ersten Weltkriegs und der Novemberrevolution, in welcher gewerkschaftlicherseits die umstrittenen Entscheidungen für eine Unterstützung der kaiserlichen, kriegsführenden Regierung (»Burgfriedenspolitik«) und für das auch formelle Bündnis mit der Großindustrie in der Zentralarbeitsgemeinschaft gefallen sind, liegt seit 1981 ein umfangreiches Werk von Hans-Joachim Bieber vor.[28] Zwar entstand die Studie schon Jahre zuvor als Hamburger Dissertation, jedoch sei auf ihre Veröffentlichung wegen der damit allgemein zugänglich gewordenen Fülle an Materialien aus diesem Abschnitt der Gewerkschaftsgeschichte hier ausdrücklich hingewiesen. Einen besonders gelungenen Versuch, die Veränderung gewerkschaftlicher Kampfbedingungen im historischen Bogen vom Kaiserreich zur Weimarer Republik zu analysieren, stellt das Buch von Dirk Hemje-Oltmanns über das Verhältnis von Sozialreform und Revolution zwischen 1890 und 1924 dar.[29] Unter besonderer Berücksichtigung der Bremer Werftarbeiterbewe-

25 Ch. Eisenberg, Deutsche und englische Gewerkschaften. Entstehung und Entwicklung bis 1878 im Vergleich, Göttingen 1986; W. J. Mommsen/H.-G. Husung, Auf dem Wege zur Massengewerkschaft. Die Entwicklung der Gewerkschaften in Deutschland und Großbritannien 1880–1914, Stuttgart 1984.

26 I. Hermes, Gegen Imperialismus und Krieg. Gewerkschaften in der II. Internationale 1889–1914, Köln 1979.

27 S. Mielke (Hrsg.), Internationales Gewerkschaftshandbuch, Opladen 1983.

28 H.-J. Bieber, Gewerkschaften in Krieg und Revolution. Arbeiterbewegung, Industrie, Staat und Militär in Deutschland 1914–1920, 2 Bände, Hamburg 1981. Regionale Beispiele für die Entwicklung der Arbeitsbeziehungen in jener Zeit finden sich in G. Mai (Hrsg.), Arbeiterschaft in Deutschland 1914–1918. Studien zu Arbeitskampf und Arbeitsmarkt im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1985.

29 D. Hemje-Oltmanns, Materielle Bedingungen der Entwicklung des Verhältnisses von Sozialreform und Revolution in Deutschland (1890–1924) unter besonderer Berücksichtigung der Bremer Werftarbeiterbewegung, München/Bremen 1983.

gung führt er den Wandel in der Entfaltung gewerkschaftlicher Vertretungsmacht auf die Veränderungen in der Struktur der Arbeiterklasse, den Kapitalverwertungsbedingungen sowie den politischen Rahmenverhältnissen zurück.

Ein wissenschaftliches Vorhaben ganz anderer Art setzt wiederum mit dem Jahr des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs ein, gemeint ist die noch von Erich Matthias begründete Dokumentation von »Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert«. Die sieben angekündigten Bände dieses anspruchsvollen Editionsprojektes erstrecken sich über den Zeitraum von 1914 bis 1949 und liegen fast vollständig vor.[30] Ihr Hauptinhalt besteht aus den Vorstandsprotokollen der Spitzenverbände der freien Gewerkschaften, so daß mit den hier ausgebreiteten und sorgsam bearbeiteten Materialien wohl eine Lücke geschlossen wird, jedoch Fragen nach den komplexen Bedingungen gewerkschaftlichen Handelns noch längst nicht beantwortet werden können. Gerade die Periode der Weimarer Republik stellt sich in dem zurückliegenden Jahrzehnt als ein »Hauptkampffeld« der verschiedenartigsten Erklärungsangebote zur Geschichte der Gewerkschaften dar. Dort war die Spaltung der Arbeiterbewegung in gewichtige Fraktionen am ausgeprägtesten und aktuelle Interessen und politische Präferenzen konnten so noch einmal in die alten Konfliktfelder projiziert werden. Die Auseinandersetzungen um das vorliegende Buch und die Diskussionen auf den erwähnten historischen Konferenzen des DGB zeigen jedoch, daß solche Debatten gerade auch als Produktivkraft für die weitere wissenschaftliche Aufarbeitung der Gewerkschaftsgeschichte wirksam und partiell sogar geeignet sind, überkommene Vorurteile und Fra-

30 Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert. Begr. von E. Matthias, hrsg. von H. Weber, K. Schönhoven und K. Tenfelde. Band 1: Die Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution 1914–1919, bearb. von K. Schönhoven, Köln 1985; Band 2: Die Gewerkschaften in den Anfangsjahren der Republik 1919–1923, bearb. von M. Ruck, Köln 1985; Band 3/I und 3/II: Die Gewerkschaften von der Stabilisierung bis zur Weltwirtschaftskrise 1924–1930, bearb. von H.-A. Kukuck und D. Schiffmann, Köln 1986; Band 4: Die Gewerkschaften in der Endphase der Republik 1930–1933, bearb. von P. Jahn unter Mitarbeit von D. Brunner, Köln 1988; Band 6: Organisatorischer Aufbau der Gewerkschaften 1945–1949, bearb. von S. Mielke unter Mitarbeit von P. Rütters, M. Becker und M. Fichter, Köln 1987.

gestellungen zu überwinden. So dürfte es mittlerweile unstrittig sein, daß die Geschichte der (Weimarer) Arbeiterbewegung am ehesten noch als eine Geschichte der Beziehungen innerhalb der Gesamtarbeiterbewegung und unter Berücksichtigung ihrer konkreten gesellschaftlichen Determinanten zu begreifen ist.

Einem solchen Ansinnen scheint sich auch das von Heinrich August Winkler vorgelegte dreibändige Werk über »Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik« verpflichtet zu haben.[31] Bei Einbeziehung der Gewerkschaften, der Sozialdemokratie und des Kommunismus vor dem Hintergrund der Sozialgeschichte, der Politik, ja der Kultur, hat er damit den – aus sozialdemokratischer Sicht – bislang bedeutendsten Beitrag zur Aufarbeitung der Geschichte der Arbeiterbewegung in der ersten deutschen Republik vorgelegt. Welchen Reiz jedoch gerade die Fraktionierung der Weimarer Arbeiterbewegung für die historische Forschung besessen haben dürfte, wird nicht zuletzt an den diversen, seit 1977 vorgelegten Studien zur kommunistischen bzw. oppositionellen Gewerkschaftspolitik deutlich.[32] Darüber hinaus erschien von Michael Schneider eine umfangreiche Untersuchung über die Christlichen Gewerkschaften vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1933.[32a)]

31 H. A. Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918 bis 1924, Berlin/Bonn 1984; Ders., Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924 bis 1930, Berlin/Bonn 1985; Ders., Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933, Berlin/Bonn 1987; zum ADGB vgl. auch G. Braunthal, Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund. Zur Politik der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, Köln 1981.

32 E. Schöck. Arbeitslosigkeit und Rationalisierung. Die Lage der Arbeiter und die kommunistische Gewerkschaftspolitik 1920–28, Frankfurt/New York 1977; F. Eisner, Das Verhältnis der KPD zu den Gewerkschaften in der Weimarer Republik, Frankfurt/M. 1977; G. Laubscher, Die Opposition im Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund (ADGB) 1918–1923, Frankfurt/M. 1979; L. Heer-Kleinert, Die Gewerkschaftspolitik der KPD in der Weimarer Republik, Frankfurt/New York 1983; W. Müller, Lohnkampf, Massenstreik, Sowjetmacht. Ziele und Grenzen der »Revolutionären Gewerkschafts-Opposition« (RGO) in Deutschland 1928 bis 1933, Köln 1988; vgl. auch U. Stolle, Arbeiterpolitik im Betrieb, Frankfurt/New York 1980; zur Lokalgeschichte kommunistischer Arbeiterbewegung vgl. H. J. Althaus u. a., »Da ist nichts gewesen außer hier. . .« Das »rote Mössingen« im Generalstreik gegen Hitler. Geschichte eines schwäbischen Arbeiterdorfes, Berlin (W) 1982.

32a M. Schneider, Die Christlichen Gewerkschaften 1894–1933, Bonn 1982. Zur Angestelltenproblematik sei zudem verwiesen auf E. Fehrmann/U. Metzner, Angestellte und

Eine Reihe von Arbeiten behandelt zudem die Entwicklung der Gewerkschaften in den unterschiedlichen Perioden der Weimarer Republik oder diskutiert Aspekte gewerkschaftlicher Politik in jener Zeit. Offenbar getragen von dem Interesse an Möglichkeiten und Grenzen klassenübergreifender Konfliktregulierung erschien 1985 die Studie von Gerald D. Feldman und Irmgard Steinisch über die »überforderte Zentralarbeitsgemeinschaft« nach dem Ersten Weltkrieg[33], während sich das Buch von Michael Ruck mit dem Engagement und organisatorischen Niedergang der freien Gewerkschaften im Ruhrkampf 1923 befaßt.[34] Die Arbeit von Ruck entstand als Dissertation im Umfeld des bereits erwähnten Mannheimer Editionsprojektes »Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert« und zeichnet sich durch die Berücksichtigung komplexer Bestimmungsfaktoren in bezug auf gewerkschaftliche Handlungsspielräume aus. Dieser offensichtlich unumkehrbare Trend zu einer weitgehend differenzierten Betrachtungsweise gewerkschaftlicher Politik in der Weimarer Periode wird auch an den beiden von Heinrich Potthoff vorgelegten Büchern deutlich.[35] Die beiden Bände, herausgegeben von der Bonner »Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien«, befassen sich vornehmlich mit der Stellung der Gewerkschaften im politischen System der Weimarer Republik. Während bereits der erste Band über die Frühphase eine ausgesprochene Politisierung gewerkschaftlichen Handelns ausmacht, endet die Überblicksdarstellung mit einer Schlußbetrachtung, deren Thematik sich das hier vorlie-

---

Gewerkschaften. Ein historischer Abriß, Köln 1981; J. Kocka, Die Angestellten in der deutschen Geschichte 1850–1980, Göttingen 1981.

33 G. D. Feldman/I. Steinisch, Industrie und Gewerkschaften 1918–1924. Die überforderte Zentralarbeitsgemeinschaft, Stuttgart 1985.

34 M. Ruck, Die Freien Gewerkschaften im Ruhrkampf 1923, Frankfurt a. M. 1986. Ebenfalls zur Frühphase der Weimarer Republik: L. Wentzel, Inflation und Arbeitslosigkeit. Gewerkschaftliche Kämpfe und ihre Grenzen am Beispiel des deutschen Metallarbeiterverbandes (1919–1924), Hannover 1981.

35 H. Potthoff, Gewerkschaften und Politik zwischen Revolution und Inflation, Düsseldorf 1979; Ders., Freie Gewerkschaften 1918–1933. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1987.

gende und neu aufgelegte Buch schon zehn Jahre zuvor gestellt hatte: »Autonome Gewerkschaftsmacht oder ›Verstaatlichung‹ der Interessen?«

Abschließend für die Periode der Weimarer Republik seien noch einige Einzelstudien genannt, welche auf die Breite des bisher erzielten Forschungsstandes hinweisen. So widmete Gunnar Stollberg seine Habilitation dem Verhältnis der Gewerkschaften zur Rationalisierung zwischen 1908 und 1933[36], während Manfred Buhl die Bedingungen freigewerkschaftlicher Aktivität in der sogenannten Stabilisierungsphase der 20er Jahre untersuchte.[37] Politik und Programmatik von Sozialdemokratie und Gewerkschaften vor dem Hintergrund der folgenden Weltwirtschaftskrise ist Gegenstand der von Eberhard Heupel vorgelegten Arbeit.[38] Zudem behandelt eine Bremer Regionalstudie exemplarisch die Auswirkungen des Krisenprozesses auf alle Fraktionen und Organisationen der Arbeiterbewegung in den letzten Jahren vor dem Faschismus.[39]

Neuere Buchveröffentlichungen zur Gewerkschaftsgeschichte während der NS-Zeit sind im Verhältnis zur Weimarer Periode dünn gesät. Dies hängt offenbar nicht nur damit zusammen, daß die Gewerkschaften als Organisationen zerschlagen waren, sondern auch damit, daß aufgrund einer allgemeinen Ablehnung der faschistischen Diktatur der Stoff für Kontroversen dünner gewebt ist als für die Zeit zwischen 1918/19 und 1933. Allenfalls an Einzelfragen, so in der Einschätzung des gewerkschaftlichen Widerstandes, werden Auseinandersetzungen, die neue Ergebnisse hervorbringen, sichtbar. Die Arbeit von Gerhard Beier über die illegale Reichsleitung der Gewerk-

36 G. Stollberg, Die Rationalisierungsdebatte 1908–1933. Freie Gewerkschaften zwischen Mitwirkung und Gegenwehr, Frankfurt/New York 1981.

37 M. Buhl, Sozialistische Gewerkschaftsarbeit zwischen programmatischem Anspruch und politischer Praxis. Der ADGB und die freien Gewerkschaften in der Stabilisierungsphase der Weimarer Republik (1923/24– 1927/28), Köln 1983.

38 E. Heupel, Reformismus und Krise. Zur Theorie und Praxis von SPD, ADGB und AfA-Bund in der Weltwirtschaftskrise 1929–1932/33, Frankfurt/New York 1981; zur Endphase der Weimarer Republik vgl. auch F. Deppe/W. Roßmann, Wirtschaftskrise, Faschismus, Gewerkschaften. Dokumente zur Gewerkschaftspolitik 1929–1933, Köln 1981.

39 J. Wollenberg/L. Heer-Kleinert/M. Müser/D. Pfliegensdörfer, Von der Krise zum Faschismus. Bremer Arbeiterbewegung 1929–33, Frankfurt/M. 1983.

schaften[40] zeigt, daß auch in diesem Fall Thesen des vorliegenden Buches anstiftend gewirkt haben. Dieter Günther legte im Berichtszeitraum eine sich vornehmlich auf unveröffentlichte Quellenmaterialien stützende Studie über die Landesgruppe deutscher Gewerkschafter im Exilland Schweden vor.[41] Besonders hervorhebenswert sind in diesem Zusammenhang die Aktivitäten der Gewerkschaften selbst, die Geschichte ihres Widerstandes gegen den Faschismus regional aufzuarbeiten. Exemplarisch sei hier auf eine unter anderem vom DGB-Bildungswerk Hessen herausgegebene Dokumentation hingewiesen.[42]

Bevor abschließend Titel aus der Nachkriegsgeschichte der Gewerkschaften erwähnt werden, sei noch ein Genre genannt, das nicht nur weitere Materialien über die gewerkschaftliche Arbeit unter dem NS-Regime liefert, sondern vielmehr sogar geeignet ist, eine gewerkschaftshistorische Schneise von der kaiserlichen über die Weimarer bis zur Frühgeschichte der Bundesrepublik zu schlagen. Gemeint sind Biographien über führende deutsche Gewerkschafter, deren Lebensläufe eine Menge Stoff für Überlegungen in bezug auf Traditionen und Diskontinuitäten gewerkschaftlicher Politik in diesem Jahrhundert bieten dürfte. Erschienen sind im vergangenen Jahrzehnt die Arbeiten von Gerhard Beier und Ulrich Borsdorf über die DGB-Vorsitzenden Willi Richter und Hans Böckler[43], wobei sie noch durch eine Sammlung von Kurzbiographien ergänzt wurden.[44]

---

40 G. Beier, Die illegale Reichsleitung der Gewerkschaften 1933–1945, Köln 1981.

41 D. Günther, Gewerkschafter im Exil. Die Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Schweden von 1938–1945, Marburg 1982.

42 Hessiche Gewerkschafter im Widerstand 1933–1945, hrsg. vom DGB-Bildungswerk Hessen und dem Studienkreis zur Erforschung und Vermittlung der Geschichte des deutschen Widerstandes 1933–1945, Gießen 1983. Als lokalgeschichtliche Studie vgl. K. Tenfelde, Proletarische Provinz. Radikalisierung und Widerstand in Penzberg/Oberbayern 1900–1945, München/Wien 1981.

43 G. Beier, Willi Richter. Ein Leben für die soziale Neuordnung, Köln 1978; U. Borsdorf, Hans Böckler. Arbeit und Leben eines Gewerkschafters von 1875 bis 1945, Köln 1982.

44 G. Beier, Schulter an Schulter, Schritt für Schritt. Lebensläufe deutscher Gewerkschafter. Von August Bebel bis Theodor Thomas, Köln 1983; weiteres biographisches und autobiographisches Material: G. Benz u. a. (Hrsg.), Willi Bleicher. Ein Leben für die Gewerkschaften, Frankfurt/M. 1983; P. Ahlheit/J. Wollenberg (Hrsg.), Otto Kraus – Ein

Die eigentlichen Arbeiten zur Entwicklung der Gewerkschaften in der Nachkriegszeit kommen an einem entscheidenden Moment der Diskontinuität nicht vorbei: die Determinierung gewerkschaftlicher Politik durch die rasch einsetzende außen- und innenpolitisch wirksam gewordene Polarisierung des Kalten Krieges, die selbst Einheitsbestrebungen aus der Zeit der faschistischen Unterdrückung verzerrte, zur Spaltung der internationalen Gewerkschaftsbewegung und ihrer Einbeziehung in die beiden sich konfrontierenden Systeme führte. Während die von Horst Lademacher und Michael Fichter herausgebrachten Bücher den Akzent auf die US-amerikanische Einmischung bei der ideologischen und organisatorischen Neuordnung der (west-)deutschen Gewerkschaftsbewegung legen[45], zeichnet die Studie von Sylvia Pfeifer den Weg der interzonalen Gewerkschaftsbewegung zur Spaltung nach.[46] Die 1978 von Werner Link vorgelegte Arbeit beschäftigt sich unter anderem mit dem Beitrag der deutschen und amerikanischen Gewerkschaften bei der Gestaltung der Außenpolitik und insbesondere der deutsch-amerikanischen Beziehungen in drei Jahrzehnten Nachkriegszeit.[47]

Auch der Wiederaufbau und die Entwicklung regionaler Gewerkschaftsverbände zwischen Kriegsende und Gründung der Bundesrepublik haben ihre wissenschaftliche Aufarbeitung gefunden. Hingewiesen sei hier auf Marburger Studien über

»IG Metaller« der ersten Stunde, Fischerhude 1987; B. Engelmann u. a. (Hrsg.), Auf die eigene Kraft »vertrauen. Zur Erinnerung an Leonhard Mahlein, Stuttgart (1986); A. Wolfram, Es hat sich gelohnt. Der Lebensweg eines Gewerkschafters, Koblenz 1977; M. Faulhaber, »Aufgegeben haben wir nie. . .« Erinnerungen aus einem Leben in der Arbeiterbewegung, Marburg 1988.

45 H. Lademacher (Hrsg.), Gewerkschaften im Ost-West-Konflikt. Die Politik der American Federation of Labour nach dem II. Weltkrieg, Melsungen 1982; M. Fichter, Besatzungsmacht und Gewerkschaften. Zur Entwicklung und Anwendung der US-Gewerkschaftspolitik in Deutschland 1944–1948, Opladen 1982; zur US-amerikanischen Gewerkschaftsplitik nach 1945 vgl. ebenfalls G. R. Sensenig, Österreichisch-amerikanische Gewerkschaftsbeziehungen 1945 bis 1950, Köln 1987.

46 S. Pfeifer, Gewerkschaften und Kalter Krieg 1945 bis 1949. Die Interzonenkonferenzen der deutschen Gewerkschaftsbünde, die Entwicklung des Weltgewerkschaftsbundes und der Ost-West-Konflikt, Köln 1980.

47 W. Link, Deutsche und amerikanische Gewerkschaften und Geschäftsleute 1945–1975. Eine Studie über transnationale Beziehungen, Düsseldorf 1978.

Hessen und Baden-Württemberg[48] sowie auf Analysen zur Gründung von Einzelgewerkschaften.[49] Berücksichtigung fand ebenso die Entstehung der Montanbestimmung.[50]

Die Arbeit von Arnold Bettien über den Streik der hessischen Metallarbeiter im Jahre 1951 macht überdies nachhaltig auf die Bedeutung der außen- und innenpolitischen Auswirkungen des Kalten Krieges auf die gewerkschaftlichen Handlungsbedingungen selbst bei regionalen Lohnbewegungen aufmerksam.[51] Darüber hinaus läßt sich am Beispiel eines lokalen, Bremer Arbeitermilieus die Einbeziehung der Gewerkschaften – als Organisation oder über ihre führenden Funktionäre – in den örtlichen, oftmals klassenübergreifenden Nachvollzug des Kalten Krieges ebenso konkret nachweisen, wie ihre Teilhabe an einem umfassenden kommunalpolitischen Aufbau- und Konsumpakt.[52] Diese für die westdeutsche Nachkriegsgeschichte offenbar typisch werdende Integration der Gewerkschaften in einen tiefgestaffelten kommunalen Vergesellschaftungszusammenhang bei einer fast vollständigen Auflösung eigenständiger Arbeiter-

48 A. Weiß-Hartmann, Der Freie Gewerkschaftsbund Hessen 1945– 1949, Marburg 1977; C. Seifert, Entstehung und Entwicklung des Gewerkschaftsbundes Württemberg-Baden bir zur Gründung des DGB 1945 bis 1949, Marburg 1980; W. Hecker, Der Gewerkschaftsbund Süd-Württemberg-Hohenzollern. Zur Gewerkschaftsbewegung in der französischen Besatzungszone 1945–1949, Marburg 1988; M. Unser, Die Gewerkschaften in Südbaden, Diss. Marburg 1989.

49 Vgl. A. Jakobi-Bettien, Metallgewerkschaft in Hessen 1945–1948, Marburg 1982; H. Kilper, Brüder reicht die Hand zum Bunde. Untersuchungen zur Konstituierung und Politik der Gewerkschaft Nahrung – Genuß – Gaststätten als Einheitsgewerkschaft 1945–1949, Marburg 1982; I. Wölk, Industriegewerkschaft oder Standesorganisation. Der Organisationsstreit um die Angestellten nach 1945 und die Entstehung der Gewerkschaft HBV, Marburg 1988.

50 H. Thum, Mitbestimmung in der Montanindustrie. Der Mythos vom Sieg der Gewerkschaften, Stuttgart 1982; G. Müller, Mitbestimmung in der Nachkriegszeit, Düsseldorf 1987.

51 A. Bettien, Arbeitskampf im Kalten Krieg. Hessische Metallarbeiter gegen Lohndiktat und Restauration, Marburg 1983. Über Streiks in den ersten Nachkriegsjahren vgl. C. Kleßmann/P. Friedemann, Streiks und Hungermärsche im Ruhrgebiet 1946–1948, Frankfurt/New York 1977.

52 J. Oltmann, Kalter Krieg und kommunale Integration. Arbeiterbewegung im Stadtteil Bremen-Vegesack 1945–1956, Marburg 1987; weitere empirische Ergebnisse aus einem Forschungsprojekt »Hessische Arbeiterwohngemeinden im Kalten Krieg« bei F. Deppe, G. Fülberth, S.Knaab, Lokales Milieu und große Politik zur Zeit des Kalten Krieges am Beispiel ausgewählter hessischer Arbeiterwohngemeinden, in: P. Assion (Hrsg.), Transformationen der Arbeiterkultur, Marburg 1986, S. 198–219.

kulturformen scheint die Beschäftigung gewerkschaftlicher Politik mit den vielschichtigen Lebensverhältnissen der Lohnabhängigen geradewegs zu erfordern.

Für das Ruhrgebiet liegen zu diesem Thema verschiedene Studien aus dem von Lutz Niethammer geleiteten Forschungsprojekt »Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960« vor. Diese stützen sich auf ausführliche lebensgeschichtliche Interviews und konzentrieren sich insbesondere auf die alltäglichen Lebensumstände und Arbeitsbedingungen, ohne dabei deren Zusammenhang mit der allgemeinen gesellschaftlichen und politischen Entwicklung aus dem Blick zu verlieren.[53]

53 L. Niethammer (Hrsg.), »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Bonn/Berlin 1983; Ders. (Hrsg.), »Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist«. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983; Ders./A. v. Plato (Hrsg.), »Wir kriegen jetzt andere Zeiten«. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin/Bonn 1985; wichtige sozialgeschichtliche Hinweise auch bei W. Deppe, Drei Generationen Arbeiterleben, Frankfurt/New York 1982. Zum Ruhrgebiet vgl. noch K. Lauschke, Schwarze Fahnen an der Ruhr. Die Politik der IG Bergbau und Energie während der Kohlenkrise 1958–1968, Marburg 1984.

AUSGEWÄHLTE LITERATUR

Abendroth, Wolfgang: Antagonistische Gesellschaft und politische Demokratie,Neuwied und Berlin (W) 1967.

Abendroth, Wolfgang: Die deutschen Gewerkschaften. Weg demokratischerIntegration, Heidelberg 1954.

Abendroth, Wolfgang: Ein Leben in der Arbeiterbewegung, Frankfurt/Main 1976.

Abendroth, Wolfgang: Einführung in die Geschichte der Arbeiterbewegung, Heilbronn 1985.

Althaus, H. J. u. a.: »Da ist nichts gewesen außer hier...« Das »rote Mössingen im Generalstreik gegen Hitler. Geschichte eines schwäbischen Arbeiterdorfes, Berlin (W) 1982.

Auerbach, N.: Marx und die Gewerkschaften. Die Gewerkschaften im theoretischen System von Marx. Vorwort von Karl Korsch. Nachdruck, Berlin (W) 1972.

Balser, Frolinde: Sozial-Demokratie 1848/49-1863. Die erste deutsche Arbeiterorganisation »Allgemeine Arbeiterverbrüderung« nach der Revolution, 2 Bde., Stuttgart 1962.

Bebel, August: Ausgewählte Reden und Schriften, Band 1: 1863 bis 1878, bearbeitet von Rolf Dlubek und Ursula Herrmann unter Mitarbeit von Dieter Malik, Berlin (DDR) 1970.

Bednareck, Horst: Die Gewerkschaftspolitik der Kommunistischen Partei Deutschlands - fester Bestandteil ihres Kampfes und die Antifaschistische Einheits- und Volksfront zum Sturze der Hitlerdiktatur und zur Verhinderung des Krieges (1935 bis August 1939), Berlin (DDR) 1969.

Bednareck, Horst: Gewerkschafter im Kampf gegen die Todfeinde der Arbeiterklasse und des deutschen Volkes. Zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung von 1933 bis 1945, Berlin (DDR) o.J.

Beier, Gerhard: Das Lehrstück vom 1. und 2. Mai 1933, Frankfurt/Main 1975.

Beier, Gerhard: Die illegale Reichsleitung der Gewerkschaften 1933-1945, Köln 1981.

Beier, Gerhard: Einheitsgewerkschaft. Zur Geschichte eines organisatorischen Prinzips der deutschen Arbeiterbewegung, in: Archiv für Sozialgeschichte XIII (1973), S. 207-242.

Beier, Gerhard: Schwarze Kunst und Klassenkampf. Band I: Vom Geheimbund zum königlich-preußischen Gewerkverein (1830-1890), Frankfurt/Main 1966.

Berhmann, Joachim u. a.: Gewerkschaften in der Bundesrepublik, Frankfurt/Main - Köln 1975.

Bettien, Arnold: Arbeitskampf im Kalten Krieg. Hessische Metallarbeiter gegen Lohndiktat und Restauration, Marburg 1983.

Beyme, Klaus v.: Gewerkschaften und Arbeitsbeziehungen in kapitalistischen Ländern, München/Zürich 1977.

Bieber, Hans-Joachim: Gewerkschaften in Krieg und Revolution. Arbeiterbewegung, Industrie, Staat und Militär in Deutschland 1914-1920, Teil I und II, Hamburg 1981.

Bleyer, Wolfgang und Karl Drechsler, Gerhard Förster, Gerhart Hass: Deutschland von 1939 bis 1945. Deutschland während des Zweiten Weltkrieges, Berlin (DDR) 1970.

Böhme, Helmut: Prolegomena zu einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert, 5. Aufl., Frankfurt/Main 1973.

Borsdorf, U.: Gewerkschaften und Geschichte. Ein Nachwort mit bibliographischen Anmerkungen, in: ders. (Hrsg.): Geschichte der deutschen Gewerkschaften. Von den Anfängen bi s 1945, Köln 1987, S. 499 ff., dort auch das Literaturverzeichnis, S. 541 ff.

Brauns, H. J. u. a.: SPD in der Krise. Die deutsche Sozialdemokratie seit 1945, Frankfurt/Main 1976.

Braunthal, G: Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund. Zur Politik der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, Köln 1981.
Breit, Ernst (Hrsg.): Aufstieg des Nationalsozialismus - Untergang der Republik Zerschlagung der Gewerkschaften. Dokumentation der historisch-politischen Konferenz des DGB im Mai 83 in Dortmund, Köln 1984.
Brenner, Otto: Gewerkschaftliche Dynamik in unserer Zeit, Frankfurt/Main 1966.
Briefs, Götz: Das Gewerkschaftsproblem gestern und heute, Frankfurt/Main 1955.
Briefs, Götz: Zwischen Kapitalismus und Syndikalismus, München 1952.
Brock, Adolf (Hrsg.): Gewerkschaften am Kreuzweg, Berlin (W) 1973.
Bry, Gerhard: Wages in Germany 1871-1945. Assisted by Charlotte Boschan, Princeton 1960.
Buhl, Achim: Sozialistische Gewerkschaftsarbeit zwischen programmatischem Anspruch und politischer Praxis. Der ADGB und die freien Gewerkschaften in der Stabilisierungsphase der Weimarer Republik (1923/24-1927/28), Köln 1983.
Czichon, Eberhard: Wer verhalf Hitler zur Macht? Zum Anteil der deutschen Industrie an der Zerstörung der Weimarer Republik, Köln 1967. DGB-Bundesvorstand (Hrsg.): Literaturverzeichnis zur Gewerkschaftsgeschichte, zusammengestellt von J. Eikelmann, Düsseldorf (1977).
Däubler, Wolfgang: Das Arbeitsrecht, Reinbek bei Hamburg 1976.
Däubler, Wolfgang: Das Arbeitsrecht. Von der Kinderarbeit zur Betriebsverfassung. Ein Leitfaden für Arbeitnehmer, Hamburg 1976.
David, F.: Der Bankrott des Reformismus. Wandlungen in der Politik und in der Theorie der deutschen Gewerkschaften vom Verzicht auf die soziale Revolution zur Preisgabe des Lohnkampfes, Berlin 1932.
Deppe, Frank (Hrsg.): Arbeiterbewegung und westeuropäische Integration, Köln 1976.
Deppe, Frank: Autonomie und Integration. Materialien zur Gwerkschaftsanalyse, Marburg 1979.
Deppe, Frank: Das Bewußtsein der Arbeiter, Köln 1971.
Deppe, Frank, Lothar Peter, Hellmuth Lange (Hrsg.): Die neue Arbeiterklasse, Frankfurt/Main 1970.
Deppe, Frank: Einheit und Spaltung der Arbeiterklasse. Überlegungen zu einer politischen Geschichte der Arbeiterbewegung, Marburg 1981.
Deppe, Frank: Ende oder Zukunft der Arbeiterbewegung? Gewerkschaftspolitik nach der Wende, Köln 1984.
Deppe, Frank: Kritik der Mitbestimmung, Frankfurt/Main 1969.
Deppe-Wolfinger, Helga: Arbeiterjugend - Bewußtsein und politische Bildung, Frankfurt/Main 1972. Die Brüsseler Konferenz der KPD (3.-15. Oktober 1935), hrsg. und eingel. von Klaus Mammach, Frankfurt/Main 1975.
Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Reihe II, Bd. 1 (1914-1917) und Bd. 2 (1918), Berlin (DDR) 1958.
Eichholtz, Dietrich: Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945. Band I: 1939-1941, Berlin (DDR) 1971.
Eisner, Freya: Das Verhältnis der KPD zu den Gewerkschaften in der Weimarer Republik, Frankfurt/Main 1977.
Elsner, Wolfgang: Die EWG. Herausforderung und Antwort der Gewerkschaften, Köln 1974.
Enderle, August, Heinrich Schreiner, Eduard Weckerle, Jakob Walcher: Das Rote Gewerkschaftsbuch, Berlin 1932.
Enderle, August (unter Mitarbeit von Bernt Heise): Die Einheitsgewerkschaften, hrsg. vom Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Düsseldorf 1959 (unveröffentl. Manuskript).

Engelberg, Ernst: Deutschland 1871-1897 (Deutschland in der Übergangsperiode zum Imperialismus), Berlin (DDR) 1967.
Engelhardt, Ulrich: »Nur vereint sind wir stark«. Die Anfänge der deutschen Gewerkschaftsbewegung 1862/63 bis 1869/70, 2 Bde., Stuttgart 1977.
Esters, Helmut und Hans Pelger: Gewerkschafter im Widerstand, Hannover 1967.
Fehrmann, Eberhard/Ulrike Metzner: Angestellte und Gewerkschaften. Ein historischer Abriß, Köln 1981.
Feldmann, Gerald D.: Army, Industry and Labor in Germany 1914-1918, Princeton 1966.
Förster, Alfred: Die Gewerkschaftspolitik der deutschen Sozialdemokratie während des Sozialistengesetzes vom Wydener Parteikongreß 1880 bis zum Parteitag von St. Gallen 1887, Berlin (DDR) 1971.
Franz, Leopold (d. i. Franz Neumann): Die Gewerkschaften in der Demokratie und in der Diktatur, Karlsbad 1935.
Freyberg, Jutta v., Georg Fülberth, Jürgen Harrer u. a.: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie 1863-1975, Köln 1975.
Fricke, Dieter: Handbuch zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1869 bis 1917, 2 Bde., Berlin (DDR) 1987.
Fülberth, Georg: Die Beziehungen zwischen SPD und KPD in der Kommunalpolitik der Weimarer Periode 1918/19 bis 1933, Köln 1985.
Fülberth, Georg, Jürgen Harrer: Die deutsche Sozialdemokratie 1890-1933, Darmstadt und Neuwied 1974.
Fülberth, Georg: Konzeption und Praxis sozialdemokratischer Kommunalpolitik 1918-1933, Marburg 1984.
Fünfundsiebzig Jahre Industriegewerkschaft 1891 bis 1966. Vom Deutschen Metall, arbeiterverband zur Industriegewerkschafter Metall. Ein Bericht in Wort und Bild, hrsg. v. d. Industriegewerkschaft Metall in der Bundesrepublik Deutschland, Dokumentation, Text und Redaktion von Fritz Opel und Dieter Schneider, Frankfurt/Main 1966.
Furtwängler, Franz Josef: Die Gewerkschaften. Ihre Geschichte und internationale Auswirkung, Hamburg 1956.
Furtwängler, Franz Josef: ÖTV - Geschichte einer Gewerkschaft, Stuttgart 1955.
Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte. 9., neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Herbert Grundmann, Band 3: Von der französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg. Bearbeitet von Karl Erich Born, Max Braubach, Theodor Schieder und Wilhelm Treue, Stuttgart 1970, S 65 ff.
Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. In acht Bänden, hrsg. vom Institut, für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin (DDR) 1966.
Gewerkschaften im Klassenkampf. Die Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung in Westeuropa: Argument, Sonderband 2, Berlin (W) 1974.
Gossweiler, Kurt: Großbanken, Industriemonopole, Staat. Ökonomie und Politik und staatsmonopolistischer Kapitalismus in Deutschland von 1914-1932, Berlin 1971.
Gottfurcht, Hans: Gewerkschaftsbewegung in Deutschland. Vergangenheit - Gegenwart - Zukunft, (Masch. Manuskript), London Juni 1944.
Grebing, Helga: Arbeiterbewegung, Sozialer Protest und kollektive Interessenvertretung bis 1914, München 1985.
Grebing, Helga: Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, München 1966.
Grebing, Helga: Gewerkschaftliches Verhalten in der politischen Krise 1930 - 1933, in: Gewerkschafts-Zeitung, Jahrgänge 1929-1933 (Neudruck Bonn 1983), Anhang, S. 7-46.
Griep, Günter: Zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung 1890-1914, Berlin (DDR) 1960.
Gross, Günther: Der gewerkschaftliche Widerstandskampf der deutschen Arbeiterklasse während der faschistischen Vertrauensräte-Wahlen 1934, Berlin (DDR) 1962.

Günther, Dieter: Gewerkschafter im Exil. Die Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Schweden von 1938-1945, Marburg 1982.
Hallgarten, George W. F./Joachim Radkau: Deutsche Industrie und Politik von Bismarck bis heute, Frankfurt/Main/Köln 1974.
Hallgarten, George W. F.: Hitler, Reichswehr und Industrie, Frankfurt/Main 1955. Hannover, Heinrich/Elisabeth Hannover-Drück: Politische Justiz 1918-1933, Hamburg 1977.
Hardach, Gerd: Der Erste Weltkrieg. Geschichte der Weltwirtschaft im 20. Jahrhundert, Bd. 2, München 1972.
Hartmann, F.: Entstehung und Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung in Niedersachsen nach dem zweiten Weltkrieg, Diss. Göttingen 1977.
Hartwich, Hans-Hermann: Sozialstaatspostulat und gesellschaftlicher Status quo, Köln und Opladen 1970.
Hecker, Wolfgang: Der Gewerkschaftsbund Süd-Würtemberg-Hohenzollern. Zur Gewerkschaftsbewegung in der französischen Besatzungszone 1945-1949, Marburg 1988.
Heer, Hannes: Burgfrieden oder Klassenkampf. Zur Politik der sozialdemokratischen Gewerkschaften 1930-1933, Neuwied und Berlin (W) 1971.
Heer-Kleinert, Lore: Die Gewerkschaftspolitik der KPD in der Weimarer Republik, Frankfurt/Main/New York 1983.
Hemje-Oltmanns, Dirk: Materielle Bedingungen der Entwicklung des Verhältnisses von Sozialreform und Revolution in Deutschland (1890-1924) unter besonderer Berücksichtigung der Bremer Werftarbeiterbewegung, München/Bremen 1983.
Hermes, Ina: Gegen Imperialismus und Krieg. Gewerkschaften in der II. Internationale 1889-1914, Köln 1979.
Hirsch-Weber, Wolfgang: Gewerkschaften in der Politik, Köln und Opladen 1959.
Hochmuth, Ursel und Gertrud Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933-1945. Berichte und Dokumente, Frankfurt/Main 1969.
Hoffmann, Walther G.: Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Unter Mitarbeit von Franz Grumbach und Helmut Hesse, Berlin (W), Heidelberg und New York 1965.
Hofschen, Hans Gerd u. a.: SPD im Widerspruch, Köln 1975.
Horné, Alfred: Der beklagte Sieg, Villingen 1959.
Huffschmid, Jörg: Die Politik des Kapitals. Konzentration und Wirtschaftspolitik in der Bundesrepublik, Frankfurt/Main 1969.
Huffschmid, Jörg/Herbert Schui (Hrsg.): Gesellschaft im Konkurs? Handbuch zur Wirtschaftskrise 1973-1975, Köln 1977.
Huster, Ernst Ulrich u. a.: Determinanten der westdeutschen Restauration, Frankfurt/Main 1972.
IG Metall: Kampf um soziale Gerechtigkeit, Mitbestimmung, Demokratie und Frieden. Die Geschichte der Industriegewerkschaft Metall seit 1945, Frankfurt/Main 1986.
IMSF: Die Septemberstreiks 1969, Frankfurt/Main 1969.
IMSF: Mitbestimmung als Kampfaufgabe, Köln 1971.
IMSF: Wirtschaftskrise und Wirtschaftspolitik, Frankfurt/Main 1976.
Jacobi, Otto, Walter Müller-Jentsch, Eberhard Schmidt (Hrsg.): Gewerkschaften und Klassenkampf. Kritisches Jahrbuch, Frankfurt/Main 1972 ff. (bis 1975).
Jakobi-Bettien, Angelika: Metallgewerkschaft in Hessen 1945-1948, Marburg 1982.
Kittner, Michael: »Gewerkschaftsjahrbuch« (Köln: Bund Verlag). Informiert laufend über Neuerscheinungen zur Gewerkschaftsgeschichte sowie zu aktuellen gewerkschaftspolitischen Fragen.
Kittner, Michael (Hrsg.): Streik und Aussperrung, Frankfurt/Main - Köln 1974. Klein, Fritz: Deutschland 1897/98-1917. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage, Berlin (DDR) 1972.

Klein, Jürgen: Hand in Hand gegen die Arbeiter, Hamburg 1974.
Kleßmann, Christoph/Peter Friedemann: Streiks und Hungermärsche im Ruhrgebiet 1946-1948, Frankfurt/Nem York 1977.
Klönne, Arno (Hrsg.): Demokratischer und sozialer Rechtsstaat. Dokumente zur Gewerkschaftspolitik, Bochum 1964.
Klönne, Arno/Hartmut Reese: Die deutsche Gewerkschaftsbewegung. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Hamburg 1984.
Kluge, Ulrich: Die deutsche Revolution 1918/1919. Staat, Politik und Gesellschaft zwischen Weltkrieg und Kapp-Putsch, Frankfurt/Main 1985.
Kocka, Jürgen: Die Angestellten in der deutschen Geschichte 1850-1980, Göttingen 1981.
Kocka, Jürgen: Klassengesellschaft im Krieg 1914-1918, Göttingen 1973.
Krause, Fritz: Antimilitaristische Opposition in der BRD 1949-1955, Frankfurt/Main 1971.
Krohn, Claus-Dieter: Die große Inflation in Deutschland 1918-1923, Köln 1977. Kuczynski, Jürgen: Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Teil 1: Die Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1789 bis zur Gegenwart, 7 Bde., Berlin (DDR) 1961 ff.
Kühnl, Reinhard: Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten, Köln 1975.
Kunze, Otto (Hrsg.): Wirtschaftliche Mitbestimmung im Meinungsstreit, 2 Bde., Köln 1964.
Laubscher, Gerhard: Die Opposition im Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund (ADGB) 1918-1923, Frankfurt/Main 1979.
Leber, Georg: Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand, 4 Bde., Frankfurt/Main 1964-1966.
Lehndorff, Steffen: Wie kam es zur RGO? Probleme der Gewerkschaftsentwicklung in der Weimarer Republik von 1927 bis 1929, Frankfurt/Main 1975.
Leithäuser, Joachim, Wilhelm Leuschner: Ein Leben für die Republik, Köln 1962.
Leminsky, Gerhard, Bernd Otto: Politik und Programmatik des deutschen Gewerkschaftsbundes, Köln 1974.
Limmer, Hans: Die deutsche Gewerkschaftsbewegung, München und Wien 1966.
Losseff-Tillmanns, Giesela: Frauenemanzipation und Gewerkschaften, Wuppertal 1978.
Lucas, Erhard: Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt/Main 1976.
Mammach, Klaus: Die deutsche antifaschistische Widerstandsbewegung 1933-1939, Berlin (DDR) 1974.
Marx, Karl, Friedrich Engels: Werke, hrsg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin (DDR) 1956 ff.
Mason, Timothy W.: Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft. Dokumente und Materialien zur deutschen Arbeiterpolitik 1936-1939, Opladen 1975.
Matthias, Erich: Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, in: Das Ende der Parteien 1933, hrsg. von Erich Matthias und Rudolf Morsey, Düsseldorf 1960, S. 101-278.
Matthias, Erich/Klaus Schönhoven (Hrsg.): Solidarität und Menschenwürde. Etappen der deutschen Gewerkschaftsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bonn 1984.
Mayer, Evelies: Theorien zum Funktionswandel der Gewerkschaften, Frankfurt/Main 1973.
Mehring, Franz: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. 2 Bde., in: Franz
Mehring, Gesammelte Schriften, 1. und 2. Band, Berlin (DDR9 1960.
Merker, Paul: Deutschland - Sein oder Nichtsein? 2 Bde., Mexico 1944-45.
Merker, Paul: Sozialdemokratie und Gewerkschaften 1890-1920, Berlin 1949.
Meyer, Regine: Streik und Aussperrung. Analyse des Metallarbeiterstreiks in Nordwürtemberg-Nordbaden 1971, Marburg 1977.

Mit dem Gesicht nach Deutschland. Eine Dokumentation über die sozialistische Emigration. Aus dem Nachlaß von Friedrich Stampfer ergänzt durch andere Überlieferungen, hrsg. von: Erich Mathias, bearbeitet von Werner Link, Düsseldorf 1968.
Mommsen, Hans u. a. (Hrsg.): Industrielles System und politische Entwicklung in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1974.
Mommsen, Hans (Hrsg.): Sozialdemokratie zwischen Klassenbewegung und Volkspartei, Frankfurt/Main 1974.
Mooser, Josef: Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt/Main 1984.
Mottek, Hans: Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. Ein Grundriß, Band II: Von der französischen Revolution bis zur Zeit der Bismarckschen Reichsgründung, Berlin (DDR) 1964.
Mottek, Hans, Walter Becker, Alfred Schröter: Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. Ein Grundriß, Band III: Von der Zeit der Bismarckschen Reichsgründung 1871 bis zur Niederlage des faschistischen deutschen Imperialismus 1945, Berlin (DDR) 1974.
Müller, Hermann: Die Organisation der Lithographen, Steindrucker und verwandten Berufe. Erster Band: 1. Allgemeine Gewerkschaftsgeschichte. 2. Unsere Organisationen und Kämpfe bis zum Jahre 1891. Mit einer Einleitung zum Nachdruck von Willy Albrecht, Berlin und Bonn 1978.
Müssener, Helmut: Exil in Schweden. Politische und kulturelle Emigration nach 1933, München 1974.
Naphtali, Fritz u. a.: Wirtschaftsdemokratie. Wesen, Weg und Ziel, Berlin 1928.
Nestriepke, Siegfried: Die Gewerkschaftsbewegung. Erster Band, Berlin 1919.
Nickel, Walter: Zum Verhältnis von Arbeiterschaft und Gewerkschaften, Köln 1972.
Niethammer, Lutz, Ulrich Borsdorf, Peter Brand: Arbeiterinitiative 1945, Wuppertal 1976.
Noé, Claus: Gebändigter Klassenkampf: Tarifautonomie in der BRD, Berlin (W) 1970.
Nußbaum, Helga: Unternehmer gegen Monopole. Über Struktur und Aktionen antimonopolistischer Gruppen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Berlin (DDR) 1966.
Oertzen, Peter v.: Betriebsräte in der Novemberrevolution, Düsseldorf 1963.
Opel, Fritz: Der Deutsche Metallarbeiterverband während des Ersten Weltkrieges und der Revolution, Phil. Diss. Marburg 1956.
Osterland, Martin u. a.: Materialien zur Arbeits- und Lebenssituation der Industriearbeiter in der BRD, Frankfurt/Main 1973.
Otto, Bernd: Gewerkschaftsbewegung in Deutschland. Entwicklung, geistige Grundlagen, aktuelle Politik, Köln 1975.
Paterna, Erich, Werner Fischer, Kurt Gossweiler, Gertrud Markus und Kurt Pätzold: Deutschland von 1933 bis 1939. Von der Machtübertragung an den Faschismus bis zur Entfesselung des Zweiten Weltkrieges, Berlin (DDR) 1969.
Petzina, Dieter: Autarkiepolitik im Dritten Reich. Der nationalsozialitische Vierteljahresplan, Stuttgart 1968.
Petzina, Dietmar/Werner Abelshauser/Anselm Faust: Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch III. Materialien zur Statistik des Deutschen Reiches 1914-1945, München 1978.
Peukert, Detlev: Ruhrarbeiter gegen den Faschismus. Dokumentation über den Widerstand im Ruhrgebiet 1933-1945, Frankfurt/Main 1976.
Pirker, Theo: Die blinde Macht. Gewerkschaftsbewegung in Westdeutschland, 2 Bde., München 1960.
Potthoff, Ernst: Der Kampf um die Montan-Mitbestimmung, Köln-Deutz 1957.
Potthoff, Heinrich: Freie Gewerkschaften 1918-1933. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1987.
Potthoff, Heinrich: Gewerkschaften und Politik zwischen Revolution und Inflation, Düsseldorf 1979.
Potthoff, Ernst u. a.: Zwischenbilanz der Mitbestimmung, Tübingen 1962.

Preller, Ludwig: Sozialpolitik in der Weimarer Republik, Stuttgart 1949.
Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert. Begründet von Erich Matthias, Band I: Die Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution 1914-1919.: Bearbeitet von Klaus Schönhoven, Köln 1985.
Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Band II: Die Gewerkschaften in den Anfangsjahren der Republik 1919-1923. Bearbeitet von Michael Ruck, Köln 1985.
Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhunderts. Begr. von Erich Matthias, hrsg. von Hermann Weber, Klaus Schönhoven und Klaus Tenfelde. Band 3/I und 3/II: Die Gewerkschaften von der Stabilisierung bis zur Weltwirtschaftskrise 1924-1930, bearb. von Horst-A. Kukuck und Dieter Schiffmann, Köln 1986.
Raase, Werner: Die freien deutschen Gewerkschaften in den Jahren des Ersten Weltkrieges. Die große sozialistische Oktoberrevolution und die freien deutschen Gewerkschaften in der Novemberrevolution, Berlin (DDR) o. J.
Richter, Werner: Gewerkschaften, Monopolkapital und Staat im Ersten Weltkrieg und in der Novemberrevolution (1914-1919), Berlin (DDR) 1959.
Ritter, Gerhard A.: Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich. Die Sozialdemokratische Partei und die freien Gewerkschaften 1890-1900, Berlin-Dahlem 1959.
Ritter, Gerhard/Susanne Miller (Hrsg.): Die deutsche Revolution 1918-1919. Dokumente. 2. erheblich erweiterte und überarbeitete Auflage, Hamburg 1975.
Röder, Werner: Die deutschen sozialistischen Exilgruppen in Großbritannien 1940-1945, 2. verb. Aufl., Bonn-Bad Godesberg 1973.
Rosenberg, Ludwig: Sinn und Aufgaben der Gewerkschaften, Frankfurt/Main - Zürich 1974.
Roßmann, Witich: Vergesellschaftung, Krise und gewerkschaftliche Gegenmacht. Studien zu Strukturveränderungen der »industriellen Beziehungen« in der Bundesrepublik (1969-1984) , Marburg 1986.
Ruck, Michael: Die Freien Gewerkschaften im Ruhrkampf 1923, Köln 1986.
Ruge, Wolfgang: Deutschland 1917-1933, Lehrbuch der deutschen Geschichte. (Beiträge), Bd. 10, Berlin (DDR) 1967.
Rupp, Hans Karl: Außerparlamentarische Opposition in der Ära Adenauer, Köln 1970.
Schiefer, Jack: Leitfaden der Geschichte der freien Gewerkschaften Deutschlands von 1890-1932, Aachen 1946.
Schmidt, Walter A.: Damit Deutschland lebe. Ein Quellenwerk über den deutschen antifaschistischen Widerstandskampf 1933-1945, Berlin (DDR) 1958.
Schmidt, Eberhard: Die verhinderte Neuordnung. 1945-1952, Frankfurt/Main 1973.
Schmidt, Eberhard: Ordnungsfaktor oder Gegenmacht. Die politische Rolle der Gewerkschaften, Frankfurt/Main 1971.
Schneider, Michael: Auf dem Weg in die Krise. Thesen und Materialien zum Ruhreisenstreik 1928/29, Wentorf bei Hamburg 1974.
Schneider, Michael: Aussperrung. Ihre Geschichte und Funktion vom Kaiserreich bis heute, Köln 1980.
Schneider, Michael: Das Arbeitsbeschaffungsprogramm des ADGB, Bonn 1975.
Schneider, Michael: Die Christlichen Gewerkschaften 1894-1933, Bonn 1982.
Schöck, Eva Cornelia: Arbeitslosigkeit und Rationalisierung. Die Lage der Arbeiter und die kommunistische Gewerkschaftspolitik 1920-28, Frankfurt/Main-New York 1977.
Schönhoven, Klaus: Die deutschen Gewerkschaften, Frankfurt/Main 1987.
Schönhoven, Klaus: Expansion und Konzentration. Studien zur Entwicklung der freien Gewerkschaften im Wilhelminischen Deutschland 1890 bis 1914, Stuttgart 1980.
Schomerus, Heilwig: Die Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen. Forschungen zur Lage der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1977.

Schröder, Wolfgang: Klassenkämpfe und Gewerkschaftseinheit. Die Herausbildung und Konstituierung der gesamtnationalen deutschen Gewerkschaftsbewegung und der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, Berlin (DDR) 1965.
Schröder, Wolfgang: Partei und Gewerkschaften 1868/69 bis 1893. Die Gewerkschaftsbewegung in der Konzeption der revolutionären Sozialdemokratie 1868/69 bis 1893, Berlin (DDR) 197 5.
Schumann, Hans Gerd: Nationalsozialismus und Gewerkschaftsbewegung. Die Vernichtung der deutschen Gewerkschaften und der Aufbau der »Deutschen Arbeitsfront«, Hannover und Frankfurt/Main 1958.
Schuster, Dieter: Die deutsche Gewerkschaftsbewegung, Düsseldorf 1976 (5. Aufl.).
Schwarz, Salomon: Rote Gewerkschaftsinternationale (RGI); Karl Korsch: Die Wiederherstellung des Marxismus in der sogenannten »Gewerkschaftsfrage«, Nachdrucke, Berlin (W) 1972.
Schweitzer, Arthur: Big Business in the Third Reich, Bloomington 1964.
Seidel, Richard: Die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland. Mit einem Abschnitt über die Gewerkschaftsbewegung der Angestellten, von Bernhard Göring, 1. Auflage, Amsterdam 1928 .
Seidel, Richard: Die deutschen Gewerkschaften. Ihr Wesen, Weg und Ziel, Stuttgart 1948.
Seifert, Christfried: Entstehung und Entwicklung des Gewerkschaftsbundes Württemberg-Baden bis zur Gründung des DGB 1945-1949, Marburg 1980.
Splied, Franz: Die Gewerkschaften. Entwicklung und Erfolge. Ihr Wiederaufbau nach 1945, Hamburg o. J.
Stolle, Uta: Arbeiterpolitik im Betrieb, Frankfurt/Main - New York 1980.
Stolz, Otto: Die Gewerkschaften in der Sackgasse, München 1959.
Tenfelde, Klaus, Klaus Schönhoven, Michael Schneider, Detlev J. K. Peukert: Geschichte der deutschen Gewerkschaften von den Anfängen bis 1945, Köln 1987.
Tenfelde, Klaus: Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert, Bonn-Bad Godesberg 1977.
Todt, Elisabeth: Die gewerkschaftliche Betätigung in Deutschland. Von 1850 bis 1859, Berlin 1950.
Todt, Elisabeth, Hans Radandt: Zur Frühgeschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung 1800-1849. Mit einer Einleitung von Jürgen Kuczynski, Berlin (DDR) 1950.
Umbreit, Paul: Die deutschen Gewerkschaften im Ersten Weltkrieg, Berlin 1917.
Unser, M: Die Gewerkschaften in Südbaden, Diss. Marburg 1989.
Varain, H. J.: Freie Gewerkschaften, Sozialdemokratie und Staat. Die Politik der Generalkommission unter der Führung Carl Legiens (1890-1920), Düsseldorf 1956.
Vetter, Heinz Oskar (Hrsg.): Aus der Geschichte lernen - die Zukunft gestalten. Dreißig Jahre DGB. Protokoll der wissenschaftlichen Konferenz zur Geschichte der Gewerkschaften vom 12. und 13. Oktober 1979 in München, Köln 1980.
Vetter, Heinz Oskar (Hrsg.): Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung, Köln 1975.
Vietzke, Siegfried: Die KPD auf dem Wege zur Brüsseler Konferenz, Berlin (DDR) 1966.
Warnke, Herbert: Überblick über die Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung, Berlin (DDR) 1952.
Wehler, Hans-Ulrich: Bismarck und der Imperialismus, Köln/Berlin 1969.
Wehler, Hans-Ulrich: Das deutsche Kaiserreich 1871-1918, Göttingen 1973.
Weisenborn, Günther: Der lautlose Aufstand. Berichte über die Widerstandsbewegung des deutschen Volkes 1933-1945, Hamburg 1962.
Weiß-Hartmann, Anne: Der Freie Gewerkschaftsbund Hessen 1945-1949, Marburg 1977.
Wentzel, Lothar: Inflation und Arbeitslosigkeit. Gewerkschaftliche Kämpfe und ihre Grenzen am Beispiel des deutschen Metallarbeiter-Verbandes 1919-1924., Hannover 1981.
Winkler, Heinrich August: Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918 bis 1924, Berlin/Bonn 1984.

Winkler, Heinrich August: Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924 bis 1930, Berlin/Bonn 1985.
Winkler, Heinrich August: Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933, Berlin/Bonn 1987.
Wölk, Ingrid: Industriegewerkschaft oder Standesorganisation. Der Organisationsstreit um die Angestellten nach 1945 und die Entstehung der Gewerkschaft HBV, Marburg 1988.
Wohlgemuth, Heinz: Burgkrieg nicht Burgfriede, Berlin (DDR) 1963.
Zoll, Rainer: Der Doppelcharakter der Gewerkschaften. Zur Aktualität der Marxschen Gewerkschaftstheorie, Frankfurt/Main 1976.
Zwahr, Hartmut: Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchung über das Leipziger Proletariat während der Industriellen Revolution, Berlin 1978.
Zwing, Karl: Die Geschichte der freien deutschen Gewerkschaften, Jena 1922.

Jutta von Freyberg
Georg Fülberth
Jürgen Harrer
Bärbel Hebel-Kunze
Heinz-Gerd Hofschen
Erich Ott
Gerhard Stuby

Geschichte der deutschen Sozialdemokratie

Dritte Auflage, völlig überarbeitet und erweitert.
Kleine Bibliothek Band 58
592 Seiten
ISBN 3-7609-0929-9

Ein historisches Handbuch, das Wert auf detaillierte Fakten legt; ein Überblick, dessen Augenmerk gerade auch solchen Problemen in Geschichte und Politik der SPD gilt, die oft gerne übergangen werden. Aus dem Inhalt: Von der Entstehung der deutschen Sozialdemokratie zum Revisionismusstreit; Vom Reformismusstreit zum Ersten Weltkrieg; Erster Weltkrieg, Novemberrevolution und Weimarer Republik; Emigration und Widerstand 1933 bis 1945; Die Nachkriegsjahre; Von der Gründung der Bundesrepublik über Godesberg zur Großen Koalition 1966/69; Die SPD in der sozialliberalen Koalition von 1969 bis 1982; Kontinuität und Wandel: Die SPD in der Opposition seit 1982.

Heinz-Gerd Hofschen (Hrsg.)

Lafontaine, SPD und Gewerkschaften

Kleine Bibliothek 525
220 Seiten
ISBN 3-7609-1272-9

Oskar Lafontaine will die Massenarbeitslosigkeit durch Arbeitszeitverkürzung mit Lohnverzicht, durch Flexibilisierung und Sonntagsarbeit bekämpfen. „Sozialismus in der Klasse"? Autorin und Autoren konfrontieren dieses Konzept mit der politischen und ökonomischen Entwicklung. Sie stellen sich den neu entstandenen Fragen nach der Verteilung der Arbeit, nach der Arbeitszeitgestaltung, der technologischen Entwicklung und den veränderten Bedürfnissen der Beschäftigten. Sie formulieren aus gewerkschaftlicher Perspektive Anforderungen an die Wirtschaftspolitik der SPD und entwickeln Grundzüge einer alternativen wirtschafts- und sozialpolitischen Konzeption. Mit Beiträgen von: Heinz Bierbaum, Heinz-Gerd Hofschen, Uwe Kremer, Herbert Schui, Sibylle Stamm, Klaus Peter Wolf und Karl Georg Zinn.

Frank Deppe / Klaus Dörre / Witich Roßmann (Hrsg.)

Gewerkschaften im Umbruch

Perspektiven für die 90er Jahre

Kleine Bibliothek 532
432 Seiten
ISBN 3-7609-1280-X

Beiträge von Klaus Dörre, Rainer Falk, Rosemarie Lück, Kaspar Maase, Klaus Pickshaus, Dieter Plehwe, Witich Roßmann, Jürgen Schattmann, Klaus Stegmüller, Hans-Jürgen Urban, Marcus Waldschmitt und Klaus-Peter Weiner.

Ein Beitrag zur gewerkschaftlichen Zukunftsdiskussion, der sich an grundlegenden gesellschaftspolitischen Alternativen orientiert. Die Autoren behandeln zentrale Problemfelder und Herausforderungen, mit denen die Gewerkschaften in der Bundesrepublik angesichts der wirtschaftlichen, technologischen, ökologischen und sozialen Umbrüche im Übergang zu den 90er Jahren konfrontiert sind.

Blätter für deutsche und internationale Politik

Die auflagenstärkste und meistabonnierte politisch-wissenschaftliche Monatszeitschrift in deutscher Sprache. Sie bietet Analysen, Meinungen, Dokumente, Chroniken. Unentbehrlich in den aktuellen Auseinandersetzungen um Alternativen und Weichenstellungen für die 90er Jahre.

Themen der letzten Hefte u. a.:

Mythen und Realitäten des Münchner Abkommens · Der deutsch-amerikanische Dauerstreit über die atomare Verfügungsgewalt · Gläserne Bürger für einen undurchsichtigen Staat · Aspekte der Historikerdebatte: die Entsorgung der NS-Vergangenheit · Beweiszwang für die Opfer, Freispruch für die Täter · Testfall Golf · Die Grünen: Eine linksradikale Partei der Mitte? · Eiszeit auf dem Arbeitsmarkt · Politik mit und gegen AIDS · Wege zur Aussöhnung mit der Sowjetunion · Zukunftsszenarien der Gewerkschaften · Frontstaatsdämmerung · Der Fall Barbarossa: Es geschah Schlimmeres, als wir wissen wollen · Streit um die NATO-Strategie · 40 Jahre Bundesrepublik: Anstöße zur Bewältigung einer „Erfolgsgeschichte" · SPD/SED: Kultur des politischen Streits · Der Reaganismus ist ausgereizt · Ozonloch und Klimabeeinflussung · Bonn-Paris: Der Erbfeind als Ersatzfreund · Amerikanisch-sowjetische Annäherung und regionale Konflikte · Stalinismus als politisches System

In den letzten Heften schrieben u. a.

Elmar Altvater · Egon Bahr · Ulrich Beck · Angelika Beer · Karl Bonhoeffer · Andreas von Bülow · Frank Deppe · Hans-Peter Dürr · Valentin Falin · Olaf Feldmann · Iring Fetscher · Georg Fülberth · Katrin Fuchs · Heinz Galinski · Diethelm Gohl · Wilhelm Hankel · Selig S. Harrison · Mechtild Jansen · Hubert Kleinert · Arno Klönne · Verena Krieger · Reinhard Kühnl · Annette Kuhn · Dieter S. Lutz · Alfred Mechtersheimer · Meinhard Miegel · Hans Mommsen · Bahman Nirumand · Helmut Ridder · Karin Roth · Karl Heinz Roth · Sergej Salygin · Kurt Scharf · Hermann Scheer · Walter Schütze · Susanne Schunter-Kleemann · Hermann Otto Solms · Christian Streit · Bernd-Jürgen Wendt · Karl-Georg Zinn

Zum Kennenlernen:

für DM 10,– (Vorauskasse: Verrechnungsscheck, bar oder in Briefmarken) erhalten Sie 2 Monate lang die „Blätter" (Einzelheftpreis DM 9,–). Die Lieferung wird nur fortgesetzt, wenn Sie es ausdrücklich wünschen.

Schreiben Sie uns oder rufen Sie an: „Blätter"-Service für Leserinnen und Leser, Gottesweg 54, 5000 Köln 51, Telefon (02 21) 360 02 38

Kleine Bibliothek

Geschichte

4., aktualisierte und wesentlich erweiterte Auflage

Das Buch löste bei seinem ersten Erscheinen innerhalb und außerhalb des DGB eine heftige Geschichtsdebatte aus. Inzwischen ist es zum Standardwerk geworden. Für die vierte Auflage wurde der Teil über die Weimarer Republik völlig neu bearbeitet. Ebenfalls neu ist die Darstellung der Jahre seit 1966. Sie umfaßt die Entwicklung und Politik der DGB-Gewerkschaften bis heute. Damit wendet sich das Buch an historisch interessierte Leser und Leserinnen ebenso wie an alle, die sich mit aktuellen Fragen gewerkschaftlicher Politik beschäftigen.

PAHL-RUGENSTEIN

ISBN 3-7609-0988-4 DM 29,80